# Deutsche Rundschau

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

**Julius Rodenberg.**

## Band XXXVI.

(Juli — August — September 1883.)


Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

**Alexandrien**, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchh. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp R. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & T. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell

# Inhalts-Verzeichniß

zum

## Sechsunddreißigsten Bande (Juli — September 1883).



(Fortsetzung umstehend.)

# Gift.

Roman

von

**Alexander L. Kielland**[1]).

## IV.

Man war lange mit dem Plan umgegangen, eine Fabrik in der Nähe der Stadt anzulegen. Es sollte ein Zweiggeschäft eines großen englischen Unternehmens in künstlichen Düngerstoffen sein. Nun wollte man auch gern das städtische Capital mit heranziehen, und da in der Stadt kein rechtes Verständniß für diese Dinge vorhanden war, so traf dort ein mit der Sache vertrauter Mann ein, der mit den Leuten sprechen, ihnen über den wahrscheinlichen Gewinn Aufschluß geben und einen passenden Platz, der schon ausersehen war, kaufen sollte. Aus diesem Anlaß war bei Abraham's Eltern eine Gesellschaft eingeladen.

Der Fremde, der sich Michael Mordtmann nannte, war, wie die meisten Fremden, die zur Stadt kamen, an den Professor Lövdahl empfohlen. Der Professor kannte ihn ein wenig von der Universität her. Mordtmann hatte seiner Zeit das Studium der Medicin begonnen und kam dann halb zufällig nach England, wo er durch Verbindungen, die sein Vater hatte, die Bekanntschaft einer Familie machte, welche bedeutende chemische Fabriken besaß. Ganz unvermuthet war ihm hier eine gute Stelle angeboten; er nahm sie an und blieb mehrere Jahre in England. Späterhin brachte er in Erfahrung, daß diese Veränderung in seinem Lebensplan nicht so zufällig, wie er dies selbst geglaubt, stattgefunden habe.

Sein Vater trieb in Bergen ein großes Speculationsgeschäft unter der Firma Isaak Mordtmann u. Comp. und machte einen bedeutenden Umsatz; ob er aber festes Vermögen habe, wußte Niemand. Er war ein lebhafter unternehmungslustiger Handelsmann, der keineswegs sehr davon erbaut war, daß sein einziger Sohn durchaus Arzt werden wollte. Aber Isaak Mordtmann hatte gelernt sich zu gedulden und den geeigneten Augenblick abzuwarten. So ließ er dem Sohn, ohne Einwendungen zu machen, seinen Willen, bis er selbst die Reise

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Capitän C. von Sarauw.

nach England zu Stande brachte; und auch das Anerbieten wegen der Stelle bei der englischen Fabrik war von ihm eingeleitet worden. Dadurch hatte er erreicht, daß der Sohn ein praktischer Chemiker und tüchtiger Geschäftsmann und nicht ein armseliger Districtsarzt irgendwo hoch oben in dem Gebirge geworden war.

Michael war dazu ausersehen, die neue Fabrik anzulegen und zu leiten. Aber Isaak Mordtmann u. Comp. konnten kein großes Capital dazu hergeben; die englische Firma, die im Prospect als das Hauptgeschäft angegeben war, verhielt sich vorsichtig; deshalb kam es darauf an, den größten Theil des Capitals in der Stadt selber aufzutreiben, wo, wie gesagt, ein ausgezeichnetes günstiges Terrain gefunden und halbweg gekauft war.

Dies war also Michael Mordtmann's Aufgabe und er zeigte sich sogleich derselben gewachsen. Das steife englische Wesen gab ihm etwas Solides, Zuverlässiges, wodurch viele Leute Lust bekamen, ihr Geld bei diesem Unternehmen anzulegen, obgleich sie nicht das Mindeste davon verstanden.

Professor Lövdahl war sehr vorsichtig mit seinem Gelde. Er pflegte ausländische Actien und Staatspapiere in Kopenhagen und Hamburg zu kaufen; aber er legte von dem Vermögen seiner Frau so wenig wie möglich bei inländischen Geschäften an. Die Kaufleute hatten allzuviele Verpflichtungen gegen einander durch Darlehen und Aushilfen und Unterschriften und Cautionen, als daß der Professor es hätte wünschen sollen, in die Handelswelt hinein zu kommen. Deshalb leistete er gern Verzicht darauf, unter den Großhändlern eine bedeutende Stellung einzunehmen, was für ihn eine Leichtigkeit gewesen wäre, wenn er das große Vermögen seiner Frau in der Stadt selber untergebracht hätte. Er bezog seine Zinsen und schnitt in aller Stille seine Coupons ab; man wußte wohl ungefähr, wie hoch sich der Nachlaß des alten Abraham Knorr belaufen und man wußte auch, daß der Professor sein Geld aus Bergen fortgenommen habe, aber was er eigentlich damit anfinge, konnte man nicht recht herausbringen. Michael Mordtmann hatte daher auch seine Noth mit dem Professor. Das Unternehmen hatte einen gewissen Anstrich von Wissenschaftlichkeit, es hatte so etwas von Chemie und Medicin an sich; es war jedenfalls Keiner in der ganzen Stadt, der etwas von diesen Analysen und all dem phosphorsauren Gerede verstanden hätte, als Professor Lövdahl. So lange der sich aber zurückhielt, wollte die Sache nicht recht gehen. Trotzdem ging Mordtmann im Hause des Professors aus und ein, und als er etwa vierzehn Tage in der Stadt gewesen war, gab der Professor ihm zu Ehren die große Gesellschaft.

Frau Lövdahl fühlte sich sehr getäuscht über Mordtmann. Er war einige Jahre jünger als sie; sie konnte sich aber deutlich erinnern, wie er daheim in Bergen ein lebhafter junger Mann und begeisterter „Sprachstreber" gewesen sei, der als Redner für die Frauen, für das Volk und das Volksthümliche auftrat.

Nun war er zurückgekehrt als steifer Engländer und beschäftigte sich mit nichts Anderem, als mit langweiligen Menschen über Soda und Knochenmehl zu sprechen. Sie hatte kaum zehn Worte mit ihm gewechselt und die Professorin war der Meinung, daß er im Vergleich zu seinem Alter ein ganz ungewöhnlich langweiliger Patron sei.

Erst heute war sie darauf aufmerksam geworden, daß ihm der englische

Schnitt doch gut stünde, unter all' diesen Alltagsmenschen, die sie auswendig wußte. Bei Tische war es steif hergegangen; es waren nur Herren da und zum Theil solche Herren, die sonst nicht in's Haus kamen, deren Bekanntschaft aber dem jungen Mordtmann von Nutzen sein konnte. Der Professor war lebhaft und liebenswürdig gewesen, wie er dies immer war; er hatte die Gesundheit des Ehrengastes ausgebracht, ihm alles mögliche Gedeihen für sein Unternehmen gewünscht und der Stadt zu einem so großen und unzweifelhaft gewinnbringenden Betrieb gratulirt. Es mußte daher Allen seltsam erscheinen, daß der Professor noch nicht eine einzige Actie für dies unzweifelhaft gewinnbringende Unternehmen, das er so lobte und auf dessen Gedeihen er trank, gezeichnet hatte.

Auch Michael Mordtmann fühlte das. In seiner Dankrede versuchte er es, einen scherzenden Ton über die Langsamkeit und übertriebene Vorsicht der Westländer anzuschlagen; aber er hatte doch damit geendet, daß, wenn sie erst einmal anfingen, so ginge es auch mit Dampf. Das wolle er auch in diesem Fall hoffen.

Diese Rede wäre ausgezeichnet gut in Bergen angebracht gewesen, Frau Lövdahl lachte auch ein paar Mal; aber sie fand damit fast gar keinen Anklang. Diese ehemaligen Schiffer oder alten Heringsalzer, noch dazu zum Theil Haugianer, hatten durchaus kein Verständniß für derartigen Humor und sahen einander an.

Michael Mordtmann war, als er von Tische aufstand, in ärgerlicher Stimmung; er fühlte, daß er Terrain verloren habe. Wenn er zu diesen Leuten hinging und mit ihnen unter vier Augen in einem dunkeln Comptoir, nicht viel größer als ein Kleiderschrank, sprach, so kam er selbst in eine ernste Stimmung und redete in ernsthaftem Tone. Aber wie er nun hier am festlichen Tische saß und Wein trank, war sein leichtes Bergenser Blut in Bewegung gekommen und er improvisirte die humoristische Rede. Erst hinterher sah er ein, daß er lieber in trocknem, phosphorsaurem Tone, wie er sich es ursprünglich vorgenommen, gesprochen haben sollte.

Das Haus, welches der Professor Lövdahl bewohnte, war sehr groß und altmodisch; auf der Hinterseite hatte es einen Garten, obgleich es mitten in der Stadt lag. Er hatte es von der Stadt gekauft, die es in früheren Zeiten als Festlocal, oder wenn ein König oder ein Prinz durch das Land fuhr, benutzt hatte. Es waren große und hohe Zimmer darin, zu denen das etwas veraltete Mobiliar, welches die Professorin von Hause mitgebracht hatte, gut paßte.

Heute hatte man das ganze Haus, da über fünfzig Gäste da waren, bis zum Studirzimmer des Professors benutzen müssen. Hier hatten sich die Raucher versammelt und der Tabaksdampf zog von da in die anderen Zimmer, ward aber durch die Portière von dem Salon der Professorin abgehalten. Hier saß sie selber und schenkte den Kaffee. Es waren mehrere Kartentische da, die anderen Gäste sammelten sich bei einem Glase Grog, der gleich nach dem Kaffee bereitet ward, in Gruppen und sprachen über Fracht- und Salzpreise oder steckten die Köpfe über die neue Fabrik zusammen. Michael Mordtmann ging mißlaunig umher; aus allen Anzeichen zog er den Schluß, daß er eine Dummheit begangen, und als er sich dies erst in den Kopf gesetzt hatte, stieg sein Verdruß immer höher. Er nahm sich die Sache aufrichtig zu Herzen. Erst vor einigen Tagen

hatte er seinem Vater geschrieben, daß er die besten Hoffnungen nähre. Sollte er nun die Demüthigung erleiden, eingestehen zu müssen, daß er sich bei einer Mittagsgesellschaft tactlos benommen und die Leute von sich gescheucht habe?

Während seines Aufenthalts in England war er nach und nach mit Leib und Seele Kaufmann geworden. Er mußte lachen, wenn er daran dachte, daß er einmal begeisterter „Sprachstreber“ und daß es sein Ideal gewesen sei, für das Volk und mit dem Volk zu leben! Die englische Behaglichkeit, die unausgesetzten Bäder und Waschungen und die schimmernd weiße Wäsche hatten seinen Geschmack verändert und ihn vom Volke abgesondert. Und was an Leben und Begeisterung in seinem Blute gelegen, das hatte sich wie beim Vater in eine lebhafte Speculationslust, einen Drang zu einer großen Wirksamkeit, einen Drang zu steigen und viel unter den Händen zu haben, verwandelt. Und andererseits hatte der Umstand, daß er schon jetzt eine so tiefe Verachtung für das fühlte, wofür er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre so stark geschwärmt, in ihm ein Mißtrauen gegen starke Leidenschaften überhaupt erweckt, hatte ihn auch Frauen gegenüber kalt und vorsichtig gemacht, was ihm sehr zu Statten gekommen war. Mit seinem Vater stand er jetzt auf einem sehr vertrauten Fuß; sie hatten zusammen diesen Plan wegen der Fabrik gehabt: der Sohn sollte Director, der Vater Disponent und außerdem Commissionär für das englische Haus sein; es waren sehr gute Aussichten für großen Verdienst vorhanden, und sollte die Sache unglücklich ausfallen, so ging dabei fast ausschließlich fremdes Geld verloren. Wenn nun aber dies fremde Geld nicht einkommen wollte!

Michael Mordtmann warf seine Cigarre fort, trank ein Glas Grog und ging in's Zimmer der Professorin. Um diese hatten sich einige Herren versammelt, die nicht rauchten oder die hier in einem Gespräch mit ihr sitzen geblieben waren. Es waren meistens Beamte oder solche Freunde des Hauses, die sich heute in der gemischten Gesellschaft nicht recht wohl befanden.

„Ich danke Ihnen für die Rede, Herr Mordtmann,“ rief die Professorin freundlich; er verbeugte sich steif und sah sie mißtrauisch an. Er setzte sich in einen Winkel des geräumigen Salons hinter einer Etagère, wo er in einem Album blätterte, während das Gespräch von den Andern wieder aufgenommen wurde.

„Auf diesem Punkte kann ich nicht nachgeben, Herr Rector,“ sagte die Professorin; „Sie sagen, ich solle mich dabei beruhigen und hoffen —“

„Bitte, entschuldigen Sie, gnädige Frau, so lauteten meine Worte nicht. Ich sagte, daß wenn der Unterricht und die geistige Entwickelung des Kindes Männern überlassen wird, die Sachkenntniß und Erfahrung mit einem redlichen Willen verbinden, die Eltern dann hoffen und glauben müssen, daß das Kind mit Gottes Hilfe sich in guten Händen befinde.“

„Aber wer bürgt mir für den redlichen Willen und all' das Andere?“

„Dafür bürgt der Staat, das Unterrichtswesen des Landes, eine umsichtige Regierung. Glauben Sie mir, gnädige Frau, das Unterrichtswesen unseres Landes kann sich mit jedem anderen in Europa messen, und in religiöser und sittlicher Beziehung steht es unzweifelhaft über den meisten.“

„Wenn ich nun aber mit diesen meinen beiden eigenen Augen sehe, daß es verkehrt, ganz und gar verkehrt geht, was soll ich dann thun?“

Alle lachten gutmüthig über die eifrige Frau Professorin und sie lachte mit, obgleich es ihr völliger Ernst war.

„Sie sind — hm — Sie sind eine sehr strenge Dame,“ sagte der Rector lächelnd, indem er seine geräumige Nase mit Schnupftabak füllte; „wir sind hier gerade mehrere Schulmänner zugegen und müssen uns also sehr schuldvoll fühlen.“

„Ach, um Vergebung, meine Herren, daran dachte ich nicht, das werden Sie mir gewiß glauben,“ sagte die Professorin, indem sie mit offenem Lächeln den Einen nach dem Andern anblickte, „es ist mein unseliges Bergenser Blut, wie mein Mann sagt. Bekomme ich erst eine Idee, so muß ich mich ganz, ganz aussprechen, und nun habe ich mich lange mit der Ahnung herumgetragen, daß unser Schulwesen völlig im Argen liegt.“

Außer dem Rector war von Schulmännern in der Stube noch der Oberlehrer Abel, der es sehr gern hörte, wenn man ihm nachsagte er mache der Professorin den Hof, und der Vorsteher der Bürgerschule, Candidat Klausen; erst später kam der Adjunct Aalbom hinzu.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, gnädige Frau, uns zu sagen, was denn so schlimm dabei ist?“ versetzte der Rector.

„Alles — Alles, von einem Ende bis zum anderen.“

„Soll das auch von den Bürgerschulen gelten?“ fragte Candidat Klausen.

„Die kenne ich nicht; aber ich bin davon überzeugt, daß wenn die Schule für die Kinder der Wohlhabenden so schlecht ist, die Schule, welche die Kinder der Armen besuchen müssen, noch weit schlechter sein wird.“

Das waren harte Worte, härter als die Professorin sie sonst auszusprechen pflegte, und die Herren sahen einander an. Das gutmüthige und etwas verschmitzte Lächeln des Rectors aber trug den Sieg davon und gab der allgemeinen Stimmung die Richtung an; Alles wohl erwogen, hatte man es ja nur mit einer Dame zu thun. „Sollte nicht ein Umstand da sein, welcher Sie ganz besonders verdrießt, gnädige Frau?“ bemerkte der alte Rektor mit feinem Lächeln.

„Und der wäre?“

„Daß Sie nicht mit Ihren hübschen, energischen kleinen Händen die Sache mit anfassen können, daß Sie nicht unter den Lehrern aufräumen und selbst auf den Rector ein wachsames Auge haben dürfen.“

„Ja, ja, ganz wohl, so ist es,“ rief die Professorin. „Ich sehe es wohl, wie Sie Alle lachen, aber mir ist es völliger Ernst. Gerade das empört mich, daß ich Nichts — Nichts für meinen Sohn thun kann, wenn ich doch sehe, deutlich sehe, daß er zu Grunde gerichtet und daß seine Kräfte vergeudet werden.“

„Nun, nun, liebe Frau Professorin,“ sprach der Rector, „wir wollen nicht hoffen, daß die Sache so schlimm steht. Haben Sie aber auch darin Recht, daß sie durchaus Nichts für Ihren Sohn thun können, wenn Sie der Meinung sind, daß die Schule sich irgendwie auf Abwegen befindet? Jede Vorstellung — —“

„Ach, lieber Herr Rector, wie können Sie mir doch darin widersprechen. Sie wissen selber nur zu gut, daß ein Kind in einer öffentlichen Schule von

dreifachen Mauern umschlossen wird, und wehe dem Vater oder — was noch schlimmer ist — der Mutter, welche ihre Hand in das Wespennest stecken würde."

„Da erlaube ich mir doch die Bemerkung, gnädige Frau," schaltete Candidat Klausen ein, „daß kaum ein Tag vergeht, wo mir nicht ein halbes Dutzend Weibspersonen in's Haus rennt, um über irgend Etwas, das ihren herrlichen Rangen widerfahren sein soll, Aufhebens zu machen."

„Entschuldigen Sie, Herr Schulvorsteher, diese Weibspersonen — wie Sie sie zu nennen belieben — haben alle mit Schmerzen ihre Kinder geboren, was wohl kein Schulvorsteher von sich sagen kann, und schon aus diesem Grunde haben sie ein Recht darauf, so gut wie sie es vermögen, über ihre Rangen — die in ihren Augen eben so schön sind, wie unsere Knaben in unseren Augen — zu wachen, wenn dieselben zwangsweise wildfremden Menschen in die Hände geliefert werden."

„Das würde in der That eine schöne Procession von Müttern werden, wenn man all' ihr Gewäsch anhören wollte — das könnte zehn Schulvorsteher in's Grab legen."

„Das ist mir durchaus gleichgültig," erwiderte die Professorin trocken, „die Mütter haben das Recht und die Pflicht, ihren Kindern auf dem Fuß zu folgen, so weit sie können, und gäbe Gott nur, daß sie es thäten, und wenn darob alle Schulvorsteher stürben wie die Fliegen. Entschuldigen Sie, Herr Candidat!"

„Aber — aber — aber, liebe Frau Professorin," rief der Rector und streckte wie flehend seine Hand gegen sie aus, „Sie können doch nicht der Meinung sein, daß Mütter und Väter jedes Mal aufmarschiren sollen —"

„O nein, gewiß nicht, Herr Rector," unterbrach ihn die Professorin lachend und ergriff freundschaftlich seine Hand; „ich meine nur, daß ich wünschen möchte, es wäre ein solches Interesse für die Kinder unter uns Eltern, so würde dies Interesse wohl, wenn es stark und lebhaft genug würde, sich in irgend einer Form einen Ausdruck schaffen, wodurch wir, die wir doch mit unserem Gelde alle Ausgaben bestreiten, einigen Einfluß, einige Controle über das, was hinter den dicken Mauern der Schule vorgeht, erhalten könnten."

Procurator Kahrs hatte sich nach dem reichlichen Antheil, den er am Mahl genommen, der erforderlichen Ruhe hingegeben, während er sich an der lebhaften Verhandlung zwischen so durchaus unjuridischen Personen ergötzte. Endlich meinte er doch, als sich nach und nach Viele im Zimmer angesammelt hatten, es könne an der Zeit sein, daß etwas Methode und Logik in's Gespräch hineingebracht würde.

„Eine Bemerkung in Ihrer letzten Replik, gnädige Frau, veranlaßt mich zu einer Frage," so begann er mit einem humoristisch-ernsten Ausdruck in seinem glänzend rothen Gesicht — handelte es sich doch nur um eine Dame! „War es nicht Ihre Meinung, geehrteste Frau Professorin, daß das Interesse der Eltern für ihre Kinder in einem factisch ausgeübten Einfluß auf die Thätigkeit und die Arbeit der Schule seinen Ausdruck finden müsse?"

„Ja wohl, eben das!"

„Eine Vertretung — oder etwas Aehnliches — der elterlichen Interessen —"

„Ja, etwas Derartiges wollte ich —"

„Aber — aber — entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte jetzt Kahrs, und stellte sich an, als sei er ganz verlegen, „das haben wir ja schon."

„So, davon weiß ich Nichts," antwortete die Professorin erröthend; es geschah ihr wohl zuweilen, daß sie bei dergleichen Gesprächen gegen etwas anstieß, wovon sie keine Ahnung hatte.

„Das nimmt mich Wunder, gnädige Frau, da Sie doch sonst in dieser Sache so wohl bewandert zu sein scheinen, oder doch jedenfalls ein so warmes Interesse für diese Fragen hegen. Wir haben nämlich gerade einen Ausdruck dafür, daß in den Staatsschulen auch die Eltern vertreten sein sollen; wir haben ihn bekanntlich im Ephorat, dem Ephorat der Schule."

„Ephorat?" fragte die Professorin unsicher.

Bevor aber Kahrs oder ein Anderer den Sieg verfolgen konnte, fragte eine trockene, klare Stimme: „Entschuldigen Sie, meine Herren, hat Einer von Ihnen jemals einen lebenden Ephoren gesehen?"

Aller Augen fielen auf Michael Mordtmann, welcher in sicherer, wohlgefälliger Stellung bei der Etagère stand; als aber sein und der Professorin Blick sich begegneten, brach sie in ihr lustiges Lachen aus. „Dank, Herr Mordtmann, tausend Dank für Ihre Hilfe! Ja, jetzt frage auch ich, was ist ein Ephor, wer sind die Ephoren hier an der Schule?"

„Aber gnädige Frau!" rief der Rector ganz verdutzt, „wissen Sie wirklich nicht, daß Professor Lövdahl einer der Ephoren unserer Schule ist?"

„Karsten! Mein Mann! Nein, das ist zu wundervoll. Ach bitte, Herr Abel, wollen Sie nicht meinen Mann herrufen, ich muß ihn sehen als Ephoren."

Der Oberlehrer Abel flog wie eine Feder durch die Portière und kam mit dem Professor, welcher Karten in der Hand hielt, wieder. „Was sind das für Scherze, Wencke?" fragte er aufgeräumt.

„Köstliche Scherze! Man behauptet, Du seist Ephor, Karsten!"

„Das bin ich allerdings —"

„Du wärst also der Ausdruck des Interesses der Eltern für ihre Kinder in der Schule."

„Nun ja, hast Du mich denn nicht bei den Examenfesten zu oberst neben dem Bürgermeister auf einem Sessel mit hoher Lehne sitzen sehen?" sagte der Professor unvorsichtig; „aber nun mußt Du mich gehen lassen, ich habe die ganze Hand voll von Trümpfen."

Die anderen Herren dachten bei sich, daß wenn der Professor am Gespräch theilgenommen, er wohl anders geantwortet haben würde. Frau Lövdahl aber war plötzlich ernst geworden und sprach: „Da können Sie sehen, wie es um uns steht! Hätte ich nicht im rechten Augenblick dies große Wort in dem Gelächter, das es verdient, ertränkt, würde ich mir vielleicht wie so viele Andere eingebildet haben, daß auch auf diesem Punkt Alles so gut und weise von Oben eingerichtet sei, daß wir kleinen Leute und Frauenzimmer nur unseren Mund zu halten und Alles seinen Gang gehen zu lassen hätten. Aber jetzt soll mich auch Keiner mehr — noch einmal Dank für Ihre Hilfe, Herr Mordtmann! — jetzt soll mich Keiner mehr mit diesen großen Worten übertölpeln. Wenn mein Mann Ephor ist, so weiß ich, daß die Geschichte mit dem Ephorat nichts Anderes ist als ein

Glied an der Kette der administrativen Spiegelfechterei, unter der wir Alle erstickt und verdummt werden."

„Bitte, bitte, erlauben Sie, geehrte Frau Professorin," begann der Rector wieder; „es muß doch wohl eine Administration da sein, wir können doch nicht Alle mit einander regieren."

„Das verlange ich auch gar nicht; aber in jeder Sache müssen diejenigen bestimmen, welche die faktische Verantwortung tragen, und in der Sache der Kinderbehandlung haben Diejenigen die Verantwortung, denen die Kinder gehören. Aber statt eines der Anerkennung wirklich entsprechenden Antheils an dem Wirken der Schule, haben wir diese Spiegelfechterei mit einem Ephorat, das darin besteht, auf einem Sessel mit hoher Lehne neben dem Bürgermeister zu sitzen. Und wie dies paßt, wie dies zu unserer ganzen Einrichtung paßt! Die Verantwortung wird so lange zwischen großen Worten und klingenden Titeln auf und nieder geschoben, bis man sie nicht mit der Laterne wieder finden kann. Die Verantwortungslosigkeit aber baut sich eine sichere Pyramide, die in eine Spitze ausläuft, welche in so hohem Grade jede Verantwortung verloren hat, daß sie heilig ist!"

„Nur nicht so hitzig, geehrteste Frau Professorin, nicht so hitzig," rief der Procurator Kahrs; man lachte noch immer, hatte man es doch nur mit einer Dame zu thun! Dennoch hätten solche Worte, wie man meinte, nicht im Hause eines so hochgestellten Mannes fallen dürfen. Daran dachte die Professorin aber gar nicht; sie war daran gewöhnt, in ihrer Stube frei weg zu sprechen und ihr Mann hatte es nie weiter gebracht, als zu mildern und zu glätten, so gut, wie er es vermochte.

Michael Mordtmann empfand, nachdem er eine Zeitlang die Professorin hatte sprechen hören, zuletzt eine unbezwingliche Lust, sich in das Gespräch zu mischen. Verstimmt und muthlos, wie er war, weil der Kaufmann in ihm eine Niederlage erlitten, fühlte er einen Drang, den alten Freiheitsmann loszulassen und für eine Weile den englischen Zwang abzuwerfen; sein Unternehmen gab er doch verloren. Er trat etwas näher heran und begann in hübscher abgerundeter Sprache, mit einer Ruhe, welche die Andern, namentlich den Adjuncten Aalbom im höchsten Grade aufbrachte. „Auch mir ist es von jeher als etwas Verkehrtes, ja eigentlich Empörendes vorgekommen, daß gerade die Schule und Alles was dahin gehört, gleichsam eine geschlossene Arena sein soll, in der nur die ausgesuchteste Gelehrsamkeit und Sachkenntniß sich herumtummeln dürfen, während den Vätern und Müttern, die doch die theuersten Einsätze in diesem Spiel liefern, Nichts als ein bescheidener Zuhörerplatz draußenvor übrig gelassen wird, von dem es ihnen gestattet ist, den philologischen Staub, der während des Kampfes aufgewirbelt wird, zu beobachten."

„Bravo, Bravo!" rief die Professorin entzückt und reichte ihm ihre beiden Hände, „wer hätte das von Ihnen erwartet, Herr Mordtmann! Ich glaubte, aufrichtig gesagt — nun, lassen wir es gut sein, was ich glaubte; es freut mich, daß ich mich geirrt habe. Kommen Sie her zu mir, wir müssen uns zusammen schließen, Sie sehen, wie dicht der Feind um uns steht."

Es war nun auch eine Menge von Herren hereingekommen, so daß sie nicht

mehr bloß eine Gruppe um die Professorin her ausmachten, sondern daß allmälig die ganze Stube voll geworden war; und mehrere der kleinen Kaufleute, die selten in große Gesellschaften zu kommen pflegten, hatten sich hereingeschlichen und sich an den Wänden aufgestellt. Das eifrige Gespräch zog sie weit mehr an, als das Kartenspiel, das für Viele von ihnen ein verabscheuungswerther Anblick war.

„Wenn Sie nun aber so unzufrieden mit der jetzigen Ordnung der Dinge sind," begann Procurator Kahrs wieder, indem er sich ausschließlich an die Professorin, ohne Mordtmann weiter zu beachten, aber doch in einem ernsthafteren Tone als vorher, wandte — denn die Sachlage war jetzt eine ganz andere geworden, da sich auch ein Mann, ein akademisch gebildeter Mann zu so radicalen Anschauungen bekannte — „wenn Sie so mißvergnügt sind, gnädige Frau, zum Beispiel mit dem armen Ephorat, wollten Sie uns dann nicht angeben, in welcher praktischen Weise sie die Eltern an dem Wirken der Schule theilhaftig zu machen gedenken?"

„O, mit Vergnügen," erwiderte die Professorin rasch; „zuerst sollten alle Väter und Mütter, deren Kinder dieselbe Schule besuchen, eine große Versammlung abhalten, um —"

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie unterbreche," sagte Mordtmann unruhig; „da Sie aber selbst die Güte hatten, ein Bündniß zwischen uns vorzuschlagen, muß ich als Ihr Verbündeter auf das Bestimmteste davon abrathen, daß Sie praktische Regeln für die Durchführung unserer Reform aufstellen!"

„Und weshalb dürfte die Frau Professorin dies nicht? — wenn ich mir die Frage erlauben darf," warf Procurator Kahrs ein, indem er sich zum ersten Mal direct an Mordtmann wandte.

„Weil Derjenige, welcher eine durchgreifende Reform wünscht, sich davor hüten muß, mit praktischen Vorschlägen zu kommen. Denn unter der großen Menge, die sich überhaupt jeder Reform widersetzt, finden sich immer Solche, die es verstehen, die praktischen Vorschläge zu carikiren und lächerlich zu machen, und dadurch glaubt man die Unzeitigkeit der ganzen Reform bewiesen zu haben."

„Sie sagen: glaubt man bewiesen zu haben," rief der Procurator in überlegenem Tone, „aber ich erlaube mir auch zu glauben, daß die Unzeitigkeit einer Reform vollkommen genügend bewiesen ist, wenn ihre praktische Undurchführbarkeit in confesso ist."

„Natürlich, natürlich! Die Theorie kann sehr schön sein! Aber halten Sie sich an die Praxis, junger Mann, an die Praxis," so brach der Adjunct, der den Beinamen „die Blindschleiche" hatte, endlich los; er war wie immer rasend aufgebracht, wenn er Etwas hörte, das einen Anstrich von Opposition hatte.

Michael Mordtmann betrachtete das erhitzte Gesicht des Adjuncten Aalbom mit seiner englischen Ruhe und wandte sich dann wieder an den Procurator: „Bei solchen Reformen, von denen hier die Rede, ist die praktische Durchführung das Untergeordnete und verhältnißmäßig Unwesentliche; und Derjenige, welcher damit anfängt, fängt von hinten an und verschwendet unnütz seine Arbeit. Wenn Sie dahingegen den in der Reform liegenden Gedanken zur allgemeinen

Ueberzeugung Ihrer Zeit machen können, wenn es Ihnen gelingt, bei den Eltern dies starke Interesse für die Schule zu erwecken, dann wird dies Interesse auch leicht, natürlich und ohne Anstrengung seinen Ausdruck in der Praxis finden. So lange aber dies Interesse nicht geweckt ist, kann es Nichts nützen, sich über die praktischen Schwierigkeiten zu streiten; und sobald es geweckt ist, gibt es keine praktischen Schwierigkeiten, um die man streiten könnte."

„Aha, wie sich da die Jugend zu erkennen gibt! die Jugend unserer Zeit," schrie die Blindschleiche, „Alles, was besteht, herunterreißen, aber Nichts wieder aufbauen! Nein dafür bedankt man sich, denn das kann man nicht; das überläßt man uns oder der Zukunft; aber herunterreißen, das ist leicht genug!"

„Ja wohl," erwiderte Michael Mordtmann, „blindlings Etwas herunterreißen, zum Beispiel die Jugend, ist ganz gewiß sehr leicht. Aber so herunterreißen, daß Etwas fällt, ist meiner Auffassung nach mindestens ebenso schwer, als aufbauen. Alles das niederzureißen, was der Schulreform der Professorin entgegensteht — auf der einen Seite Faulheit und Gleichgültigkeit, auf der anderen Hochmuth und Rechthaberei — das wird gewiß ein sehr beschwerliches und und schwieriges Stück Arbeit werden und ich calculire, daß wir Beide längst zur ewigen Ruhe eingegangen sind, ehe es fertig wird. Es ist aber dennoch mein Glaube und meine Hoffnung, daß diese Abbruchsarbeit ausgeführt werden wird."

„Ja, heruntergerissen werden soll es!" rief die Professorin mit Wärme; „es muß eine Zeit kommen, wo Alle einsehen, wie gewissenlos es sei, Geschlecht auf Geschlecht alten Vorurtheilen und abgelebten Lehrsätzen zu opfern."

„Hm!" erwiderte Procurator Kahrs, „wir haben jetzt viele schöne und geflügelte Worte gehört; und es wird wohl vergeblich sein, eine einfache praktische Frage zu stellen, zumal da das Praktische hier eben nicht angebracht zu sein scheint —"

„Ach, bitte, nicht so spitzig, Herr Procurator!" unterbrach ihn die Professorin; „kommen Sie nur mit Ihrer praktischen Frage, habe ich Herrn Mordtmann auf meiner Seite, so fürchte ich mich vor Nichts."

„Nun denn, kurz und gut: warum senden Sie denn Ihr Kind in die Schule? Was soll Ihr Kind Ihrer Meinung nach lernen?"

„Mit Vergnügen will ich Ihnen darauf antworten, und ich will so besonnen antworten, daß mein Compagnon sich ganz beruhigen kann; denn ich habe darüber selbst oft nachgedacht. Wenn wir — Väter und Mütter —, die selbst gefühlt haben, wie viel dazu gehört, wie viel man wissen müßte, um nur einigermaßen seine Zeit, seine Stellung im Leben und vor allen Dingen seine Aufgabe als Kindererzieher zu verstehen — wenn wir unsere Kinder zur Schule schicken, so thun wir dies natürlich in der Absicht, daß sie bei Zeiten anfangen sollen, sich die Kenntnisse zu erwerben, von denen wir aus eigener, theuererkaufter Erfahrung wissen, daß das Leben sie fordert."

„Und Sie glauben nicht, daß die Schule darauf hinarbeitet?"

„Nein, ich bin allerdings unsäglich weit entfernt, das zu glauben! Nehmen Sie zum Beispiel meinen Abraham — aber wo steckt der Junge doch heute Abend?"

Der Professor, welcher in diesem Augenblick eintrat, sagte, er habe Abraham

zu Bett gehen lassen; „er bat, Du mögest zu ihm kommen und ihm gute Nacht sagen.“

„Ich gehe sofort zu ihm, der arme Junge, daß ich ihn so ganz vergessen konnte! Aber was ich sagen wollte: Nehmen Sie meinen Abraham; er hat nun volle neun Jahre diese gesegnete gelehrte Schule besucht; anfangs ging es recht gut, aber in den späteren Jahren ist er meines Erachtens immer dümmer und immer gleichgültiger gegen Alles geworden. Sowie er den Mund aufthut, verräth er die größte Unwissenheit über die alltäglichsten Dinge. Und das Schlimmste von Allem ist, daß es fast so aussieht, als verachte er, etwas Vernünftiges von der Welt zu wissen, wie sie ist —“

„Gewiß, gnädige Frau,“ schaltete Nordtmann ein. „Ihr Sohn lebt in der Welt der Wissenschaft, er wandert auf den hohen Parnaß des Geistes zu; ich kenne das, habe ich doch selbst den Umweg über den Parnaß gemacht.“

„Was meinen Sie damit — was?“ fragte Adjunct Aalbom.

„Ach, das kann ich Ihnen gewiß erklären; ich weiß, worauf das hinaus soll,“ sagte Procurator Kahrs. „Herr Nordtmann gehört ohne Zweifel zu den modernen Gegnern der classischen Bildung; ich wette darauf, er haßt das Latein!“

„Ja, das thue ich allerdings.“

Mehrere der Anwesenden wollten auf einmal Etwas dagegen erwidern; aber Professor Lövdahl bemächtigte sich des Wortes: „Sie wollen doch wohl nicht in Abrede stellen, in wie hohem Grade die Beschäftigung mit dieser herrlichen Sprache im jungen Gehirn das Vermögen, scharf und logisch zu denken, entwickelt?“

„Ich habe nur eine Wirkung bemerkt, Herr Professor, welche das Latein auf Alle ohne Unterschied hervorbringt, nämlich, daß es uns Alle über die Maßen selbstgefällig macht.“

„Einige von uns — vielleicht,“ bemerkte der Procurator, mit einem etwas boshaften Blick.

Die Professorin aber lachte vergnügt. „Ja, Sie haben Recht,“ sprach sie. „Schon als ich ein kleines Mädchen war, ärgerte ich mich über meine langen Vettern, wenn sie mit ihren lateinischen Regeln kamen, in denen ganz gewiß weder Sinn noch Verstand war. Und selbst jetzt ärgere ich mich, wenn ältere Herren sich verschmitzt zulächeln, indem sie einen lateinischen Brocken auskramen.“

„Aber das ist denn doch ein unschuldiges Vergnügen, Frau Professorin,“ rief der alte Rector, der sich eine Zeit lang vom Gespräch, das ihm zu warm geworden war, fern gehalten hatte; „es muß uns doch gestattet sein, uns über unser gemeinschaftliches Eigenthum zu freuen; es ist wie eine Art Freimaurerei zwischen uns.“

„Ja eben,“ erwiderte Nordtmann, der es darauf angelegt zu haben schien, bis auf's Aeußerste zu widersprechen. „Es ist so charakteristisch für die Bildung der alten Zeit, daß die Gelehrsamkeit deshalb einen großen Reiz an sich hatte, weil sie auf einen engen Kreis beschränkt war; daß der Genuß, das Glück, Etwas gelernt zu haben, nicht darin bestand zu *wissen*, sondern Etwas zu wissen, was die Anderen nicht wußten. Aber heutzutage gibt es hier glücklicher Weise

nicht Viele, die ihre Kinder in die Schule schicken, damit sie auf diese Manier gelehrt werden sollen."

Jetzt entstand eine Pause, worauf sich die Professorin erhob, um ihrem Sohne gute Nacht zu sagen; es sollte überdies zu Abend gegessen werden, denn es war spät geworden.

Unter den gelehrten Leuten herrschte keine geringe Aufregung, während dahingegen einige alte Kaufleute sich heimlich zunickten.

„Wenn Sie jetzt fortgehen, gnädige Frau," sagte der Procurator, der sich in Eifer geredet hatte, „so ist damit wohl dies interessante Gespräch zu Ende. Schade, daß Sie sich nicht dazu bewegen ließen, über die praktische Seite, was gelehrt werden soll, sich auszusprechen; könnten Sie mir nicht die Fächer nennen?"

„O gewiß," sagte die Professorin rasch, „es sollte Naturgeschichte gelehrt werden, Medicin, Jurisprudenz, Astronomie —"

„Mich dünkt, Du nanntest Medicin, Wencke?"

„Nun ja, natürlich: Kenntniß des eigenen Körpers, der Krankheiten und Heilmittel."

„Aber ich bitte Dich, Wencke, wie kannst Du Dir doch einbilden —"

„Sagst Du denn nicht selbst, mein Freund, hundert Mal im Jahr: hätte der Mensch doch in seiner Jugend auf seine Augen Acht gegeben, so ginge er hier jetzt nicht wie ein armer Halbblinder umher. Wie sollen sie aber auf ihre Augen Obacht geben können, wenn sie nichts Anderes lernen als: wenn dich dein rechtes Auge ärgert, dann reiß' es aus; oder wie sollten sie ihren Körper überhaupt in Acht nehmen, wenn sie lernen, derselbe sei ein verwerfliches und unwürdiges Gefäß für die unsterbliche Seele!"

„Aber Jurisprudenz, was! Sollten die Jungen auch schon die Rechtsverdrehungen in der Schule lernen?" schrie der Adjunct, dessen Erbitterung während des Gesprächs immer höher stieg, da er Nichts fand, woran er seine Wuth auslassen konnte.

„Ja natürlich sollen sie von der Gesetzgebung ihres Landes Bescheid wissen, und wie und von wem Gerechtigkeit und Ordnung gehandhabt wird. Fragen Sie nur einmal meinen Abraham, der sonst ein recht aufgeweckter Junge ist, ob er weiß, was ein Kreisrichter ist — er hat keine Ahnung davon!"

„Aber fragen Sie ihn nach den curules, den aediles, den tribuni plebis und dergleichen, so kann er es Ihnen an den Fingern herzählen," sagte Mordtmann.

„Ja wohl, von solchem alten Unsinn hat er den Kopf voll, der arme Junge, aber von seinem eigenen Vaterlande, dessen Staatsverfassung, dessen Kämpfen für die Freiheit —"

„Politik, Politik! sollen die Jungen auch Politik lernen?" riefen viele Stimmen, und ein neuer fieberhafter Eifer ergriff sie Alle.

„Natürlich sollen sie auch Politik lernen," sagte Michael Mordtmann unverdrossen.

Es entstand eine Bewegung allgemeinen Unwillens und selbst die Professorin sah etwas bedenklich aus, aber Alle überschrie der Adjunct im höchsten Discant:

„Ih, du gütiger Himmel! Sollen wir nun auch das erleben, daß die kleinen Knaben über Politik sprechen, als wären sie erwachsen?"

„Scheint Ihnen, Herr Adjunct, denn das so viel besser zu sein, was man nicht selten erleben muß, daß Erwachsene über Politik sprechen, als wären sie kleine Jungen?"

Die Professorin sandte dem jungen Manne ein Lächeln zu und eilte dann zu ihrem Sohn. Aber die streitbare Stimmung trieb die Gesellschaft auseinander in die anderen Zimmer hinein, wo sie, durch lautes Hin- und Herreden in Gruppen den friedlichen Kartenspielern höchst lästig wurden, während Andere hinten in den Ecken paarweise zusammenstanden, einander am Knopfloch haltend wie zwei Ringkämpfer und — feuerroth im Gesicht, mit hochaufgesträubtem Haar — Hähnen gleich gegen einander ankrähten. Wohl mochte kein Einziger da sein, der ganz auf die wilden Ideen der Professorin und des Fremden einging; aber Vielen schien es doch, daß etwas Wahres daran sein könne. Und alle die Lateingelehrten kämpften wie rasend, erbittert über die ganz ungewohnte Erscheinung, daß einer ihrer Eigenen seinen Abfall vor diesen Heringsschiffern und Hökern zur Schau getragen hatte.

Während des ganzen Abendessens ging es heiß her, und selbst nachdem die Gesellschaft das Haus verlassen, hörte man von der Straße her durch die stille Nacht: „Reform — Latein — Ephoren — Politik — was!"

Als Michael Mordtmann der Professorin gute Nacht sagte, reichte sie ihm wieder ihre beiden Hände, indem sie ihm warm und lebhaft für seine gute Hilfe dankte. Er antwortete einige höfliche Worte und sah ihr zugleich gerade in's Auge. Und sie, die lange keinen solchen Blick erhalten hatte, ließ ihn los und wandte sich einem Anderen zu.

Als aber alle Gäste fortgegangen waren und ihr Mann sich zurecht gesetzt hatte, um die Zeitungen zu lesen, sagte sie: „Wie hat mich der junge Mordtmann überrascht! Ich hatte keine Ahnung davon, daß solche Gedanken in ihm wohnten. Wir müssen ihn wirklich oft bei uns haben; das ist doch endlich Jemand, mit dem man sprechen kann."

„Ach was, mich däucht, Du kannst gut genug auch mit anderen Leuten reden," antwortete ihr Mann verdrießlich; es hatte ihn sehr unangenehm berührt, daß so uncorrecte Reden in seinem Hause geführt waren.

„Nun, nun, Herr Ephor!" sagte die Professorin, indem sie die Nadeln aus ihrem starken Haar nahm; aber bei dem Wort Ephor kam sie wieder in's Lachen und lachend ging sie in's Schlafzimmer. Professor Lövdahl sprang auf; aber da sie schon zur Thür hinaus war, murmelte er bloß Etwas, indem er sich wieder niedersetzte. —

## V.

Die Eulen nisteten in dem steinernen Laubwerk um die hohen spitzbogigen Chorfenster in der Domkirche und in den viereckigen Maueröffnungen oben in den Thürmen. Lautlos waren sie in sechs Jahrhunderten zwischen den Kirchen- und den Klosterfenstern, von Schornstein zu Schornstein, durch Pforten und Löcher und in langen engen Corridoren geflogen, wo sie gelehrten Männern auf Filzschuhen mit Büchern und Pergamenten begegneten. In Sturm und dunklen

Nächten hatten sie auf den Steinen vor dem kleinen Bogenfenster, wo ein Lichtstreif war, gesessen, und ihr wildes Geschrei hatte den bleichen Mann da drinnen erschreckt, so daß er sich bekreuzte und die Augen von der dunkeln Stelle des Tacitus gegen das Kruzifix an der weißen Wand erhob.

Aber das Kruzifix ward herabgerissen und in den Sack gesteckt; durch die langen Corridore und die abgenutzten Wendeltreppen hinauf flüchteten erschrockene Mönche und hinein stürmten fellbekleidete Männer mit blutigen Aexten, durchsuchten Kisten und Laden, sammelten silberne Becher und heilige Gefäße, zogen die Mönche hervor und folterten sie um der Klosterschätze willen, und liefen dem Bischof nach, durch den bischöflichen Sitz, durch den geheimen Gang, bis ganz zum Hochaltar hinauf, und hieben ihn nieder, so daß das Blut über die Steinfliesen des Chores floß. Und das kleine Fischerdorf, das sich verschüchtert an die Klostermauern herandrückte, mit engen Gäßchen und hölzernen Häusern, brannte im Nu nieder und das Feuer verheerte Kirchen und Kapellen.

Aber nach und nach wuchsen die kleinen Häuser wieder auf, schwere Geldbußen und reiche Gaben strömten zum Bischofssitz ein; Zehnten von Meer und Land und die seltenen Silberstücke gingen eben dahin, und es wimmelte von fremden Mönchen und Chorherren, feisten, stämmigen Engländern und schwarzhaarigen Pfaffen aus dem Süden mit feinen Gesichtern. Macht und Gelehrsamkeit ließen Mauern und Thürme erstehen, und Weihrauch erfüllte die prächtige Kirche, wo die Pfaffen den Fischern und Bauern vorsangen, die mit der Stirn auf dem Boden lagen und Dinge murmelten, die sie nicht verstanden. Es kamen fremde Schiffe an die Schiffbrücke und brachten goldgewirkte Meßgewänder, Kirchenglocken und Altargefäße und starke Weine für die kühlen Keller der Klöster. Aber in den engen Gäßchen und Gängen hinter dem Klostergarten lauerten die Mönche den Mädchen auf, und während oben in der Domkirche Messe abgehalten und gesungen ward, waren ein paar Lampen in dem gewölbten Keller unter der Kapelle des Bischofs angezündet und dort sang man auch, während das Weinfaß gluckste und die Dirnen lachten und dort tanzten die Mönche, daß die Kutten flogen.

Doch der Tanz nahm ein Ende und der Glanz verbleichte und die Mädchen hatten Ruhe vor den tollen Mönchen. Auf einem großen Scheiterhaufen mitten vor der Kirche wurden alle Documente des Domcapitels, Papiere und Pergamente mit großen Wachssiegeln und Bücher mit goldenem Schnitt und in weißem Kalbsleder verbrannt; Alles aber was wie Silber und Gold aussah, ward gesammelt, abgehauen, abgerissen, abgekratzt bis zum letzten Staubkorn, das einen Glanz hatte, und statt dessen kam Kalk, inwendig und auswendig und überall Kalk — leichenweiß, trocken und kalt.

Nun kam der Eulen beste Zeit, während Klöster und Kapellen langsam in Ruinen zusammenfielen; und was die Zeit allmälig that, das vollführten die Menschen mit einem Schlage. Bald wurden Mauern und alte Gärten fortgeräumt, um einer neuen Straße Platz zu machen und im nächsten Jahr ward des Bischofs zierliche „capella domestica“ abgebrochen, weil die Frau Pröpstin sich daraus einen neuen Schweinekoben wollte einrichten lassen; zuletzt stand die Domkirche allein noch da, dem Einsturz nahe, in ihrem Kalkputz, rund um sie

her dünne kleine Holzhäuser, und von all' der damaligen Herrlichkeit war weder ein Stein noch ein Pergament mehr übrig.

Nur eins blieb zurück auf den Ruinen außer den Eulen. — Die Macht war verschwunden, die Gelehrsamkeit war verschwunden, der Kalk hatte Alles, was an Schönheit vorhanden war, begraben; aber das Latein blieb an der Stätte haften — die lateinische Schule, der Bakel und die Grammatik. Die Chorknaben wurden zu Küsterjungen und schließlich zu gewöhnlichen Schuljungen, und sie zogen aus einer Stube in zwei Stuben, welche an die alten Klostermauern angeflickt wurden, und sie zogen zuletzt in einen neuen viereckigen Schulkasten mit nackten Wänden und Fenstern aus mattem Glas — Bakel und Grammatik zogen mit ein. Und wenn die Eulen, die auch getreulich mitgezogen waren, in den großen Buchen draußen vor der Studierkammer des Rectors saßen, fuhr auch er bei ihrem wilden Geschrei zusammen und schlug die Augen vom Tacitus auf von derselben interessanten, aber dunkeln Stelle. Denn in den vielen hundert Jahren, in denen alle Gelehrsamkeit in dieser schönen, vollentwickelten Sprache gelebt hatte, war — merkwürdigerweise — Nichts mehr auf Latein geschrieben worden, was des Lesens werth gewesen wäre. Jetzt, gleich wie vor sechshundert Jahren, rieben die gelehrtesten Köpfe ihre Stirnen an diesen interessanten, aber dunkeln Stellen des Tacitus. Und immer fort ging Geschlecht nach Geschlecht zur „mensa rotunda", wo Stock und Grammatik die Opfer der Jugend an Zeit und Fleiß einnahmen, um zum Ersatz dafür die Tüchtigsten von ihnen so weit zu führen, daß sie ihre Stirnen an Tacitus reiben konnten. —

Die Buchen waren bei weitem nicht so alt wie die Ruinen, zwischen denen sie aufgewachsen waren. Aber sie hatten doch mehr als hundert Jahre hindurch ihre Kronen über die niedrige Holstadt erhoben und sich weit über den geräumigen Schulhof gebreitet. Und unter ihren Zweigen hatte das muntere Getöse junger Geschlechter gebraust, die gingen und kamen; hatte sich der beständige Wechsel des Tages zwischen der Stille in den Lehrstunden und dem losgelassenen Lärm in der Zwischenzeit vollzogen, wo hunderte von kleinen Füßen den Boden stampften und Geschrei wie von wilden Vögeln die Luft durchdrang.

Wenn aber der Tag zu Ende war und die Lehrer all' ihre Tyrannei und all' ihre Langweiligkeit mit sich nach Hause genommen hatten, dann ward der Schulhof von der selbstgewählten Beschäftigung der gepeinigten Jugend erfüllt. Alles was dort an Gebäuden, Bäumen, Treppen und Thorwegen vorhanden war, erhielt Leben und Namen. Und nach des todten Tages Spiel mit todten Namen und leblosen Formen, spielte die lebende Jugend ein phantastisches Leben voller Namen mit Klang und Widerklang in den kleinen eingetrockneten Köpfen. Man segelte rund um die Erde und Kaperschiffe schossen hervor hinter Bäumen und Häuserecken; oder es lagen Räuber auf der Lauer unter der Treppe. Und wenn das Licht abnahm und die Dämmerung die Erinnerungen an die harte Dressur des Tages auslöschte, erwachten und vermehrten sich die vergeudeten und ungebrauchten Kräfte, und Rittersinn, unverbrüchliche Freundschaft und Heldenmuth flammten auf in kleinen wilden Kämpfen und Wagestücken, die nie vergessen wurden.

Aber an den stillen Herbstabenden, wenn das Buchenlaub dicht unter den Bäumen lag, ehe der Sturm es fortgewirbelt oder der Pedell es in seinem Räucherkeller eingesammelt hatte, kamen Indianer und Wildschützen längs der Schatten geschlichen; oder es arbeitete der Prätendent, der unglückliche Stuart, sah vorwärts durch Sturm und Unwetter nach dem Licht von Betty Flanagau's Hütte. Und wenn die Thür zum Räucherkeller des Pedellen aufging, so daß das rothe Licht streifenweise in's Dunkel unter den Bäumen hereinfiel, so saßen die Rundköpfe in dichter Reihe um's Feuer, in schweren Stiefeln mit Umschlägen und eisernen Sporen, während ihre Mäntel längs des Feuerheerds zum Trocknen aufgehängt waren und die langen Schwerter mit den kreuzförmigen Schäften an den Wänden standen. Die alte Betty nahm den runden hölzernen Deckel mit dem schwarzgebrannten Rande ab und aus dem gewaltigen Kessel empor stieg der starke Duft von Schaffleisch, Kohl, Kartoffeln und Gewürzen, die darin zusammen gekocht wurden — dem Lieblingsgericht der Hochländer.

Hinter dem Räucherkeller und unter den ganzen Schulgebäuden gab es verborgene Gänge und geheime Oeffnungen zwischen den alten unvergänglichen Klosterkellern, wo die Muthigsten eindrangen und mit Staub und Kalk bedeckt zurückkehrten. Und das, was sie erzählten, ward von Classe zu Classe wiederholt, und legte unter die verhaßte Schule eine unheimliche Grundlage von alten grauenhaften Klostergeschichten, geheimnißvollem Verkehr mit todten Mönchen, die als Gespenster umhergingen und niedrigen Bogenfenstern mit Streifen von todtbleichem Mondschein. Und das Spiel hörte auf, wenn es ganz dunkel ward und die Eulen zu schreien begannen. Dann sammelte man sich in eine dichte Gruppe und erschreckte einander mit weißen Gestalten, die man in den Schatten sah; und von der Domkirche mit den hohen Thürmen und aus den schwarzen Mönchskellern her kam so viel Scheußliches und Unheimliches, daß man nach Hause lief, um die Arbeiten für morgen zu machen.

Es waren hübsche, große Bäume, die Bäume im Schulhofe. Aber eines Jahres begann der, welcher am weitesten gegen Norden stand, zu siechen, und im nächsten Jahre ging er aus, und hin und wieder in der Reihe erkrankte ein Baum, starke Zweige, die inwendig verdorrt waren, wehten die Herbststürme herab. Alle, die sich auf die Baumzucht verstanden, steckten die Köpfe zusammen und es wurden viele Vermuthungen und Vorschläge aufgestellt. Einige meinten, die Erde um die Wurzeln sei zu fest gestampft und wollten, daß sie etwas gelockert werden solle; Andere wollten die Stämme abschaben und Einige waren der Meinung, es käme nicht Licht genug herein unter die Zweige und daß man deshalb die Wipfel abhauen müsse. Niemand schien begreifen zu wollen, daß der Erdboden herbe, und die Bäume alt und welk geworden waren, so daß keine Kunst es verhindern konnte, daß sie dahinsiechten und starben.

Aber gleichwie die Bäume dahinwelkten, so schien sich auch etwas Erstickendes auf die Schule und auf die Jugend, welche sie überschatteten, zu lagern. Der Stock tanzte nicht mehr lustig mit der Grammatik, er war fortgelegt; und nach dieser Trennung schien die Grammatik sich zu verzehren, wie eine Wittwe, die ihre bessere Hälfte verloren hat. Das Latein wollte trotz aller Mühe, die man sich gab, nicht recht mehr gedeihen; Niemand konnte blind dafür sein, daß die

Kenntniß dieser herrlichen Sprache Jahr für Jahr abnähme. Und obgleich die Jugend nicht halb so viel Latein mehr lernte, wie vor dreißig Jahren, sah sie doch bleich und überangestrengt aus. Es war ein wahrer Jammer mit diesen bleichwangigen Jungen, die sich jetzt nur mit Mühe durch die allereinfachste Aufgabe für das Studentenexamen hindurchschleppten — und wenn man dann jener Kerle gedachte, die früher mit Glanz das schwerste Examen bestanden!

Die Lehrer gingen wie Gespenster umher: eine abgewelkte, verdrießliche Schar, in welcher Jeder seine Sonderbarkeiten zur Caricatur entwickelte, weil es ihr einsames Leben war, auf dem Katheder zu sitzen und Staub auf eine Jugend zu streuen, die sie nicht verstanden. Viele aber merkten das Dahinsiechen der gelehrten Schulen. Aus dem ganzen Lande kamen übereinstimmende Beobachtungen und Wehklagen, und alle Schulmänner setzten sich in Bewegung, steckten die Nase in die Papiere und wirbelten kleine Wolken extrafeinen philologischen Staubes auf. Einige meinten, Alles würde gut werden, wenn die Schüler, jeder für sich, ein Pult und grünangestrichene Pennäle erhielten, Andere forderten ein neues und vollkommneres Ventilationssystem. Einige versprachen sich ein neues Emporblühen der Gelehrsamkeit und Gesundheit der lieben Jugend, wenn der Schwerpunkt des Unterrichts vom Lateinischen auf das Griechische verlegt würde; Niemand schien verstehen zu wollen, daß das System veraltet und die Gelehrsamkeit selbst verrottet sei, so daß keine Kunst mehr das Abgestorbene daran zu hindern vermochte, das Lebende anzustecken.

Der Rector seufzte an manchem Abend, wenn der Mond über den Schulhof und über die Stadt schien, die zusehends wuchs und gedieh. Die Schule gedieh nicht; mit jedem Jahre fand er weniger hoffnungsvolle Zöglinge für die lateinische Abtheilung, während es tüchtige Burschen vollauf gab, welche das Latein früh aufgaben und zur See oder in's Ausland gingen, um dort den Handel zu lernen. Er wandte sich ab und ging hinaus in den großen alten Garten auf der anderen Seite des Hauses. Hier hatte er einen kleinen friedlichen Platz unter einem uralten Birnbaum, wo er an Sommerabenden saß und nachdenklich seine Prisen nahm. Aber auch nicht einmal hier — wo er doch hinter der hohen Kirchhofmauer von der Stadt und der ganzen Welt getrennt war — nicht einmal hier fand er Ruhe vor störenden Gedanken. Wie wenig sprach sie ihn an, diese ganze neue geschäftige Zeit und wie ängstigte ihn diese Geringschätzung der klassischen Studien, die sich bald hier, bald dort zu zeigen begann — ängstigte ihn aufrichtig wie ein Rückschritt zur Barbarei. Aber er wollte noch nicht den Muth verlieren; noch standen, Gott sei Dank, die alten Classiker, unübertroffen von Männern irgend eines späteren Zeitalters, über jede Zeit emporragend da, gleichwie diese schöne Kirche selber mit ihren edlen, ernsten Linien die enge, ungelehrte Fischerstadt überragte. Und es war ihm, als ergösse sich von der Kirche ein Hauch über die Ruinen, über die Schule und über ihn selber, indem er sich von der Bank erhob. Gestärkt wie nach einem Gebet ging er voll Kraft und Vertrauen auf sein Studirzimmer, um seine Stirn am Tacitus zu reiben. —

Und es störten ihn keine Eulen: ihnen waren Schule und Stadt zu groß und zu lärmend geworden; sie verschwanden und kamen nicht wieder.

## VI.

Michael Mordtmann ward in den ersten Tagen nach der Gesellschaft beim Professor Lövdahl eine Ueberraschung bereitet.

Den nächsten Morgen hatte er seinen Vater vorläufig davon benachrichtigt, daß die Aussichten für das Gelingen des Plans nicht besonders glänzend seien. Als dies geschehen war, tröstete er sich mit dem Gedanken, wie er die alten Eulen aufgescheucht habe und wie prächtig Frau Wencke gewesen sei. Hübsch war sie auch und ganz überraschend jugendlich. Da er voraussah, daß sein Aufenthalt in der Stadt wohl nicht von langer Dauer sein werde, faßte er den Beschluß sie oft zu besuchen. Sollte er die Fabrik wirklich aufgeben müssen, so wollte er jedenfalls die Vergnügungen, die ihm der langweilige Ort bieten konnte, mitnehmen.

Als er später in den Club ging, wo er zu Mittag speiste, kam der dicke Jörgen Kruse auf der Straße zu ihm heran, drückte ihm die Hand und sagte: „Das machten Sie gestern gut, Herr Mordtmann. Sie seiften die gelehrten Herren ordentlich ein und das was Frau Lövdahl von den Knaben in der lateinischen Schule sagte, war mir wie aus der Seele geredet. Nehmen Sie nur zum Beispiel meinen Morten. Das war wahrhaftig ein so flinker Junge, wie nur Einer, als er klein war, sich Kupferschillinge sammelte und im Kramladen mit half. Aber jetzt — er ist, Gott verzeih' mir, fast sechzehn Jahre alt — jetzt, da all' diese lateinische Gelehrsamkeit in ihn hineingefahren ist, jetzt ist er so dumm geworden, lieber Herr, daß ich ihm den Laden nicht eine halbe Stunde lang anvertrauen möchte und er würde dort auch gar nicht stehen wollen. Ich habe kein großes Vertrauen zu dem Latein, und wäre es nicht um meiner Frau willen, so sollte er keinen Tag länger in der Schule bleiben."

Michael Mordtmann wußte nicht recht, was er darauf antworten solle; nur als ihm weiterhin auf der Straße der Adjunct Aalbom, vor sich hinsummend, vorbeiging, ohne ihn sehen zu wollen, da begriff er dies weit besser. Es war aber nicht allein der dicke Jörgen Kruse; mehrere der wohlhabenden kleinen Kaufleute eröffneten ihm mehr oder minder unverblümt, daß sein Auftreten in der Gesellschaft beim Professor ihnen gut gefallen habe. Nach und nach ward es ihm klar, daß es für all' diese Menschen, welche oft genug hatten hören müssen, daß sie Nichts wüßten und Nichts verständen, als Schillinge zusammenzuscharren, ein wahres Fest gewesen war, es mit anzuhören, wie einer aus dem eigenen Kreise der Lateingelehrten sich gegen die aufgeblasenen hohen Herren wandte.

„Never mind" — dachte Michael Mordtmann, „wenn sie nichts Anderes wollen, so mögen sie es meinetwegen haben." Für ihn war die Hauptsache das Capital, und davon war für seinen Plan wenig bei Beamten und Schullehrern zu erwarten; konnte er ihn durchführen und von einem demüthigenden Rückzug verschont bleiben, so würde er sich gewiß keine Mühe verdrießen lassen. Er ging deshalb mit verdoppeltem Eifer zu den Leuten umher und redete Phosphorsaures in den finsteren Comtoiren, und man hatte ihn gern; aber wenn es zum entscheidenden Punkt, zur Actienzeichnung selber kam, so stieß er unzweifelhaft auf ein Hinderniß, auf einen bestimmten Stein des Anstoßes, — und das war der Professor. Solange Professor Lövdahl sich zurückhielt, blieb es bei leeren Worten. War er doch der Einzige, der die Sache verstand. Er war gelehrt und er war

reich, und wollte er nicht mit dabei sein, so war gewiß „etwas faul“ bei der Sache, wie glänzend sie sich auch ausnehmen mochte. „Wenn Professor Lövdahl erst eine Summe zeichnet, dann bin ich und viele mit mir dabei,“ sagte Jörgen Kruse.

Ein offener Kopf wie Michael Mordtmann arbeitete nicht lange mit diesem Hinderniß. Er knöpfte seinen langen englischen Visitenrock zu und machte der Professorin einen Besuch. „Endlich!“ rief sie, als er eintrat.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich hätte Ihnen gewiß meine Aufwartung früher machen müssen —“

„Nein, nein, hochverehrtester Herr Mordtmann, diesen Ton will ich mir verbeten haben. Sie haben ein für allemal Ihr Recht verscherzt, mir gegenüber englisch zu sein. Haben Sie die Güte, sich als alter Sprachstreber und ehrlicher Radicaler niederzulassen. Können Sie die anderen erzürnten Götter mit Ihrer abscheulichen Soda versöhnen, so mögen Sie es immerhin. Hier aber sind Sie mein Mann — mein Landsmann, und all' Ihre Correctheit ist, das versichere ich Sie, an mir vollständig verloren.“

„Ich komme, gnädige Frau —“ weiter kam er nicht, denn sie geriethen Beide bei dem Gedanken an ihre letzte Begegnung und bei seinem mißglückten Versuch, die Förmlichkeit zu bewahren, in ein solches Lachen, daß sie zuletzt einander die Hände schüttelten; und in einem Augenblick entstand eine so große Vertraulichkeit zwischen ihnen, wie sie sonst kaum nach langem Zusammensein sich gebildet hätte.

„Sie waren ganz unbezahlbar am vorigen Dienstag,“ sagte die Professorin und ergriff ihr Nähzeug; er saß auf einem niedrigen Stuhl dicht neben dem Nähtisch. „Sie können es sich nicht denken, welche Bedeutung es für mich hat, endlich einen Menschen mit meinen Anschauungen zu treffen, der den Muth hat, sie auszusprechen. Hier gibt sich wohl hin und wieder Jemand — zum Beispiel der Oberlehrer Abel — mit neuen und freisinnigen Ideen ab, aber ganz insgeheim, als ob es ein gefährlicher Sprengstoff wäre —“

„Der es denn auch in der That ist, gnädige Frau! Sahen Sie nicht selber, wie lustig unsere Bomben den gelehrten Herren in's Gesicht sprangen?“

„Ja, da haben Sie Recht! Nie in meinem Leben vergesse ich Adjunct Aalbom's Gesicht, mir war fast bange, er werde ersticken. Aber — à propos — haben Sie auch an die Folgen Ihrer kühnen Worte an jenem Abende gedacht? Sie müssen nämlich wissen, daß man Solches hier in der Stadt nicht duldet. Mit mir ist es eine eigene Sache, ich bin hier zu Hause und Alle wissen, daß ich unverbesserlich bin — überdies bin ich auch nur eine Dame! Aber mit Ihnen —“

„Ach, ich lege auch kein besonders großes Gewicht auf die Meinung dieser guten Stadt.“

„Aber, lieber Herr Mordtmann, es muß Ihnen doch von äußerster Wichtigkeit sein, einen guten Eindruck zu machen.“

„O ja, insofern man immer wünschen muß, einen guten Eindruck zu hinterlassen —“

„Ach nein, nein, ich denke an die Soda und all' die anderen schauderhaften Stoffe, die Sie machen wollen."

„Ach so! Sie denken an die projectirte Fabrik! Daraus wird nun wohl für's Erste Nichts werden."

„So? Das wäre doch unangenehm für Sie. Mein Mann sagte neulich, er glaube, daß die Stimmung unter den Kaufleuten günstig sei."

„Glaubt er das? Ich bin leider zu einem anderen Resultat gekommen; jedenfalls gedenke ich bald abzureisen."

„Reisen? Von hier?"

„Ja, zurück nach England."

„Geben Sie die Fabrik auf?"

„Ja, wenigstens vorläufig, ich kann Nichts ausrichten."

„Aber damit ist mir gar nicht gedient," rief die Professorin; „endlich habe ich einen vernünftigen Menschen gefunden, mit dem ich sprechen kann, und nun will er fort. Das darf durchaus nicht geschehn! Erzählen Sie mir jedenfalls, was im Wege steht? Weshalb müssen Sie es aufgeben? Sind sie bange für ihr Geld, die kleinen Heringkönige?"

„Die kleinen sind nicht die schlimmsten."

„Halten sich denn die großen Häuser zurück, With's oder Garman & Worse?"

„Höher hinauf!"

„Höher hinauf? Das verstehe ich nicht."

„Soll ich Ihnen im Vertrauen sagen, gnädige Frau, an wem meine Fabrik strandet?"

„Ja, gewiß, nur rasch."

„An Ihrem Manne."

„An Karsten, dem Ephoren? Aber, lieber Herr Mordtmann, er interessirt sich ja so warm für Sie?"

„Natürlich! Der Herr Professor ist äußerst liebenswürdig gegen mich gewesen, aber —"

„Nun, aber?"

„Aber Actien will er nicht zeichnen."

„So—o! Das ist doch merkwürdig. Ich höre sonst alle Leute sagen, mein Mann sei tüchtig in Geldsachen. Hören Sie, Herr Mordtmann, sagen Sie mir einmal aufrichtig — so unter uns — glauben Sie selber an Ihr Unternehmen?"

„Wünschen Sie den Prospect zu sehen, gnädige Frau," fragte Mordtmann und griff in die Tasche.

„Ach, nicht doch! Aber antworten Sie mir: glauben Sie selber —"

„Wir haben hier," unterbrach er sie im ernsthaftesten Geschäftstone, „wie Sie sehen, eine Reihe von Analysen —"

„Lassen Sie mich mit Ihren abscheulichen Analysen in Ruhe," lachte die Professorin.

„— und ferner einen specificirten Ueberschlag nebst einem Calcul," fuhr Mordtmann fort, und es war jetzt unmöglich, ein vernünftiges Wort mehr aus ihm herauszubringen. Die Professorin ergötzte sich noch eine Zeitlang an seinem

Geschäftston und an seinen Schilderungen von den Besuchen bei den Bürgern der Stadt, bis er sich erhob und Abschied nahm.

Als er fortgegangen war, dachte die Professorin über die Sache nach; es wäre doch gar zu ärgerlich, wenn er jetzt wirklich fortreiste. Sie nahm sich vor, ihren Mann zu fragen, weshalb er nicht ein paar Actien zeichnen könne, wenn das Ganze von ihm abhinge. Der Professor antwortete — das Gespräch begann bei der Mahlzeit — daß es sein Grundsatz sei, nicht in den städtischen Unternehmungen Geld anzulegen.

Aber dies wäre doch gewiß ein sehr vortheilhaftes? —

O ja! Es könne wohl sein, daß es ein gutes Geschäft würde.

„Antworte mir nun, Karsten, Du sollst doch etwas von der Sache verstehen: hast Du Vertrauen zu dieser Fabrik?"

„Aufrichtig gesagt: nein, — und zwar weil ich selbst wenig oder nichts von der praktischen Chemie verstehe, und die Anderen, welche das Geld hergeben sollen, weniger als Nichts davon wissen; daraus wird sich nicht leicht ein gutes Geschäft entwickeln."

„Aber Mordtmann soll es ja leiten und er versteht die Sache doch, nicht wahr?"

„Kann sein, kann auch nicht sein. Die Firma seines Vaters ist nicht sehr angesehn und das englische Haus, von dem immer die Rede ist, hat noch Nichts gezeichnet. —"

„Aber bedenkst Du auch alle Vortheile, die mit der Lage verbunden sind? Mordtmann hat selbst eine solche Einrichtung in England geleitet, und —"

„Hast Du kürzlich mit dem jungen Mordtmann gesprochen?"

„Ja, er war hier, heute Vormittag zum Besuch. Und da erzählte er mir, daß es ihm nicht möglich wäre, eine Actienzeichnung zu erlangen, wenn Du nicht damit den Anfang machtest."

„Ach, jetzt fange ich an zu verstehen, und Herr Mordtmann war nun so fein berechnend —"

„Schäme Dich, Karsten, Du glaubst immer, die Leute seien eben so berechnend wie Du selber. Er hat mir Alles ganz natürlich erzählt, und es fiel weder ihm noch mir ein, daß ich mich in diese Dinge mischen sollte."

„Ach, Michael Mordtmann ist nun einmal ein —"

„Ich kann es Dir ansehen, daß Du sagen willst: ein Bergenser," sagte die Professorin etwas bitter.

„Nun ja, ungefähr," erwiderte der Professor; „wenn Du es übrigens wünschest, Dich am Unternehmen zu betheiligen, so habe ich Nichts dagegen; ich zeichne so viele Actien, wie Du haben willst, das Geld ist ja Dein."

„Du weißt, Karsten, daß ich dergleichen nicht hören will; mit diesen Geldsachen will ich Nichts zu thun haben; ich will durchaus nicht, daß Du meinethalben Actien zeichnen sollst." Die Professorin pflegte im Gespräch leicht heftig zu werden; dann ward ihr Mann aber nur um so gemäßigter.

„O gewiß, sollst Du Actien haben, liebe Wencke," versetzte er, „ich sehe es Dir an, daß Du Lust dazu hast; dann behalten wir auch Deinen lieben Mordtmann."

Abraham sah insgeheim bald den Vater und bald die Mutter an. Er verstand Nichts vom Gespräch; aber er sah, was er schon oft bemerkt hatte, daß die Mutter heftig, der Vater aber mild und freundlich sei.

Am Nachmittage sollte er wie gewöhnlich mit Marius arbeiten, aber er hatte nur wenig Lust dazu. Es war in den ersten Maitagen und sie repetirten alle Fächer zu dem schrecklichen Hauptexamen, welches das Schicksal des kleinen Marius entscheiden sollte. Deshalb saß dieser eifrig über den Büchern, während Abraham nur wenig Neigung dazu verspürte. Die Sonne schien auf das neue Stachelbeergrün unten im Garten, und am Himmel droben war nicht eine einzige Wolke.

Abraham trieb lauter Possen mit dem Griechischen und der Mathematik zum großen Entsetzen des kleinen Marius und zuletzt trug er sogar Pontoppidan's Bibelerklärungen, die sie zum siebenten oder achten Mal in der Schule durchmachten, singend vor. Marius lachte und bat abwechselnd; aber mit Abraham war Nichts mehr anzufangen, er schleuderte alle Bücher auf's Bett und rief: „Komm', jetzt wollen wir ausrudern und fischen!" Marius hatte nicht Kraft genug, zu widerstehen, und sie ruderten hinaus in den Hafen und fischten in dem stillen schönen Frühlingsabend.

Die Folge davon war, daß es Marius am nächsten Tage sehr übel erging. Schon das Bewußtsein, daß er sich nicht so gut und ordentlich vorbereitet habe wie gewöhnlich, machte ihn verwirrt und unsicher bei den einfachsten Dingen. Noch dazu traf es sich so unglücklich, daß der Rector zu Aalbom's lateinischer Stunde kam, um dem Unterricht beizuwohnen, wie er dies bisweilen zu thun pflegte, wenn er Zeit hatte. Für Aalbom kam es also darauf an, jetzt am Schlusse des Schuljahres dem Rector zu zeigen, wie weit die lieben Schüler unter seinem Regiment gekommen seien; deshalb nahm er zuerst den Primus und dann Marius vor.

Abraham saß wie auf Kohlen; er kannte Marius durch und durch und wußte wie leicht sein großer Kopf bei der geringsten Kleinigkeit unrettbar in's Stocken gerieth, wenn er erst verwirrt ward. Schon in der vorigen Stunde beim Griechischen hatte es gehapert; aber das Stachelschwein hatte mit großer Nachsicht geduldet, daß Abraham ihm jedes Wort über den Tisch zuflüsterte. In der Zwischenzeit sagte Marius zu Abraham: „Du hättest mich gestern nicht zum Fischen hinauslocken sollen, Abraham! Ich kann gar Nichts und komme gewiß in allen Fächern daran. Dann bekomme ich die schlechteste Censur und werde zum Sommer nicht versetzt."

Abraham fing an zu begreifen, was dies für Marius sagen wolle; er hatte vorher eigentlich nie darüber nachgedacht. Aber als Jener nun eine Ode von Horaz sehr fehlerhaft vorlas, stellte er sich vor, wie durchaus hilflos sein bester Freund sein würde, wenn er in der Classe zwischen neuen Kameraden sitzen bleiben sollte, da er selbst natürlich in die vierte Lateinclasse hineinkäme.

„Nein, nein, Gottwald, Du weißt nicht, was Du sagst," versetzte der Adjunct Aalbom katzenfreundlich, als Marius Fehler auf Fehler machte; denn er durfte nicht mit Scheltworten auf ihn losfahren, des Rectors halber; „denk' nur nach,

mein Junge, fallo, fefelli sagst Du, ganz recht; aber jetzt das Supinum, mein lieber Junge, das Supinum!"

„— fe — fe — fe —" stammelte Marius vollständig hilflos, sein Kopf hatte sich jetzt ganz verwirrt.

„Aber ich bitte Dich doch um Alles in der Welt, was willst Du mit der Reduplication im Supinum?" fuhr Aalbom auf; ein Blick des Rectors besänftigte ihn wieder; „denk' doch nach, Gottwald, Du kennst diese Verben so gut, wenn Du nur etwas nachdenken willst; es sind ihrer nur drei bis vier; Du kennst doch: pello, pepuli, pulsum, also: fallo, fefelli — nun?"

„pulsum," antwortete Marius und wickelte das blaue Taschentuch um die Finger.

„Unsinn, Gottwald! Willst Du mich zum Besten haben? — Gewiß, Herr Rector, Sie haben sehr Recht, man muß ruhig bleiben! Nur ruhig, mein Junge, dann wird's schon kommen; wir wollen also ganz von vorn anfangen, mit Dingen, die Du an den Fingern herzählen kannst, nur ruhig, mein Junge!" Seine Stimme bebte vor Wuth — „also: amo, amavi, a — nun das Supinum? — ama —" „ama", wiederholte Marius und ließ das Taschentuch fallen.

„Nein, nun geht es zu weit!" schrie Aalbom und vergaß ganz die Gegenwart des Rectors; „bist Du aufsässig, Du Schlingel, was! Wie heißt der runde Tisch auf Latein? — der runde Tisch? Nun, willst Du antworten?"

Aber es kam kein Laut aus Marius' Munde, und der Adjunct stürzte zu ihm hin, als ob er ihn schlagen wollte, trotz des Rectors. Mochte dies nun seine Absicht gewesen sein, oder nicht, so kam er nicht dazu; denn Marius fiel zwischen Tisch und Bank nieder, ehe er ihn erreichte. „Fiel er nieder?" fragte der Rector und trat zu Aalbom heran, der sich über den Tisch beugte und auf Marius niederstarrte. Plötzlich aber erhob sich eine Stimme in der Classe, bebend vor Gemüthsbewegung und von Schluchzen unterbrochen. Alle wandten sich um und sahen wie Abraham Lövdahl aufgestanden war und mit leichenblassem, entstelltem Gesicht dastand. „Das ist schändlich, das ist schändlich," wiederholte er und erhob die geballte Faust gegen den Adjuncten; „Sie sind ein — Sie sind ein — Teufel!" brachte er endlich hervor, und erfaßte mit festem Griff den Rand des Tisches.

„Abraham! Abraham Lövdahl! Bist Du denn ganz toll geworden, Junge!" rief der Rector; nie in seiner langen pädagogischen Thätigkeit war er so erschrocken. Selbst Aalbom stand wie versteinert und hatte fast Marius vergessen, der ohne sich zu rühren auf dem Boden lag. Morten aber zog entschlossen die Bank vom Tisch zurück und hob Marius auf; er war bleich und seine Augen geschlossen.

„Holt Wasser," sagte Morten in seinem trotzigen Ton, während er Marius aufrecht hielt.

„Ja — Wasser —" versetzte jetzt der Adjunct; „Gottwald ist krank. Es ist ein Skandal den Jungen in die Schule zu schicken, wenn er krank ist." Während dessen stand der Rector gerade vor Abraham und starrte ihn an; endlich sagte er leise und streng: „Geh' nach Hause, Lövdahl! Ich werde mich an Deine Eltern wenden."

Es war todtenstill in der Classe, als Abraham seine Bücher zusammenpackte und hinausging. Die Erbitterung, die in ihm aufgestiegen war, als der Adjunct seinen Freund Marius quälte, verflog schnell wieder; und als er allein zum Schulhof hinausging — es war mitten in der Stunde — kam ihm der Gedanke an das, was er gethan habe, und was sein Vater wohl dazu sagen werde. Er wagte es nicht, geradewegs nach Hause zu gehen; er legte seine Bücher bei einem ihm bekannten Händler ab und machte einen großen Umweg über die Ostseite der Stadt, wo er nicht so leicht Gefahr lief, seinem Vater zu begegnen.

Inzwischen kam Marius wieder zum Bewußtsein, als man ihm das Gesicht mit kaltem Wasser besprengte; er lag dann eine halbe Stunde auf dem Sopha in des Rectors Wohnstube, wo man ihm stärkende Tropfen gab, bis er sich so weit erholt hatte, daß der Pedell ihn nach Hause begleiten konnte. Frau Gottwald wohnte in der Stadt nicht weit von der Schule.

Marius verließ die Schule, bleich und halb bewußtlos, auf den Pedellen gestützt, der seine Bücher trug. Die Schüler der unteren Classen sammelten sich um ihn her und liefen voraus, um ihm in's Gesicht zu sehen; Einige fingen an den Rattenkönig zu bespotten, aber Einer von ihnen sagte: „Laßt ihn zufrieden, er ist krank." Und so kam er zum ersten Mal unangetastet durch seine Feinde.

Der Rector würde für seinen „kleinen Professor" in ganz anderer Weise gesorgt haben, wäre er nicht durch Abraham's Auftreten völlig in Anspruch genommen worden. Daß ein Schüler während des Unterrichts krank ward, konnte allerdings leicht vorfallen und Marius war sicher den ganzen Tag nicht wohl gewesen, das konnte man gleich hören, als er im Lateinischen an der Reihe war; er hatte sogar Fehler beim Scandiren gemacht, was man sonst nie bei ihm gewohnt war. Und der Rector mußte fast dem Adjuncten Aalbom Recht geben, als dieser nicht damit aufhörte, daß es ein Skandal sei, kranke Kinder in die Schule zu schicken. Abraham Lövdahl aber war frech und aufrührerisch gewesen, hatte offenbaren Trotz gezeigt! Man konnte darin nicht fehlgreifen, daß dieser Knabe unter einem wohlerzogenen und offenen Wesen die allergefährlichsten Keime verbarg. Wäre er noch der Sohn roher und ungebildeter Eltern gewesen, deren es leider so viele auf der Schule gab! Aber der Sohn des Professors Lövdahl, eines so abgemessenen, so humanen und feingebildeten Mannes; und dessen einziger Sohn sollte plötzlich einen Abgrund von Trotz und aufrührerischem Wesen offenbaren!

„Seine Mutter ist ein sehr oppositioneller Charakter," bemerkte der Adjunct Aalbom vorsichtig; er wußte, in wie hoher Gunst die Professorin beim Rector stand. Der Andere aber sah zur Seite und antwortete nicht; ihm fiel das letzte Gespräch bei der Mittagsgesellschaft des Professors ein. Deshalb ging er auch nicht zu Lövdahl's, wie er sich dies ursprünglich vorgenommen, sondern er schrieb einen sehr ernsten Brief an den Professor, berichtete den Vorfall und sprach sowohl als Pädagog wie als vieljähriger Freund des Hauses seine Ueberzeugung dahin aus, daß es nur durch festes Auftreten und durch Anwendung der größten Strenge noch gelingen könne, die bösen Keime zu ersticken, die leider in dem Charakter ihres lieben Abraham zu Tage getreten seien.

Professor Lövdahl erhielt diesen Brief in seiner Consultationsstunde von 12 — 1 Uhr und er machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sogleich die Patienten fortschickte, die bis zum anderen Tage warten konnten, und die anderen schleunigst abfertigte. Es war ihm nie eingefallen, daß sein Sohn sich so aufführen könne. Er selbst war mit Anstand und correct durch das Leben gekommen. Gedemüthigt hatte er sich eigentlich nie, das konnte ihm Keiner nachsagen; er hatte es im Gegentheil verstanden, sich die Leute vom Leibe zu halten. Aber niemals hatte er sich etwas gegen einen Höherstehenden herausgenommen, niemals hatte sich in seiner Seele etwas, das Aufruhr glich, gerührt. Es war ihm anfangs völlig unerklärlich, wie Abraham dazu hatte kommen können, und noch dazu bei einer Sache, die ihn nichts anging. Wenn der Lehrer auch vielleicht etwas hitzig gegen Gottwald gewesen war, konnte das ein Grund sein, so aufzufahren und sich den größten Unannehmlichkeiten um eines Anderen willen auszusetzen? Aber daran waren diese thörichte Knabenfreundschaft, diese überspannten Ideen von Muth und Treue Schuld, deren Quelle der Professor nur allzu wohl kannte. Schon lange hatte er vorausgesehen, daß es zu einem entscheidenden Kampfe mit seiner Frau um den Sohn kommen müsse. Er hatte bisher immer eingelenkt und die Sache aufgeschoben, denn er haßte Streit und Unfrieden im Hause. Jetzt aber schienen ihm Anzeichen dafür vorzuliegen, daß die Entscheidung herannahe. Das Gespräch, das man an jenem Gesellschaftsabend im Zimmer seiner Frau geführt hatte, war so besprochen und so commentirt worden, daß es schon einen wichtigen Abschnitt in der inneren Geschichte der Stadt ausmachte, und der Professor hatte bei Freunden und Freundinnen viel ausstehen müssen, weil in seinem Hause etwas, das sich so sehr einem Skandal näherte, hatte stattfinden können. Ueberdies bestand eine stille Unfreundschaft zwischen ihm und seiner Frau von gestern her, als sie von den Actien in der Fabrik sprachen.

Der Professor war gestern sofort in den Handelsverein gegangen, wo die leere Liste lange wie ein Gespenst umher gelegen, und hatte zehn Actien zu 500 Species gezeichnet. Hinterher kam es ihm freilich selbst vor, daß dies eine bedeutende Summe sei, aber er hatte in Uebereinstimmung mit dem Verfahren, das er seiner Frau gegenüber beobachtete, gehandelt. Jetzt, nach dem Vorfall mit Abraham fühlte er sich stark; und wie sehr die Aufführung des Knaben ihn auch ärgerte, ja sogar wirklich betrübte, so konnte er doch nicht umhin mit einer gewissen Befriedigung daran zu denken, wie scharf er nun gegen seine Frau zu Werke gehen könne. Mehrere Jahre hindurch war es in ihrer Ehe still und kalt hergegangen; *sie* ward leicht heftig, *er* war immer ruhig, bereit ihre sonderbaren Einfälle zu vertuschen. Sie begann zuletzt ein Gefühl der Verachtung gegen ihn zu nähren, und er, dem dies nicht verborgen blieb, ward vom heißesten Wunsch erfüllt, sie zu überwinden und zu zwingen.

„Da haben wir die Folgen Deiner Methode," begann er deshalb, als er mit dem Brief in der Hand in die Wohnstube trat; „ich habe es immer gesagt, daß Du den Jungen mit Deinen überspannten Ideen verdirbst und jetzt haben wir's. Hier ist ein Brief vom Rector: Abraham hat in der Schule Aufruhr gemacht."

„Aber ich bitte Dich, Karsten, was soll das heißen?"

„Er hat sich gegen seine Lehrer aufgelehnt, mit geballter Faust gedroht und den Adjuncten Aalbom einen Teufel genannt."

„Gott sei Dank, daß es nichts Schlimmeres war," sagte die Professorin erleichtert.

„Nichts Schlimmeres? Nichts Schlimmeres? Ja, das sieht Dir ganz ähnlich! Du kannst bald mit Nichts mehr sympathisiren als mit Aufruhr und Auflehnung gegen Alles und Alle. Aber jetzt will ich Dir etwas sagen, meine geehrte Frau Gemahlin, jetzt ist meine Geduld zu Ende. Der Junge gehört auch mir und ich will keinen radicalen Taugenichts aus ihm gemacht haben, der zur Schande und zum Kummer seiner Familie als ein Auswurf in der menschlichen Gesellschaft liegen bleibt. Ich habe es jetzt lange genug mit angesehen, wie Du ihn mit Deinen verkehrten Ideen erfüllst, die jetzt ihre Frucht getragen haben; aber jetzt wirst Du mir auch erlauben, daß ich als Vater die Sache in die Hand nehme, um zu retten, was noch zu retten ist. Ist er zu Hause?"

„Ich habe ihn nicht gesehen."

Die Professorin wußte nicht recht, wie sie dieser ungewöhnlichen Heftigkeit ihres Mannes entgegentreten solle; auch hatte sie noch keine rechte Vorstellung davon, was Abraham eigentlich gethan habe, und fragen wollte sie nicht, so lange ihr Mann sie so behandelte. Als Abraham dann endlich müde und hungrig nach Hause kam und sich bleich und niedergeschlagen in's Wohnzimmer schlich, sagte sie zu ihm: „Was habe ich von Dir hören müssen, Abraham, was hast Du gemacht?" Abraham starrte sie an; seine einzige Hoffnung hatte er auf die Mutter gesetzt, ehe sie jedoch antworten konnte, öffnete der Professor seine Thür und rief ihn herein. Frau Wencke hörte ihren Mann lange in strengem Tone sprechen; sie konnte es nicht aushalten; hineingehen wollte sie auch nicht und deshalb ging sie in's Eßzimmer. „Wie konntest Du mir doch diesen großen Kummer machen, Abraham?" so hob der Professor in ernstem, fast traurigem Tone an; „ich hegte die sichere Hoffnung, Dich zu einem braven und nützlichen Bürger zu machen, zu einem Sohn, an dem wir Freude und Ehre haben sollten; und statt dessen offenbarst Du schon in Deinen jungen Jahren Neigungen, die sicherer als alles Andere Dich in's Verderben führen werden. Faulheit, jugendlicher Leichtsinn und Verirrungen — die können sich mit den Jahren und bei verständiger Behandlung verlieren; aber der Geist des Aufruhrs nimmt fast immer zu, da wo er erst einmal Wurzel gefaßt hat. Man trotzt zuerst seinen Lehrern und verhöhnt sie, dann wächst man seinen Eltern über den Kopf und zuletzt will man sich selbst vor Gott nicht beugen! Weißt Du aber, was für Leute das sind, die Solches thun? Das sind die Verbrecher, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, welche den Gesetzen Trotz bieten und unsere Gefängnisse füllen. Was heute mit Dir geschehen ist, hat mich mehr erschüttert, als ich sagen kann; ich vermag weder Dich dafür zu tadeln, noch zu strafen; ich weiß nicht einmal, ob ich einen solchen Sohn in meinem Hause behalten kann." Damit ging er aus der Stube.

Die Rede des Professors war wohlüberlegt und sie verfehlte ihre Wirkung

nicht. Abraham hatte sich auf seiner einsamen Wanderung die schlimmsten Vorstellungen gemacht, und sich das Aergste ausgedacht, was ihn an Tadel und Strafe treffen könne; aber das übertraf Alles. Der traurige betrübte Ton, die harten Worte und zuletzt die schreckliche Möglichkeit, daß er aus dem Hause, von der Mutter fortgeschickt werden könne, alles das erschütterte ihn dermaßen, daß er in Thränen ausbrach und sich auf's Sopha warf, und lange weinte. Wie unbegreiflich kam ihm das vor, was er gethan hatte! Was sollte nun aus ihm werden?

Eine Weile darauf öffnete der Professor die Thür und hieß ihn zu Tisch kommen. Frau Wencke hatte immer noch nicht den ganzen Zusammenhang der Sache erfahren; aber nach dem, was ihr mitgetheilt war, konnte sie nicht umhin, einzuräumen, daß Abraham sich höchst unschicklich benommen habe. Dennoch wunderte sie sich darüber, daß dieser kleine Vorfall — der doch eigentlich nicht so sehr schlimm war — sie so durchaus verstimmen könne. Sie fühlte sich so gedrückt und so unsäglich unglücklich und sie hatte die größte Lust, zu Abraham hinzustürzen und sich auszuweinen. Aber es ward kein Wort gesprochen während der Mahlzeit. Abraham lag zerknirscht über seinem Suppenteller und er sah in diesem Augenblick nicht sehr jenem bleichen Helden ähnlich, welcher mit geballter Faust dem Adjuncten Aalbom gegenüber gestanden und ihn einen Teufel genannt hatte.

## VII.

Es rief die größte Bewegung in der Stadt hervor, daß Professor Lövdahl zehn Actien für die Fabrik gezeichnet habe, und es ging so wie Jörgen Kruse es vorausgesagt hatte. Man riß sich förmlich um die Liste droben im Handelsverein und ein paar Tage sah es fast so aus, als habe ein Hauch des Speculationsfiebers das sonst so matte und träge Geschäftsleben der Stadt umgewandelt. Nach vierzehn Tagen konnte Michael Mordtmann an seinen Vater telegraphiren, daß 96,000 Species gezeichnet seien.

Der junge Mordtmann war entzückt, und nicht nur froh über die Aussicht, an die Spitze eines großartigen Betriebes zu kommen, sondern auch nicht wenig stolz darauf, daß er ein so feines Spiel gespielt habe. Aus den scheelen Augen der Lateiner machte er sich verzweifelt wenig; die Handelswelt, die Realisten, sollte er erobern und das hatte er gethan. Er empfing auch ein anerkennendes Schreiben von seinem Vater und nähere Weisungen für die Wahl der Direction; der Professor Lövdahl müsse durchaus mit darin sein.

Michael Mordtmann brachte am nächsten Sonntag bei Lövdahl's — wo er regelmäßig Sonntags zu Mittag speiste — die Rede darauf. Es herrschte dort übrigens eine etwas gedrückte Stimmung nach dem Vorfall mit Abraham, den der Vater fortwährend mit großer Kälte behandelte, so daß er in der peinlichsten Stimmung erhalten wurde.

Der Professor schlug anfangs die Ehre aus, in die Direction einzutreten. Er hätte keine Zeit, wie er sagte, seiner Praxis halber, und eigne sich auch nicht für dergleichen; er habe sich gerade aus Princip stets vom Geschäftsleben ferngehalten. Der Andere entgegnete, daß es hier doch eigentlich nur auf den Namen

ankäme; von Arbeit würde keine Rede sein; der Bankdirector Christensen sollte der geschäftsführende Director sein; es handele sich nur darum, daß Professor Lövdahl's Name sich in der Direction befinde.

„Können Sie mir nicht helfen, gnädige Frau, Ihren Herrn Gemahl zu überreden?"

„Nein, mein Mann handelt ganz selbständig in solchen Sachen," sagte die Professorin ohne aufzusehen.

„Wenn Du es wünschest, meine Liebe, so werde ich gern in die Direction eintreten," sagte der Professor freundlich.

„Ich es wünschen? Wer hat das gesagt? Wie kann Dir das einfallen?" antwortete seine Frau gereizt.

„Nun, nun! Du interessirst Dich doch eifrig für Herrn Mordtmann's Fabrik, und ich will auch gern unserem jungen Freunde einen Gefallen thun. Ich bin also erbötig, in die Direction einzutreten, Herr Mordtmann!"

„Tausend Dank," antwortete dieser und bemerkte in seiner Freude nicht den Ausdruck im Gesicht der Professorin; er erhob sein Glas und sprach: „So wäre denn Alles in Ordnung, jetzt soll es auch nicht lange dauern, bis die Fabrik dasteht."

Frau Wencke war übel daran. Die Vertraulichkeit, die so schnell zwischen ihr und Mordtmann entstanden war, fiel ihr schon sehr beschwerlich; sie sah deutlich, wie ihr Mann jedes Wort und jeden Blick, der zwischen ihnen gewechselt wurde, genau beachtete, und sie wußte, daß er der Meinung war, sie habe, um die Fabrik in's Leben zu rufen, mit dem jungen Mann gemeinschaftliche Sache gemacht. Dies wurmte sie; lag die Sache doch in der That ganz anders. Und sie fühlte, daß, wenn sie es versuchte, sich zu vertheidigen, ihre Ehrlichkeit dem argwöhnischen Sinne ihres Mannes gegenüber den Kürzeren ziehen und die Verwickelung nur noch größer werden würde. Aber gerade der Umstand, daß sie gegen ihre Gewohnheit den Gedanken an eine Aufklärung aufgab, peinigte sie und machte sie unsicher in ihrem Verhältnisse zu ihrem Mann und zum Fremden. Dazu kam, daß sie in diesen Tagen zum ersten Mal gefühlt hatte, wovor es ihr so oft gegraut, daß ihr Sohn ihr fremd werden, oder daß sich doch Etwas zwischen sie schieben und die unbegrenzte Vertraulichkeit, in der sie bisher mit einander gelebt, vernichten könne. Als sie nun endlich den ganzen Hergang der Sache mit Marius und Aalbom von Abraham selbst erfuhr — er erzählte mit niedergeschlagenen Augen und noch ganz entsetzt darüber, was er gethan — da schloß die Mutter ihn in ihre Arme und rief: „Aber nein, haben sie Dich deshalb so hart vorgenommen? Solltest Du es ruhig mit ansehen, daß man Deinen besten Freund so quälte? Das war kühn von Dir, Abraham!"

Er sah ängstlich zu ihr auf und zum ersten Mal merkte sie mit Kummer, daß er kein volles Vertrauen zu ihr habe. In demselben Augenblick fiel es ihr auch ein, daß es doch eine eigene Sache sei, geradezu ihrem Manne entgegen zu arbeiten, den Sohn etwas zu lehren, was der Vater verwarf, ihn zu loben um einer Sache willen, von der sie wußte, daß sie Jenen betrübt und erschreckt habe. Frau Wencke hatte oft gedacht, daß die Stunde kommen müsse, wo es dem Sohne offenbar würde, wie groß die Kluft zwischen dem Vater und der

Mutter in den wichtigsten Dingen sei. Sie hatte an die großen religiösen Fragen gedacht und sie war darauf vorbereitet. Sie wollte, wenn Abraham so groß geworden, daß er zur Klarheit darüber kommen müsse, ihm offen und ehrlich sagen, daß sie keineswegs an all' Das glaube, was andere Leute glaubten. Und mehrere Male hatte sie schon mit ihm über diese Dinge gesprochen. Schwer war es allerdings; aber sie hoffte doch immer, daß, wenn sie ganz ehrlich und aufrichtig sei, er die Ueberzeugung gewinnen müsse, daß er sich in Allem auf sie sicher verlassen könne, wenn sie auch nicht gerade desselben Glaubens sei wie Andere. Sie war ihrer Meinung nach nicht dazu berechtigt, ihn auf all' die Heuchelei, die sie sah und in der sie lebte, aufmerksam zu machen. Der Professor nahm Abraham mit zur Kirche und sprach bisweilen von religiösen Dingen; aber sie wußte nur zu genau, daß von wahrem Christenthum auch nicht die Spur in ihm zu finden sei. Das durfte sie ihrem Sohn aber nicht klar machen und das religiöse Gebiet behielt eben seine große Schwierigkeit. Allerdings schien Abraham nicht von der Religion weiter ergriffen zu sein, als daß er wußte, er müsse in ihr als Schulfach vorzüglich bewandert sein, und es gehöre ein gewisser Ton und ein gewisser Gesichtsausdruck dazu, wenn man zur Kirche ginge. Wenn er sie dann wohl fragte: „Warum gehst Du nie zur Kirche, Mutter?“ so konnte sie sich nicht verhehlen, daß diese Frage durch äußere Einwirkung veranlaßt sei; sie merkte, daß Andere — wer es sei, wußte sie nicht — ihn auf ihr Verhalten in dieser Sache aufmerksam machten. Und dennoch hatte sie immer die Hoffnung in sich wach erhalten, daß es sich wohl machen werde. Es schien ihr sogar zuweilen, es müsse ein Glück für Abraham sein, wenn er in die unvermeidliche Zeit des Zweifels käme, dann zu wissen, daß seine eigene Mutter sich unter den Nichtglaubenden befinde; dies müsse ihn, meinte sie, dazu anspornen, eine ernste Wahl zu treffen und ihn davor bewahren, feig in dem unendlichen Gewimmel von Heuchlern zu verschwinden.

Aber der Vorfall in der Schule! — so gering im Verhältniß zu wichtigeren Dingen, und doch so bedeutungsvoll, weil er die Kluft zwischen den Beiden, die zusammen diesen Einen hatten, scharf zeigte — wie sollte sie sich dabei verhalten? Ihre Herzensmeinung war, daß es ein kecker Zug von Abraham gewesen sei, den sie wohl an ihm leiden mochte; aber sie durfte ihn deshalb, ganz im Gegensatz zur Schule und zum Vater, doch nicht loben. Hätte man von Anfang an der Sache nicht solche Bedeutung beigemessen, so würde es ihr auch leichter geworden sein und sie hätte es dann wohl mit einer kleinen Zurechtweisung und der Ermahnung, künftig besonnener zu sein, bewenden lassen können. Jetzt aber hatte sich die Sache zu einer Hauptfrage gestaltet und sie vermochte sie nicht zu lösen.

Inzwischen stand Abraham vor ihr und begriff, daß die Mutter in Gedanken versunken sei, und als sie endlich, noch unschlüssig, daraus erwachte und sah, wie ihr Sohn noch immer ängstlich und unsicher vor ihr stand, da wußte sie keinen anderen Rath, als ihn in ihre Arme zu nehmen, ihn hin und her zu wiegen: „Ach, mein armer lieber Junge, was soll doch aus Dir werden!“

Das verwirrte Abraham nur noch mehr und er ging in fortwährender Spannung. In der Schule ward er wie ein gefährlicher Verbrecher behandelt,

den man doch durch ein mildes Verfahren zu retten suchen will; selbst Aalbom war so freundlich, daß es Abraham davor schauderte. Seine Kameraden lobten ihn anfangs und prophezeiten ihm die fürchterlichsten Strafen. Als die Sache aber so still abging und die Lehrer ebenso freundlich gegen ihn waren wie früher, wurden sie der Meinung, daß es ein leichtes Ding sei, Muth zu zeigen, wenn man den Professor Lövdahl zum Vater habe. Abraham selbst würde es vorgezogen haben, daß man ihn bestraft hätte; diese dumpfe Feierlichkeit, diese wunderliche Freundlichkeit brachte ihn zuletzt auf den Gedanken, daß er eigentlich doch ein Verworfener sei und daß man damit umginge, ihn in irgend eine Anstalt zu schicken.

Sein bester Freund — der kleine Marius — lag krank darnieder, er litt an einer Gehirnentzündung. Der gute Rector besuchte ihn fast jeden Tag und war wegen seines „kleinen Professors" herzlich bekümmert. Aber sobald seine Augen in der Stunde auf Abraham Lövdahl fielen, trat jener Vorfall lebhaft vor sein Auge und Abraham's grenzenlose Frechheit verband sich so innig mit der unglücklichen Krankheit des kleinen Marius, daß sich ihm die Sache schließlich so darstellte, Abraham Lövdahl sei an Allem Schuld.

Der Professor beobachtete seinen Sohn insgeheim und gewann die Ueberzeugung, daß die von ihm im Einverständniß mit der Schule gewählte Methode gefruchtet habe. Oft, wenn Abraham bleich und verschüchtert im Hause an ihm vorbeischlich, that es ihm herzlich leid um seinen Sohn; aber er bezwang sich lange, bis es ihm endlich schien, daß es genug sei. Und eines Tages sagte er: „Wir haben jetzt die Sache überlegt — wir, Deine Eltern und die Schule — und wir sind zu dem Resultat gekommen, daß wir versuchen wollen, Dich zu behalten und vielleicht noch einen guten und brauchbaren Menschen aus Dir zu machen."

Abraham warf sich dem Vater an die Brust und schluchzte laut. Das gegen ihn angewandte Verfahren hätte ihn zuletzt fast um den Verstand gebracht; er hatte geglaubt, daß er zu fremden Leuten fortgeschickt werden solle und er hatte sich in wachen Stunden im Bette die fürchterlichsten Dinge vorgestellt. Und jetzt, da man ihn zu bleiben gestattete, kam ihm des Vaters Gnade und Milde überwältigend vor. Der Professor ließ dem Eindruck Zeit, sich festzusetzen und sagte dann: „Wir wollen jetzt mit Gottes Beistand hoffen, daß Du uns nicht wieder einen so großen Kummer verursachen werdest." Abraham gelobte sich, daß dies nie wieder geschehen solle; er fühlte sich förmlich gebrochen und niedergeschmettert und doch so dankbar für die Verzeihung; er werde gewiß niemals den geringsten Trotz zeigen! —

Aber daheim in Frau Gottwald's kleinen Stuben war es still und traurig; die Thürglocke war umwickelt und Frau Gottwald hatte eine Ladenjungfer zu ihrem Beistande angenommen. Denn des kleinen Marius Zustand verschlimmerte sich. Der Doctor Bentzen hatte zum Professor Lövdahl gesagt, es sei nur zu wünschen, daß der Knabe stürbe, seinen Verstand würde er nie wieder erhalten.

Frau Gottwald wußte das nicht und Tag und Nacht wiederholte sie im Stillen: „er darf nicht sterben, er darf nicht sterben." Es war unmöglich und undenkbar, daß ihr Einziges ihr entrissen werden solle; hatte sie doch so viel gelitten.

Der kleine Marius lag mit heißem Kopf und halbgeschlossenen Augen und band Rattenknoten in's Betttuch. Er murmelte fast immerfort Declinationen und Conjugationen und Regeln und Ausnahmen — sein armes Gehirn war ganz eingehüllt in Madvig's faltenreicher Weitschweifigkeit und er tappte ängstlich umher im Finstern.

Es waren helle schöne Frühlingstage — so recht ein Wetter, um zu hoffen; und Frau Gottwald kam und ging, immer wollte sie eine Besserung sehen. Aber eines Abends erkannte sie, daß es zu Ende ging. Marius lag unruhig und murmelte immer schneller.

„Lieber Marius, lieber, lieber Marius, Du darfst Deiner Mutter nicht sterben, Du darfst es nicht, denn Du weißt gar nicht, was Du Deiner Mutter bist; sag', daß Du nicht von mir gehen willst, sag' es!"

„Monebor, moneberis, monebitur, monebimur, monebimini, monebuntur," antwortete Marius.

„Ja, Du bist ein tüchtiger Junge, Du bist der Tüchtigste von der ganzen Classe im Lateinischen. Das sagte der Rector heute wieder, als er hier war. Du kanntest ihn aber nicht; mich aber kennst Du, nicht wahr? Lieber Marius, Du kennst Deine Mutter, sag' es, nicht wahr, Du kennst mich?"

„Ad, adversus, ante, apud, circa, circiter," sagte Marius.

„O nein, nein, liebes Kind, nicht Latein, ich bitte Dich darum. Ich weiß, wie tüchtig Du bist und ich bin so dumm. Aber sag mir bloß, daß Du mich kennst, daß Du gern bei mir bist, daß Du nicht von mir gehen willst, daß ich Deine liebe Mutter bin, sag' nur das, sag' nur: liebe Mutter, sag' nur: Mutter."

„Fallo, fefelli, falsum," sagte Marius.

„O mein Gott, mein Gott, diese schreckliche Sprache! Was haben sie Dir gethan, mein armer Junge! Er wird sterben, ohne den Namen seiner Mutter zu nennen, seiner elenden, verblendeten Mutter, die ihn mit dieser verruchten Gelehrsamkeit um's Leben gebracht hat!" Sie stürzte in den Hausflur hinaus, in der Hoffnung, daß es der Arzt sei; es war aber nur einer der Miether droben, der nach Hause kam.

Sie kehrte in's Schlafzimmer zurück; aber in der Thür schlug sie die Hände zusammen und rief voll Freude: „O Gott sei gelobt! Jetzt geht es Dir gewiß besser, lieber Marius, Du lächelst so vergnügt."

„Mensa rotunda," sagte der kleine Marius und starb.

## VIII.

Michael Mordtmann hatte es sich zur Regel gemacht, bei Frau Wencke vorzusprechen, wenn er gegen Mittag von der Fabrik kam. Eine Menge von Leuten war täglich beschäftigt, die umfassenden Grundarbeiten vorzunehmen. Ein fester Steinquai sollte längs des Ufers angelegt, Schornsteine und Mauern für die unzähligen Gebäude sollten aufgeführt werden. Die Actiengesellschaft war mit einem Grundfonds von 100,000 Species gebildet und der Stadt war schließlich der Muth so gestiegen, daß man es aufgab, das englische Haus zur Betheiligung am Unternehmen aufzufordern, weil es sich so vornehm zurückgehalten hatte.

Das Capital ward also in der Stadt aufgebracht, und die Fabrik „Fortuna“, wie man sie mit Champagnerströmen taufte, ward der Stolz und das Schoßkind der Stadt.

Mordtmann war froh und voll Hoffnung. Nie war er mit sich selber und mit Allem so zufrieden gewesen. Von untergeordneter Stellung in einem fremden Lande hatte er sich an die Spitze eines neuen Unternehmens hinaufgeschwungen, das er selbst von Anfang an leiten sollte. Da weder die Directoren noch die Actionäre die geringste Einsicht von der Sache hatten, ward er bald zu einem wahren Orakel und er ließ es auch am Effect nicht fehlen. Wo ihm die Kenntnisse ausgingen, nahm er keinen Anstand, mit großen Worten um sich zu werfen, wodurch sich Alle vollständig verblüffen ließen.

Eine große Menge von Arbeitern war in festen Dienst genommen; er bezahlte den Lohn am Samstag; die Frauen kamen zu ihm, um sich Vorschuß zu erbitten und in kurzer Zeit war er bekannt und beliebt, sowohl bei Kleinen als bei Großen. Nur in Beamtenkreisen und in einigen hochconservativen Häusern behielt man einen tiefen Abscheu vor ihm und dort bedauerte man auch den Professor Lövdahl, weil seine Frau dergleichen Personen in sein Haus zöge. Mordtmann aber machte sich Nichts daraus. Er war wohlauf und froh, wenn er am frühen Morgen in den schönen Sommermonaten zur Fabrik, die etwas außerhalb des Stadtgebietes lag, hinausging. Die Arbeiter waren nicht wie die englischen, die nur an ihre Arbeit denken. Hier zogen sie die Mütze tief ab und wünschten „guten Morgen“ und hatten Zeit genug zu einem kleinen Gespräch, wenn er sich darauf einlassen wollte.

Es konnte auch ein Gefühl des Stolzes erwecken, wenn er sah, wie Alles nach seinem Plane aufwuchs und sich ordnete; die vielen sonderbaren Gebäude, die vor der Stadt als Wunder seiner Einsicht betrachtet wurden, diese ganze großartige Anlage unter seinem unbeschränkten Oberbefehl und mit unbegrenzten Geldmitteln: eine solche Stellung konnte einem jungen thatkräftigen Manne wohl zusagen. Und doch war ein anderer Umstand da, der ihm nach und nach lieber ward als alles Andere, nämlich die Besuche bei Frau Wencke.

Er hatte nicht viele Damenbekanntschaften in der Stadt gemacht; seine Geschäfte hatten ihn von Anfang an nur mit Männern in Berührung gebracht, und jetzt, wo er wirklich den ganzen Tag vollauf zu thun hatte, war kein Anlaß für ihn da, mehr Umgang zu suchen, als er ihn im Club und bei Lövdahl's haben konnte. Um so öfter aber kam er in's Haus des Professors. Man hatte ihm dort ein für alle Mal gesagt, daß er zu jeder Zeit willkommen sei und Mordtmann hatte allen Grund zu der Annahme, daß der Professor es aufrichtig damit gemeint hatte, da er immer liebenswürdig und zuvorkommend war.

Mordtmann machte aber kein Hehl daraus, daß die Besuche der Professorin galten und sie merkte es auch sehr wohl selber. Jeden Tag zwischen zwölf und ein Uhr erwartete sie ihn zu einem Glase Wein, welches er trank, während sie ein halbes Stündchen munter mit einander plauderten. Wenn es aber Regen und schlechtes Wetter war, kam er bloß an's Fenster und zeigte ihr seine durchnäßten Kleider, worauf man die Abrede zu treffen pflegte, daß er am Abend wiederkommen solle. Die Professorin hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihn etwas

mütterlich zu behandeln, was ihr vermöge ihrer Stellung nicht eben schwer fiel, obgleich der Unterschied in ihrem Alter nicht erheblich war. Ihm war dies nicht lieb, aber er hatte nicht den Muth, eine Veränderung darin zu verlangen und sie hatte für ihn stets einen scherzenden Ton, der es zuließ, daß manchem Wort und manchem Blick eine geringere Bedeutung beigemessen werden konnte, als sie wirklich hatten. Sie hatte ihn zu gern und zu viel Freude an seiner Gesellschaft, als daß sie es hätte verstehen wollen, wie sehr er ihr den Hof mache. Viele Jahre lang hatte der Oberlehrer Abel um sie geseufzt, aber niemals hatte er sie im Geringsten belästigt. Nun war Mordtmann allerdings ein ganz anderer Mann als Abel; aber dennoch fühlte sie sich selbst ganz sicher, und was Andere darüber sagten, war ihr gleichgültig. Auch die Rücksicht auf ihren Mann flößte ihr kein Bedenken ein; er hatte niemals eine Spur von Eifersucht gezeigt. So lange sie verheirathet gewesen waren, hatte Karsten Lövdahl die jungen Leute, die sich, durch Frau Wencke's Schönheit und Lebhaftigkeit angezogen, ihr von Zeit zu Zeit genähert hatten, mit der größten Liebenswürdigkeit behandelt. Einige Male hatte die Professorin sogar selbst die Empfindung, daß er in seiner Nachsicht gar zu weit ginge; allein sie mußte dann doch schließlich immer einräumen, daß durch sein kluges, besonnenes Verhalten sich Vieles von selber schlichtete, was ziemlich bedenklich ausgesehen hatte.

Sie selbst war niemals ernstlich von diesen Dingen berührt worden, und wohl eben darum, weil Alles so geräuschlos und ungebunden herging; und doch war sie nicht lange mit Karsten Lövdahl verheirathet gewesen, bevor sie erkennen mußte, wie wenig sie in manchen Dingen übereinstimmten. Er war so vorsichtig, so unerträglich correct, daß er ihr oft feig und unzuverlässig vorkam. Gleichwohl aber hatte sein Charakter etwas Feines und Ritterliches an sich, was ihn in ihren Augen immer aufrecht erhalten hatte, und wenn sie ihn auch nicht besonders hochachtete oder er viel für sie war, so hatte sie doch niemals eine solche Leere empfunden, daß sie sich ganz von ihm abgewendet hätte. Und überdieß war sie jetzt alt! Sie hatte einen halberwachsenen Sohn, sie hatte Erfahrung und Besonnenheit; weshalb sollte sie sich Skrupel machen? Wäre es nicht sogar lächerlich von ihr gewesen, sich noch einzubilden, daß sie so gefährlich sei? Sie ließ also die Leute reden — was sie denn auch thaten — und gab sich ohne Bedenken dem angenehmen Bewußtsein hin, zum täglichen Freunde einen hübschen, gebildeten, vorurtheilsfreien Mann zu haben, der mit Bewunderung die Entwickelung ihrer Ideen anhörte, welche ihr Mann überspannt zu nennen pflegte. Dadurch beging sie aber, ohne es zu merken, einen Raub an Abraham, und sie fühlte es um so weniger, weil mit dem Knaben zu gleicher Zeit eine so starke Veränderung vorgegangen war. Er hatte die Mutter nicht mehr um hundert Dinge zu fragen, verlangte auch nicht mehr, daß sie sich mit ihm herumbalgen oder Dame spielen sollte; außerdem hatte sie noch immer ein Gefühl der Unsicherheit ihm gegenüber, so daß sie vielleicht etwas gezwungen und zurückhaltend gegen ihn war. —

Beim Begräbniß des kleinen Marius hatte Frau Gottwald den Wunsch geäußert, daß Abraham an der Seite des Predigers hinter dem Sarge hergehen solle; war er doch ihres Sohnes bester Freund gewesen und Verwandte hatte sie

nicht. Der Rector aber wollte das nicht zugeben; Abraham sollte mit seinen Kameraden zusammengehen und könne froh sein, daß man ihm dies gestatte. Dies führte schließlich dazu, daß die ganze Schule und dadurch ein großer Theil der Stadt den Eindruck behielt, dieser Abraham Lövdahl sei ein schlimmer Gesell.

Es kostete den Professor Ueberwindung, seinem Sohne nicht zu früh zu verzeihen; er war sehr damit zufrieden, daß seine Methode so gut angeschlagen habe und im Grunde seines Herzens fühlte er Mitleid mit dem armen Jungen, der wie ein Ausgestoßener umherging, während ihn doch Alle im Auge behielten. Endlich konnte er sich nicht länger halten und er ließ ihm hin und wieder ein Lächeln und ein paar freundliche Worte zu Theil werden. Diese ersten Freundlichkeiten fielen wie ein Regen von Glückseligkeit auf Abraham. Keiner sei doch wie der Vater, sagte er sich, und minder als je konnte er begreifen, wie er einem solchen Vater einen so großen Kummer hatte verursachen können. Nun versuchte er auch bei den kleinsten Anläßen, sich ein wenig Lob zu erwerben; er zeigte sich aufmerksam und dienstfertig bei Tische, stellte dem Professor Abends die Pantoffeln zurecht, und als das Hauptexamen herannahte, bereitete er sich mit dem größten Eifer darauf vor.

Sonst pflegte die Professorin stets der Examenfeierlichkeit beizuwohnen, und sie hatte sich stets, seit ihr Sohn als ganz kleiner Knabe in die Schule gekommen war, daran erfreut, wenn sein Name aufgerufen ward, wenn er dann selbst zum Katheder ging, hier sein Examenzeugniß empfing und die kleine Verbeugung machte, woran sie sich selbst mit ihrem Kopfe betheiligte. Als sie aber diesmal sah, wie ihr Mann das weiße Halstuch umband, um als Ephor zu fungiren — bisher war sie immer der Meinung gewesen, er ginge gleichwie sie selber aus Theilnahme für ihren kleinen Abraham zum Examen — erschien es ihr verächtlich, daß Eltern sich nur das eine Mal bei der Schlußfeier sehen ließen, während sie sich sonst das ganze übrige Jahr hindurch nicht um die Kinder bekümmerten. Sie wollte mit dem Trugwerk, ihren Mann auf dem Sessel mit hoher Lehne neben dem Bürgermeister als Ausdruck der elterlichen Theilnahme an der Schule zu sehen, Nichts mehr gemein haben. Auch wollte sie ihre Thränen nicht mit denen so vieler gedankenloser Mütter mischen, welche über des Rectors schöne Rede weinten, wenn er so rührend von der Schule und dem Heim und der Heimath da droben sprach. Deshalb ließ sie den Professor mit Abraham allein gehen ohne einen Grund anzugeben; der Professor aber verstand es und fragte nicht. Nun schien der Vormittag ihr ziemlich langweilig zu werden; sie wäre doch gern zu dem Schulfest gegangen, aber sie hatte nun einmal bestimmt, daß sie nicht hingehen wolle. Zuletzt nahm sie Hut und Sonnenschirm um einen Spaziergang zu machen; es war der 13. Juni und klares frisches Sommerwetter. Sie ging zu der neuen Fabrik hinaus. Michael Mordtmann hatte sie oft gebeten, hinzukommen, damit er ihr alle seine Herrlichkeiten zeigen könne. Sie hatte dabei kein Bedenken, war es doch eine unschuldige Sache; alle Menschen waren draußen gewesen, und überdies — was machte sie sich daraus? Dennoch konnte sie ein wenig Herzklopfen nicht unterdrücken, als sie auf der Höhe stand, und zur Bucht zwischen den Hügeln, wo die neuen Gebäude aufgeführt wurden, hinabsteigen sollte.

Sie entdeckte ihn schon in weitem Abstande. Er stand ganz unten am Quai auf einem mächtigen behauenen Granitblock; in der einen Hand hielt er eine Rolle Zeichnungen, mit der anderen deutete er auf etwas hin, während er den Arbeitern zurief, welche damit beschäftigt waren, aus einem Lastboot eiserne Platten mittelst des neuen Schwenkkrahnes auszuladen. Der graue Sommeranzug saß stramm um seine schlanke Gestalt; auf dem Kopfe trug er einen wunderbaren englischen Hut, der ihm vortrefflich stand, ferner Kniehosen, und statt der langen Stiefel, wegen des warmen trockenen Wetters, Schuhe aus Segeltuch mit gelben Riemen. Man konnte sich „die Arbeit“ nicht in eleganterer Form vorstellen, und wie er nun so intelligent und überlegen mit seiner Rolle Zeichnungen auf dem mächtigen Sockel dastand, nahm er sich ganz so aus, wie ein Ingenieur heut zu Tage aussehen muß. Als er sie zum zweiten Mal sah, sprang er vom Stein herunter; denn als er sie zuerst oben auf der Höhe erblickte, war er hinaufgesprungen. Er eilte jetzt auf sie zu und hieß sie froh willkommen in seinem Königreich, in dem er sie sogleich herumführen wollte.

„Ich sah aber, daß Sie sehr beschäftigt waren; können Sie so ohne Weiteres von der Arbeit gehen? Um meinetwillen dürfen Sie nicht —“

„Ach, damit hat es keine Noth; jetzt habe ich sie in Gang gebracht, und nun werden sie wohl ohne mich fertig.“

„Ja, das ist allerdings wahr!“ — dachten die Arbeiter, die es nicht hatten begreifen können, weshalb der Chef — wie er sich nennen ließ — plötzlich auf den Stein gesprungen war und gerufen und commandirt hatte; als sie aber die Dame sahen, verstanden sie es gar wohl.

Sie gingen nun zusammen zwischen den Gebäuden umher und er erklärte ihr Alles. Sie fand Vergnügen daran, all' die merkwürdigen Einrichtungen zu sehen, und ihn ergötzte es höchlich, ihre durchaus nicht sachverständigen Fragen zu hören. Sie lachten also tüchtig und kamen in heiterer ungezwungener Stimmung endlich zum Comptoirgebäude, wo er sie einzutreten bat, um seinen Portwein zu kosten.

Inzwischen hatte die Glocke der Fabrik zum Mittag geläutet und die Arbeiter gingen haufenweise entweder in die Stadt oder zur Arbeiterwohnung, wo sich ein Speiselokal befand. Das Comptoirpersonal war auch verschwunden, als die Beiden zum Gebäude kamen; der Gang, welcher zu seinem Privatcomptoir führte, war angefüllt mit Maschinenstücken aus Stahl und blankem Messing, die man hier aufgestellt hatte, um sie vorläufig aus dem Wege und in Sicherheit zu bringen; Mordtmann bat um Entschuldigung, daß es hier so eng sei. Das Comptoir des Chefs war in der Fabrik das Einzige, was ganz fertig schien; es war im englischen Stil hübsch und behaglich eingerichtet.

Als Frau Wencke sich in dem mit grünem Leder überzogenen Sopha niederließ, ward ihr die Sache doch etwas bedenklich; es war so still und menschenleer geworden, man hörte weder Stimmen noch auch den Lärm von Eisenplatten oder Hammerschlägen mehr, nur den einzelnen hastigen Fußtritt irgend eines Arbeiters, der zum Essen eilte.

„Ich muß übrigens bald gehen,“ sagte sie und löste ihr Hutband auf; es war heiß.

„Ach nein, wir haben gewiß Zeit genug; Ihr Mann erwartet Sie doch nicht vor dem Mittagsessen?"

„Nein, er ist überdies Ephor heute," antwortete sie scherzend, aber bereute es in demselben Augenblick; denn sie sah, daß der Andere es sofort auffaßte wie etwas, worüber sich die beiden lustig zu machen pflegten, und das hatte sie nicht gewollt.

„Ihr Mann ist überhaupt wohl mehr in Anspruch genommen, als er es sein müßte."

„Mehr in Anspruch genommen?"

„Nun ja, ich meine, wenn man eine Frau wie Sie hat! Der Mann, der so glücklich ist, müßte, wie mir scheint —"

„Bitte, bitte, Herr Mordtmann! Correct, wenn Sie die Güte haben wollen!"

„Aber Sie wollen mich ja eben nicht correct haben, gnädige Frau!"

„Nun will ich es aber, in diesem Punkt — verstehen Sie?"

„Ich verstehe es nicht, aber ich gehorche. Es gibt überhaupt Nichts, was ein Wort von Ihnen —"

„Verlieren Sie nicht Ihre Worte, sondern trinken Sie Ihren Wein."

„Gegen Liebe ist Wein nur eine schlechte Medicin, Frau Wencke."

„Ach was" — antwortete sie, und wich seinen Augen aus, indem sie wieder ihren Hut zuband.

„Wollen Sie gehen? Sind Sie mir böse?"

„Nein, ich bin es nicht; aber ich befürchte, daß ich es bald werde."

„Weshalb denn aber? Verbieten können Sie mir doch nicht, daß ich Sie liebe."

„Herr Mordtmann, es ist schlecht von Ihnen und es ist dumm von Ihnen, daß Sie unsere Freundschaft verscherzt haben, lassen Sie mich hinaus."

„Ich habe Nichts gesagt, was Sie nicht schon wüßten," erwiderte er ehrerbietig und niedergeschlagen, indem er ihr die Thür öffnete, „darf ich Sie zur Stadt begleiten?"

„Nein!" versetzte die Professorin und ging an ihm vorbei; aber in ihrem Eifer, erzürnt auszusehen und schnell fortzukommen, stieß sie gegen die Maschinentheile, welche im Gange standen; es erfolgte darauf ein scharrender Laut, als ob etwas im Begriff stehe umzufallen und plötzlich faßte er sie um den Leib und zog sie wieder in die Stube hinein; in demselben Augenblick fiel ein schwerer Gegenstand auf die Thürschwelle nieder.

„Entschuldigen Sie!" sagte er ruhig und lehnte das schwere Stück gegen die Wand; „es ist doch auch zu arg, daß diese Sachen hier stehen; bitte nehmen Sie sich jetzt in Acht und halten Sie sich nahe an die andere Wand."

„Gütiger Gott!" rief die Professorin, die noch ganz erschreckt war und der es sehr imponirte, daß er völlig ruhig verblieb, „da wäre ich beinahe getroffen worden; das ist doch ein gefährliches Haus!"

„Und ein höchst unglücklicher Besuch," fügte er mit einer Verbeugung hinzu, als die Professorin aus der Hausthür ging.

Sie blieb draußen auf der Steintreppe stehen und zog ihre Handschuhe an.

„Nun? Wie wird es?“ fragte sie ohne sich umzusehen, „gehen Sie mit zur Stadt oder nicht?“

„Sagten Sie nicht selbst —“

„Ja wohl, aber seitdem haben Sie mir das Leben gerettet,“ sagte sie lachend, „und überdies werden Sie natürlich kein Wort mehr davon reden.“

Er versprach Alles und lief nach seinem Hut. Zur Ueberraschung der Professorin hielt er auch Wort; er sprach lebhaft und ohne den geringsten Versuch, irgend etwas besonders zu betonen; selbst in seinen Augen lag, als sie sich trennten, Nichts, das ihr hätte peinlich sein können.

Die Professorin war mit sich selber sehr zufrieden; jetzt hatte sie ihn ein für allemal zurechtgewiesen.. Und auch mit ihm war sie zufrieden. Er hatte eingesehen, daß er sich in Schranken halten müsse und sie konnte ihn also in Ruhe, in der angenehmen freien Weise behalten, ohne sich stets davor ängstigen zu müssen, daß er zu weit gehen werde. Sie kam nach Hause in der trefflichsten Stimmung; seit langer Zeit hatte sie sich nicht so froh und jung und leicht gefühlt — und auch ihr Gewissen war erleichtert, weil sie ihn zurechtgewiesen hatte; jetzt war Alles in Ordnung! Sie setzte sich an's Klavier, um die Zeit zu vertreiben bis der Professor und Abraham nach Hause kämen; sie stand aber bald wieder auf und ordnete ihr Haar vor dem Spiegel. Sie summte ein Liedchen vor sich hin. —

Unterdessen hatte Abraham zwischen seinen Kameraden eingepreßt gesessen und der Professor neben dem Bürgermeister. Der große Festsaal der Schule war mit Kindern und Erwachsenen vollgepfropft, es war dort eine unerträgliche Wärme und ein sehr gemischter Dunst. Der unermüdliche Rector stand auf dem Katheder und theilte die Examenzeugnisse aus, indem er jeden Schüler in der Reihenfolge aufrief, wie sie der Ausfall des Examens ergeben hatte. Nachdem der Rector zuerst einige Worte an die Abiturienten, welche zur Universität abgehen sollten, gerichtet hatte, begann er mit dem obersten Theil der vierten Lateinclasse, und kam dann zur zweiten Abtheilung. „Hans Egede Broch!“ rief der Rector. Er war der Erste in der ganzen Schule, der Zweite aber war Abraham Knorr Lövdahl. Abraham fuhr in die Höhe; er hatte sich nicht träumen lassen, so hoch hinauf zu kommen, obwohl es ihm beim Examen gut gegangen war. Es dauerte eine Weile, bis er von der Bank hervorkommen konnte. Der Professor sah ihm nach, um ihn zuzunicken, Abraham schlug aber die Augen nicht auf. Der Rector reichte ihm das Zeugniß mit den Worten: „Du bist fleißig gewesen, Abraham, und Du hast deshalb ein gutes Examen gemacht; möchten nun wir — Deine Lehrer — auch in anderer Beziehung mit Dir im nächsten Schuljahr zufrieden sein können.“

Abraham's ganze Freude war aus; er tappte an seinen Platz zurück, und es kam ihm vor, als sei es ganz kalt und todtenstill im Saal geworden vor all' den kalten Augen, die auf sein schuldbeladenes Haupt fielen. Professor Lövdahl räusperte sich ziemlich scharf; jetzt meint er, könne es genug sein; es war ihm doch nicht recht, daß sein Sohn öffentlich gebrandmarkt wurde.

Und weiter ging es mit der Verlesung der Zeugnisse, Väter und Mütter lauschten gespannt bis der Name kam, auf den sie warteten. Dann belebte sich

ihr Gesicht in dem Augenblick, wo der liebe Sohn vor dem Katheder stand, aber nach und nach versanken Alle in Gleichgültigkeit; es ward ihnen unbehaglich in der Wärme und sie wünschten nur, es möge ein Ende nehmen, daß der Rector die Schlußrede halten könne.

Für die Kleinen aber war die Verlesung der Zeugnisse etwas ganz Anderes. Ehrgeiz und Eitelkeit, Enttäuschung und Verzweiflung — bis zur Gefühllosigkeit hinab; Mißgunst und Haß, Hochmuth und Schadenfreude — bis zur Rachsucht hinauf — all' das ging durch die dicht gedrängten Reihen der kleinen Köpfe; es war ganz wie eine Vorübung für das Leben in der Kunst, sich mit den Ellnbogen vorwärts zu stoßen, an einander vorbei zu kommen, und wäre es bloß um eine einzige Nummer; Gleichheit und Kameradschaft sollten vergessen werden, um sie daran zu gewöhnen, sich im Kampf mit den Anderen um Rang und Ruhm zu denken; sie lernten nach oben hin mißgönnen, und nach unten hin verachten. Und während in dem langen Jahre nicht das Mindeste gesagt oder gethan worden war, um die mühsame Erwerbung von Kenntniß zu einer gemeinsamen Arbeit in Freude und Brüderlichkeit zu machen, so ward jetzt auch beim Abschluß des Jahres nicht mit einem Wort von den Kenntnissen gesprochen als solchen, die Gleichheit und Brüderlichkeit hervorbringen, sondern es wurden diese Kenntnisse selber im Gegentheil dazu gebraucht, um sie Alle sorgfältig zu rangiren und zu numeriren — nach unten und nach oben.

Endlich waren alle 319 Zeugnisse verlesen und vertheilt. Der Rector trocknete seine kahle Stirn und belohnte sich selbst mit einem halben Loth Schnupftabak in jedem Nasenloch. Darauf begann er seine große Rede und richtete zuerst einige Abschiedsworte an die Abiturienten, vier lange, bleiche Jünglinge in vier langen Röcken, die aussahen, als wären sie aus einem steifen schwarzen Stoff geschnitten. Wenn man den Baum an seinen Früchten erkennen soll, mußte es allerdings etwas wunderbar erscheinen, daß dieser große gelehrte Apparat mit den vielen und überfüllten Classen nicht mehr als diese vier Musterbilder an die hohe Universität ablieferte. Jedoch die Reise zum Parnaß ist lang und beschwerlich; es fallen so Viele ab unterwegs; diejenigen, welche das Ziel erreichen, stellen dann aber auch einen Kraftextract dar.

Der Rector sprach den Wunsch aus, die vier Musterbilder möchten der Schule Ehre machen, vor allen Dingen aber wolle er sie bitten, das kindliche Gemüth und den kindlichen Glauben, den sie von der Schule erhalten, zu bewahren. Dann entwickelte er den Begriff der Schule und wählte zum Ausgangspunkt die ursprüngliche Bedeutung des Worts: „Eine Schule ward der Name für die Freistatt, wo die Jugend, noch unberührt von den Sorgen des Lebens —“

„Verzweifelt schöne Freistatt, das!“ murmelte Morten Kruse und stieß Abraham an. Dieser aber rührte sich nicht und verzog keine Miene; er befürchtete, Jemand könne glauben, daß er so unruhig sitze. Abraham dachte nur daran, daß er der Zweite geworden; so hoch oben war er noch nie gewesen; und unterdessen sprach der Rector davon, wie die Schule eine Vorbereitung für das Leben, wie sie vor allen Dingen die Heranbildung zur Sittlichkeit sei. „Dieser Ausdruck,“ fuhr er fort, „der bei unseren alten Lehrmeistern, den Griechen und Römern, das Höchste und Edelste der Bildung bedeutete, ist nur eine schwache

Bezeichnung für das Endziel der Bildung, das wir vor Augen haben müssen. Denn über uns leuchtet die Sonne der Offenbarung; uns dämmert nicht bloß durch die Nebel des Erdenlebens ein höheres Dasein jenseits dieses Lebens entgegen; sondern es ist uns eine Aussicht eröffnet — hell und frei und herrlich — auf ein himmlisches Vaterland. Unsere Jugend soll nicht bloß zu Bürgern, nicht bloß zu Menschen, sondern vor allen Dingen zu Christen herangebildet werden. Durch das Licht der Religion soll die Wissenschaft erleuchtet werden; ihre Wahrheiten sollen alle in jener ihren Anfang, ihre Bedeutung, ihr Endziel haben."

Die Kleinen waren nahe daran, der Schläfrigkeit, der Wärme und der langen Rede, die eben so langweilig war wie eine Predigt, zu erliegen. Die Sommersonne schien durch die dünnen blauen Gardinen, so daß ein leichenhafter Schimmer auf die schwarze Lehrergruppe, die sich rechts vom Katheder gesammelt hatte, fiel. Das Stachelschwein schlief stehend — es ging in der Schule die Sage, daß er dies könne — der Oberlehrer Abel lorgnettirte die Damen, Adjunct Borring hatte sich ganz in die Ecke zurückgezogen und erwischte die Gelegenheit, eine Feder anzuschneiden, die Blindschleiche stand in Gedanken bei der Rede des Rectors. Alle aber sahen aus, als ob sie die ganze Sache herzlich satt hätten und sich danach sehnten, daß die Feierlichkeit endlich vorbei sei.

„Und Ihr, meine lieben Mitarbeiter!" sagte der Rector mit bewegter Stimme, „Ihr, die Ihr Euch dem schweren aber schönen Beruf gewidmet habt, die Jugend zur Kenntniß und Sittlichkeit anzuhalten, möchte der Allmächtige Euch auch ferner Kraft verleihen, mit demselben Eifer, mit demselben Ernst, mit derselben Liebe Eures bedeutungsvollen Amts zu warten. Nehmt meinen und der Schule Dank für diese Eure Thätigkeit im verflossenen Jahr, und gebe Gott, daß wir uns hier frisch und gesund wiederfinden, um wiederum Hand an's Werk zu legen." Dann wandte er sich an die Kleinen, und bat sie auf's Innigste sich aller Tugenden zu befleißigen und im Dienste des Guten zu arbeiten, wie es sich für die Kinder des Lichts geziemt. Kein Mutterauge blieb bei diesen Worten trocken und der gute Rector sprach weiter vom Kinde, vom Kinderherzen und vom Kinderglauben; worauf nach einem Schlußgebet und Gesang, zu dem die ganze Schule sich erhob, das Fest endlich seinen Abschluß fand.

Groß war das Gedränge beim Hinausgehn; denn keine Macht der Erde konnte die Knaben länger zurückhalten. Wohl lautete die Vorschrift, daß die Schüler warten sollten, bis die Zuhörer den Saal verlassen hätten und dann erst in guter Ordnung und classenweise sich fortbegeben dürften; aber demungeachtet lief der Eine nach dem Anderen von seinem Platz, bohrte sich zwischen die Damen hinein und verschwand. Erhitzt und verweint bahnten sich die Mütter einen Weg aus dem Saal — von den Vätern waren nur sehr wenige erschienen. Es war doch erhebend die Jugend so versammelt zu sehen und wie schön und erbaulich hatte der Rector gesprochen! Allerdings hätte er es wohl unterlassen können, am Schlusse seiner Rede darauf hinzudeuten, daß unter den Eltern viel Gleichgültigkeit für die Thätigkeit der Schule herrsche; dies konnte sich jedenfalls nicht auf diejenigen beziehen, welche anwesend waren und weit eher konnte es von den Eltern gelten, die nicht zur Feier kamen — zum Beispiel von der Frau

Lövdahl. Das war doch gar zu arg, zumal da ihr Mann Ephor war! Sie kam freilich nie dahin, wo Gottes Wort zu hören war.

Kinder und Erwachsene strömten aus dem Schulhause; wohlgesittete Knaben gingen ordentlich neben ihren Eltern und hielten ihr Zeugniß zusammengefaltet in der Hand, andere gingen hinter das Schulhaus, zerrissen ihr Zeugniß und traten es mit Füßen; einige stürzten mit Geschrei und Indianersprüngen davon; die vier ausgeschnittenen schwarzen Röcke aber gingen hinter der Schar der Lehrer, um ein kleines Glas droben im Wohnzimmer des Rectors zu trinken.

Abraham ging mit seinem Vater nach Hause. Professor Lövdahl war bewegt. Als sie so neben einander gingen, sagte er zum Sohne: „Du bist ein tüchtiger Junge gewesen, Abraham, und ich sehe daraus, daß Du Dich bestrebst, Dein Vergehen wieder gut zu machen; nun wollen wir nicht mehr davon sprechen. Ich will beim Rector ein Wort darüber fallen lassen, daß die Sache nicht weiter erwähnt wird."

Abraham stürzte in's Zimmer und rief: „Mutter, Mutter, ich bin der Zweite geworden!" Die Professorin lief ihm freudestrahlend entgegen, nahm ihn in ihre Arme, küßte ihn und tanzte mit ihm, und als der Professor wie gewöhnlich sein beschwichtigendes: „Stille, Kinder!" sagte, lachte sie, nahm ihres Sohnes Arm und ging zu Tische. Der Professor ließ Wein holen und es ward ein kleines Familienfest daraus. Abraham fühlte sich so leicht wie ein Vogel, und als der Professor mit ihm anstieß, dachte er, der Vater sei doch der größte und herrlichste Mann auf der Welt.

Aber auch zur Mutter fühlte er sich heute so hingezogen, wie seit langer Zeit nicht. Eigentlich liebte er sie doch Beide gleich sehr, und er schwamm in einem Meer von Glückseligkeit, während das, was er hatte durchmachen müssen, zu einer dunkeln Erinnerung ward, die er vergessen und auslöschen wollte.

„Habe ich es nicht gesagt," versetzte der Professor, als sie erzählte, wo sie gewesen sei, „nimmst Du nicht warmen Antheil an der Fabrik?" Sie aber lachte nur und widersprach nicht; war sie doch so wunderbar leicht und glücklich heut!

## IX.

Abraham's Confirmation war immer aufgeschoben worden, oder man hatte vielmehr nie davon gesprochen. Denn der Professor wußte nur zu gut, daß seine Frau sich dem mit aller Macht widersetzen werde und schon von seiner Kindheit an hatte sie stets gesagt: „confirmirt werden soll er nicht." Ihr Mann hatte stets dazu geschwiegen; er dachte: „kommt Zeit kommt Rath"; und es lag nicht in seiner Weise, sich eine Unannehmlichkeit aufzuladen, bevor er ihr durchaus nicht mehr entgehen konnte. Deshalb hatte er die Sache auf sich beruhen lassen, bis Abraham jetzt in sein sechzehntes Jahr ging, was hier am Orte für ein spätes Confirmationsalter angesehen ward. Aber jetzt zum Herbst sollte er vom Geistlichen vorbereitet werden; denn confirmirt werden sollte er — dazu war der Professor eben so fest entschlossen, wie seine Frau das Gegentheil wollte.

Eines Morgens beim Anziehen — Abraham war eben zur Schule gegangen — sagte der Professor in gelassenem Tone wie etwas Selbstverständliches:

„Ich denke, wir lassen Abraham im nächsten Monat beim Propst Sparre zur Vorbereitung aufnehmen."

„Vorbereitung? Bei Sparre? Was in aller Welt soll das bedeuten?" Die Professorin drehte sich rasch auf dem Stuhl um; sie saß vor dem Spiegel und ordnete ihr reiches Haar.

„Zur Confirmation, meine Liebe! Du denkst wohl nicht daran, daß er bald sechzehn Jahre alt ist?"

„Oder Du denkst vielmehr nicht daran, daß es längst zwischen uns verabredet war, Abraham solle nicht confirmirt werden."

„Verabredet? Nein, Wencke, das ist nie geschehen."

„Habe ich denn nicht hundertmal gesagt, daß er nicht confirmirt werden soll?"

„Mag sein; aber eine Abrede war es nicht."

„Du warst aber mit mir darüber einverstanden; Du hast nie ein Wort dagegen eingewendet."

„Ich habe nie ein Wort über die Sache verloren, so lange sie nicht vorlag. Aber Du wirst auf der anderen Seite gewiß einräumen, daß Du, so wie Du mich kennst, voll und fest davon überzeugt sein konntest, daß ich den Knaben confirmirt haben wollte, wie es Brauch und Sitte ist."

„Daß Du Brauch und Sitte anführen kannst, Karsten, bei einer so ernsten Sache!"

„Laß uns versuchen, liebe Wencke, über diese ernste Sache ohne Heftigkeit zu sprechen; denn Heftigkeit führt nie zu etwas Gutem. Bedenke also, ob Du das Recht hast, Deinen Sohn in ein Ausnahmeverhältniß zu setzen, das in vieler Hinsicht ihm im Leben eine Pein und ein Hinderniß sein wird."

„Ich will meinem Sohne eben die große Wohlthat erweisen, ihn zu einer Ausnahme unter all' diesen Heuchlern und Lügnern zu machen."

„Große Worte, liebe Wencke! Du meinst, wie mir scheint, Dein Sohn könne nichts Anderes sein und nie etwas Anderes werden als ein Stück von Dir selber."

„Wie meinst Du das?"

„Hast Du Dir niemals die Möglichkeit gedacht, daß Abraham ein Christ werden könnte? Nun — ich weiß was Du sagen willst: Du hältst nun einmal nicht viel von meinem Christenthum — allein kannst Du Dir nicht vorstellen, daß Abraham ein aufrichtiger Christ werden könnte?"

„Ja," antwortete die Professorin nachdenklich und sah vor sich hin, „daran habe ich oft gedacht, und Du darfst nicht glauben, daß ich dem entgegenarbeiten oder es als ein Unglück für ihn oder für uns betrachten würde. Aufrichtigkeit ist für mich eben das Höchste. Halbheit, Lüge und Heuchelei, die will ich versuchen von dem Leben meines Sohnes fern zu halten."

„Wenn Du volle Aufrichtigkeit willst, mußt Du auch volle Freiheit einräumen."

„Das thue ich auch, meinetwegen mag er wählen —"

„Bitte um Entschuldigung! Du gibst ihn nicht volle Freiheit zur Wahl, wenn Du ihn von einer Entwickelungsstufe, welche die ganze übrige Jugend durchmacht, ausschließest, oder ihn sie überspringen läßt."

„Aber nun ist diese Entwickelungsstufe, wie Du es nennst, gerade die Eingangspforte zur Lüge — das ist mein fester Glaube."

„Das bezweifle ich durchaus nicht, Wencke, und es läßt sich auch gewiß Manches gegen die Confirmation einwenden, aber hier handelt es sich nicht um Deinen Glauben, und auch nicht um meinen, sondern um den Abraham's. Nicht weil ich selbst — hm! — —" ihre Augen begegneten sich im Spiegel, „nun ja, ich habe nun einmal keine Anlage zur Religiösität, wie Du, und ich will meinen Sohn also nicht aus diesem Grunde im Christenthum erzogen haben. Aber weder Du noch ich — Keiner von uns hat meiner Meinung nach das Recht, ihm etwas zu entziehen, was ihm die Wahl klar machen kann, oder ihn zu etwas zu zwingen, was sie ihm unmöglich macht. Wie können wir an unserem Sohne wohl anders recht handeln, als wenn wir ihm sagen: Willst Du diese Probe an Dir selber anstellen? Oder hast Du etwa schon gewählt?"

„Jetzt stellst Du die Sache auf den Kopf, Karsten."

„Gewiß nicht! Abraham ist groß genug, um einzusehen, um was es sich handelt; deshalb habe ich so lange gewartet; laß ihn selbst wählen, ob er confirmirt werden will oder nicht. Mir scheint, daß gerade Du mit Deinem starken Gefühl für Freiheit und Recht dies billigen müßtest."

„Nun gut! so möge er wählen!" rief die Professorin; aber gleich darauf fügte sie hinzu: „ach nein, was kann das helfen, einen solchen Knaben die Wahl zu überlassen! Er zieht es natürlich vor, mit den Anderen zu gehen, damit man ihn in Ruhe läßt; nein, nein, Karsten, wir thun großes Unrecht, wenn wir mit offenen Augen unseren Sohn gerade hinein in Lüge und Betrug senden."

„Sage mir doch, Wencke, wie lange willst Du so damit fortfahren, für Deinen Sohn zu wählen? Willst Du auch mit der Zeit ihm eine Frau aussuchen?"

„Unsinn, Karsten; habe ich nicht immer darauf bestanden, daß er seine Freiheit behalten soll?"

„Das wäre eine sonderbare Freiheit! Wenn nun Abraham wirklich wünscht, confirmirt zu werden —"

„So wünscht er es, weil er noch keine bessere Einsicht hat!"

„Und wenn er nun in einigen Jahren keine bessere Einsicht hat, als daß er sich eine Frau nehmen will, von der Du fest überzeugt bist — so wie Du es zu sein pflegst — daß sie Deinen Sohn grenzenlos unglücklich machen werde — was dann?"

„Es ist wahrhaftig peinlich mit Dir zu sprechen, Karsten, Du mischst Alles durcheinander!"

„Lasse uns nur nicht heftig werden, es nützt Nichts. Wir sprachen eben so vernünftig und ruhig mit einander. Ich glaube kaum, daß gerade ich durcheinander mische. Wäre es nicht denkbar, daß Du in Deine große Liebe zu Abraham unwillkürlich etwas von der Tyrannei — entschuldige gütigst — hineinmischest, die von jeder Liebe unzertrennlich ist? Solltest Du nicht in Deinem Eifer, ihm das Beste zu verschaffen, Dich verleiten lassen, immer für ihn wählen zu wollen, während Du doch so oft gesagt hast, daß es am Besten für einen Menschen sei, selbst wählen zu dürfen?"

„Ich will gern ruhig sein, Karsten, und ich will Dir gewiß nicht zu nahe treten; aber ich muß Dir gestehen, daß es sich schwer mit Dir reden läßt, denn Du führst mich im Kreise rund und stellst Alles auf den Kopf. Ich hätte niemals geglaubt, daß ich einwilligen würde, meinen Sohn zur Confirmation gehen zu lassen: aber jetzt kommt es mir beinahe vor, als ob das, was Du sagst, nicht ganz ungegründet sei."

„Dies Mal stimme ich allerdings wohl mehr mit Deinen Grundsätzen überein, als Du selber," erwiderte der Professor, der mit dem Anziehen fertig war und fortgehen wollte.

„Aber das sage ich Dir," rief die Professorin plötzlich, als er schon die Thür aufgemacht hatte, „an dem Morgen, wo Abraham zur Kirche soll, um das unselige Gelübde abzulegen, will ich das Recht haben, als Mutter ihn zu fragen, ob er weiß, was er thut, und wenn er dann nicht durchaus wahr und ehrlich ist, so sollst weder Du noch alle Prediger der Welt meinen Sohn dazu bringen, daß er öffentlich eine Lüge sage."

„Das magst Du thun, wie Du es für gut findest," erwiderte ihr Mann und ging hinaus. Er war froh, so viel erreicht zu haben, wie er nur hoffen durfte; das Uebrige überließ er der Zeit. Die Professorin aber war von Unruhe und Mißstimmung erfüllt; sie konnte sich von dem peinlichen Gefühl nicht frei machen, daß ihr Mann ihr diese Einwilligung zur Confirmation abgelockt habe. Sie sprach mit Mordtmann davon, der ihr in Allem völlig Recht gab, und nur noch heftigere Worte gebrauchte; im Grunde aber lag ihm die Sache ziemlich fern. Dann nahm sie Abraham vor und sprach mit ihm voll Ernst eines Abends, als der Professor im Club war. Sie stellte ihm so klar und offen wie sie es vermochte vor, was sie von der Confirmation dächte und fragte ihn dann, ob er sich dazu verstehen wolle und seine Wahl getroffen habe?

Abraham saß mit niedergeschlagenen Augen ohne zu antworten, ohne die Mutter zu unterbrechen. Es war ihm immer peinlich, wenn Jemand mit ihm von religiösen Dingen sprach. In der Schule ward die Religion wie ein anderes Fach gelehrt und nur der Rector gab in seinen Reden, oder wenn etwas Schlimmes vorgefallen war, eindringliche christliche Ermahnungen, und der Professor sagte hin und wieder wohl einmal: davor möge Dich der liebe Gott bewahren, oder etwas Aehnliches. Abraham wußte wohl, wie er aussehen und sich geberden solle, wenn dergleichen zur Sprache kam und er konnte auch eine Antwort im rechten Tone hermurmeln; aber es war ihm höchst unangenehm, solange es dauerte. Jetzt der Mutter gegenüber aber war es noch weit schlimmer; denn ihr durfte er jene stehenden Redensarten nicht bieten und von dem rechten Ton wollte sie auch Nichts wissen — und wie sollte er mit wirklichem Ernst auf ihre Fragen antworten können?

Es war natürlich sein Wille, confirmirt zu werden; schon lange hatte er es bitter empfunden, daß er der Letzte von allen seinen Kameraden gleichen Alters war. Ihm erschien es ganz selbstverständlich, während die Mutter jetzt ein solches Wesen davon machte, als ob es ein Wendepunkt im Leben sei. Und wie sie nun so in ernstem gedämpften Tone ihm vorhielt, wahr und offen zu sein, ob in dem einen Glauben oder in dem anderen oder in keinem Glauben, dachte

er darüber nach, wie wunderbar, wie widersinnig es doch sei, daß gerade sie so spräche. Sowohl der Rector, der von Allen und Jedem als ein ausnehmend gottesfürchtiger Mann anerkannt war, als auch sein eigner Vater, der gerade so religiös war, wie Abraham es für passend hielt — und außerdem alle christlichen Leute in der Stadt hielten die Confirmation in Ehren; ja sie würden jedes Wort gegen diese heilige Handlung als eine Verspottung ansehen. Daß aber die Mutter, die er selbst oft hatte sagen hören, daß es mit ihrem Glauben schlecht stehe — und von Anderen hatte Abraham noch weit schlimmere Andeutungen darüber gehört — daß die Mutter, die an diese Dinge nicht glaubte und also auch kein rechtes Verständniß davon haben konnte, von der Confirmation in einem ernsteren, feierlicheren Tone sprach, als die Gläubigen selber, das war ihm höchst befremdend, und er konnte sich bei diesem Gedanken von einem Gefühl der Ungeduld nicht ganz frei machen. Wie konnte sie, die selbst nicht glaubte, höhere Forderungen stellen, als die Besten der Gläubigen?

Auch sie ward zuletzt ungeduldig darüber, daß der Knabe so ganz stumm und unbeweglich blieb. „Antworte mir Abraham, wofür entscheidest Du Dich? Willst Du zur Confirmation gehen oder nicht?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Abraham.

„Du mußt es aber wissen, Du bist jetzt groß genug um einzusehen, daß Du selbst wählen mußt. Bedenk Dich einige Tage darauf; aber das will ich Dir sagen, was ich auch zu Deinem Vater heute Morgen sagte: an dem Tage der Confirmation, ehe Du in die Kirche gehst, sollst Du mir zuerst Beichte stehen; und kannst Du dann nicht mit voller Wahrheit mir, Deiner Mutter, sagen: ich will und kann das Gelübde ablegen, so sollst Du auch nicht zum Fest zugelassen werden, so war ich Wencke heiße."

Eine Weile nachher kam der Professor nach Hause; man speiste das Abendbrod und sprach von anderen Dingen. Abraham aber war einige Tage hindurch von peinlichen Gefühlen über diese Wahl erfüllt. Sein Entschluß war, confirmirt zu werden; wenn man ihn in der Schule fragte, ob er nächsten Winter zum Prediger gehen sollte, bejahte er es. Erst in mehreren Wochen sollte die Anmeldung beim Prediger stattfinden; weder die Mutter noch der Vater fragten ihn, und so verging wiederum einige Zeit.

In der Schule ging Alles seinen gewohnten Gang; nur hatte er in der neuen Classe noch mehr Latein und Griechisch. Nach und nach schloß er sich Broch näher an, den er früher nicht hatte leiden mögen; jetzt aber saßen sie als die Obersten in der Classe neben einander, und Abraham war fleißig geworden. Der kleine Marius hatte keine Spur von sich hinterlassen, er war verschwunden, seine Nummer besetzt, der Strom hatte sich über ihm geschlossen und sein Name ward nie genannt, weil ihn Alle bald vergessen hatten. Die tägliche Arbeit in derselben Schule, denselben Fächern, denselben Stunden, bei denselben Lehrern, mit denselben Neben- und Vordermännern bewirkte, daß ihre Gedanken sich nicht mit dem beschäftigten, was nicht mehr vorhanden war; und Marius Gottwald, wenn sie überhaupt je an ihn dachten, kam ihnen vor, wie ein kleiner Junge, den sie vor vielen Jahren gekannt hatten, als sie selber noch klein und weit unten in der Schule waren.

Der Einzige, welcher die Erinnerung an ihn bewahrte, war Abraham — und zwar nicht nur jene Erinnerung, die ihm peinlich war, und die er so selten wie möglich wach rief. Frau Gottwald, welche jetzt Nichts mehr auf der Welt vorzunehmen hatte, als den Erinnerungen an ihren lieben kleinen Marius nachzuhängen, klammerte sich an seinen besten Freund fest. Sobald sie Abraham's ansichtig wurde, klopfte sie an's Fenster oder lief zur Hausthür, um ihn hereinzuholen. Abraham hätte dies lieber vermieden; er liebte es nicht, daß Jemand ihn dort hineingehen sah und er war auch nicht erbaut davon, Frau Gottwald anzuhören. Sobald sie ihn auf dem Sopha angebracht hatte, fing sie ein Gespräch über den kleinen Marius an; sprach sie doch sonst den ganzen lieben Tag nicht ein Wort von dem Einzigen, woran sie Tag und Nacht dachte.

Sie hatte keine Freundinnen in ihrem scheuen verschüchterten Leben. Nur am Abend kamen die alten Stammgäste — die schweren Gedanken der Schande und Reue und Demüthigung in die kleine Kammer hinein, um rund umher an den Wänden zu sitzen und sie anzustarren. Und es war ein Gast hinzu gekommen — schlimmer noch als die anderen. Das war der nagende Vorwurf, daß sie aus Eitelkeit ihren Sohn mehr hatte lernen lassen wollen, als sein armer Kopf vertragen konnte; davon aber wagte sie nie zu sprechen. Sonst erzählte sie jedesmal dieselben Geschichten, fragte ob es nicht wahr sei, daß der kleine Marius der Allertüchtigste im Lateinischen gewesen, und ward nicht müde davon zu plaudern, wie sehr er seinen Freund geliebt, wie er ihn bewundert und hochgeachtet habe. „Ja es ging so weit,“ sagte die bleiche Dame mit einem schwachen, welken Lachen, „daß ich Närrin ganz eifersüchtig auf diesen Abraham Lövdahl war. Sieh' hier, hinten in einem seiner Vocabelbücher hat er mit großen Buchstaben geschrieben: A. L. ist der größte Held in der ganzen Schule. Das bist Du — das sind Sie —“ Frau Gottwald ward verwirrt, sie wußte nicht recht, ob sie fortfahren dürfe ihn „Du“ zu nennen, da er sich so steif hielt und wie ein Erwachsener aussah. Auch konnte sie ihn nicht dazu bewegen, lange da zu bleiben oder öfter wieder zu kommen, bis sie einmal darauf verfiel, ihm Wein und Kuchen vorzusetzen, und das hatte guten Erfolg. Jetzt kam er bisweilen aus eigenem Antrieb, wenigstens in der Dämmerung und hörte geduldig die alten Geschichten an; auch erzählte er Züge aus ihrem Zusammenleben, wodurch die arme Frau Gottwald in Entzücken versetzt wurde. Abraham schlich sich immer zu und von diesen Besuchen; denn er hatte die deutliche Empfindung, daß sein Vater diesen Umgang mit der Mutter seines verstorbenen Freundes durchaus nicht billigen werde. Aber was vermögen sechzehn Jahre gegen Torte und Sherry! —

Inzwischen war Michael Mordtmann immer noch eifrig mit der Fabrik, die jetzt theilweise fertig war, beschäftigt; da jetzt aber widriges Herbstwetter eintraf, fand er es nicht mehr so anziehend, jeden Tag dort hinauszugehen und er ließ sich deshalb ein Comtoir für die Fabrik „Fortuna“ in der Stadt einrichten. Mit seinem Verhältniß zur Professorin war er nicht besonders zufrieden; es ging damit zu langsam vorwärts — vielleicht gar nicht. Er fühlte sich jetzt stark zu ihr hingezogen; die vertraute Bekanntschaft mit einer so hübschen und interessanten Dame, die einen so vorurtheilsfreien Mann hatte, war zu ver-

lockend. Er glaubte auch sicher zu wissen, daß sie jedenfalls nahe daran war, sich wirklich in ihn zu verlieben; er hatte es unzählige Mal in geringfügigen Dingen gesehen. Die Professorin hatte in der letzteren Zeit ein etwas seltsames, aufgeregtes und wechselndes Wesen an sich gehabt, und konnte von einem wortkargen Starren in die Luft plötzlich zu einer Gesprächigkeit übergehen, die fast peinlich war. Mordtmann war davon überzeugt, daß er die Ursache dieser Gemüthsbewegungen sei und Frau Wencke war gerade in dieser Zeit so schön und bezaubernd, daß der sonst so vorsichtige Mann die Herrschaft über sich selbst verlor. An die Stelle der Besuche um die Mittagszeit waren mit den langen Herbstabenden trauliche Plauderstunden in der Dämmerung beim rothen Ofenlicht getreten. Wencke pflegte dabei um den Tisch herum zu gehen; er saß im Sopha im Widerschein des Feuers. Der Professor war fast immer aus um diese Zeit, aber er kam auch bisweilen nach Hause und traf sie so bei einander, ohne daß man dadurch irgendwie in Verlegenheit gerieth.

Aber Michael Mordtmann's Blut war in Unruhe, wie er sie so ruhig und regelmäßig an sich vorbeigehen sah. Sie fühlte sich heute Abend so gedrückt und sie sprachen vom Tode und traurigen Dingen; er sagte nur wenig, sie entgegnete mit ein paar Worten, und sie waren Beide derselben Meinung, daß das Leben nicht viel werth sei. Das war aber nicht seine eigentliche Stimmung, sondern er gab nur der ihrigen nach. Selbst war er voll ungeduldiger Hoffnung; er berechnete die Folgen nicht mehr und hatte keine Bedenken; mit jedem Mal, wo sie an ihm vorbeiging, ward es ihm schwerer, sie gehen zu lassen ohne aufzustehen und sie an sich zu drücken.

Nach einer langen Pause blieb sie gerade vor ihm stehen, sah hinab in sein Gesicht und sprach: „Weshalb sagen Sie nun aber all' Das, was sie doch gar nicht meinen?"

„Ich bin's auch nicht, der hier sitzt und spricht; ich weiß nicht, was ich sage, ich weiß nicht, wo ich bin, oder was ich thue; ich weiß nur, daß ich es nicht länger aushalten kann — " Und während er dies sprach, hatte er sie mit seinem Arm umschlungen und zu sich niedergezogen, so daß sie mitten im Feuerschein auf seinem Knie saß. Und er beugte sein Haupt zu ihrem hin und küßte sie leicht auf die Wange. „Wir können es nicht länger vor einander verbergen; es ist doch wahr!"

„Ja, es ist wahr," antwortete sie matt und legte ihren Arm über seine Schulter. Aber gleich darauf machte sie sich leise los und stand auf. „Nein, nein" — sagte sie, wie noch halb geistesabwesend.

Aber er sprang auf und wollte sie umfassen — mit leidenschaftlichen Worten ohne Zusammenhang. „Nein, nein!" rief sie hastiger und als ob sie plötzlich erwache: „rühren Sie mich nicht an! Sind Sie von Sinnen? Glauben Sie, daß ich mich theilen kann —?"

„Aber jetzt bist Du mein — nur mein — "

„Nein, nimmermehr! Bedenken Sie doch — "

„Bedenk' selber, wie oft wir davon gesprochen und wie Du stets das Recht der Liebe vertheidigtest — "

„Nicht jetzt — nicht so — machen Sie mich nicht verwirrt, lassen Sie

mich; sehen Sie doch, was wir zu Grunde richten — nein, lassen Sie es bleiben, wie bisher, oder wenn dies unmöglich, so reisen Sie! Ich bitte Sie, Mordtmann, lassen Sie mich in Ruhe."

„Aber ich — ich! An mich denkst Du nicht, was soll aus mir werden?"

Sie faßte ihn an der Schulter, wandte ihn dem Lichte zu und betrachtete sein Gesicht aufmerksam. Sie athmeten Beide laut und stoßweise, und sein Gesicht war bleich und verzerrt, während er unverständliche Worte stammelte und ihre Hände zusammenpreßte.

„Was habe ich doch gethan!" sagte Wencke, denn seine Leidenschaft war in diesem Augenblick so wahr und mächtig, daß sie ganz davon überzeugt und ergriffen wurde: „ich habe übel an uns Beiden gehandelt."

„O nein, nein! Du hast gewählt, Du bist mein, wenn Du mich nicht betrügst."

„Ich betrüge Sie nicht, lieber Freund!"

„So thun Sie den entscheidenden Schritt, werden Sie die Meinige!"

„Hören Sie mich an, hören Sie ein vernünftiges Wort; wir sind in diesem Augenblick Beide halb unzurechnungsfähig; jetzt muß ich, als die Aelteste, bestimmen, was —"

„Ach was —" unterbrach er sie ungeduldig; sie aber legte ihre Hand auf seinen Mund.

„Gehen Sie, gehen Sie, lieber Mordtmann! kommen Sie in einigen Tagen wieder — in ein paar Tagen; wir müssen Beide nachdenken und überlegen; lassen Sie uns nicht im Rausch des Augenblicks unauslöschlichen Kummer über uns selbst und Andere bringen. Folgen Sie mir; Sie wissen, daß ich Recht habe."

Er wollte nicht hören; sie aber zwang ihn mit Bitten und liebreichen Worten zur Thür hin. Hier umfaßte er sie noch einmal und küßte sie; dann fuhr er zur Thür hinaus und ging halb sinnlos durch das Vorzimmer.

Sie warf sich in's Sopha und hielt die Hände vor die Augen; sein Kuß brannte sie, sie liebte ihn; sie fühlte einen Schmerz, der sie in eine glückselige Angst einschnürte und ihr Gedanke stand ganz still von diesem Einen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, an ihren Mann und an ihr Kind zu denken; aber die halbklare Beängstigung, mit der sie eine Zeit lang gekämpft hatte, mischte sich schmerzlich hinein in ihre unsägliche Verwirrung.

Ihr Mann kam nach Hause und ging vom Vorzimmer gleich in sein Sprechzimmer hinein. Dort war ein kleiner Schrank in der Wand, dessen Schlüssel er stets bei sich trug und wo er einige seltenere Arzneien aufbewahre — die Apotheke war nicht besonders zuverlässig. Der Professor nahm eine Flasche mit stärkenden Tropfen hervor, mischte eine kräftige Dosis davon mit Wasser und trank es aus. Darauf betrachtete er sein Gesicht im Spiegel; es war sehr bleich.

Nachdem er eine Weile so gestanden, löschte er das Licht aus und ging durch die Wohnstube, um sich im Schlafzimmer zu waschen, wie er dies immer that, wenn er Abends von Krankenbesuchen kam. „Guten Abend, Wencke, willst Du nicht bald die Lampe anzünden?" fragte er, als er an ihr vorbeiging.

„Ja", sagte sie vom Sopha her, ohne sich zu rühren. —

Abraham hing über seinen Büchern. Er war mit Broch auf Morten

Kruse's Zimmer gewesen, wo sie Tabak geraucht hatten; er hatte Hitze im Kopf und eine prickelnde Empfindung in der Haut — er befand sich durchaus nicht wohl. „Nun, Abraham," fragte sein Vater, während er nach seiner Gewohnheit zwischen den Zimmern hin- und herging, während er Toilette machte, „hast Du Dich wegen Deiner Confirmation entschieden? Es muß bald geschehen, wenn Du diesmal mit dabei sein willst; oder willst Du nicht?"

„Ja, ich möchte wohl."

„Nun gut, Du weißt, daß Du selbst wählen kannst; willst Du confirmirt werden, so steht es Dir frei. Hast Du es Deiner Mutter gesagt?"

„Nein, kannst Du das nicht lieber thun?"

„Nein, wozu das, mein Junge? Geh' Du nur jetzt sogleich hin, die Mutter ist in der Wohnstube."

Abraham ging sehr muthlos hinein. „Hör', Mutter," sagte er, nachdem er eine Weile beim Ofen gesessen hatte, „ich glaube doch, daß ich zum Prediger gehen will." „Ja, ich konnte mir's denken!" antwortete die Professorin fast hart; sie war unendlich weit entfernt in ihren Gedanken.

Ein Ruck durchfuhr Abraham. Daß sie die Sache so nehmen konnte, nachdem sie so liebevoll und offen ihm gesagt hatte, daß er selbst frei wählen könne! Er schlich sich eben so niedergeschlagen hinaus, wie er gekommen war, und es graute ihm schon vor dem Morgen, wo seine Mutter zu ihm hineinkommen würde, um ihn gründlich in's Verhör zu nehmen. —

Als Michael Mordtmann aus der Hausthür taumelte, rannte er gerade gegen den Professor Lövdahl an, der nach Hause kam. Der Professor stieß mit dem Stock gegen das Pflaster und es kam Mordtmann vor, als wolle er etwas sagen, aber halte plötzlich an. Es schwebte ihm auch so vor, als habe das Gesicht des Professors einen merkwürdigen Ausdruck gehabt, indem er flüchtig aufblickte und grüßte. Aber seine Gedanken beschäftigten sich zu sehr mit dem, was zwischen ihm und Wencke vorgefallen war. Er stürzte nach Hause und schloß sich ein, um mit seinem Glück ungestört allein zu sein. Er warf sich in den Sessel, sprang wieder auf und ging heftig auf und ab; dann nahm er das Bildniß hervor, das er von ihr hatte, sprach zu ihm und zu sich selber — glücklich ohne irgend eine Wolke und stolz darüber, am Ziele zu sein.

Aber wie sein Blut etwas mehr zur Ruhe kam, konnte er den Gedanken an den Professor nicht unterdrücken. Dieser hatte ein so seltsames Gesicht gemacht; Mordtmann fing an, darüber unruhig zu werden. Es fiel ihm ein, wie durchaus sinnlos unvernünftig sie sich benommen hatten. Nur noch ein paar Minuten und der Professor würde sie in einer Gemüthserregung überrascht haben, die sie unmöglich hätten verbergen können. Die Sache mußte ganz anders geordnet werden, wenn sie Bestand haben sollte und dies gab seinen Betrachtungen eine andere Richtung. Er zündete eine Cigarre an und überließ sich seinen Gedanken. —

(Schluß im nächsten Heft.)

# Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens.

Von

Professor **G. Hirschfeld** in Königsberg i. Pr.

I.

Für die meisten modernen Geographen beginnt das Interesse an Entdeckungsfahrten erst im Innern von Afrika, Mittelasien oder Australien, d. h. überall da, wo keine geschichtliche Vergangenheit die neuen geographischen Gesichtspunkte durchkreuzt. Man schlage nur in Peschel's so vielfach bewunderns-werthen Schriften nach, wo man will: fast jedes Beispiel, jeder Beleg stammt aus der neuen Welt, oder doch wenigstens aus den dem Alterthum unbekannten Theilen; der Schauplatz der antiken Geschichte liegt wie abgethan bei Seite. Das ist ein beklagenswerther Umstand; am meisten beklagenswerth im Interesse der alten Geographie selber. Ich will gar nicht leugnen, daß die unberührten Contouren, die von Civilisation und ihren Folgen noch nicht entweiheten und veränderten Thäler und Gebirge in ganz besonderer Weise zu theoretischen Deductionen geeignet sein mögen; aber darf man verkennen, daß Manches nur in Umrissen, nicht ganz im Detail Bekannte theoretischen Folgerungen und wissenschaftlicher Verallgemeinerung bisweilen nur allzu bequem sich fügt? Freilich liegt wohl dieser Richtung auch die mehr oder weniger bewußte Reaction gegen die Ritter'sche Schule und deren Uebertreibungen zu Grunde, welche die „historische Geographie" bei Forschern, mehr noch bei Dilettanten gründlich in Mißcredit gebracht hat.

Ich glaube ein recht lebendiges Gefühl für das Bewußtsein zu haben, zum ersten Mal als forschender Europäer ein neues Landstück, neue Wege zu betreten; ein Gefühl, das ich nicht leicht für ein anderes eintauschen möchte. Dennoch muß ich für mein Theil bekennen, daß meine tiefere, wirklich innere Antheilnahme erst bei denjenigen Ländern beginnt, welche zugleich historischer Boden sind. Ohne diese Bedingung scheinen mir auch bekannte Länder ziemlich interesselos und so gut wie ohne Eindruck ziehen die weiten Flächen und Wälder Rußlands an mir vorüber, denn bei diesen vermag ich mir nichts zu denken, oder nur etwas, was kaum werth ist gedacht zu werden. So ist ein starker Factor unseres

Genusses an neuer Landschaft, neuen Scenen — wie an alten — durchaus subjectiver Natur.

Aber die modernen Geographen haben Unrecht; man braucht nicht erst dreißig Tagereisen und darüber von Berlin sich zu entfernen, um „neues Land" zu betreten. Sechs Tagereisen schon vom Herzen Deutschlands giebt es Flußläufe und Bergzüge, Thäler und Wege, alte und moderne Orte, die keines forschenden Europäers Fuß jemals betreten, große Strecken, welche nur im Allgemeinen, nur in Umrissen bekannt sind, wo jeder Schritt zugleich auch eine Entdeckung bedeutet. Ja, es giebt da Stücke, bei denen es sich nicht bloß um Verbindung schon gegebener Netzpunkte handelt, sondern um Ausfüllung durchaus weißer Flächen der Karte. An Ausdehnung können sie sich freilich mit jenen entlegeneren nicht entfernt messen! an geschichtlichem Interesse übertreffen sie dieselben unendlich!

Das Land, auf welches ich hier in erster Linie abziele, ist Kleinasien. Ein Blick auf die große kritische Karte Heinrichs Kieperts vom Jahre 1854, eine außerordentliche Leistung für ihre Zeit, was ich ausdrücklich hinzusetze, weil neuerdings einige Unberufene den Charakter dieser Karte gänzlich verkannt haben — also ein Blick auf dieselbe genügt, um die aufgestellte Behauptung zu erweisen, auch wenn man weiß, daß die letzten Jahrzehnte manche Lücke ausgefüllt, manchen Irrthum aufgedeckt, manches Falsche verbessert haben. Schon früher habe ich in dieser Zeitschrift das Auftreten, das allmälige Verschallen, die Wiederentdeckung dieses Landes zu schildern versucht. Nun gewinnt es den Anschein, als ob zu unserer Zeit die Versäumniß von Jahrhunderten gut gemacht werden sollte. Die geregelte wissenschaftliche Ausbeutung Griechenlands, dessen eigene Bewohner an dieser Arbeit mit schönem Eifer sich betheiligen, treibt den europäischen Forscher ohnehin immer weiter nach Osten. Dabei kommt ihm der so viel freiere Verkehr mit dem Lande und in demselben ermunternd entgegen; und so haben, wie in allgemeiner Uebereinstimmung, die doch nur der Ausdruck eines gewissen Verhältnisses ist, die verschiedenen Nationen sich nach Kleinasien gewandt, verschieden in Mitteln, Richtung, Inscenirung ihrer Unternehmungen, aber an ihrem Theile thätig für die Aufhellung dieses Erdstückes.

Die Bemühungen der Engländer tragen am meisten einen zugleich systematischen und geographischen Charakter: diese haben seit einigen Jahren in mehreren Hauptpunkten Kleinasiens, wie in Aidin, Brussa, Kastamuni, Erzerum u. a. sogenannte reisende Consuln, „travelling consuls" eingesetzt, welche unter einem „Consul General for Anatolia" stehen, der ohne festen Wohnsitz wie seine Consuln und Ingenieurofficier, gleich diesen, das Land durchstreift, es in den Hauptzügen festlegt und so auch der Wissenschaft den größten Dienst leistet. Allerdings bleibt dieser Vortheil so lange ideell, als es nicht möglich wird, die Resultate jener Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Aber indirect hat diese Institution der Alterthumskunde außerordentlich genützt, nicht nur weil ein Theil der Consuln selbst diesen Studien näher steht, oder doch für dieselben zu interessiren ist, sondern ganz besonders, weil einem forschenden Engländer, Mr. W. M. Ramsay, auf diese Art Gelegenheit geboten wurde, sein hervorragendes Talent für topographische Untersuchungen an Ort und Stelle

auszubilden und zu bewähren. Fast jede Tour dieses begabten Reisenden ist durch einen neuen Fund, durch Aufdeckung alter Irrthümer, durch Ordnung verwirrter Punkte bezeichnet; auf mannigfachen Kreuz- und Querzügen, z. Th. in Begleitung des Generalconsuls, Sir Charles Wilson, hat er jedenfalls schon jetzt mehr vom Lande gesehen, als bisher irgend einem europäischen Reisenden vergönnt gewesen ist. Seine Forschungen in Phrygien, welche er in diesem Augenblick wieder aufgenommen hat, werden uns — so dürfen wir hoffen — eine erste authentische Darstellung der Entwickelung dieses merkwürdigen Gebietes liefern; für ihn hat die vor wenigen Jahren in London gegründete „Society for promoting hellenic Studies in England" einen Fonds zur Erforschung von Kleinasien in's Leben gerufen; eine Gesellschaft, der es beschieden sein mag, mit so folgenschweren Ergebnissen hervorzutreten, wie das die schöne „Society of dilettanti" im vorigen Jahrhundert vermocht hat; besonders wenn sie ihren stets wachsenden Einfluß wirklich einmal, wie Ramsay und so Viele mit ihm wünschen, zur Errichtung einer festen wissenschaftlichen Station in Kleinasien verwendet, ähnlich denjenigen, die wir und die Franzosen in Rom und Athen besitzen.

Auch die Amerikaner sind auf den Plan getreten; schon ihr Ankauf der Cesnola'schen Funde auf Cypern war ein drohendes Anzeichen: drohend deshalb, weil sich befürchten läßt, daß ihre Concurrenz bei Antikenerwerbungen, ein Mal rege gemacht, schwer zu bestehen sein wird. Eine Gesellschaft von Forschern hat im vorigen Jahre die uralten Ruinen von Assos an der klein-asiatischen Westküste, nördlich von Mitylene, untersucht und die Ergebnisse in einem ausgezeichneten vorläufigen Bericht veröffentlicht in den Schriften eines neu gegründeten Archeological Institute of America, das seinen Sitz in Boston und seit jüngster Zeit bereits eine Zweiganstalt in Athen hat. Im Süden des Landes ist eine Anzahl österreichischer Gelehrter und Künstler vom April bis zum September 1882 thätig gewesen, nachdem eine, ein Jahr früher ausgeführte Explorationstour über den zu erwartenden Erfolg und Gewinn beruhigt hatte. Dort im Küstengebirge hatte August Schönborn auf einer seiner beschwerlichen Wanderungen vor einigen dreißig Jahren einen viereckigen Bau mit Reliefs bemerkt, welche nach seiner Auffassung den trojanischen Krieg darstellten, und an denen er sich nicht satt sehen konnte. Die Hoffnung des ausgezeichneten, ebenso unermüdlichen wie anspruchslosen Forschers, noch einmal in das Land seiner Sehnsucht zurückkehren zu können, ist mit ihm nur allzu frühe (1857) in's Grab gesunken. Jeden Mitforscher aber auf diesem Gebiete muß es mit hoher Freude erfüllen, daß endlich das Verdienst dieses trefflichen Mannes zu gebührender Anerkennung kommt. [1]) Es liegt ein Trost darin für Viele und für Vieles.

Wer da weiß, welchen Stimmungen man auf solchen Reisen unterworfen sein kann, wer erwägt, wie seltsam es klang, daß dies Denkmal dem außer-

[1]) Leider ist es bisher nicht gelungen, die verschollenen Tagebücher A. Schönborn's, welche C. Ritter zum IX. Bande seiner Erdkunde benutzt hat, wieder aufzufinden. Auch die Bemühungen, welche ich mit dem Neffen des Verstorbenen, meinem Freunde und Collegen Prof. C. Schönborn, darauf verwendet habe, sind bisher resultatlos geblieben. Vielleicht ist die Anregung, welche diese Zeilen geben, erfolgreicher.

ordentlichen Spürsinn der zwei mit Schönborn gleichzeitigen englischen Reisenden, Spratt und Forbes, entgangen sein sollte, wird den leisen Zweifel verstehen, welchen die allerdings nicht zahlreichen Interessenten in Bezug auf Inhalt und Qualität des Bildwerkes hatten. Aber eine glückliche Fügung ließ die einmal gegebene Anregung nicht ohne Folge: auf einer Forschungsreise im süd-westlichen Kleinasien im Jahre 1881 suchte der wiener Professor Otto Benndorf vor Allem den Schönborn'schen Bau. Wie er ihn gefunden, lasse ich ihn am liebsten selber erzählen: „vorauseilend arbeitete ich mich durch dorniges dichtes Gebüsch und Steingeröll athemlos rasch empor auf das Eingangsthor zu ....; ohne bei dem Nächstliegenden, das in seiner Eigenart die Erwartungen steigerte, zu verweilen, kletterte ich erregt in den Steinfugen der Mauer zur Thorschwelle hinauf und sah mich im Innern der Ruine plötzlich einer Fülle von Bildwerk gegenüber, die von benachbarten hohen Bäumen überragt und von innen aufgeschossener Vegetation theilweise reizvoll verdeckt, im Glanze der sinkenden Sonne einen wunderbaren Anblick gewährte. Ich bekenne, daß diese ersten Augenblicke der Betrachtung an dem lang erstrebten und nun glücklich erreichten Ziele, in lautlos weihevoller Stille und Abgeschiedenheit einer großartig ausgebreiteten Natur, Steinwildniß rings umher, mit dem Anblick auf eine von Schneeketten umsäumte schluchtenreiche Gebirgslandschaft und das hochgewölbte endlose Meer, zu den tiefsten Eindrücken meines Lebens zählen."

Gerne glaubt man dem Forscher, was er uns so beredt nachempfinden läßt; ja sie sind herrlich diese ersten Augenblicke, oft die herrlichsten von allen, genau so wie diejenigen, in denen vor dem geistigen Auge des Künstlers eine Conception fertig und vollendet mit überzeugender Gewalt aufsteigt. Nachher kommt die ganze Arbeit des Erringens, das der erste Moment schon gleichsam vorweg nahm. Auch die österreichische Expedition erfuhr das, man muß die lebhafte Schilderung selber lesen, welche der Führer derselben von seinen und der Seinigen Arbeit gegeben, die zu gleicher Zeit noch einmal ganz Lycien durchsuchten und aufklärten; das Muster eines planvollen Unternehmens, dessen Hauptfrucht die zahlreichen Reliefs sind mit ihren mythologischen, vielleicht auch historischen Darstellungen, welche aus dem vierten Jahrhundert vor Christus zu stammen scheinen.

Ganz besonders wichtig ist es, festzuhalten, daß die allgemeine Lebensführung, der allgemeine Lebenszuschnitt im alten Kleinasien überschätzt wird, daß er bis auf die altcivilisirte Westküste dürftig war; das Hervortreten der Hauptorte täuscht uns da, während das Fehlen der zahllosen Erzeugnisse der antiken Kleinkunst, die in Griechenland auf Schritt und Tritt aus dem Boden kommen, uns im Innern Kleinasiens schon längst hätte stutzig machen sollen. Diese Erkenntniß, wie die andere, daß die römische Kaiserzeit für das Land eine Zeit der Blüthe, vielfach die beste gewesen ist, habe ich allgemeiner auch schon in dem erwähnten, von der „Rundschau" früher veröffentlichten Aufsatz ausgesprochen.

Endlich die Thätigkeit unserer Landsleute: die Expedition des Doctor Puchstein nach dem Nimruddagh, etwa zehn Tagereisen östlich von Alexandrette, fällt eigentlich schon außerhalb meines Rahmens; aber auch im andern Falle würde es mir nicht zukommen, hier ausführlich über eine Angelegenheit zu sprechen, die

nicht abgeschlossen ist und besonders in der die Betheiligten selber kaum erst gesprochen haben. Nur das mag auch hier gesagt werden, daß die Nachricht von ungeheuern Sculpturgruppen, welche zuerst der Ingenieur Sester nach Berlin vermittelte, sich durchaus bestätigte. Dr. Puchstein fand auf der Höhe des Berges in doppelter Ausführung das Monument eines Fürsten Antiochos von Kommagene (aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr.), mit einem wahren Ahnensaal in colossalen Reliefs, erläutert durch eine ausgedehnte Inschrift, welche auf der Rückseite der letzteren sich hinzieht. Um dieselbe Zeit durchzog im vorigen Jahre Dr. Carl Humann mit dem Dr. v. Domaszewski einen Theil des nördlichen Kleinasiens in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa zwei Breitengraden von der Küste, von Brussa aus am Sangarius entlang bis Ancyra und weiter östlich über die merkwürdigen Reste des alten Pterion bei Bogazkjoei bis zum Hafen am schwarzen Meere nach Samsun. Die Hauptaufgabe dieser Reise bestand in der Formung des Testamentes des Augustus an dem Augusteum zu Ancyra und in der Formung des Typischen und Merkwürdigsten aus den Felsenreliefs von Pterion für das Berliner Museum; doch ist durch das Einschlagen zum Theil neuer Wege, besonders durch die Aufnahme des Sangarius auch ein erheblicher Beitrag zur Klärung des Landes geliefert worden.

Wenn man nun „still sich freuend an's Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht," so ist das schon eine Belohnung, mit der man zufrieden sein darf, um so mehr, wenn die eingeschlagenen Wege sämmtlich so gut wie neu sind, das durchforschte Gebiet zum großen Theil ganz unberührt ist und schließlich trotz mancher Schwierigkeit das ursprüngliche Programm in seinem ganzen Umfange erfüllt werden konnte.

Unter den am Meere gelegenen Landschaften Kleinasiens — die doch im Allgemeinen besondern Anspruch auf historische Vergangenheit haben — war keine so fast durchaus ein leerer Fleck auf der Karte, wie die Mitte der Nordküste, das Stück zwischen dem Halys im Osten, dem Flüßchen Parthenios und der Landschaft Bithynien im Westen, das alte Paphlagonien; dasselbe konnte von südlich und östlich anstoßenden Theilen gelten, zumal bis zum vorausgesetzten Lauf des alten Thermodon. Auch in den neuesten Forschungen waren diese Gegenden und eigentlich sie allein wie auf stille Verabredung vollständig ausgefallen. Die zwei Querrouten der Engländer Ainsworth und Hamilton vor fast fünfzig Jahren waren die einzigen geblieben; die zahlreichen kleineren Küstenplätze, wie sie auch die alte Tradition hier kennt, waren zum Theil nie, zum Theil seit zweihundert Jahren nicht besucht worden. Es ist wahr, nicht viele antike Ortsnamen entfallen auf das Innere dieses Landstriches: unter alten einheimischen Fürsten, welche ihr Geschlecht vom Helden Pylaemenes aus dem troischen Kriege ableiteten und den Namen des Heroen bis in römische Zeit führten, saßen hier noch im letzten Jahrhundert v. Chr. in kleinen Reichen Bewohner, die so gut wie nie in die Helligkeit der Geschichte getreten waren. Aber was hatte man früher von den kleinen Orten Lykiens gewußt, und doch haben sie ein langes Dasein gefristet und lehrreiche Reste hinterlassen. Ich sagte mir, daß die Geschichtslosigkeit Paphlagoniens zunächst von seiner Erforschung abgeschreckt haben mochte. Freilich wenn man erwog, wie der Saum griechischer Colonien, der auch

hier am Meere sich hinzog, ohne jede Berührung mit dem Innern, weil ohne jeden Einfluß auf ihn, geblieben zu sein schien, so mußte die Natur hier starke Schranken aufgerichtet haben, stärkere noch als im Süden des Landes in Pisidien und Kilikien, die ich zum Theil aus eigener Anschauung als schwierig und unwegsam kannte. Die Natur des Landes mußte da eben einen ganz besondern Charakter tragen, sagen wir einmal kurz, einen negativen; aber war es nicht von großem Reiz, auch diesen zu constatiren? Mit einem Besuch der wunderbaren alten Felssculpturen von Bogazkjoei, den geheimnißvollen Resten eines uralten Palastes zu Oejük, ließ sich eine Erforschung des unteren Halysthales verbinden; es war befremdlich, daß der größte Fluß des Landes gerade in seinem unteren Laufe nur punktirt gegeben werden konnte; Carl Ritter hatte ihn als ganz unzugänglich vorausgesetzt, eingesenkt in Steilfelsen. Wie viel war dann im Osten bis Amasia und darüber hinaus zu klären und zu ordnen, des zweitgrößten Flusses, des Iris, Gebiet blieb von dem des Halys zu scheiden und in seinem oberen Theile, wo er mit dem Lykus ein Gebirgsland umklammert, selbst erst festzulegen; und weiter im Osten der Strom der Amazonen, der Thermodon: ihn hatte, davon mußte ich mich bald überzeugen, niemals Jemand berührt, außer nahe seiner Mündung. So stellte sich eine ganze Reihe von Aufgaben heraus, begrenzter Natur, gewiß! aber darum nicht minder reizvoll, denn sie erhielten zugleich den bestimmten Charakter der Lösbarkeit.

So ward im September 1881 ein Ausflug nach Paphlagonien, und gewisse Theile von Galatien und Pontus geplant; sechs Monate später war die Ausführung meines Planes Dank der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin und Dank Sr. Excellenz dem Cultusminister von Goßler gesichert und am 15. Juli Abends brach ich von Königsberg nach Paphlagonien auf.

## II.

Fast genau in der Mitte der Nordküste Kleinasiens, wo dieselbe sich am weitesten vorwölbt in's schwarze Meer, liegt Ineboli, kein Hafen, nur eine offene Rhede wie die anderen zwei, welche überhaupt noch an dieser Küste von den österreichischen, französischen und russischen Dampfern angelaufen werden, Samsun, — das alte Amisos — und Trapezunt. Während aber die Dampfer von den zwei letzteren aus bei schwerer See die sicheren Naturhäfen von Sinope und Platana aufsuchen können, müssen sie bei Ineboli alsdann unverrichteter Sache vorüberfahren, da die geringere Bedeutung des Ortes eine Rückkehr etwa von Sinope nicht lohnen würde. Der beste Hafen dieser Küste, in der That der einzige, der diesen Namen verdient, eben Sinope ist als Station seit Jahren aufgegeben, außer von der türkischen Dampfergesellschaft Mahsuse, welche auf einer langsamen Küstenfahrt bis Trapezunt eine große Zahl kleiner Orte anläuft, angeblich einmal in jeder Woche fährt, aber jetzt jedenfalls — man schob das auf die ägyptische Affäre — in ihrem Erscheinen ganz unberechenbar war. Auf diesen Dampfern gibt es auch für die Passagiere erster und zweiter Classe keine Verpflegung, kaum Lagerstätten, und außer Fanatikern, die ihnen auch mit Vorliebe ihre Frachten zuwenden, benützt dieselben Niemand, wenn er nicht durch besondere Umstände dazu gezwungen ist.

Im Osten ist der einzig brauchbare Hafen Batum, jetzt bekanntlich in den Händen der Russen, die es wohl verstehen werden, auch der klimatischen Nachtheile der Stadt Herr zu werden; und nach der Ansicht der Trapezuntier selber ist es nur eine Frage der Zeit, wann Batum den Handel Trapezunts ganz an sich reißen und diese Stadt auch als Zielpunkt der großen persischen Karawanen ablösen wird.

So kündigt sich hier beim ersten Schritt auf kleinasiatischem Boden schon eine unnatürliche Verrückung der Verhältnisse oder auch eine gründliche Vernachlässigung und Verkennung der eigentlichen Hilfsquellen des Landes an: denn wie wäre es sonst möglich, daß an diesem ganzen Gestade die bedeutendsten Seestädte nur offene Rheden geblieben und die Seehäfen ohne jede Bedeutung sind?

Doch muß ich gestehen, daß mich, der ich von früher her an die Seeplätze der südlichen, von Natur bevorzugten Küste des Landes gewöhnt war, der Anblick von Ineboli zunächst angenehm enttäuschte. Schon von Außen war das Bild der alten Jonopolis einladend und ermuthigend. Denke ich dabei an den melancholischen Eindruck von Adalia, wo ich vor 8—9 Jahren meine Wanderung an der Südküste begann, der verfallenden grünüberwucherten Mauern, der wie erstorbenen Stadt, der gestürzten Thürme an den Molenenden und des kleinen, sicheren und doch ganz öden Hafens, so mußten hier oben besonders unverwüstliche Naturgaben vorhanden sein, wenn trotz der Indolenz des türkischen Charakters, dem furchtbaren laisser aller, das sich überall und in jeder Beziehung den Rang ablaufen läßt, Leben und Gedeihen sich zeigten, ja sofort in die Augen fielen. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Das Volk hier zu Lande steht früh auf: die Meisten haben dabei auch kaum etwas Anderes zu thun, als sich eben von ihrem Lager zu erheben. So fuhren hier schon im Morgengrauen auf mehrere Segler mittlerer Größe, die im Hafen lagen, Boote zu, die bis hoch über den Rand mit Brettern und Latten beladen waren. Vor dem Zollgebäude, dem Lloydbureau gegenüber, lagen schwarz und weiß gestreifte Säcke aufgespeichert mit weichem Inhalt: es war Angorawolle, Tiftik, die so lange das Monopol Kleinasiens gewesen ist. Auf diese Weise war man schnell orientirt.

An diesem Küstensaume reiht die antike Tradition eine außerordentlich große Zahl von Niederlassungen auf; wo rechts und links, nach Osten und Westen, dunkelwaldige Bergcoulissen unterbrochen hinter einander sich vorschoben in's Meer, bezeichneten einzelne ruhig liegende Fahrzeuge auch jetzt nahaneinander gedrängte Rheden. Nicht wenige von ihnen werden auch im Alterthum kaum mehr als Schifferstationen gewesen sein; und obgleich sie alle auf griechische Abstammung Anspruch machten, so sind doch nur ein paar zu größerer Bedeutung gelangt. Jonopolis spielte auch in alter Zeit keine hervorragende Rolle; seine dürftige Geschichte suchen einheimische Griechen jetzt dadurch aufzubessern, daß sie sich eine Gründungslegende zusammengebraut haben, in welcher Phrixos, Helle und die Jo-Sage bunt durcheinander gemischt liegen.

Ueber dem leise an den Strand schlagenden Meere stieg die Sonne herauf; es war Ende Juli, ein heißer Tag kündigte sich an. Lastträger schleppten, im Gegensatz zur Hauptstadt, ganz unbehelligt durch Zollbeamte, unser zahlreiches Gepäck in den kleinen Chan am Strande, wo wir aus unserm Eckzimmer auf das

Meer und die Stadt blicken konnten; eine beneidenswerthe Wohnung, obgleich ihre Ausstattung, abgesehen von einem fragwürdigen kissenbelegten Podium, nur in einem Tisch und einem Stuhle bestand, — einem der drei des Hauses, — und obgleich der Vorraum, auf den die vier oder fünf Gastzimmer gingen, als gemeinsamer Toilettenplatz für die Gäste des Hauses und noch manches Andere benützt wurde. Inzwischen hatte mein langjähriger griechischer Diener in Kleinasien und Olympia, Georgios, in einem kleinen Nebenraume auf dem gethürmten Gepäck sein Lager aufgeschlagen, zur Ruhe wie zur Bewachung. Der Wirth übergab uns die Zimmerschlüssel — sie sahen aus, als wenn sie zu Festungsthoren gehörten —, und wir waren installirt.

Vor der Thür des Lloydbureaus drängten sich die Bewohner Inebolis, so viele überhaupt darauf denken konnten, Briefe aus der Hauptstadt zu erhalten, die unser Dampfer mitgebracht hatte. Während wir mit Herrn Mantovani, dem Agenten des österreichischen Lloyd — einer Gesellschaft, der auch meine Reise die liebenswürdigste und nützlichste Förderung verdankt — noch über unsere nächsten Sorgen gesprochen, erschien der Dampfer des Lloyd von Trapezunt her vor der Stadt; der Agent mußte hinaus. Wir, nicht pluralis majestatis, sondern mein diesmaliger Begleiter Dr. med. Dengel und ich benützten die Zeit, um den bergigen Vorsprung hinaufzuklimmen, der das zum Meere geöffnete Thal an der rechten Seite begrenzt, hier noch einen Theil der Stadt trägt, aber an seiner Stirnseite steil und fast unwegsam mit schräg aufgerichteten Schichten abstürzt zum Meere, wo an ihn die Reste eines älteren, und der Beginn eines neuen Molo sich anfügen.

Eine alte Frau, die hier oben in der Frühröthe kauerte und wie wartend in die Weite blickte, wies uns zu einem neuen schön gelegenen Hause, dessen kleinen Vorgarten wir ohne Weiteres betraten. Alsbald erschien in der Hausthür ein jüngerer Mann, bis auf den Fez europäisch gekleidet, sprach uns französisch und italienisch an, ließ Stühle bringen und regalirte uns mit Kaffee, Tabak und Limonaden. Herr Chosreff war ein Armenier, der vor Monaten hierher aus Alexandrien geflüchtet war, wo er als Kaufmann in guten Verhältnissen gelebt hatte. Aber auch seinen neuen Aufenthalt hatte er sofort mit der seinem Stamme eigenthümlichen Findigkeit auszubeuten verstanden; er wog unten beim Zollamt im Interesse der verschiedenen Dampfergesellschaften die Frachten nach und exportirte auf eigene Hand ganze Ladungen Paphlagonischer Aepfel, die wie Pflaumen, Birnen, Trauben dort von ganz besonderer Güte sind. Seine Verwandten, die, wie er, Aegypten verlassen hatten, waren ihm zum Theil ganz aus dem Gesicht gekommen, zum Theil waren sie in Smyrna, das von derartigen Emigranten ganz gefüllt sein sollte. — Wir hatten schon in Constantinopel das Weltereigniß an einzelnen Flüchtlingen gespürt. — Herrn Chosreff's Mutter, es war die alte Frau, die uns zum Hause gewiesen, saß an den Tagen, an welchen die Dampfer kamen, gern auf dem Ausguck, wo wir sie getroffen, in der stillen Hoffnung, es möchten einmal Nachrichten von den verschollenen Lieben oder gar diese selber auftauchen.

Nach meiner Erfahrung haben die Armenier unter allen Nationen im Orient, sobald ihre Verhältnisse dazu angethan sind, am meisten Sinn für einen

häuslichen Comfort, ja für behagliche Häuslichkeit; es läßt sich nicht leicht etwas Einladenderes denken, als die geöffneten Vorhallen der armenischen Häuser in Smyrna. Herr Chosreff hatte nach einheimischer Sitte sich ein zweistöckiges Haus aus Brettern, dem dort nationalen Material — wie man sagen darf, — erbaut, mit luftigen Wohnräumen und breiten hohen Fenstern. Von hier oben bot sich ein höchst erfreuender Blick auf den hinabklimmenden und in der Thalsohle sich ausbreitenden Ort, an dessen Saume jenseits vorüber das jetzt ganz schwache Rinnsal in's Meer schlich, dessen Kießbett aber die Breite und Gewalt in regnerischen Zeiten verrieth; dann muß das Flüßchen bisweilen unpassirbar sein. Aber die heutigen Bewohner haben Zeit; sie warten ruhig, bis das Wasser sich verlaufen hat und machen sich keine Gedanken darüber, was die zwei alten, zusammenhangslosen Pfeiler wohl bedeuten mögen, die aus dem Flußbett einsam emporragen, als die letzten Reste einer Brücke, die Byzantiner oder Seldschuken hier aus antikem Material erbaut zu haben scheinen. Weiter in das Thal hinein lockert sich der Ort auf, vereinzelte stattliche Bretterhäuser, mit leuchtenden Oelfarben sorgsam gestrichen, besonders roth und blau mit weißen Randungen, tauchen aus dichten Obstbäumen hervor; die Holzgitter vor der unteren Hälfte der Fenster zeigen, daß es Behausungen von Türken sind, welche fast ausschließlich Ineboli bewohnen. Unter diesen Umständen um so überraschender war der Blick auf den Vordergrund, den Haupttheil der Stadt, auf die eifrige Bauthätigkeit in Holz und Stein; schöne Marseiller Ziegel lagen da aufgeschichtet, selbst marmorne Thür- und Fensterleibungen waren in Arbeit und der klingende Ton drang bis zu uns herauf. Freilich war diese Thätigkeit zunächst veranlaßt durch eine ungeheure Feuersbrunst des vergangenen Jahres, von durchziehenden türkischen Truppen durch Unachtsamkeit oder Schlimmeres verschuldet. Was bedarf es freilich bei den Holzhäusern und bei der außerordentlichen Indolenz im Löschen außer einiger brennend fortgeworfener Zündhölzer — zumal in trockener Jahreszeit — um einen halben Ort einzuäschern, wie hier geschehen war, seit dem Jahre 1853 zum ersten Mal, wie man sagte; solche Ereignisse dienen hier auch im bürgerlichen Verkehr gleichsam als Epochenjahre, als feste Punkte, nach welchen man datirt.

Während unseres Spazierganges hatte Georgios ein paar Empfehlungsbriefe an ihre Adressen befördert. So fanden wir, in das Bureau des Lloydagenten zurückgekehrt, einen jungen, intelligent aussehenden Griechen und einen behäbigen älteren Herrn, eine weiße amtlich wirkende Mütze auf dem Kopf, in einem Rock mit blanken Knöpfen; es war Herr Victor Velasti, englischer Viceconsul, Consularagent Sr. Maj. des Königs von Italien, Leuchtthurmscommissar, Agent der französischen Dampfer Messageries maritimes — genug, der große Mann des Ortes „the man", der nirgends fehlt, auch nicht in Ineboli. Nicht als ob die zwei bis drei anderen Levantiner der Stadt das Verhältniß ohne Weiteres anerkannt hätten; aber der Bevölkerung und den Behörden gegenüber stellte ihn die consularische Würde hors de concours. Er führte uns sogleich hinauf in sein höher gelegenes Haus; nach dem Brande hatte er nicht den Muth oder die Freudigkeit gehabt, sich wieder ein eigenes stattliches und kostspieliges Haus aufzurichten, wie das vernichtete war. Er entschuldigte sich wegen des provisorischen

Zustandes seines Heims; wir fanden den großen luftigen Hauptraum mit dem herrlichen Blick auf das gartengleiche Thal, auf die Stadt und das Meer außerordentlich einladend und bedauerten recht aufrichtig, von der sogleich freundlich gebotenen Gastfreundschaft des Hauses keinen Gebrauch machen zu können. Wir sollten später in die Lage kommen und für längere Zeit, als uns lieb sein durfte. Auf den Hauptraum mündeten Zimmer von allen Seiten; den „Salon" schloß eine kleine Holzgitterthür gegen die unerträglichen und verzogenen kleinen Kläffer des kinderlosen Hauses, Hermes und Diana, ab. Ein Stück Orient war es freilich, wenn da neben dem Conterfei irgend eines grandios dreinschauenden Anverwandten, dem Meisterwerk eines vorüberziehenden Winkelphotographen in modischem, blumenverziertem Sammtrahmen ein goldumrahmtes Buntstickmuster als Gemälde hing. Sonst war die Wohnung ganz europäisch ausgestattet, Polstermöbel, Schaukelstühle, ein Pariser Pianino; daß seit den letzten zwanzig Jahren, die es sich in Ineboli befand, Niemand im Stande gewesen war, es zu stimmen oder sonst zu repariren, dafür konnte Madame nichts, die mit lobenswerther Fertigkeit durch die verstimmten Saiten meisterte. Madame war übrigens in Triest geboren, Herr Velasti in Smyrna; Mantovani stammte aus Sinope, seine Frau — aus Böhmen; in nuce ganz die Menschenmosaik, die für den Orient charakteristisch ist. Die Kinder waren schon der internationalen Farblosigkeit der Levantiner verfallen, und sprachen auf Levantinerart, d. h. fließend und schlecht türkisch, griechisch, italienisch, französisch und etwas deutsch. Damit auch die „bête noire" nicht fehle, wo drei civilisirte Familien bei einander sind, so hatte der Agent der russischen Dampfer, ein Levantiner, doch italienischer Unterthan, diese Rolle übernommen.

Am Nachmittage führte uns der junge Grieche, der am Polytechnikum zu Athen studirte und jetzt seine Ferien in der Heimath verlebte, zu seinen Eltern, die ein großes Haus in der unteren Stadt bewohnten, nahe dem Flusse, in einer Gegend, die ungesund aussah und es auch war. Ich war erstaunt, bei den übrigens sehr verständigen Leuten Kenntniß der griechischen Sprache und Schrift zu finden, welche im Allgemeinen der älteren Generation der in Kleinasien zerstreuten Griechen abgeht. Erst die Kinder werden jetzt allmälig ihrer Muttersprache wiedergewonnen, an deren Stelle Jahrhunderte hindurch das Türkische getreten war. Mein Erstaunen war um so größer, da ich wußte, daß unter den 3000 Bewohnern Inebolis sich nur verschwindend wenige Griechen befänden; aber ich kam zum Verständniß, als ich hörte, daß in unmittelbarer Nähe der Stadt drei Dörfer lägen, die eine durchaus griechische Bevölkerung und Sprache bewahrten. Ich denke später noch einmal auf diese zurückzukommen und dann Einiges über derartige Enclaven überhaupt mitzutheilen, die dem Reisenden bisweilen ganz überraschend irgendwo aufstoßen, allerdings besonders in der Nähe größerer Orte; sie sind in mehr als einer Beziehung lehrreich, nur hat man bisher zu wenig auf dieselben geachtet.

Während wir in dem griechischen Hause saßen, mit dem unvermeidlichen Tabak und Kaffee bewirthet wurden und die Fragen immer neu eindringender Besuche zu bestehen hatten, fuhren der Hausherr, die Hausfrau, dann alle anwesenden Griechen plötzlich von ihren Sitzen empor; während wir irgend ein

Unglück vermutheten, trat schon durch die offene Thür ein schöner alter Türke in seinem Tuchanzug, aber mit nackten Beinen in's Zimmer, warf dem Hausherrn einige abgerissene Worte zu und entfernte sich, ohne sich umzuschauen, stolz wie er gekommen. Die ganze Gesellschaft fiel erleichtert auf ihre Sitze zurück. Der Alte hatte nur bitten wollen, daß der europäische Arzt doch einmal zu seiner kranken Frau kommen möchte. Mir war der Vorgang als eines der wenigen drastischen Beispiele eindrucksvoll, wo ich das Verhältniß der Unterworfenen zu ihren Beherrschern so gesehen habe, wie es früher wohl das allgemeine war. Der Aufzug des Türken im Vergleich zu der modischen europäischen Tracht der Griechen ließ das Mißverhältniß noch greller hervortreten. Man bemerkte wohl unser Befremden und entschuldigte sich damit, daß der Türke zu den „Großen" des Ortes gehöre; das wollte und will immer sagen, daß er zu den Reichsten gehört, und daher in erhöhtem Maße das Vorrecht hat, ungestraft zu thun, was ihm beliebt.

Wir besuchten bald darauf die Gattin; da ich als Dragoman des Arztes dienen konnte, öffneten sich mir dieses Mal auch hie und da die Harems. Wir traten in ein ganz kleines Zimmer, dessen Ausstattung in einer Commode und einem kleinen Spiegel bestand, wie er bei uns in Gesindestuben zu hängen pflegt; auf ein paar Decken an der Erde ruhte die Kranke, eine Tscherkessin, anscheinend einst von großer Schönheit, jetzt ganz verfallen, todtenblaß im letzten Stadium der Schwindsucht — es war das einzige Mal, daß man uns auch das Gesicht einer türkischen Kranken vollständig sehen ließ. Vor ihr waren aufgereiht einige unreife Gurken, ein paar Pflaumen und eine Karaffe Wasser. Hier war keine Hoffnung. Der Alte weinte, die Diener des Hauses, die neugierig durch die niedrige Thür hereinblickten, weinten. Die Frau starb bald darauf. Nach vier Wochen sahen wir den Gatten wieder, er that als wenn nichts vorgefallen wäre, von seiner Frau war keine Rede mehr. *Δέν τους κακοφαίνεται ἡ ψυχή των,* „es thut ihnen nicht leid um ihre Seele", wie ein späterer griechischer Gastfreund mir immer wiederholte.

Es blieb uns übrig den Kaimakam aufzusuchen, einen Beamten, der seiner Stellung nach etwa unserem Landrathe entspricht. Nach alter Gewohnheit hatte ich mich feierlich ansagen und mir eine Stunde bestimmen lassen; alle diese Herren wollen sehr weich angefaßt sein, wenn man es nicht von vorn herein mit ihnen verderben will. So gingen wir gegen Abend zum „Konak", d. h. im weitesten Sinne Haus überhaupt, speciell jedes, in welchem die Hauptbehörde ihren Sitz aufgeschlagen hat; die Straßen waren jetzt belebt, die Umwohnenden, die ihre Einkäufe besorgt hatten, kehrten im schnellsten Tempo heim zu Fuß, zu Pferde oder zu Esel; ganze Züge von Karren und Pferden mit Brettern beladen, kamen hereingezogen; denn gilt es immer schon für ein halbes Unglück, nach Sonnenuntergang an's Ziel zu kommen, wie viel mehr im Fastenmonat, wo erst nach dem letzten Sonnenstrahle Speise und Trank gestattet war; an dem fließenden Gewässer, das vom Fluß her durch die Hauptstraße geleitet war, saßen in langen Reihen und unerschütterlicher Ruhe Türken und hielten die nackten Beine in's Wasser; wir beneideten sie! Dann kamen wir an einem stattlichen Neubau vorüber, — er war, merkwürdiger Weise, zu einer

türkischen Elementarschule bestimmt — und betraten endlich einen unordentlichen dunkeln kleinen Hof, wo wir einige schlaftrunkene Feldgensd'armen in etwas defecter Uniform aufscheuchten, die sich hastig vor uns erhoben. Aus dem untern Raum des Hauses, der eine frappante Aehnlichkeit mit einem Stall hatte, führte eine wacklige finstere Treppe in das obere Geschoß. An der Thür seines Amtslocals trat uns der Kaimakam entgegen. Wir machten in diesem alten Herrn zum ersten Mal die Bekanntschaft eines derjenigen Türken, die nach dem letzten Kriege aus Rumelien, der europäischen Türkei, herübergekommen oder auch geflüchtet, Nahrung und Aemter von ihrem Staate verlangen, dem sie in jeder Weise unbequem sind. Unser Kaimakam gehörte nicht zu den bedenklichen Existenzen der Art, wie wir sie später so vielfach getroffen haben, vielleicht weil er nicht verschlagen genug war. Nur war er ein abgesagter Feind von Neuerungen; seine persönlichen Erfahrungen mochten ihm das nahe legen. Der Aufforderung des Generalgouverneurs, sich für den Straßen- und Molenbau zu interessiren, setzte er einen passiven Widerstand entgegen, d. h. er interessirte sich eben nicht dafür. Denn auch für den Beamten scheint hier die Machtsphäre gerade so weit zu reichen, wie er im Stande ist, sie auszudehnen, bis zu dem Moment, wo ein Stärkerer oder Unverschämterer ihm in seine Kreise fährt, um schließlich doch auch wieder dem allgemeinen Schicksal zu erliegen, welchem bei einer auf Willkür beruhenden Staatsordnung und bei einer de facto unsicher begrenzten Amtssphäre schließlich Jeder ausgesetzt ist, wie wir erlebt haben, der Padischah selber.

Erst nachdem wir auf dem Divan Platz genommen, setzte sich der Kaimakam; sein Amtslocal war überaus ärmlich: vor ihm stand ein niedriges Tischchen mit dem Schreibzeug, noch zwei einfache Stühle an den ungetünchten Wänden, das war Alles. Wir theilten ihm mit, daß wir ein officielles Empfehlungsschreiben der Hohen Pforte besäßen, das wir seinem Vorgesetzten, dem Vali — Statthalter — der Provinz in Kastamuni überreichen würden. Er erwiderte unsern Besuch augenblicklich, consultirte gleich im Vorübergehen den Doctor, ohne auch nur daran zu denken, dessen Vorschriften zu befolgen und stellte uns einen jener Feldgensd'arme, einen Zabtieh zur Verfügung, wie sie empfohlenen oder hochgestellten Reisenden zugleich des Schutzes wie des Eindrucks wegen mitgegeben werden, und die bösem Willen gegenüber bisweilen von Nutzen sein können.

Da man uns sagte, daß wir in Kastamuni leicht die für unsere Reise nöthigen Pferde finden würden, die in Ineboli nicht aufzutreiben waren, so beschlossen wir, am dritten Tage nach der Provinzialhauptstadt zu reisen. Zu unserm Erstaunen hörten wir, daß dorthin eine Fahrstraße führe; derartige Ueberraschungen standen uns noch öfter bevor; etwas mehr, als wir gemeinhin in Europa annehmen, ist doch in den letzten Jahren, zum Theil schon Jahrzehnten dort für Straßenbau geschehen. Es findet sich wohl noch Gelegenheit, darüber Einiges im Zusammenhange mitzutheilen. Die Fahrstraße nach Kastamuni, welche den so lange isolirten und wenig bekannten Hauptort endlich in Verbindung mit der Küste gebracht hatte, war schon vor anderthalb Jahrzehnten in Arbeit genommen worden, bald lässiger, bald eifriger, bald von geschickteren ausländischen Ingenieuren, bald von unwissenden einheimischen; der Bau und

seine Ausführer, wie man behauptete, hatten eine Unsumme Geldes verschlungen. Die frühere Trace hatten die Nachfolger oft gänzlich verändert; ganze Strecken waren so gut wie vollendet und dann wieder verlassen worden; jeder neue Chef schien ein neues Interesse an der Verschleppung gehabt zu haben, jedenfalls ein größeres als an der Vollendung. Noch jetzt waren auf der ersten größeren Hälfte Steigungen von 12 : 100, man war im Begriff diese Wegestücke umzulegen. Kunstbauten, Brücken, Durchlässe, sowie die Schotterung waren lange unterblieben; so gingen auch da wieder ganze Stücke zu Grunde schon ehe sie fertig gewesen waren, ein rechtes Beispiel dafür, wie in der Türkei jede solche Arbeit einer Danaidenthätigkeit gleicht, nur daß unter dem Fasse eine Schar von Menschen mit stets offenen Händen bereit steht. Was können bei einem so unglückseligen Zustande die größten Anleihen helfen, die „zu öffentlichen Arbeiten, zur rationellen Ausbeutung“ des Landes aufgenommen werden? Wie illusorisch sind die hübsch rund und sparsam bemessenen Voranschläge, von denen die „Rapports“ wimmeln, mit denen jeder neue Arbeitsminister in neuerer Zeit an die Oeffentlichkeit zu treten pflegt und die in ihrem ganzen kindlichen Pathos und in ihrer harmlosen Naivetät im übrigen Europa hier und da immer noch Eindruck zu machen scheinen?

Die Straße von Ineboli nach Kastamuni ist 90 Kilometer lang, nach einheimischer Ausdrucksweise 15 Stunden; sie gilt nur für den Beginn einer Straße von Ineboli nach Angora, welche ein mir vorliegender Rapport vom Jahre 1880 auf 300 Kilometer und 234,900 Türkische Pfund (à 19 Mark) berechnet; den Kilometer auf 783 Pfund, eine bestechend unsymmetrische Summe, die ja aber doch bei den bestehenden Verhältnissen nur eine lediglich theoretische Bedeutung hat.

Zwei Arten von Fuhrwerken arbeiten auf dieser Straße, die eine zugleich hartnäckig an ihrer Zerstörung: es sind die alten schwerfälligen Karren mit den zwei vollen Rädern, die an ihrer Außenseite eine höchst alterthümliche Verzierung zu tragen pflegen, Kreisstücke, gerade Linien und Punkte symmetrisch eingeschnitten, die culturhistorisch nicht ohne Interesse sind, sich übrigens aufgemalt auch an Häusern in manchen Gegenden wiederholen. Eine alte Gewohnheit, fast möchte man glauben ein heilige Scheu erlaubt, wie es scheint, nicht das Schmieren der Achsen; wenn so eine Reihe solcher schwer beladener Karren, von zwei Stieren mit gleichmäßiger unendlicher Langsamkeit gezogen herangeschlichen kommt, kündigt sie sich schon aus der Ferne mit einem durchdringenden, nie abreißenden Accord an, einem wahren Orchester von Quiek-Instrumenten; bisweilen klingt es sogar harmonisch, als wenn sie abgestimmt wären. Das bildet einen sehr charakteristischen Zug auf allen Straßen, die überhaupt fahrbar sind; ich glaube, man wird den Ton im Leben nicht wieder los, schon weil er bisweilen zur Verzweiflung getrieben hat, wenn man verurtheilt war, auf enger Straße stundenlang hinter solchen Fahrzeugen herzureiten. Dabei haben die schweren ungefügen Räder Zeit, sich einzuwühlen, lassen tiefe Löcher zurück, die jedes nachfolgende noch vertieft, und am Ende sieht die Kunststraße dann aus wie ein fast unwegsamer Naturpfad, an den nie eines Menschen Hand gerührt hat.

Die zweite Art von Fuhrwerken sind kleine vierrädrige Planwagen, die von zwei

Pferden gezogen werden; sie dienen zum Menschentransport: anders läßt sich das nicht bezeichnen; man muß der Länge nach in ihnen liegen, und bei ihrer außerordentlichen Schmalheit können nur zwei Personen sich hineinwagen. Der Wagenstuhl liegt unmittelbar — ohne Federn — auf den Achsen und erstattet dem Körper des Reisenden durch Emporschleudern oder Einsinken gewissenhaften Rapport über jede Unebenheit des Weges.

Wir hatten drei solcher Arabahs nöthig; das verbreitete sich schnell und erschwerte den Abschluß, da diese türkischen Kutscher einen ganz anderen Corpsgeist haben, als ihre Fachgenossen in Italien oder in Griechenland. Am dritten Tage in der Frühe waren zwei Wagen beladen, wir lagen im dritten und fuhren von Ineboli nach Süden; — es war der erste August, der Tag, auf den ich mir den eigentlichen Aufbruch schon daheim festgesetzt hatte. — Ein Zabtieh ritt voran, der Lloydagent zu Pferde begleitete uns ein Stück. Unser Aufzug erinnerte stark an die nicht seltenen modernen Bilder, welche „reisende Kaufleute im Mittelalter" darstellen „im Hohlweg, auf der Rast" oder „von Raubrittern überfallen." Die Straße führte zunächst aufwärts in dem sich verengenden Thale des Flüßchens von Ineboli; es ist bezeichnend, daß kein Einheimischer im Stande gewesen war, mir irgend einen Aufschluß über Quelle und Herkunft desselben zu geben; einige machten die abenteuerlichsten Angaben, welche auf ein ganz unerhörtes geographisches Phänomen zu deuten schienen. Und was stellte sich schließlich heraus? Kaum drei Stunden von der Stadt laufen die zwei Quellen des Flüßchens ganz einfach von einem überaus charakteristischen Bergkamme ab, den Jeder kennen mußte und kannte, der nur einmal eine kleine Stunde auf dem Wege entlang gegangen war. Dies ein Beispiel für viele.

Trotz einzelner Senkungen, wie sie die Bodenplastik mit sich bringt, kann man sagen, daß die erste größere Hälfte der Straße — in der That drei Fünftel derselben — im Wesentlichen fortwährend ansteigt bis zur Paßhöhe der vielgegliederten Erhebung, die fast überall die Nordkante Kleinasiens bildet und deren zugleich schroffer und massiger Abfall den ungelockerten, hafenarmen und unwirthlichen Nordsaum verschuldet.

Immer ferner und tiefer blieb Ineboli hinter uns an dem schimmernden Meere, das der ins Innere Wandernde nicht immer leichten Herzens verläßt; aber auch was wir — nicht ohne Mühe durch zwei Oeffnungen im Wagenplan — vor uns sahen, war gewiß nicht entmuthigend; im Gegentheil, immer reizender enthüllte sich der Blick auf ein grünes bewaldetes, vielverschlungenes Geäst von Höhen, auf deren haldigen Abfällen zahlreiche Dörfer belebend verstreut waren mit ihren weithin leuchtenden schlanken Minarets, von ihren Feldern gleichsam schützend umrahmt, ein herzerfreuendes Bild friedlichen Gedeihens, auch das so grundverschieden vom Süden des Landes. Eine Reihe musikalischer Karren nach dem andern zog plattenbeladen an uns vorüber, aber auch noch ganze Züge von Lastthieren schwer bepackt mit Hölzern trotteten hinunter zur Küste; wie zur Ermuthigung für die Pferde hatten die Treiber selber sich noch mit Brettern bepackt. Tief in den Wäldern schneidet man sie ohne Maschinen auf einfachste Art, zum Transport. Was wir hier sahen, waren größere oder kleinere Waldgruppen von Eichen, Buchen und Nadelholz. Man konnte sich

in einem anmuthigen Berglande Mitteldeutschlands glauben. Hier und da traten dann über und aus der Vegetation die Kalkfelsen schroff und kahl in eigensinnigen pittoresken Formen hervor; sie würden in besuchteren Gegenden längst mit phantastischen Namen bezeichnet worden sein.

Wir hatten noch nicht das Gefühl, die Civilisation zu verlassen, denn uns begleitete der Telegraph, der jetzt auch in Kleinasien die Hauptorte verbindet; aber bis auf wenige große Orte an der Küste und die Städte des Innern, welche die internationale Linie passirt, wie Angora, Jüsgat, Sivas, ist nur die türkische Sprache für Depeschen zugelassen.

Unsere Pferde hatten sich nach dem ersten Anlaufe nur zu schnell beruhigt, hatten es durchgesetzt, in jeder Stunde nur eine halbe Meile zu machen und erst nach acht Stunden das erste Drittel des Weges überwunden, als wir in dem Dorfe Küre anlangten. Von einem weit vortretenden Hange zog sich der ansehnliche Flecken bis tief hinab in das Thal, wo die Bretter- und Steinhäuser, die Moscheen, Minarets und Bäder aus dichten Baumgruppen hervorschimmerten. Es war hier zum ersten Mal, daß wir eine höchst sonderbare Benutzung von Ziegelsteinen sahen, welche man im Fachwerk nicht regelmäßig schichtet, sondern bald schräg, bald hochkantig, bald langliegend zu geometrischen Figuren aufeinander packt, so daß sie das Ansehn einer Zierform erhalten; sie liegen dabei oft ganz lose, „der frischen Luft wegen“ wie man sagte. Vor dem Eingang des Ortes lagen Reihen von Krüppeln und saßen weiß verhüllte Frauen, die zuerst ruhig wie Pagoden kauerten, aber da wir herankamen uns mit neapolitanischer Hartnäckigkeit anbettelten und lebhaft verfolgten. Mir ist das in dieser Art sehr selten auf türkischem Boden begegnet.

Ein so ansehnlicher Ort an dieser Stelle, die ja bis vor Kurzem nur in schwerer Verbindung mit dem Meere gestanden hatte, mußte einen besonderen Existenzgrund haben: die roth und grün schimmernde Kuppe über dem Dorf und die ausgedehnten Schlackenhalden, die sich an allen Seiten herunterzogen, deuteten ihn an. Hier waren in früherer Zeit bedeutende Kupferwerke gewesen, die freilich schon vor fünfzig Jahren kaum noch betrieben wurden und jetzt ganz zu ruhen scheinen. Allein man würde irren, wenn man sie für ausgebeutet hielte; wenigstens der „rapport“ rechnet noch mit ihnen, und dann gehören auch sie im Augenblick zu der unübersehbaren Reihe der latenten Hilfsquellen des Landes, wie das Meiste, was den Bewohnern nicht geradezu in die Hände wächst.

Im Schatten eines herrlichen großen Baumes machten wir Rast; bald gesellte sich ein Grieche zu uns mit der seinen Landsleuten eigenthümlichen Dringlichkeit, die allerdings dies Mal einen gewissen Grund hatte, da wir ihm von Ineboli aus von uns unbekannten Gönnern angekündigt worden waren. Er lud uns ein, in sein Haus zu treten, wo er gemeinsam mit seinem Schwager ein Lager von europäischen Stoffen geringer Güte hatte; ein anderes offenes Magazin, Kramladen — und wohl auch heimliche Schnapsschänke — hielten sie im Ort. Als Vermittler, Händler, Hausirer wohnen und ziehen die Griechen im vorderen Kleinasien umher, sie sind die Bankiers der Dörfer und erobern friedlich, was ihnen kriegerisch noch versagt scheint. Mein Wirth gestand das unumwunden ein und in ebenso einfacher wie schlagender Form: „der Ort hat

Párádes (Heller), antwortete er mir auf meine Frage, „nicht für diese Leute (die Türken), wohl aber für uns!“

Ansprüche an das Leben stellen sie wenige; die meisten Räume des Hauses wurden als Niederlagen benutzt; jedes Paar begnügte sich zum Leben mit einem ganz kleinen Zimmer: hier stand das große aufgethürmte Ehebett, davor lag eines jener prächtigen Bärenfelle, wie wir schon in Ineboli eines gesehen, und wie sie uns braun, dunkel und heller, graubraun, schwarzgrau noch vielfach in Paphlagonien vorkamen. Vor dem Hause war ein abgeschlossener kleiner, aber blumenreicher Garten: hier trug die anmuthige junge Frau das arme kleine Kind umher, das an der englischen Krankheit litt, das erste von nicht wenigen Beispielen unter den zahlreichen Kindern, die man uns später zur Behandlung brachte.

Gleich beim Ausgang aus dem Orte passirten wir mit größter Gefahr für Pferde, Wagen und Ladung eine Brücke, die man ganz harmlos begonnen hatte abzutragen in der sichern Ueberzeugung, es würden dem vor mehreren Stunden passirten Wagen, nicht so bald andere folgen. Nachdem wir noch einige Stunden auf- und abgefahren, hielten unsere abgetriebenen Pferde plötzlich vor einem langen schmutzigen Lehmhause, das zur Hälfte aus einem Schanklocal, zur andern Hälfte aus einem Gastzimmer bestand. Während wir noch Rath hielten, ob wir Halt machen oder unsere widerstrebenden Kutscher zwingen sollten, auch noch den letzten Kamm vor uns zu überschreiten, jenseits dessen der Abfall nach innen begann, trat plötzlich zu unserer größesten Ueberraschung aus der Hausthür ein kleiner jugendlicher, sonnenverbrannter Herr in europäischer Tracht, der uns in unverkennbarem pariser Französisch begrüßte. Es war der augenblickliche erste Ingenieur des Vilajets Kastamuni, Herr Augustin Briot, den man uns schon in Ineboli gerühmt hatte und dessen Eifer wir dort im Molenbau, auf der Landstraße heute in vielfacher Thätigkeit gespürt hatten. Er hatte schon in Ineboli von uns gehört, erwartete uns hier und lud uns ein, mit ihm ein paar Stunden weiter zu fahren bis zu einer der Baracken, die für seine Wegeaufseher in größeren Zwischenräumen an der Straße errichtet waren. Etwas wohnlicher würden wir es dort finden, meinte er; ihm würde es eine wahre Erquickung sein, sich wieder einmal civilisirt zu unterhalten. Diese unerwartete Gastfreundschaft am Ende des ersten Reisetages begrüßten wir als gutes Omen, arrangirten uns so gut es ging im Arabah des Herrn Briot, und ließen die unsrigen ohne Weiteres zurück unter der Aufsicht der Türken, von Georgios und dem Zabtieh, mit dem bestimmten Befehl, uns mit Sonnenaufgang aus unserm Nachtquartier abzuholen.

Die Sonne sank, noch immer erklommen wir die bewaldete Höhe, das Gefährt, das wir verlassen hatten, schlich langsam hinter uns her; aber es ging sich herrlich in der Frische des Abends, der auf den erdrückend heißen Tag gefolgt war. Wie wir so in der geheimnißvollen Stille am Waldesrand hinwanderten, Herr Briot in gestickten Morgenschuhen und einem zierlichen Spazierstöckchen voran, schien es uns kaum glaublich, daß wir uns nicht in der Nähe eines deutschen Badeortes befanden, sondern auf einem in Europa

völlig unbekannten Landstück und auf ungekanntem Wege. So idyllisch und heimisch war die Situation und Stimmung.

In der Baracke empfingen uns ein paar hünenhafte Türken mit großer Freude, sie gaben uns Alles was sie hatten, d. h. Reis, Zuckerwasser und das nüchterne Brot aus Wasser und Mehl, wir fanden in einem Wandschränkchen noch eine Büchse mit Thunfisch und priesen uns glücklich.

Ein guter Anfang war dieser erste Tag in der That! Hatte er mir doch in Herrn Briot zugleich den einzigen Menschen zugeführt, der im Stande war, mir Aufschlüsse über das Land zu geben, das zu erforschen ich gekommen war. An solchen unberechenbaren Zufällen hängt oft ein Stück Gelingen. Ich erhielt auf einen Schlag einen Ueberblick und damit für Wochen eine Directive, die uns zur Festlegung einer ganz unbekannten relativ langen Entwässerungsader führte, welche fast alle Wasser der westlichen Hälfte Paphlagoniens in sich aufnimmt.

Wir traten noch einmal aus unserer Hütte heraus, die Straße lag im glänzenden Mondenschein weithin sichtbar vor uns; eine Quelle plätscherte drüben, sonst unterbrach nichts die Stille der Nacht, auch nicht die Arbeiter, die schweigend am Rande des Weges um kleine Wachtfeuer saßen; verdächtige Gestalten, wenn man nicht wußte, daß ein malerisch zerlumpter Anzug dort auch die Tracht des ehrlichen Mannes aus dem Volke ist.

Ungern traten wir endlich in den warmen kleinen Raum zurück, wo wir uns auf ein paar Decken streckten, die auf umlaufenden Podien an der Seite sich hinzogen. Bald lagen wir im Schlaf. Aber plötzlich mitten in der Nacht entstand ein Lärm; ein sehr erregter, halb europäisch gekleideter Türke drang ohne Weiteres in's Zimmer, setzte sich auf Briot's Lager und behauptete mit großem Nachdruck in Sachen der Straße vom Gouverneur in Kastamuni geschickt worden zu sein. Er hatte nicht übel Lust, mit dem Ingenieur sofort ein Kreuzverhör zu beginnen. Da dieser ihn aber in Grobheit überbot, ihm die Thüre wies und dann ohne Weiteres den Rücken zukehrte, so zog er sehr kleinlaut ab, und nunmehr gewiß in der unbehaglichen Ueberzeugung, daß der Ingenieur doch wohl ein mächtigerer Mann sein müsse als er.

Am anderen Morgen sahen wir auf der Straße noch mehr Arbeiter als am vergangenen Tage. Der Pascha hatte sich darauf capricirt, daß in weiteren vierzehn Tagen, beim Beginn des Bairamfestes, „Alles fertig“ sein müsse; wie das geschah, war ihm gleich: so durchkreuzt hier Willkür und Laune auch anfänglich gute Absichten und in der Lust, Früchte zu brechen, vergessen sie ganz, sich um ihre Reife zu kümmern. Und das ist ein Fluch, der gerade auf den wohlmeinendsten und thätigsten Türken lastet; bei der fieberhaften Hast, mit der gerade sie immer Alles auf einmal angreifen, habe ich den Eindruck, als empfänden sie die Pflicht, in der kurzen Spanne Zeit, welche ihnen in autoritativen Stellungen bemessen zu sein pflegt, und mit ihrer beschränkten persönlichen Kraft nachzuholen, was Jahrhunderte versäumt haben.

So athmet Alles, was begonnen wird, die innere Unruhe derjenigen, welche es vorschreiben.

Hat man einmal das Küstengebirge überschritten, das dem feuchten Anhauch

des Meeres seine reiche und mannigfache Ueberkleidung verdankt, deren kostbarsten äußeren Saum die duftenden Lorbeer- und Myrtenhaine der Küste bis nach Kolchis hin bilden —, so nimmt auch ein ungeübtes Auge ohne Weiteres die vollständige Veränderung in der Physiognomie der Erdoberfläche wahr. Hier plötzlich, dort allmälig tritt der graue zerklüftete Kalkstein nackt hervor, den ein dürftiges zähes Gesträuch stellenweise, gleichsam nur scheu überzieht, ganz wie das erstarrte Felsenmeer, im Süden des Landes, im Taurus, wo es wochenlang die trostlose Umgebung des Reisenden bilden kann. Nur um die Wasseradern steigen auch im Innern Wälder besonders von Nadelholz an den erdigeren Thalwänden reichlicher empor und auf hohen Gebirgen erblickt sie das Auge, wo sie wie emporgetriebene Flüchtlinge zerstreut in größeren und kleineren Gruppen die Hänge unter den höchsten felsigen Gipfeln besetzt halten.

Während aus den unerschöpflichen Küstenwäldern mit ihren Eichen, Kastanien, Buchen und Nadelhölzern die ganze Marine des Staates ihren Bedarf bestreitet, sind die landeinwärts, jenseits des aufgerichteten Randes gelegenen Wälder bei der Schwierigkeit der Verbindung nur localen Angriffen ausgesetzt. Eine systematische Ausbeutung und Pflege wird keinem zu Theil, und doch lägen hier wenn irgendwo die Chancen zur Aufbesserung der Finanzen, nur nicht für Jemanden, der eine so hoffnungslos unglückliche Hand hat, wie die Türkei. Was der Bauer vom Gefällten nicht braucht, läßt er liegen, die vermodernden Stämme und was die niederfahrenden Blitze stürzen, sperren dann noch die ohnehin so mühseligen Pfade, die vorüberziehenden Hirten läßt es gleichgültig, ob ihre nächtlichen Wachtfeuer zu Waldbränden anwachsen, für das Fehlen des Unterholzes, für das Absterben auch hoher und alter Bäume sorgen Jahr aus, Jahr ein die Ziegen, welche hier jenseits des Kammes schon anfangen sich mit der seidenartigen Wolle zu bekleiden, die wir als Angorawolle kennen, und bei der es auch nur eine Frage der Zeit ist, wie lange sie noch die ältere afrikanische und die neue amerikanische Concurrenz wird bestehen können [1]).

Nachdem wir die unbekannte große Entwässerungsader nicht weit von ihrem Ursprungsbezirk überschritten, nach welchem sie den Namen des Stromes von Devrikian hat, fuhren wir in einem kahlen sich verengenden Thale mälig aufwärts; eine bleischwere Hitze lagerte darüber; die mageren Rosse wurden noch einmal in Trab gesetzt, der Körper noch einmal in alle Ecken und an alle Kanten des Wagenstuhls geschleudert, wir fuhren endlich in eine Thalöffnung wie in einen Beutel hinein und hielten auf einem freien Platze der provinzialen Haupt-

[1]) Meinem Wirthe in Kastamuni, einem Hauptexporteur von Angorawolle, verdanke ich einige Notizen, die früher Bekanntes ergänzen, aber auch stark von demselben abweichen. So gab er als östliche Grenze für die Angoraziege — freilich in geringerer Wollqualität — erst den Van-See und Diarbekr an, im Norden das Vilajet Kastamuni, im Süden und Westen das von Angora bis Konia; die beste Wolle komme aus Beybazar, westlich von Angora am Sangarius; Kastamuni gebe zweite Qualität. Die Concurrenz am Cap der guten Hoffnung — lag eine Verwechselung mit Algier vor? — bestehe seit 16 Jahren; die Preise für das Kilo seien dadurch in England von $6\frac{1}{2}$—10 Mark auf $3\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ Mark gesunken. Im Vilajet Kastamuni gebe das Sandjak — eine Unterabtheilung des Vilajets — von K. selber 350,000 Kilo, Tschangri 200—250,000, Bolu 250,000, Sinope nur etwa 10—12,000. Von der amerikanischen Concurrenz, die ganz neuerdings von sich reden macht, schien er noch nichts zu wissen.

stadt Kastamuni. Die Eingesessenen stellten sich sofort um unsere Wagen; drängten und stießen sich, um eine recht freie und vortheilhafte Aussicht auf uns zu gewinnen, ohne uns im Grunde jedoch sehr zu belästigen. Europäer sah man in Kastamuni offenbar auch jetzt noch selten, früher galt der wenig besuchte Ort für besonders fanatisch.

Nachdem wir so etwa eine Stunde ausgestellt waren, erschien der Armenier, an den man uns hierher empfohlen, Herr Mihran Ovágimian, ein junger Kaufmann. Er führte uns zunächst in sein Geschäftslocal, einen düsteren, hohen, alterthümlichen Bau, wohl seldschukischer Kunst, der nur einen ungeheueren, schwach durch hohe Seitenfensterchen erhellten Raum enthielt, dessen Ueberwölbung von sechs kleinen Kuppeln vier starke Mittelpfeiler tragen halfen. Hier, fast inmitten, ganz verloren im weiten Gewölbe stand eine vollständige kleine Holzbaracke, die einer ansehnlichen Puppenstube ähnelte: das Comptoir unseres Gastfreundes, ein Gelaß von wirklich raffinirter Unbehaglichkeit und ein seltsamer Aufenthalt für Jemanden, der wie Mihran in Paris erzogen war und an der Sorbonne Medicin studirt hatte. An solche schlagende Contraste ist man freilich im Orient gewöhnt, sie gehören mit zu seinen Grundzügen, wurzeln tief im Wesen desselben und werden uns daher noch öfters beschäftigen.

Der ganze übrige Raum lag gefüllt mit Angorawolle, die — im April geschoren — erst jetzt hier zum Export sortirt wurde, mit Eisen und zahlreichen Kistchen von „Pratts radiant oil“, wie sie auf Kamelen, Pferden und Eseln durch ganz Kleinasien ziehen und auch noch leer ihren civilisatorischen Charakter bewahren, da sie alsdann zu allen nur erdenklichen Zwecken zu Hausgeräth, Briefkästen, Fensterläden, Blumentöpfen u. s. w., oft in überraschendster Weise herangezogen werden.

Das wunderliche Bureau war bald voll von Besuchern, die als Vorrecht ihrer Befreundung mit der Firma die seltenen Gäste gleich im Anfang begrüßen und mustern wollten. Ruten, der kleine armenische Diener, raunte unaufhörlich nach Café, der vornehm aussehende Arved strich für die Cigaretten ein Schwefelholz nach dem andern an aus der bunten Büchse mit den bedenklichen Bilderchen, wie man sie aus Oesterreich importirt.

Herr Mihran hatte im Augenblick selber nur eine provisorische Wohnung; ein neues Haus wurde für die junge Armenierin aus Stambul hergerichtet, die er in kurzer Zeit zu freien vorhatte, und die in ihrem schönen Hause am sonnigen Bosporus nicht ohne Schaudern an das barbarische Kastamuni mit seinem neunmonatlichen Winter denken mochte.

Wenn Herr Mihran sich auch im Uebrigen ganz zu unserer Verfügung stellte, so mußte er uns doch für die Nächte in einem Chan einquartieren, der am Flüßchen lag; er galt für den besten im Ort, in Aussehen und Atmosphäre von einer geradezu überwältigenden Schmutzigkeit. Wir richteten uns in einem großen leeren Raum ein, d. h. wir stellten alle unsere Sachen hinein, ließen die Feldbetten aufschlagen und gingen dann mit Herrn Mihran sofort in den Regierungspalast, — einem ausgedehnten, weithin sichtbaren Holzbau, um dem Vali unsere Aufwartung zu machen, Siri Pascha, dessen Lob man uns schon in Ineboli gesungen hatte. Freilich ist es immer wichtig zu constatiren, wer das

Lob singt; es kommt nicht selten vor, daß die hohen Würdenträger der Pforte entweder ihren Landsleuten oder den europäischen Vertretern gefallen, welche dann das Urtheil im Auslande bestimmen, das sich mit dem heimischen nicht immer deckt. Siri Pascha war, wie alle höheren Beamten, noch nicht lange auf seinem Posten; in Trapezunt hatten die Consuln seinen Abgang sehr bedauert. Was unser Freund Velasti, der ihn bewunderte, uns an einzelnen Zügen von ihm erzählt hatte, z. B. von der Art, wie er sich unbequemer Untergebenen entledige, ließ eher einen Intriganten altorientalischen Schnitts in ihm vermuthen, von der ärmlichen Schlauheit, über welche doch auch den Europäern allmälig die Augen aufgegangen sind; nicht ohne einen starken Thätigkeitstrieb, aber leidenschaftlichen Anfällen unterworfen, die das etwa Erreichte wieder in Frage stellten.

In allen derartigen Regierungsgebäuden in der Türkei herrscht ein ganz außerordentliches Leben; es wird viel mehr direct verhandelt. Hunderte von Gestalten, welche bei uns nicht mehr in die Kategorie der zugelassenen „anständig gekleideten Besucher“ fallen würden, lungern umher, warten auf Personen oder günstige Gelegenheiten, um lange verschleppte Sachen zum Austrag zu bringen, eine kleine Stelle zu erreichen oder zu den paar Hellern zu kommen, die ihnen die Regierung schuldig geworden ist und deren Erstattung sie ohne fortwährendes Erinnern zweifellos vergessen würde.

Se. Excellenz ließ uns zunächst eine Weile im großen Rathssaale warten, an dessen Wänden Reihen von Truhen aufgepflanzt waren, etwa wie ländliche Dienstboten bei uns sie früher zu ihren Habseligkeiten benützten. In diesen lagen die wichtigsten Acten, auch in einem separaten Kästchen vielfach umschlossen und umbunden das Amtssiegel, welches der Siegelbewahrer gerade mit großer Umständlichkeit aus seinem Versteck holte, um einige Urkunden zu beglaubigen; er feuchtete dabei die betreffende Stelle des Papiers an, gab etwas Tinte auf das Petschaft und drückte es so ab. Der Siegelbewahrer war ein griechisches Mitglied des Rathes, des Medschlis, also ein vornehmer, d. h. reicher Mann der Stadt, aber von seiner Muttersprache verstand er auch nicht ein Wort. Wir erfuhren später, daß die etwa dreihundert griechischen Familien der Stadt jetzt eine griechische Knaben- und Mädchenschule eingerichtet haben.

Endlich durften wir beim Vali eintreten; in dem großen möblirten Saale, in welchem zwei Sophas mit rothem Cattunüberzug einander gegenüber standen und in dessen einer Ecke am Fenster der große Schreibtisch stand, befand er sich allein, ein gedrungener, bartloser, etwas starker Herr, der nach allen möglichen Seiten blickte, nur nicht gerne geradeaus zu sehen schien. Er empfing uns stehend und umging so auch, uns zum Sitzen zu nöthigen. Da er aus Kreta stammte, wo auch die Türken das Griechische sprechen — da sie zum großen Theil nur Renegaten sind —, so redete ich ihn griechisch an, das mir ungleich bequemer lag als türkisch, übergab unsere Empfehlung, bat dieselbe gegen den üblichen Geleitsbrief für seine Provinz, das Buyuruldu, einzutauschen, und mich durch einen Zabtieh begleiten zu lassen. Ich versäumte nicht von dem günstigen Eindruck zu sprechen, den Straßen- und Molenbau auf mich gemacht hätten. Er

nahm das als einen selbstverständlichen Zoll an, sagte den Zabtieh zu, der aber nur bis zur nächsten Station mitzugehen habe und entließ uns.

Daß wir wider den Brauch weder mit Café noch Cigaretten bewirthet worden, konnte durch den Fastenmonat gerechtfertigt werden. Dennoch hatte ich den bestimmten Eindruck, von einem türkischen Würdenträger noch niemals mit so ausgesuchter Unhöflichkeit behandelt worden zu sein. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen: unser Einführer, der Armenier, mochte ihm nicht genehm sein. Wie ich am Abend erfuhr, standen sie wirklich schlecht mit einander. Jedenfalls nahm ich mir vor, sehr auf meiner Hut zu sein, um nicht gleich im Anfang in Ungelegenheiten zu kommen und dadurch unberechenbar aufgehalten zu werden. Bald belehrte mich freilich auch das eintreffende Buyuruldù, daß ich hier nicht auf Wohlwollen zu rechnen hatte: in geschnörkelten, langathmigen Floskeln empfahl es mich den Localbehörden, fügte aber ganz spontan hinzu, daß ich lediglich das Recht zum Betrachten von Antiken hätte, jedoch nicht irgendwo den Spaten anzusetzen. In meinem Constantinopolitaner Schreiben war davon keine Rede gewesen; der Pascha machte mich so von vorn herein — und nicht ohne Erfolg — einer Absicht verdächtig, die ich gar nicht hatte. Nun behaupten zwar Manche, daß die Empfehlungsschreiben der Hohen Pforte bisweilen Uriasbriefe seien, da irgend ein nur für Eingeweihte verständlicher Strich das gerade Gegentheil vom Geschriebenen anempfehlen könne; aber, was auch daran sei, meine späteren Erfahrungen mit den anderen gleichlautenden Empfehlungen bewiesen mir, daß dies in meinem Falle wenigstens nicht zutraf.

Wir gingen indessen ohne Weiteres an die Vorbereitungen zum Aufbruch; einige der wichtigsten Factoren fehlten noch. Ich hatte früher erprobt, daß solche Touren, wie ich sie vorhatte, am leichtesten und auch am billigsten mit eigenen Pferden gemacht werden; diese blieben zu kaufen mit allem Zubehör; Knechte mußten dazu gemiethet werden u. s. w. Tagelang saßen wir nun vor der Schreibstube Mihran's, ließen uns Rosse und Menschen vorführen; es war ein mühseliges Geschäft, so wenig ich mich dabei scheute, auch die Zeit und den guten Willen Anderer auszunützen.

In den Mußestunden gingen wir mit unseren neuen Freunden durch die ansehnliche Stadt; sie zeigte noch mehr Leben, als nach den 15,000 Einwohnern erwartet werden konnte, die man ihr gab und auf 4000 Häuser oder Familien vertheilte. Nicht wenige Reste prachtvoller mittelalterlicher seldschukischer Bauten, vor Allem ein Portal und ein Grabesbau verriethen noch einen Glanz, der allerdings längst erblichen ist. Von den umgebenden Höhen, besonders von der malerischen Burgruine im Westen, übersah man erst den ganzen ausgebreiteten Ort, als dessen Grundfarbe hier das sehr dunkele Braunroth der Ziegeldächer erschien, auf der das Grün zahlreicher dichter Laubkronen sich aufsetzte; den Contour belebten die Minarets, die freilich nicht mit all den 28 Moscheen verbunden waren. Um einen solchen Platz zu wählen, mußten die antiken Principien der Stadtgründung gänzlich verloren gewesen sein. Kastamuni kann auch im Wesentlichen nur für eine byzantinische Gründung gelten; sie liegt durchaus in einem kahlen Felsenkessel, dessen kleinste Ausbeugungen sie nach allen Seiten so erfüllt, wie etwa wenn man eine Flüssigkeit in ein vieleckiges Gefäß aus-

gießt. Erst von oben wird man gewahr, daß es aus dem fahlgelben Hügelringe dieses Behälters überhaupt Ausgänge gibt. Den beklemmenden Eindruck vermehren die Grabfelder, die, fast überall die kahlen Hänge emporklimmend, den ganzen Horizont der Stadt begrenzen, unübersehbare wirre Reihen aufgestellter Steine, welche schon hier zum Theil rohe Blöcke sind, ohne Schrift oder Abzeichen, nur die Stelle eines Grabes markirend.

Die Stunden der Mahlzeit vereinigten uns und einige neue Freunde gewöhnlich auf der offenen Veranda des alterthümlichen kleinen Hauses, das Mihran augenblicklich bewohnte. Die ganz getäfelten beschränkten Räume sahen aus wie das Innere zierlicher Kästchen, Eingänge und Fensterumrahmungen waren kunstvoll geschnitzt, die Thüren schachbrettartig fournirt, über den Fenstern bunte Kacheln in flachausgeschnittene Nischen eingelassen. Die alte, armenische Köchin meinte es gut mit uns, wenn sie mich auch mit ihrem fetten Gebäck auf einige Zeit zu Grunde richtete; hier kosteten wir das schöne paphlagonische Obst, Birnen, Pflaumen und Aepfel, lauter Dinge, die ich im Süden des Landes niemals zu sehen bekommen hatte. Waren wir allein, so liebte es unser Gastfreund dem Gespräch eine politische Wendung zu geben: beweglich sprach er von den Hoffnungen und Befürchtungen seiner „communauté“, wie er charakteristisch seine Nation bezeichnete. Auch sie fürchten vor Anderm den Allverschlinger Rußland, auch sie dringen auf Emancipation und streben sie wie die Griechen zunächst auf dem Wege der Erziehung an. Daß dies mit Erfolg geschehe, habe ich nicht oder nur wenig beobachten können, glaube es aber ohne Weiteres einem englischen Freunde, der in der Lage gewesen ist, die armenischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, und der, wie ich hinzusetzen muß, bei der Gelegenheit das Volk lieb gewonnen und hoch schätzen gelernt hat. In Mihran's Familie hatte man mit der Erziehung experimentirt; er selber war in Frankreich erzogen worden, ein zweiter Bruder in Rußland, ein dritter in England; das letzte Resultat schien Mihran am meisten zu befriedigen. Es war gewiß nicht bloße Höflichkeit, wenn er behauptete, daß die Armenier von Deutschland Schritte für sich erwarteten: es geschah das nach dem Satze: „*ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται*, wer verwundet hat, wird auch heilen“; denn auf eine Angabe Gladstone's hin, die er einer armenischen Deputation gemacht haben sollte, waren sie davon überzeugt, daß Deutschland, speciell der Reichskanzler es gewesen sei, der auf dem Berliner Congreß gegen die Bemühungen Englands und Frankreichs eine Art von Autonomie der Armenier verhindert habe[1]). Ja, wir selber kamen in den Verdacht, eine geheime politische Mission zu haben, wenigstens bei einem armenischen

[1]) Die Armenier betraf im Vertrage von S. Stefano der Art. XVI, welcher den Berliner Congreß in seiner 14. und 15. Sitzung unter Anderem beschäftigte und der nach einiger Debatte schließlich von Lord Salisbury so formulirt wurde, wie er den Art. LXI des Berliner Friedens bildet: „La Sublime Porte s'engage à réaliser, sans plus de retard, les améliorations et les réformes qu'exigent les besoins locaux dans les provinces habitées par les Arméniens et à garantir leur sécurité contre les Circassiens et les Kurdes. Elle donnera connaissance périodiquement des mesures prises à cet effet aux Puissances qui en surveilleront l'application.“ In den Sitzungen wenigstens war Nichts vorgekommen, was die oben gegebene Auffassung rechtfertigte. — Bekanntlich ist die armenische Frage gerade in diesem Augenblicke wieder angeregt worden. —

Bischof, der gerade in Kastamuni war und uns ohne Weiteres als übrigens sehr willkommene Agenten Bismarck's betrachtete.

Die Zusammensetzung der nicht türkischen „Gesellschaft" der Stadt war wieder bezeichnend für den Orient: der Controleur der Telegraphenlinie war ein Lothringer, der Hauptapotheker ein Grieche, der aus Stambul einer Affaire wegen verbannt worden, die vor einiger Zeit viel von sich reden gemacht hat, der Oberaufseher der Wälder ein Grieche, ehemals Lehrer in Saloniki, von einer geradezu versteinernden Unkenntniß alles dessen, was er eigentlich hätte wissen sollen; einer von denen, bei welchem Einem die verzweifelte Lage der Türkei auf einen Schlag klarer wird, als aus Bogen langen Abhandlungen.

In vier bis fünf Tagen war Alles besorgt: sieben Pferde mit ihren Halftern, Koppeln, Futtersäcken, Pack- und Reitsätteln, einem Vorrath der vollen Hufeisen und Nägel standen bereit, die Besitztitel waren ordnungsmäßig und für jede Eventualität auf mich ausgestellt; ein junger griechischer Ingenieur hatte uns seinen türkischen Pferdeknecht Ali überlassen, für den er bürgte; als zweiten mußte ich schließlich einen Armenier nehmen gegen meine Ueberzeugung, daß orientalische Christen für solchen Dienst gewöhnlich Nichts taugen. Das lange und feierliche Schriftstück, durch welches der würdige armenische Priester für ihn bürgend eintrat, hinderte denn auch nicht, daß er nach wenigen Tagen abfiel und unbrauchbar wurde.

Ich wollte nichts versäumt haben, mich zugleich noch einmal des Zabtiehs versichern — solch türkischer Beamter hat bisweilen ein merkwürdig kurzes Gedächtniß — und besuchte den Vali am letzten Tage noch einmal, obgleich er es nicht der Mühe für werth gehalten hatte, unsern ersten Besuch zu erwidern. Ich ging absichtlich ohne unsern Armenier und sprach den Pascha türkisch an, da er vielleicht nicht gern die Giaursprache redete, besonders in der Gegenwart anderer Türken. Er nöthigte uns dann auch wirklich zum Sitzen und fragte nach unsern nächsten Zielen. Als er hörte, daß wir dem Laufe des Devrikianflusses folgen wollten, wurde er bedenklich: dort sei nichts Antikes, er kenne seine Provinz vollkommen, nur in Amastra, am Meere, und in Taschkoeprü — dem alten Pompeiopolis — seien Ruinen. Ich erwiderte ihm, daß man das doch nicht so genau wissen könnte; es seien manche unbekannte Stellen in seinem Vilajet. Er lächelte überlegen — immer ohne mich anzusehen — und fragte, ob er mir etwa Kiepert's Karte zeigen sollte? Er meinte die schon früher citirte vom Jahre 1854, während ich eine neue kritische Manuscriptkarte Kiepert's im doppelten Maßstab jener älteren in der Tasche hatte, die hervorzuholen mich allerdings mein guter Genius abhielt. Seine Provinz, so fuhr er fort, sei bis auf Kleinigkeiten durchaus bekannt, — und es war doch die unbekannteste aller! Ich widersprach sehr höflich und machte ihn z. B. aufmerksam auf den ganz unbekannten Lauf des Devrikianflusses. „Also Karten wollen Sie aufnehmen," fuhr er los; „das dürfte ich nicht nur nicht leiden, ich müßte es mit Gewalt verhindern." Da waren wir denn glücklich bei dem gefürchteten Thema, bei welchem fast alle Türken aller Schichten ein Grauen packt, als sei ein aufgenommenes Land schon halb erobert, etwa wie nach ihrem Glauben der Besitz des menschlichen Abbildes auch Gewalt über die Seele gibt. Sie bringen das Kunststück fertig, ohne eine Spur von

Karten die größesten Landstrecken zu verwalten; ein Statthalter weiter im Osten gestand mir, nie eine so große und detaillirte Karte seines Bezirkes gesehen zu haben, wie die alte Kiepert'sche, (1 : 1,000,000) und doch wehe ihm, wenn er gerade dort nach ihr sich hätte richten wollen. —

Ich erwiderte dem Pascha ruhig, daß ich ja kein Ingenieur sei; „weiß ich, was Sie sind?" entfuhr ihm. — „Wenn Sie das nicht wissen," sagte ich und gab zugleich das „Excellenz" in der Anrede auf, „so thut es mir leid; so viel ich weiß, hat das im Brief der Hohen Pforte an Sie gestanden."

Er merkte, daß er zu weit gegangen war, lenkte ein und verabschiedete mich mit der ganzen herzlichen Wärme, welche — als eine furchtbare Mitgift — seinen Stammesgenossen auch da zu Gebote steht, wo sie genau das Gegentheil empfinden. Er hoffte so sehr, mich wiederzusehen, ich hatte den vollkommen entgegengesetzten Wunsch, der Boden brannte mir unter den Füßen; ich sah voraus, daß dieser Kretenser mir noch zu schaffen machen würde. Ich täuschte mich nicht.

Vorläufig nur fort, auf den Weg, außer Schußweite! Denn das wußte ich ja auch, daß man sich mit den Localbehörden fast immer à l'amiable verständigen kann; und die Zabtiehs scheinen, einmal unterwegs, einen besonderen Reiz darin zu finden, mit dem Reisenden gleichsam zu conspiriren, einen Reiz, der freilich durch die schöne Aussicht auf den Bakschisch wesentlich erhöht werden mag.

So war ich von Herzen froh, als wir endlich am nächsten Morgen — es war der siebente August — unsere vier Packpferde beluden: unsere Freunde und eine zahlreiche Schar Eingeborner assistirten, Abdullah, der heroische Kawaß Mihran's, der uns schon beim Pferdekauf nützlich gewesen war, half unsern neuen Knechten die vielfachen kleinen Gepäckstücke in die großen gestreiften Säcke vertheilen, die je eine halbe Pferdelast enthalten sollten. Rechnet man auch sonst 120 bis 150 Kilo für ein tüchtiges Pferd, so durften wir bei den schwierigen Wegen, die uns bevorstanden, 70 bis 80 kaum überschreiten. Endlich war Alles aufgeschnürt und zurecht gezogen; Georgios, der Doctor und ich schwangen uns in die Sättel, der Zabtieh Mustapha mit dem buntseidenen, malerisch flatternden Kopftuch, den Säbel und Revolver an der Seite, die Flinte auf dem Rücken nahm die Spitze, unsere Freunde drückten uns in ungewisser Abschiedsstimmung die Hand; noch eine Stunde folgten wir der Fahrstraße, auf der wir gekommen; dann bogen wir links ab nach Nordwesten, voll von Erwartungen hinein in ein unbekanntes Land und Schicksal.

(Schluß im nächsten Heft.)

# Aus zwei annectirten Ländern.

## Erzählungen eines deutschen Officiers.

23.

Am Schluß jenes traurigen 24. Juni erhielt die Armee den Befehl, dort zu ruhen, wo sie sich befand. Der König nahm sein dürftiges Quartier in einem leeren Schlosse im Dorfe Groß-Behringen.

In der Nacht wurde ich mit einem Auftrage an den Commandeur der bei Mechterstedt stehenden Truppen geschickt, wo sich auch die Reserve-Cavallerie befand, bei der ich weitere Befehle abwarten sollte.

Im Anfange dieses Rittes trat mir auf einsamem Wege ein Mann in bürgerlicher Tracht entgegen und fragte, wo er unsere nächste Batterie antreffe? Auf meine Gegenfrage, was er da wolle und wer er sei, erfuhr ich, daß ich den jüngsten Lieutenant unserer Artillerie vor mir hatte, der aus Stade kam, wo er am Morgen des 18., als die Preußen Besitz von der Stadt genommen hatten, vor Abschluß der Capitulation davon gegangen war. Nach mühe- und gefahrvollen Hin- und Hermärschen erreichte er endlich die Armee.

Nachdem ich bei Mechterstedt meinen Auftrag erfüllt hatte, ritt ich nach dem Bivouac des Garde-Cürassierregiments. Bei der Lagerwache stieg ich ab und ging an dem Regiment entlang nach Wichard's Schwadron. Es brannten nur wenig Lagerfeuer, an welchen die Leute ihre schmale Kost bereitet hatten. Im Dämmerlicht der Sommernacht hoben sich gegen den Horizont die Gestalten der stehend schlafenden Pferde ab. In Reihen lagen die Riesenleiber der Cürassiere. Alles war still; nur dann und wann schnaufte ein Pferd, schnarchte ein Cürassier. Bei dem Schwadronsposten angelangt, fragte ich nach der Lagerstelle der Officiere. Der Mann wies auf ein Häuflein Stroh seitwärts der Mannschaft; hier schliefen zwei Officiere. Ich beugte mich zu ihnen hinunter, Wichard war nicht dabei. Ich trat zu den schlafenden Cürassieren; am Flügel lagen unter einer Decke zwei lange Figuren, die Köpfe ruhten auf den Feldmützen, das gelbe Haar leuchtete fast in der Nacht. Das waren die Brüder Kort. Ich faßte sie an, sie sprangen auf und erkannten mich gleich. Als ich nun verlangte, daß einer mir helfe, Wichard zu finden, sagte Wilhelm Kort: „Ich bin gleich wieder hier“ und entfernte sich.

„Wo ist Ihr Pferd, Herr Lieutenant?“ fragte Friedrich Kort.

„Bei der Lagerwache."

„Ich werde es besorgen; was noch an Hafer da ist, soll es haben. — Herr Lieutenant, unser König hat dem Coburger und dem Preußen ja wohl seinen Frieden angeboten? Es wurde gesagt, wenn wir an der Eisenbahn wären, hätten wir gewonnen. Da ständen die Bayern. Nun sind wir an der Eisenbahn und doch nicht hinüber geritten."

„Vielleicht geht es noch los, Friedrich," antwortete ich.

„Das wäre uns schon recht. Wenn es nur vorwärts geht. Hier gibt es keinen Hafer mehr und bei dem Gras können die Pferde nicht bei Leibe bleiben."

Jetzt kam Wilhelm Kort, er trug ein brennendes Holzscheit in der Hand und schritt leuchtend voran, ich folgte ihm. Nicht lange waren wir gegangen, als eine menschliche Gestalt auf uns zu kam. „Da kommt Herr Lieutenant," sagte Wilhelm Kort. Wichard war freudig überrascht, mich zu sehen. „Hast Du Nachrichten von Haus?"

„Leider nicht! Ich hatte einen Auftrag hierher und will ein paar Stunden bei Dir bleiben. Du hast wohl auch keine Nachrichten?"

„Gar keine!" antwortete er traurig. „Komm', ich habe unter jenem Eichbaum gelegen, laß uns dorthin gehen."

Wilhelm Kort legte das brennende Holz an jenem Platze nieder und ging.

„Marschiren wir nicht endlich weiter?" fragte Wichard jetzt. „Alle sind ungeduldig. Das Zögern macht von Stunde zu Stunde uns schwächer, den Feind stärker."

„Der König denkt vielleicht nicht so. Ehe ich wegritt, war die Rede davon, der Waffenstillstand solle von unserer Seite nicht gekündigt werden. Der König will den ihm angemeldeten preußischen Generaladjutanten in Groß-Behringen empfangen. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß er die Hilfe der Bayern erwartet, welche, wenn sie näher heran kämen, einen großen Theil der gegen uns bestimmten Streitkräfte auf sich ziehen, uns Luft machen würden. Oder der König hofft auf österreichische Siege, welche Preußen nachgiebiger machen würden. Vielleicht ist es auch nur die im letzten Augenblick eintretende Scheu, Blut zu vergießen."

Wilhelm Kort kam wieder. Er trug noch Holz herbei und machte neben uns ein helles Feuer. Dann ging er fort.

„Ich maße mir kein Urtheil an," begann nun Wichard. „Ich halte aber in unserer Lage das Warten für das Gefährlichste. Sollten wir schließlich die Waffen vor einer Uebermacht niederlegen, ohne sie gebraucht zu haben? Das geht nimmermehr. Oder sollen wir sie lediglich, weil es die Ehre verlangt, gebrauchen? Tödten und tödten lassen ohne jeden anderen Zweck? Das wäre sündhaft."

„Es ist ja nicht unmöglich," antwortete ich, „daß in diesem äußersten Nothfalle der König von seinem Gewissen zu einem anderen Entschlusse getrieben würde und Preußen das bewilligte, was es vor der Kriegserklärung forderte."

„Unmöglich ist es nicht. Hältst Du es aber für wahrscheinlich?"

„Ich weiß nicht, welche Macht die schreckliche Verantwortlichkeit über den

König hätte. Leider bestärken ihn, wie ich fürchte, die Männer, denen er sein Vertrauen schenkt, in seinem Starrsinn."

Wilhelm Kort kam noch einmal. „Hier ist eine Decke für Sie, Herr Lieutenant," sagte er mir, „der Morgen wird kalt."

„Ich danke, Wilhelm! Nun brauche ich Nichts mehr."

Als er fort war, sagte Wichard: „Ich war eingeschlafen. Da weckte mich ein gräßlicher Traum. Die Angst hatte mich aufgetrieben, als Du kamst."

„Du ängstigst Dich wohl, weil Du keine Nachrichten von Clotilde hast?"

„An sie denke ich immer, auch an meine Eltern; aber das war es nicht. Ernst, stelle Dir vor, ich müßte auf ein Quarré losreiten, in dem mein Bruder steht!"

Erst diese Worte erinnerten mich daran, daß die beiden Gardebataillone, welche uns in Eisenach gegenüber standen, von dem Regiment waren, dem Christian angehörte. Die Aufregung und Geschäftigkeit der letzten Stunden hatten mich hieran nicht denken lassen. Da ich schwieg, legte Wichard seine Hand auf meine Schulter und blickte mich an, als fordere er mein Mitleid und meine Hilfe. „Ich erfuhr," sprach er, „daß in Eisenach zwei Bataillone von Christian's Regiment angekommen sind."

„Armer Freund!" sagte ich. „Hoffentlich ist Christian nicht dabei, dies ist sogar wahrscheinlich. Sein Regimentscommandeur wußte gewiß, daß Du bei uns dienst und wird deshalb Deinen Bruder bei dem dritten Bataillon gelassen haben; aber laß uns versuchen, Gewißheit zu erhalten. Die Verhandlungen, welche bald wieder beginnen, Parlamentäre, die hin und her gehen, werden die Möglichkeit dazu bieten. Ich will, wenn ich kann, die bestimmte Frage nach Eisenach schicken —"

„Nein," unterbrach er mich. „Ich habe auch schon daran gedacht. Die Gewißheit, daß der Bruder mir nicht gegenüber steht, würde einen Stein von meinem Herzen nehmen; aber die Antwort könnte auch die Gewißheit des Gegentheils bringen und mich zaghaft machen. Laß uns auf Gott vertrauen. — Du mußt todmüde sein, es wird schon heller, wir wollen versuchen zu schlafen."

Wir schwiegen, legten uns einer an des anderen Seite und schlossen die Augen; aber zum rechten Schlaf gelangten wir nicht.

Kaum eine Stunde mochte verflossen sein, als ein Unterofficier Wichard weckte, um ihm zu melden, daß von der Lagerwache ein Mann zu dem Schwadronsposten geführt sei, welcher, von der Seite des Feindes kommend, festgehalten war. „Er behauptet, daß Herr Lieutenant ihn kennen."

Wichard ging mit dem Unterofficier und ich sah im Morgengrauen bei dem Posten einen Mann, dessen Haltung und Tracht mir bekannt vorkam. Ich ging deshalb nach und hörte, daß Wichard „Alfred!" rief. Nun lief ich zu ihnen. Alfred hatte die Kleidung angelegt, in der er von Hamburg nach Hannover kam. Unter dem Eichbaum erzählte er uns, weshalb.

„Ich fuhr gestern Nachmittag bis zu der Bagage der Brigade Bülow. Dort ließ ich meinen Wagen, nachdem ich mich aus den Schätzen meines Koffers anders gekleidet hatte. Als nach dem Abschluß des Waffenstillstandes unsere Truppen in ihre Nachtstellung zurück gingen, blieb ich in einem Busche liegen und da ich

annehmen konnte, daß in diesem Augenblick die paar Preußen nicht jeden Steg bewachen würden, ging ich vorwärts. Niemand hinderte mich daran, ich kam nach Eisenach hinein."

„Was wolltest Du da?" rief ich besorgt aus. „Du konntest als Spion festgehalten und erschossen werden."

„Spioniren wollte ich nicht und einen Hamburger Kaufmann werden sie nicht gleich erschießen."

„Was wolltest Du denn in Eisenach?" fragte jetzt Wichard.

„Ordentlich zu Abend essen," antwortete er lustig. „Ich habe sogar noch Frühstück für uns mitgebracht." Er entleerte seine Taschen ihres Inhaltes. „Doch bringe ich noch etwas Besseres," fuhr er fort. „Unter unseren Feinden ist Christian nicht."

„Ach!" rief Wichard jetzt aus, indem er aufsprang und Alfred umarmte. „Um das zu erfahren, bist Du unter die Preußen gegangen." Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

„Mäßige Dich doch!" antwortete ruhig der treue Freund. „Ist denn das so 'was Großes?"

„Wie hast Du es erfahren?"

„Eines nach dem anderen! Ich ging ruhig meines Weges durch die Straßen Eisenachs, ohne einem Soldaten zu begegnen. Die waren wohl alle noch außerhalb der Stadt. Die Einwohner standen in Gruppen zusammen und waren froh, weil die Beschießung der Stadt und die Straßenkämpfe ihnen wenigstens für jetzt erspart blieben. Ich fragte nach dem besten Gasthause. Dort trat ich ein. In der Gaststube war nur der Wirth, ein gutmüthig gesprächiger Mann. Ich bestellte ein Abendessen und eine Flasche Wein und lud ihn ein, letztere mit mir zu leeren. Dabei sagte ich ihm, wer ich sei. Er kannte mehrere Hamburger, die bei ihm logirt hatten; von einigen konnte ich ihm Nachricht geben. So wurden wir gute Freunde. Er erzählte, daß die Eisenacher die Hannoveraner den ganzen Tag erwartet hätten, die beiden preußischen Bataillone konnten dagegen Nichts machen. Viele Einwohner wollten die Stadt verlassen, aber die Preußen ließen sie nicht hinaus. — Hier unterbrach ich den Wirth: „Sollte ich nicht aus der Stadt kommen können! Ich wollte in dieser Nacht fort." „Zu Wagen gewiß nicht," antwortete er. „Zu Fuß möchte es gehen, wenn Sie die kleinen Wege kennen. Nach Süden zu, da stehen die Schildwachen nicht so dicht." „Die Wege kenne ich nicht. Können Sie mir einen Führer verschaffen?" „Das ist gefährlich! Doch mein Hausknecht ist ein zuverlässiger Mann. Für ein gutes Trinkgeld thut er es vielleicht!" „Lassen Sie ihn kommen." Die Zuneigung des Hausknechts gewann ich leicht mit einem Geschenk, welches ich zu verdoppeln versprach, wenn er bei der Hand wäre mich zu führen, sobald ich das Gasthaus verlassen würde.

„Nun saß ich noch einige Zeit im Gespräch mit dem Wirth. Da kamen drei preußische Hauptleute lachend in die Stube; ich glaube, sie haben über die Zögerung der Hannoveraner gelacht. Als sie uns sahen, wurden sie stiller, setzten sich an einen anderen Tisch und sprachen leiser, so daß wir sie nicht verstehen konnten; aber sie waren sehr guter Laune. Das konnte ich ja wohl be-

greifen, dennoch verdroß es mich und ich mußte mich zusammennehmen, um mich nicht zu verrathen. Als sie nun in der gemüthlichsten Stimmung waren, ging ich an sie hinan, stellte mich höflich vor und fragte nach Christian und Graf Eberhard. Zuerst waren sie sehr vornehm; da ich aber Angaben machte, welche ihnen meine Berechtigung zu der Frage erklärten, gaben sie mir Antwort. „Der Lieutenant, nach dem Sie fragen, ist nicht mit hier und kommt auch nicht hierher, der Graf Eberhardt ist im Hauptquartier der schlesischen Armee."

„Du bist gut!" sagte Wichard und drückte dem Freunde die Hand. „Du hast eine Last von mir genommen."

„Wie kamst Du aus Eisenach heraus?" fragte ich.

„Das war nicht so leicht, wie hinein zu kommen. Der Hausknecht versuchte es an mehreren Stellen vergeblich. Endlich gelang es, indem wir durch mehrere Gärten schlichen. Dann führte er mich in der Richtung auf Wilhelmsthal. Die Wartburg lag über uns und in der Erinnerung an Martin Luther überkam mich wahrhaftig ein Gefühl für Preußen, daß nicht das katholische Oesterreich durch diesen Krieg Gewalt bekomme über uns. Wir hörten die Eisenbahnzüge, die von Westen her kamen. Mein Führer behauptete, sie brächten Preußen von Cassel. Als wir uns weit genug von der Stadt entfernt hatten, führte er mich durch den Wald östlich. Westlich wäre ich zwischen die Preußen gerathen, wogegen ich wußte, daß ich bei Mechterstedt durchkommen würde. Daß ich Dein Regiment hier träfe, wußte ich nicht. Unser Zusammentreffen laßt uns für eine gute Vorbedeutung nehmen."

Im Bivouac wurde es lebendig. Die Pferde riefen nach dem Morgenhafer, der noch nicht da war; doch erhielt manches von ihnen wenigstens ein Stück Brot von seinem Reiter. Die Leute traten zum Appell zusammen; darauf reinigten sie Waffen, Sattelzeug und Kleidung und führten abtheilungsweise die Pferde zur Tränke. Dann kamen die ausgesandten Requisitionscommandos. Was sie an Lebensmitteln brachten, genügte kaum für einen Tag. Der Morgenimbiß war schnell bereitet und verzehrt. Die Pferde wurden wie in der Caserne geputzt und, als das Ende des Waffenstillstandes heranrückte, gesattelt. Die Regimenter waren marschfertig.

Vergeblich warteten wir auf einen Befehl. Wieder klagte man, daß es nicht vorwärts ging.

Alfred schlief unter dem Eichbaum. Als Wichard seinen Dienst gethan hatte, legte er sich zu ihm und schlief auch. Mich ließ die Erwartung eines für mich persönlich bestimmten Befehls nicht zur Ruhe kommen. Ich unterhielt mich mit den Officieren, die in der Nacht geschlafen hatten und gern ein Gespräch führten.

Die Sonne, wieder wie an allen diesen Tagen von keiner Wolke verdeckt, stand schon ihrem höchsten Punkte nahe, als mir der Befehl zuging, nach Groß-Behringen zu kommen. Dieselbe Ordonnanz brachte eine Ordre an die Armee, wonach die Truppen vorläufig in dem Bezirke, den sie augenblicklich inne hatten, bleiben sollten und außerdem die Nachricht von einer Uebereinkunft, zu welcher die Verhandlungen mit dem im Hauptquartier eingetroffenen General-Adjutanten des Königs von Preußen geführt hatten. Dieselbe lautete:

Es besteht bis auf Weiteres Waffenstillstand zwischen den Königlich preußischen und den Königlich hannoverschen Truppen. Der eventuelle Wiederbeginn der Feindseligkeiten wird befohlen werden.

Groß-Behringen, den 25. Juni 1866.

Gez.: v. Alvensleben, Generallieut. u. General-Adjut. Gez.: Dammers, Oberst u. General-Adjut.

„Das ist eine sonderbare Form," sagte Wichard's Schwadronschef. „Weshalb fehlt die übliche Festsetzung einer Kündigungsfrist? Nach diesem Wortlaut kann der Feind uns sagen lassen, daß er uns im nächsten Augenblicke angreifen werde. Sollen wir immer gesattelt haben?"

Die Unzufriedenheit der Officiere war unverkennbar. Keiner hatte das Vertrauen, daß der Waffenstillstand für uns vortheilhaft sei. Gestern während des kleinen Scharmützels bei Mechterstedt waren Officierspatrouillen weiter nach Süden geritten. Nirgends hatten sie Spuren gefunden, daß bayerische Truppen heranrückten. Von unserem Marsche hatten die Einwohner schon Kunde gehabt, als wir noch in Heiligenstadt waren; ebensowohl konnten sie Nachrichten aus Süden haben. Es erschien deshalb unwahrscheinlich, daß die Bayern uns auf wenige Märsche nahe waren; dagegen war nicht zu bezweifeln, daß die sich sammelnden Preußen uns bald durch überlegene Streitkräfte in ihre Gewalt bekommen würden, und in dem Raume, den unsere Armee noch beherrschte, konnten wir aus Mangel an Lebensmitteln nicht lange mehr existiren. Daß dem Waffenstillstande ein Frieden folgen werde, glaubte keiner der Kameraden. Man scheute sich, auf die Führung unserer Armee zu schelten. Um so erbitterter wurde man gegen den Feind.

Die Officiere wurden zum Befehl gerufen. Die Pferde sollten abgesattelt, die Zeit benutzt werden, alles so gut als möglich in Stand zu setzen. Wichard war geweckt worden und Alfred erhob sich auch. Nachdem ich ihm von den neusten Nachrichten Kunde gegeben, erklärte er noch bei Wichard bleiben zu wollen. Mein Pferd wurde heran geführt, ich sagte den Freunden und Kameraden Lebewohl und nahm auch von den Brüdern Kort Abschied.

In Groß-Behringen erfuhr ich, daß der König seine Entscheidung auf die ihm im Auftrage des Königs von Preußen von dem General von Alvensleben gemachten Vorschläge bis zum folgenden Morgen vorbehalten hatte und die Armee am Vormittage des 26. Friedenscantonnements im Umkreise von etwa einer Meile um Langensalza beziehen sollte. In der betreffenden Ordre war auf die Möglichkeit hingewiesen, daß wir in den Quartieren bereits preußische Truppen vorfänden, mit denen Collisionen vermieden werden sollten, zu welchem Zwecke jene Cantonnements dem preußischen commandirenden General von Falckenstein mitgetheilt waren. Dies Alles klang, als hätten wir schon den Frieden; und doch glaubten meine Kameraden an letzteren nicht, ich fand sie je nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit in soldatischem Ingrimm oder stoischer Ergebung.

Augenblicklich war nichts mehr zu thun und das war für mich eine Wohlthat. Ich konnte mich kaum noch auf den Füßen halten, die Müdigkeit überwand Hunger und Durst. Im Schatten eines Bauerngehöftes legte ich mich in das Gras und schlief.

In der Nacht wurde ich geweckt. Ein nach Eisenach geschickter Officier hatte die Nachricht gebracht, daß der General von Falckenstein den Waffenstillstand nicht anerkannt, vielmehr beschlossen habe, uns anzugreifen. Sofort wurden Befehle an die Truppen geschickt. Diese mußten in der Nacht theils vor, theils zurück marschiren, um die Stellungen zu erreichen, worin wir den Kampf annehmen wollten. Wir hatten den blinden König in unserer Mitte. Hätte er für seine Person abreisen wollen, woran er nicht dachte, es hätte mit Sicherheit nicht mehr geschehen können.

Hier standen die Truppen wieder wartend, aber diesmal wartend auf den Feind und das belebte den Geist. Jedoch der Feind kam nicht. Statt seiner erschien um fünf Uhr Morgens ein preußischer Parlamentär, um anzuzeigen, daß der General von Falckenstein erst jetzt die dienstliche Mittheilung von dem Waffenstillstand erhalten habe und denselben respectiren werde.

Unsere Truppen marschirten hierauf nach den Cantonnements um Langensalza ab.

Ehe sie zur Ruhe kamen, traf bei der Brigade unseres linken Flügels, von Gotha kommend, ein preußischer Parlamentär ein mit der Ankündigung, daß der jetzt in Gotha commandirende preußische General von Flies Befehl erhalten habe uns anzugreifen, nachdem der Waffenstillstand seit zehn Uhr Morgens abgelaufen sei. Dies war die Stunde, bis zu welcher der König seine Antwort nach Berlin senden wollte. Der mit letzterer nach Eisenach geschickte Officier war indeß vom General von Falckenstein abgewiesen worden.

Vor unserem linken Flügel trat schon preußische Cavallerie unseren Husaren gegenüber feindlich auf.

Nun wurden neue Befehle ertheilt, unsere Truppen wieder hin und hergezogen. Es war schwer ruhige Besinnung zu behalten, welche nöthiger denn je war, um Verwirrungen zu vermeiden. Die sich widersprechenden Maßregeln mußten der Mannschaft den Glauben an eine feste Armeeführung nehmen. An Frieden dachte Keiner mehr; daß wir nicht ohne Kampf enden könnten, leuchtete Jedem ein. Aber die Rollen waren vertauscht; nicht mehr wir waren in der Lage angreifend vorzugehen, sondern der Feind bereitete einen Angriff vor und, bis die Zeit dazu gekommen sei, ermüdete er uns.

So kam es, daß während dieses 26. Juni die Armee ruhelos der Hitze und dem Hunger ausgesetzt blieb. An Lebensmitteln stand nur das Wenige, was in den unmittelbar besetzten Ortschaften noch aufgefunden wurde, zu Gebote und auch das konnte nicht vollständig benutzt werden, weil die meisten Truppentheile nicht die Zeit zum Abkochen fanden.

Inzwischen war der preußische Oberst von Döring nach Langensalza gekommen mit dem Auftrage, dem König Georg noch einmal ein Bündniß auf Grundlage der Berliner Sommation vom 15. Juni anzubieten. Von dem König war dies abgelehnt, von dem preußischen Obersten hierauf der Waffenstillstand förmlich gekündigt worden.

Selbst in dieser äußersten Lage beharrte Georg V. darauf, seine Souveränetät uneingeschränkt behaupten zu wollen. Was er für das Recht seiner Krone hielt, galt ihm mehr als alles andere Wohl und Weh. Aber man muß auch sagen,

daß dem Kriegsherrn das Nachgeben jetzt, da es als ein mit den Waffen erzwungenes erscheinen mußte, viel schwerer geworden sein würde.

In der That war noch ein Ausweg für uns vorhanden und es schien, als wolle der König ihn einschlagen. Man beschloß, hinter die Unstrut zurückzugehen. Die Truppen wurden dahin in Bewegung gesetzt und versammelten sich in der Nacht auf den ihnen nördlich des Flusses angewiesenen Lagerplätzen. Nur eine Arrièregarde: drei Schwadronen als Vorposten auf den südlichen Straßen und ein Bataillon zu ihrer Aufnahme in Langensalza, blieb jenseits der Unstrut. Nach Mitternacht verließ das Hauptquartier Langensalza und bivouakirte hinter der Mitte der Armee. Auch der König hat die letzte Hälfte der Nacht auf freiem Felde zugebracht.

Die Armee hätte, nachdem die Trains vorausgeschickt waren und die Truppen einige Stunden geruht hatten, früh am Morgen rückwärts ausweichen können, um den Harz zu gewinnen. Da sie mit dem Feinde noch nicht in nächster Berührung war, so konnte der erste Marsch nicht gestört werden und wahrscheinlich blieb die Armee für mehrere Tage von dem verfolgenden Feinde um einen Marsch getrennt. Freilich waren Mann und Pferd müde und matt, wir kamen aber in frische, noch nicht ausgezehrte Gegenden. Wir ließen vermuthlich ein paar Tausend Nachzügler zurück, gewannen aber Zeit. Vielleicht machten die nachrückenden süddeutschen Verbündeten uns Luft oder es trat an der österreichischen Grenze eine entscheidende Wendung zum Nachtheil Preußens ein. Jedenfalls war das Ausweichen in ein vom Feinde unbesetztes Land das Einzige, was uns retten konnte.

Statt dessen wurde beschlossen, in der eingenommenen Stellung den Angriff abzuwarten und auf diesem ganz unvorbereiteten Schlachtfelde eine Defensivschlacht zu schlagen. Bei dem Zustande der Armee konnte dieser Entschluß keinen anderen Zweck haben, als vor dem Untergange die Waffenehre zu wahren. Die Schlacht mußte uns die unersetzbare Munition kosten, unsere physische Kraft vernichten. Sie mußte uns wehrlos machen, einerlei ob wir siegten oder besiegt wurden.

Die Sonne ging am klaren Himmel auf. Unsere linke Flügelbrigade stand bei dem Dorfe Nägelstädt, die rechte bei dem Flecken Thamsbrück, die beiden anderen im Centrum bei dem Dorfe Merxleben; hinter letzteren die Reserve-Cavallerie, seitwärts die Reserve-Artillerie. Wir hatten für die 8000 Schritt lange Stellung nicht mehr als 16,000 Kämpfer, eine geringe Verhältnißzahl. Freilich war die Unstrut, die außerhalb der Brücken von Cavallerie und Artillerie nirgends, von Infanterie an einigen Stellen, doch schwierig überschritten werden kann, vor unserer Front für den Feind ein bedeutendes Hinderniß. Unsere Flanken aber waren offen und die Unstrut hemmte unsere Bewegungen nach vorwärts.

Südöstlich von Merxleben steigt das linke Flußufer gleichmäßig zu einer Höhe mit breitem Plateau, dem Kirchberg, an. Auf ihm steht nahe am Dorfe die Kirche. Von dieser Höhe übersieht man das Land, in welchem wir während der drei letzten Tage hin und her gezogen waren. Es lag in friedlicher Stille. Bei unseren Vorposten war Alles ruhig. Kein Schuß fiel und vergeblich suchte man weiterhin nach Staubwolken, den Verkündigern marschirender Colonnen.

Ein Dienstritt führte mich nach allen Brigaden. Ich sah mein altes Regiment, Alfred war wieder bei ihm, ich fand ihn in Zettel's Nähe. Heinrich Lang bot mir ein Stück Brot und Speck an; ich ließ es ihm, konnte aber seine gute Absicht mit den Nachrichten über Kort's belohnen, die er noch nicht gesehen hatte. Ich sah meine Vettern, Jobst war durch seinen wackeren Ritt zu Ansehen im Regiment gelangt. Zuletzt konnte ich noch einen Augenblick bei Wichard bleiben. Ich fand ihn, wie alle Kameraden, in der aus ernsten Gedanken und frohem Muth sich bildenden Stimmung, welche den braven Soldaten vor dem Kampfe erhebt. Es war neun Uhr und noch Alles still vor uns. Man glaubte der Tag werde abermals ohne Entscheidung vorübergehen oder dachte wieder an die Bayern, die vielleicht nahe waren und den Feind hinderten uns anzugreifen. Ich ritt nach Merxleben zurück. Die Sonnengluth war schon groß, es wurde ein drückend heißer Tag.

Jetzt, als ich über eine Anhöhe, bei der Reserve-Artillerie vorbei kam, rief ein Kanonier: „Da!" und wies südwärts über die Unstrut. Jenseits unserer Vorposten war die Wolke eines Kanonenschusses sichtbar, gleich erhob sich eine zweite. Wir hatten dort keine Artillerie, die Schüsse kamen vom Feinde. Es war neuneinhalb Uhr. Dort schießen Deutsche auf Deutsche! Dieser traurige Gedanke wird durch viele Herzen gezittert haben. Nun war es entschieden, daß wir angegriffen würden. Die Nachricht verbreitete sich schnell, und bewirkte, daß augenblicklich jede Ermüdung verschwand.

Eine unserer Batterien besetzte den Kirchberg. Man sah, daß unsere Vorposten sich auf Langensalza zurückzogen. Ihr folgten feindliche Colonnen. Unsere Artillerie auf dem Kirchberge that einige Schüsse aus ihren gezogenen Kanonen, welche unser jetziger Feind uns geliefert hatte. Gleich darauf antwortete eine preußische Batterie. Der erste von ihren Schüssen, welcher in unsere Batterie traf, warf deren Commandeur um. Schwer verwundet lag er in seinem Blute. Er schickte die Kanoniere, welche ihren geliebten Chef an die Kirchhofmauer trugen, zu den Geschützen zurück.

Zum ersten Male war ich in einem Gefecht. Den Anmarsch des Feindes, welchen man vom Kirchberge übersehen konnte, soweit nicht einzelne Höhen, besonders der zweitausend Schritt entfernte und den Kirchberg überhöhende „Jüdenhügel" ihn verdeckten, beobachtete ich mit der größten Aufmerksamkeit. Dann kamen die ersten preußischen Kanonenschüsse nach dieser Stelle, sie schüchterten mich ein. Jener brave Kamerad, der zerrissen, bei vollem Bewußtsein, ohne einen Schmerz zu äußern, dalag, war der erste Verwundete, den ich sah, dessen heldenmüthige Ergebung ich bewunderte. Doch sogleich fesselte der Kampf meine Aufmerksamkeit wieder und je ernster er wurde, um so weniger vermochte ich an etwas Anderes zu denken, als nur an ihn. Der Seelenzustand des Soldaten in der Schlacht ist ein höchst merkwürdiger. Die Gedanken sind vollständig von der Blutarbeit gefangen genommen; sie haben die Freiheit verloren, andere Richtungen zu verfolgen. Man vergißt sich selbst, Eltern und Geschwister, ich glaube Weib und Kind. Man sieht den Nächsten fallen, ohne sich um ihn zu bekümmern. So ergriffen ist man von der grausamen Nothwendigkeit, den Feind zu ver-

nichten, Menschen zu tödten, — Menschen, welche diesmal unsere deutschen Brüder waren.

Unsere Truppen jenseits der Unstrut wurden zurückgedrängt, mußten, um nicht abgeschnitten zu werden, Langensalza räumen und zogen sich auf das Centrum zurück. Der Angreifer folgte lebhaft und besetzte den Jüdenhügel mit Artillerie.

Die Chaussee, welche nach Merxleben hinein führt, bildet unmittelbar vor diesem Dorfe ein langes enges Defilé; hier fließt die Unstrut in zwei Wasserläufen und vor den beiden Brücken ist die Straße auf der einen Seite durch einen hohen Damm, auf der anderen durch den tiefen Salzabach begrenzt.

Aus Merxleben gingen einige Bataillone zur Aufnahme der von Langensalza kommenden Vortruppen über die Brücken, unsere Geschützzahl auf dem Kirchberge wurde vermehrt; aber auch auf der anderen Seite wurde das Artilleriefeuer stärker und als unsere Truppen das rechte Flußufer vollständig geräumt hatten, rückten die feindlichen Bataillone zum Angriff der Unstrutlinie heran. Jedoch nur gegen das Centrum. Unsere schwachen Flanken waren nicht gefährdet, unsere Gefechtsfront verkürzte sich um die Hälfte, die beiden Flügelbrigaden wurden näher an Merxleben herangezogen.

Es war Mittag, als sich auf dem so eingeengten Raume ein stehendes Feuergefecht zu großer Heftigkeit entwickelte. Man konnte jetzt die Stärke des Feindes ungefähr erkennen. Unsere Artillerie, die nach und nach auch auf anderen Punkten eingriff, brachte mehr Geschütze als der Gegner in's Feuer, mußte aber mit der unersetzbaren Munition sparsam verfahren. Von unserer Cavallerie war ein nicht unerheblicher Theil zu den Beobachtungen weiterhin nach beiden Seiten, zu den unerläßlichen Fouragirungen in entfernte Ortschaften, zur persönlichen Schutzwache des Königs abcommandirt. Die am Gefecht theilnehmende Cavallerie war zwar der feindlichen bedeutend überlegen, konnte aber zunächst nicht zur Wirkung gebracht werden. Unsere Infanterie war an Zahl der Bataillone stärker als die feindliche, ihre Waffe jedoch, wir fühlten es schmerzlich, dem Zündnadelgewehr durchaus nicht gewachsen. Wir erstaunten über die Entfernungen, aus welchen die preußische Infanterie uns Verluste zufügte, wie bald darauf über die Masse von Blei, mit der ihr Schnellfeuer uns überschüttete.

Denn nicht lange blieb sie entfernt. Energisch vorgeführt, besetzte sie die Oertlichkeiten, Gehölze, feste Fabrik- und Mühlenanlagen, die sich ihr am rechten Flußufer schützend darboten. Unsere Infanterie hatte außer dem schmalen Dorfrande Merxleben's solche Deckungen nicht. Sie mußte, um ihre Schußentfernung zu verkürzen, über das offene Feld bis an die Unstrut hinan. Auch dadurch war sie wie unsere Artillerie im Nachtheil, daß sie das blendende Sonnenlicht vor sich hatte. Unsere Verluste wurden groß.

Ich hatte den in Reserve stehenden Brigaden einen Befehl überbracht und ritt durch das Dorf zurück. Je weiter nach vorn, um so ärger sah es darin aus, die Häuser zerschossen, einige in Brand, Dächer stürzten ein, abgeschossene Steine prasselten nieder. Dazwischen wurden Verwundete getragen, Aerzte suchten nach Räumen, sie niederzulegen. Nahe der Brücke am Hange des Kirchberges standen einige Geschütze. In dem Augenblick, als ich bei ihnen ankam, fiel ein

Officier todt nieder. Im Vorbeireiten erkannte ich in ihm den Lieutenant, der mir vor drei Nächten begegnete, als er die Armee erreicht hatte. Sein Jünglingsgesicht lächelte.

Auf dem schutzlosen Kirchberge hielten die preußischen Geschosse reiche Ernte. Menschen und Pferde stürzten, von Granaten zerrissen, von Gewehrkugeln getroffen. Geschütze wurden unbrauchbar. Und aus diesem, vom Pulverdampf nicht dicht genug verschleierten Gewühl erschallt jetzt ein Hurrah unserer Kanoniere. Drüben über dem Jüdenhügel steigt eine große Rauchwolke in der stillen Luft empor; unsere Geschütze müssen ein preußisches Munitionsfuhrwerk in die Luft gesprengt haben. Und um so sorgfältiger, unbekümmert um Alles, was nicht zu ihrem Dienst gehört, laden und richten die Artilleristen, nur noch von wenigen Officieren geleitet, ihre Geschütze. Nach den in ihrer Mitte Gefallenen blickt Keiner; die Verwundeten wegzutragen, dazu verstehen sie sich nur auf besonderen Befehl.

Es war wichtig, unsere Batterien vor allzuschweren Verlusten zu wahren. Sie mußten die gegenüber und sehr gedeckt stehende Artillerie bekämpfen, damit diese nicht Muße fand, ihre Schüsse auf den einzigen Ausgang, das Brückendefilé, zu richten, durch welches schon jetzt unsere Cavallerie gern vorgebrochen wäre, hätte dieses nicht wegen der nahen, versteckten, von ihr unerreichbaren feindlichen Infanterie verboten werden müssen. Ich wurde beauftragt, den Befehl an die Reserve zu bringen, noch ein Bataillon über den Kirchberg an die Unstrut zu schicken, um an dieser Stelle unsere Infanterie zu verstärken. Ein Bataillon meines alten Regiments wurde hierzu bestimmt. Am rückwärtigen Fuße der Höhe entwickelte es sich zur Gefechtsordnung, dann ging es vorwärts. Oben angekommen wurde es vom heftigsten Feuer empfangen. Im Laufschritt eilte es dem Flusse zu. Heinrich Lang hob, als er bei mir vorbei kam, den Arm wie zum Gruß und stürzte todt nieder. Weiterhin fiel Kastor, von einer zerspringenden Granate tödtlich getroffen; neben ihm Lücke mit zerschmettertem Bein. Alfred lief herbei, kniete bei Kastor nieder, legte sein Ohr an den Mund des Sterbenden, vielleicht seinen letzten Willen zu hören. Ein Arzt kam, doch vergeblich; noch ein Zucken und der eine der bis jetzt unzertrennlichen Freunde war dahin. Alfred erhob sich und lief dem Bataillon nach. Einige Zeit später sah ich ihn wieder. Er führte den verwundeten Zettel den blutigen Weg zurück. Ich konnte ihm nicht helfen, ich mußte davon.

Des Feindes Stärke in dem unbeweglich stehenden Gefecht kostete uns von Augenblick zu Augenblick neues Blut; aber der Zeitpunkt war gekommen, wo mit Sicherheit zu erkennen war, daß wir außerhalb der jetzigen Gefechtsfront ernsthafte Angriffe nicht zu besorgen hatten. Wir konnten zur offensiven Entscheidung schreiten.

Es war ein Uhr, als auf unserem rechten Flügel, westlich von Merxleben, die Bataillone zum Angriff sich formirten und vorgingen. Wohl geordnet marschirten die Treffen, ohne das feindliche Feuer zu beachten, bis an die Unstrut. Hier warf sich Linie nach Linie das Ufer hinab, den Fluß zu durchwaten; dem Dorfe Merxleben zunächst und mir deshalb sichtbar das Garde-Regiment. Als das andere Ufer erreicht und erstiegen war, drangen unsere Schützen, mein Vetter

Günther einer der ersten, die feindlichen Tirailleurs vor sich hertreibend, über die Wiesen und erreichten den mit Bäumen und Büschen bewachsenen Rand des tief eingeschnittenen Salzabaches.

Die Infanterie, welche den Dorfrand besetzt hielt, brach jetzt über die Brücken vor und die am Fuße des Kirchberges Fechtenden überschritten den Fluß. Nur weiter abwärts, auf unserem äußersten linken Flügel, gelang das Letztere nicht. Dort, wo die Unstrut tiefer, ihr Ufer höher ist, machten mehrere Bataillone mit zum Theil sehr schweren Verlusten wiederholte, aber vergebliche Versuche, die feindliche Seite zu behaupten. Schwimmend oder bis an die Schultern im Wasser vermochten die Leute nicht, die Gewehre und Patronen trocken zu erhalten. Wenn sie drüben waren, wurden sie von dem preußischen Schnellfeuer zurückgeworfen. Das Wasser röthete sich von dem Blute.

Auch vor dem Centrum und rechten Flügel stockte der Angriff. Die schützenden Terraingegenstände befähigten den Gegner zu dem hartnäckigsten Widerstande, den er, an manchen Punkten in großer Minderzahl, auf das Heldenmüthigste leistete.

Was würden solche Truppen, die preußischen und die unsrigen, ausrichten, wenn sie Arm an Arm kämpften! Der Fluch der deutschen Stämme führte sie gegen einander und wie die alten Germanen zerfleischten sie sich in Kampfeslust.

Ueber die Merxlebener Brücken stürzen sich von unserer Cavallerie die nächsten Schwadronen, ihrem Drange zu früh nachgebend, in das todbringende Vorland. Sie kommen, von Dämmen und Sumpf gehemmt, nicht weiter. In ihren Reihen gelichtet, müssen sie ausharren; denn zurück können sie nicht, die enge Straße ist von den hastig Nacheilenden gesperrt.

Unsere Artillerie hilft mit ihren Schüssen, wo sie kann; aber dicht vor dem Feinde muß die Infanterie den Ausschlag geben. So hat diese harte Arbeit, bis sie des Feindes in dem Bette der Salza, in den Hohlwegen und Steingruben, vor Allem in den festen Gebäuden und hinter den Mauern der Gärten Herr wird. Viel Blut wird hier vergossen, die Officiere fallen in großer Zahl. Günther führt eine Compagnie, im dichtesten Kugelregen bleibt er gesund.

Zahlreiche Gefangene sind in unserer Gewalt und, wehrlos, wieder unsere Brüder. Sie, die eben unsere Kameraden niederstreckten, erfahren keinen Haß mehr. Mitleidig reicht der Niedersachse dem Thüringer und Rheinländer, dem Schlesier und Brandenburger die Hand.

Der Feind ist auf seine letzten Stützpunkte: die Stadt Langensalza, den Jüdenhügel und das vor diesem liegende Gehölz zurückgeworfen. Nun reiten drei Dragoner-Schwadronen, bei ihnen Jobst, am linken Unstrutufer in scharfer Gangart nach Nägelstädt. Dort lassen sie die Pferde einen Augenblick verschnaufen und tränken sie aus dem Flusse. Dann reiten sie — es ist drei Uhr — über die Brücke und jenseits dem Lärm der Schlacht entgegen. Endlich sehen sie ein paar feindliche Bataillone und noch näher, von einer anderen Infanterieabtheilung beschützt, feuernde Artillerie. Auf diese stürzt sich, der Kartätschen und Gewehrkugeln nicht achtend, die vorderste Schwadron und nimmt die Kanonen, diese Trophäen mit dem Leben ihres Schwadronchefs und noch manches Braven bezahlend. Jetzt bricht eine preußische Escadron, welche bis dahin gedeckt ge-

standen hat, hervor; aber auch unsere folgende Schwadron ist angekommen. Bei derem Anritt wird das Pferd, welches Jobst reitet, von einer Flintenkugel getroffen. Es trägt seinen Herrn weiter bis in das Reitergetümmel, hier bricht es zusammen. In einem freien Augenblick macht der Gestürzte sich los, da ist er wieder von Feinden umringt, stehend erwehrt er sich ihrer mit wuchtigen Hieben, bis der Sieg unserer Dragoner ihn befreit.

Die feindlichen Bataillone hatten sich zurückgezogen; es war dies die Zeit, als die Preußen auf der ganzen Linie den Rückzug antraten. Die Dragoner auf diesem äußersten Theile des Schlachtfeldes, zu schwach um allein mehr zu vollbringen, mußten sich für jetzt mit zwei dem Feinde abgenommenen Geschützen und einer Anzahl von Gefangenen begnügen.

Inzwischen hatte unsere Infanterie mehr Terrain gewonnen. Der rechte Flügel war in die Stadt Langensalza eingedrungen und hielt sie ganz in Besitz, der Feind räumte den Jüdenhügel und zuletzt auch das Gehölz vor letzterem, wobei eine große Zahl von Gefangenen in die Hände unserer stürmenden Infanterie und der aus dem Brückendefilé vorjagenden Husaren fiel. Endlich, nach der tapfersten Gegenwehr, hatte der Feind die schützenden Deckungen verloren. Sein Rückzug führte über die offene Fläche, unsere schon lange ungeduldig wartende Cavallerie übernahm die Verfolgung. Auch diese war nicht leicht; die taktische Ausbildung, die musterhafte Disciplin des Feindes setzte ihr ausdauernden Widerstand entgegen.

Es war vier Uhr, als ich die Reserve-Cavallerie am Jüdenhügel vorbeireiten sah, erst die Garde-du-Corps, dann die Garde-Cürassiere. Ich winkte Wichard zu, aber er bemerkte es nicht. Hinter dem Garde-Cürassier-Regiment ritt auf einem Husarenpferde, welches seinen Reiter verloren haben mochte, Alfred, in seiner Fußgängertracht eigenthümlich aussehend. Er wollte mich nicht sehen und war gleich im Staube verschwunden. Ich wäre auch gern mit geritten. Jetzt, da die Schlacht zu Ende ging, ließ die Spannung nach. Man dachte wieder an die Lieben und meine Gedanken wollten, seit ich eben Wichard gesehen hatte, nicht froh werden.

Doch es gab noch viel zu thun. Unsere Infanterie und Artillerie waren ohnmächtiger, als sie sich fühlten. Noch hielt der Reiz des Kampfes sie aufrecht, noch drängten einzelne Bataillone und Batterien der dahin jagenden Cavallerie nach, noch hob sie die Siegeslust über jedes andere Gefühl hinweg; aber der Rückschlag konnte nicht lange mehr ausbleiben. Keiner von allen diesen sonnendurchglühten Tagen war so heiß wie der heutige, die Truppen hatten bei ungenügender Verpflegung seit mehreren Tagen und Nächten keine Ruhe gehabt. Vor allen Dingen brauchten die Bataillone und Batterien, welche sich verschossen hatten, Munition, falls solche überhaupt noch vorhanden war.

So mußte denn der nahe liegende Gedanke; dem geschlagenen Feinde mit der ganzen Armee nachzumarschieren, aufgegeben werden. Wenn die Bataillone und Batterien sich zum Gefechte hergestellt hatten, wurde es Nacht und wenn wir, jedenfalls unter Zurücklassung zahlreicher Ermatteter, die zwei und eine halbe Meile nach Gotha zurückgelegt hätten, würden wir mit unzulänglicher Munition, mit geringer physischer Kraft einen neuen Feind gefunden

haben: die auf der wiederhergestellten Eisenbahn schnell dahin geführten frischen Truppen. Weitere Märsche in den Thüringer Wald hinein, einen nicht ermüdeten Feind auf den Fersen, konnten keinenfalls gelingen. Waren die Bayern, wie einige unverbürgte Nachrichten behaupteten, uns nahe, — thatsächlich waren sie es nicht — so thaten wir besser, unsere Kräfte zu sammeln, um demnächst wirksamer eingreifen zu können.

Es wurde deshalb beschlossen, die Verfolgung der Cavallerie zu überlassen. Uebrigens sollte die Armee sich ordnen und auf dem Schlachtfelde lagern.

Während dieser Anordnungen ritt der König mit dem Kronprinzen und dem Kriegsminister auf der Straße von Merxleben nach Langensalza. In dieser Stunde war die Blindheit ein Glück für den König, denn sie verbarg ihm das Elend, das zu seinen Füßen lag. Der Kronprinz war weiß im Gesicht vor Schrecken und Grausen, sein junges Gemüth schien tief ergriffen zu sein. Des Kriegsministers gelbes Gesicht war unbeweglich wie sonst. Hier habe ich sie zum letzten Male gesehen.

## 24.

Mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiel marschirten die Bataillone nach ihren Lagerplätzen. Der hannoversche Soldat fühlte die Genugthuung des ruhmwürdigen Tages. Der Mann in Reih und Glied war des Glaubens, daß unsere Sache nun gewonnen sei, daß der Preuße — wie er sich ausdrückte — jetzt den Frieden unseres Königs annehmen werde. Diejenigen, welchen die letzten Tage den endlichen Untergang der Armee vor Augen geführt und die sich gefürchtet hatten, schimpflich heimkehren zu müssen, weil sie nicht geschlagen hatten, waren nicht nur befriedigt, sondern, da die Schlacht eine entschieden siegreiche gewesen, auch stolz.

Gefangene auf Gefangene — wir brachten deren über 900 unverwundete ein — wurden vor den Augen unserer Soldaten nach Langensalza geführt. Die beiden eroberten Geschütze zogen an ihnen vorüber. Preußische Gewehre und andere Ausrüstung lagen in Menge auf dem Schlachtfelde. Das waren erhebende Bilder; dagegen verschwand der Schmerz, welchen der Anblick der Verwundeten, Hannoveraner und Preußen durch einander, hervorrief und selbst die Gedanken an die Trauer, welche dem Tode so vieler Tapferer im Vaterlande folgen würde, mußten für jetzt zurücktreten.

Lange Reihen von Wagen brachten die Verwundeten nach Langensalza oder Merxleben und dem entfernteren Kirchheilingen.

Südlich von Langensalza, im Felde vor dem Gothaer Thor waren wir vom Pferde gestiegen. Die Kameraden legten sich nieder, einige schliefen sogleich. Mich hielt die Besorgniß um die Freunde wach, ich wäre ihnen gern nachgeritten; wir hatten aber noch Befehle zu erwarten und deshalb konnte ich nicht fort. Die letzten Schüsse waren längst verhallt. Ich setzte mich an die Landstraße. Noch hatten die Krankenwagen keine Cürassiere gebracht.

Da sah ich Jobst daher reiten und neben ihm einen Unterofficier seines Regiments. Jobst führte sein Pferd mit der rechten Hand, den linken Arm trug

er in einer Binde; also auch er war verwundet, aber leicht. Ich stand auf und ging ihm entgegen.

„Das war ein herrlicher Tag, Ernst!" sagte er, als ich bei ihm war. „Schade, daß er vorbei ist."

„Du bist verwundet."

„Leicht. Ich wollte beim Regiment bleiben, aber der Arzt litt es nicht. Der dritte Theil unserer Schwadron ist todt oder verwundet, die Officiere alle."

„Schrecklich! Wie bist Du verwundet?"

„In dem Quarré stach ein Kerl mit dem Bajonet nach mir. Ich riß das Pferd noch rechtzeitig zurück, sonst hätte ich den Stich in den Bauch gekriegt. Nun ist er bloß durch die Hand gegangen. Aber ich habe ihn bezahlt!" Er ließ den Zügel los, um mit dem rechten Arm die unverkennbare Bewegung, wie er seinen Gegner niedergehauen habe, auszuführen.

„Wohin willst Du jetzt?"

„Ich weiß nicht genau. In ein Lazareth."

Der Unterofficier zeigte mir einen Zettel. Auf diesem war die Straße und Hausnummer von Langensalza verzeichnet, wohin er Jobst begleiten sollte. Gleich nachdem wir am Nachmittage wieder in den Besitz der Stadt gekommen waren, hatte man mit der thätigsten Unterstützung der Bürger in öffentlichen Gebäuden und geeigneten Privathäusern Lazarethe eingerichtet. Der Unterofficier sprach: „Herr Lieutenant sollte eigentlich fahren, aber die Wagen waren rar. Die Wunde ist nicht so leicht. Der Doctor meint, Herr Lieutenant würde wohl ein tüchtiges Wundfieber bekommen."

„Dann reite weiter, Jobst. Ich besuche Dich, sobald ich kann. Günther ist gesund. Ich will ihm Nachricht schicken."

Dabei sah ich ihn an; denn ich wußte nicht, wie das Verhältniß der Brüder augenblicklich war. Es mußte ein gutes sein, denn Jobst antwortete: „Bitte, thu' das."

„Weißt Du etwas von Wichard?" fragte ich, als er weiter reiten wollte. Er hielt sein Pferd wieder an und erwiederte mit traurigem Tone: „Wir waren in demselben Quarré. Er ist nicht so leicht davon gekommen, wenigstens sehr schwer verwundet."

„Herr Gott!"

„Er liegt auf einem der ersten Wagen, Alfred ist bei ihm."

„Adieu, Jobst! Gute Besserung!" rief ich ihm zu und eilte zu meinem General. Ich bat ihn um Urlaub; sobald etwas Bedeutendes vorfiele, käme ich zurück. Er gewährte meine Bitte. Ich schrieb ein paar Worte auf, die ich an Günther schickte, gab meiner Ordonnanz die nöthigen Weisungen und ging bekümmerten Herzens dem Krankenzuge entgegen. Arme Clotilde, arme Clotilde!

Nach einer längeren Wegstrecke traf ich die Wagen. Neben dem zweiten ging Alfred, ganz mit Blut begossen. — Er hatte sich freiwillig in die größten Gefahren gestürzt. Blickte er so finster vor sich nieder, weil er nicht darin umgekommen war? Er hätte für den Freund, der sein glücklicher Nebenbuhler war, gern sein Leben hingegeben. Gewiß dachte er an Clotilde; das Leid, welches ihr bevorstand, zerriß sein Herz. Er sah nicht auf, wie im schweren Traume ging

er des Weges. Erst als ich nahe bei ihm war, bemerkte er mich. Er blieb stehen und machte ein Zeichen des Schweigens. Der Wagen fuhr an mir vorbei, auf dem Stroh lag der Freund. Sein Kopf war verbunden, sein Gesicht bleich, die Augen geschlossen. Helm, Küraß und Pallasch lagen zu seinen Füßen.

„Wichard lebt!“ sagte Alfred leise. Das sollte ein Trost sein; aber die Thränen, die über die Backen dieses eisernen Mannes fielen, zeigten wie trostlos er selbst war.

„Hat er einen Schuß in den Kopf?“

„Nur einen Streifschuß, die Kopfwunde ist unbedeutend. Auch ein Stich unter dem rechten Arm ist nicht gefährlich. — Aber eine Kugel, die der Küraß nicht abhielt, steckt in seiner Brust.“

Ich preßte Alfred's Hand. Wir gingen neben einander, ohne ein Wort sprechen zu können. Dann brach ich das Schweigen. „Er kommt wohl nach Langensalza?“

„Ja,“ und er nannte mir dasselbe Haus, wohin Jobst gewiesen war.

„Ich gehe mit. Ich gehe zu dem Grafen Platen. Dem König wird man gestatten, Depeschen fortzuschicken. Es gelingt mir vielleicht, daß ein Telegramm an Wichard's Eltern mitgeht.“

„Ich habe auch schon gedacht, so müßten wir es machen.“

Wir gingen an den Wagen. Wichard lag ruhig, wir schritten stumm nebenher. Endlich hielt ich Alfred an, damit er spreche. Nahe bei dem Wagen wollte er es nicht; er fürchtete, die bekannten Stimmen möchten den Freund wecken oder aufregen.

„Hast Du gesehen, wie er verwundet wurde?“

„Ich sah, daß er stürzte.“

„Erzähle doch!“

„Vor uns stand ein preußisches Bataillon im Quarré. Wichard's Schwadron warf sich drauf. Die Flanke, auf welche sie los ritt, gab zwei Salven ab, wovon schon Viele stürzten. Dann brach die Schwadron in das Quarré ein und hier stürzte Wichard.“

„Warst Du mit in dem Quarré?“

„Ich konnte mein Pferd nicht halten, es lief mit. In diesem Augenblick kam von der anderen Seite eine Dragoner-Schwadron, auch sie bekam auf große Nähe starkes Feuer und muß ebenfalls sehr gelitten haben; aber auch sie kam hinein. Die Infanterie war, so viele gesund blieben, aus einander gesprengt; die Stelle, wo sie gestanden hatte, war bedeckt mit todten und verwundeten Menschen und Pferden. Das Blut floß. Ich ließ mein Pferd laufen, zog Wichard unter seinem röchelnden Pferde heraus, mit Hilfe eines Cürassiers trug ich ihn zur Seite. Hier schnallte ich den Küraß los und sah nun erst das aus der Brust rieselnde Blut. Der Regimentsarzt schüttelte den Kopf, legte rasch stillende Verbände an; mehr Zeit hatte er nicht, er ritt dem weiter wogenden Gefechte nach. Wichard lag besinnungslos da. Nun dauerte es lange, bis andere Aerzte und Krankenwagen kamen. Mir ist nie eine Zeit so lang geworden. Einer von diesen Aerzten vervollkommnete Wichard's Verband und sagte, er müsse gleich transportirt werden. Endlich konnten wir fort.“

„Kam Wichard gar nicht zu sich?"

„Nach dem letzten Verbande. Der Arzt flößte ihm einige Tropfen ein, da erwachte er, sprach auch Etwas. Dann schloß er die Augen wieder. Als wir ihn auf den Wagen legten, klagte er. Seitdem ist er still, aber er athmet."

An den Bivouacs traten die Kameraden, welche Alfred und mich erblickten, theilnehmend heran. Ich war kurze Zeit bei ihnen stehen geblieben und hatte sie gebeten nach Alfred's Wagen zu forschen und ihn nach Langensalza zu schicken; für Alfred mußte ich sorgen, denn er dachte nicht an sich. Dann eilte ich, um wieder zu ihm zu kommen, an mehreren Wagen vorbei. Auf dem einen erkannte ich den Cadet, mit welchem ich von Hannover weggefahren und der in Göttingen zum Officier befördert war. Ein Soldat auf dem Wagen bewachte ihn, weil er bewußtlos tobte.

In Langensalza wurden wir mehrere Male aufgehalten, Fuhrwerke und Menschen hemmten den Verkehr. Auf den Dächern lag der abendliche Sonnenschein, als wir vor dem Gebäude anlangten, in dem Wichard gebettet werden sollte. Auch der junge Lieutenant, von dem ich eben sprach, wurde hierher gebracht. Es war ein Schulhaus, in einem großen Hofe günstig gelegen.

Als Wichard die Treppe hinauf getragen wurde, hörte ich die ersten Laute aus seinem Munde, Schmerzenslaute, die er ohne Besinnung ausstieß. In einem nicht gar kleinen Zimmer auf ein gutes Bett wurde er niedergelegt. Eine ältere Dame, wohl eine mildthätige Bewohnerin der Stadt, war geschäftig, mit den rasch gesammelten Hilfsmitteln den Arzt zu unterstützen.

Nun eilte ich nach dem Schützenhause, wo der König wieder wohnte, um den Grafen Platen zu suchen. In den Straßen marschirten Truppen, denen hier Quartier angewiesen war. Knaben und Bürgermädchen reichten den Durstenden Wasser. Um die Gefangenen hatten sich andere Einwohner versammelt, Speise und Trank unter sie vertheilend. Noch hielten Wagen mit Verwundeten an mehreren Orten; die Aerzte suchten, von angesehenen Bürgern geführt, nach weiterem Unterkommen.

Vor dem Schützenhause waren die beiden eroberten Kanonen aufgestellt.

Auf meine Frage wies man mich in den Garten. Darin ging des Königs Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf und ab. Seine aristokratische Gestalt war ungebeugt, unter seinen dunkelen Haaren erschien sein blasses Gesicht noch weißer. In seiner Begleitung war ein Herr mit röthlichen Haaren, mir unbekannt, seiner Haltung nach ein Untergebener des Ministers. Letzterem trug ich sofort meine Bitte vor. Er hörte mich, mit dem Kopfe nickend, höflich an und versprach mir, ein Telegramm zu vermitteln. „Wollen Sie es besorgen," wandte er sich an seinen Begleiter, der mich, nachdem ich mich empfohlen hatte, in eine Stube führte, worin zwei Schreiber beschäftigt waren. Ich schrieb die an Wichard's Vater addressirten Worte auf: „Wichard verwundet in Langensalza, Alfred hier, er und ich gesund. Ernst." Ich dankte dem fremden Herrn und lief nach dem Schulhause zurück.

Darin waltete jetzt die leise, eilige Rührigkeit, welche einem Kriegslazareth nach der Schlacht eigen ist. Die Chirurgen waren an der Arbeit. Wichard aber lag anscheinend im festen Schlaf. Alfred gab mir mehr durch Zeichen als durch

Worte zu verstehen, daß unser Freund, als man ihn entkleidete und der Chefarzt nach dem Verbande sah, einen Augenblick zum Bewußtsein gekommen war. Er hatte Alfred erkannt, das Wort Clotilde gehaucht und nach der Mittheilung, daß ich des Telegramms wegen fortgegangen sei, gelächelt. Der Chefarzt hatte den Verband für vorläufig genügend erklärt und es für besser gehalten, dem Kranken für die Nacht Ruhe zu lassen.

Alfred und ich kamen hierauf in den quälenden Zustand, aus Müdigkeit nicht eigentlich wachen, aus Besorgniß nicht wirklich schlafen zu können, aus dem wir erst erlöst wurden, als die Dame von vorhin mit einem Krankenwärter eintrat und uns im Auftrage des Chefarztes dringend bat, einige Stunden zu schlafen. Sie sagte, der Boden des Hauses sei leer, dorthin habe sie für uns ein paar Bunde Stroh, auch etwas Speise und Trank bringen lassen. Zugleich kündigte sie Alfred an, daß im Hofe sein Wagen sei. Halb träumend gingen wir hinaus, ich folgte dem Freunde die Treppe hinunter und wurde erst in der frischen Luft ganz wach. Jetzt fiel mir ein, daß ich mich noch nicht um Jobst bekümmert hatte.

Ich fand ihn mit anderen leicht verwundeten Officieren im Zimmer eines Nebengebäudes. Günther war gekommen. Alle schliefen, nur meine beiden Vettern noch nicht. Ich kam dazu, als sie nahe daran waren sich zu streiten. Sie sprachen von den Preußen, deren Tapferkeit und Disciplin beide anerkannten. Dennoch schalt Jobst auf sie mit verschiedenen Kraftworten, wogegen Günther mit Recht behauptete, die Politik gehe die Soldaten nichts an, und er vertheidigte die Preußen mit den Worten: „Wenigstens Alle, die dem Garderegiment zu schaffen machten, betrugen sich ganz vortrefflich.“ Ich bat das Gespräch der schlafenden Kameraden wegen abzubrechen und selbst zu schlafen und wollte weggehen, als die Thür sich öffnete. Ein Bürger Langensalza's trat ein, in jeder Hand eine leuchtende Laterne; ihm folgte derselbe Herr, den ich vor ein paar Stunden bei dem Grafen Platen getroffen hatte. Er trug eine weiße Fahne in der Hand und theilte uns mit, daß er auf Allerhöchsten Befehl komme, den verwundeten Officieren den Gruß Seiner Majestät zu bringen.

„Na, Herr,“ sagte Jobst, „das ist sehr gnädig. Aber seien Sie doch so gut und wecken die Schlafenden nicht.“

„Ist mein Telegramm fort?“ fragte ich dringend. Er erkannte mich und antwortete bejahend. Nun ging ich schnell hinaus, um die sonderbare Procession im Hauptgebäude anzukündigen, wo ihr denn auch der Eintritt in die Krankenstuben von dem Chefarzt verweigert wurde.

Dann stieg ich die Treppen hinauf auf den Boden. Alfred war noch nicht hier. Ich erquickte mich an den Gaben der mildthätigen Dame, legte mich auf das Stroh und war bald fest eingeschlafen.

Als ich erwachte stand eine Ordonnanz vor mir mit zwei Schalen Kaffee und zwei Stücken Brot. Die Dame schickte dies und ließ uns sagen, Wichard sei aufgewacht.

Alfred lag neben mir, noch im tiefen Schlaf. Ich rüttelte ihn auf. Er hatte seine Hamburger Bürgerkleider aus dem neben ihm stehenden Koffer

angelegt und erklärte seine Verwandlung: „Ich habe das blutige Zeug weggeworfen, ich brauche es nicht mehr."

Wir traten leise in Wichard's Zimmer, die Vorhänge waren vor das Fenster gezogen. Trotz des Halbdunkels erkannte er uns, streckte uns die linke Hand entgegen und lächelte, sprach aber kein Wort.

Die Dame führte uns gleich wieder hinaus. Ich war sehr froh, weil Wichard mir nicht mehr so krank erschien. „Lange sollten Sie nicht bleiben nach des Arztes Bestimmung," sagte die Dame. „Nun gehen Sie nach meinem Hause, dort finden Sie Bekannte."

Sie bezeichnete uns ihre Wohnung und ging wieder in Wichard's Zimmer.

„Ob Clotilde schon da ist?" sagte Alfred mit erregter Stimme.

„Das ist ja unmöglich," antwortete ich. „Nicht einmal von Hannover könnte sie hier sein, selbst wenn die Preußen Reisende zu uns lassen."

„Sie können in Gotha oder Eisenach gewartet haben."

„Wie kommst Du zu der unwahrscheinlichen Annahme? Die Unsrigen, die keine zuverlässigen Nachrichten über uns hatten, werden diese zu Hause abgewartet haben, so schwer es ihnen geworden sein mag."

Jetzt blieb Alfred wie erschrocken stehen. „Ich habe Zettel's Schwiegervater keine Nachricht geschickt!" rief er aus.

„Hattest Du das versprochen?"

„Nein, aber Du hättest es gestern Abend mit besorgen können."

„Dem Minister hätten wir kaum mehr zumuthen dürfen, die Sache wird wohl allgemein geregelt werden. Ist Zettel schwer verwundet?"

„Den Arm wird es ihm wohl kosten. Ich sah, daß ihm der Degen entfiel und daß er taumelte. Er hat viel Blut verloren. Der Arzt legte ihm ein Tourniquet an und hat ihn dann nach Kirchheilingen fahren lassen."

„Ich will mich nachher erkundigen, ob wir heute Telegramme oder Briefe fortschicken können."

„Ich glaube es. In dieser Nacht, als ich für mein Gefährt eine Unterkunft suchte, begegnete mir einer unserer Officiere, der als Parlamentär bei den Preußen gewesen war. Er sagte, Telegramme und offene Briefe nur persönlichen Inhalts würden durchgelassen."

Wir traten in das bezeichnete Haus und fragten nach den Fremden, die hier sein sollten. Ein Dienstmädchen führte uns in eine Stube, wo, den Kopf in die Hand gestützt, Frau von Leinau in einem grauen Reisekleide saß. Sie kam uns entgegen und begrüßte uns traurig. „Welches Wiedersehen! Gottlob, daß Sie gesund sind! Wie geht es Wichard?"

Wir erzählten von ihm.

„Ich will ihn pflegen, bis seine Angehörigen hier sind. Die gute Dame ließ mich nicht gleich zu ihm, hat uns aber dies Quartier gegeben."

„Sie sind also nicht allein gekommen."

„Mein Mann ist auch hier. Er ist fortgegangen, um sich nach den Verwundeten seines alten Regiments zu erkundigen."

„Wie schön, daß Sie solche Theilnahme zeigen! Sie erweisen Ihren Freunden eine Wohlthat damit."

„Als wir den Ausbruch des Krieges erfuhren, reisten wir gleich nach dem Norden ab. Seit zwei Tagen waren wir in Gotha. Erst in dieser Nacht erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Es waren schreckliche Tage! Ich höre die Kanonenschüsse von gestern noch jetzt."

„Wie haben Sie uns so schnell gefunden?"

„Ihre Cavalleristen hielten uns bei den Vorposten an. Man geleitete uns zu einem Officier, der meinen Mann nicht kannte, sich aber bald überzeugte, daß er es mit einem ehemaligen hannoverschen Officier zu thun hatte. Er schickte uns zu Wichard's Regiment und da erfuhren wir das Traurige. O Gott, wie gräßlich ist das!"

Sie bedeckte ihre schönen, weinenden Augen mit den Händen. Dann sah sie uns wieder freundlich an. „Ich bin von dem ersten Schrecken noch erschüttert. Bei unserem kranken Freunde will ich ganz heiter sein."

Da ich Wichard nun in der besten Pflege wußte, so kehrte ich zu meinem Dienst zurück. Wir waren in Langensalza einquartiert worden.

Die Gefallenen wurden beerdigt. Der König hat der Bestattung beigewohnt. Die Verlustlisten wurden zusammengestellt. Sie ergaben, daß wir über hundert Officiere und dreizehnhundert Unterofficiere und Soldaten an Todten und Verwundeten verloren hatten.

Den Truppen wurde eine Ansprache des Königs mitgetheilt, welche die Allerhöchste Anerkennung ausdrückte.

Am Morgen hatten die Generäle und Obersten der Armee unsere Lage erwogen und danach eine Eingabe an den König gerichtet, in der sie auf Eid und Ehre erklärten, daß bei dem geringen Munitionsbestande, der Erschöpfung der Truppen und der Unmöglichkeit, sie länger zu ernähren, so wie bei der Uebermacht des Feindes neues Blutvergießen unnütz und eine Capitulation anzurathen sei.

Der Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen machte sich immer schmerzlicher fühlbar. Außer unseren Verwundeten nahmen mehrere Hundert preußische Verwundete Hilfe und Pflege in Anspruch. Die aus dem Stegreif dürftig geschaffenen Lazarethe waren überfüllt, es fehlte darin an dem Nothwendigsten. Die große Hitze steigerte die Gefahr.

Die gesunden Gefangenen, deren Zahl sich durch diejenigen, welche von den Einwohnern verborgen gehalten waren, noch vermehrt hatte, wurden nach Gotha geführt und den Preußen ausgeliefert.

Der Feind, welcher uns gestern angegriffen hatte, war bei Gotha bereits am Morgen darauf durch sieben Bataillone und zwei Batterien verstärkt. Von Eisenach und weiter westlich rückten am Nachmittag des 28. die Generale von Goeben und von Beyer gegen Langensalza vor. Von Norden marschirte der General von Manteuffel heran, seine Vortruppen erschienen eine Meile von Langensalza. Wir waren von mehr als vierzigtausend Mann umringt.

Der König befahl dem General von Arentsschildt, mit dem Feinde eine militärische Capitulation abzuschließen.

Die Bedingungen der letzteren, welche ein vom General von Falckenstein in unser Hauptquartier entsandter Major stellte, erhielten durch den von dem König von Preußen mit dem Abschluß der Capitulation beauftragten General

von Manteuffel, der persönlich nach Langensalza kam, mehrere Zusätze und Erläuterungen, welche den überlegenen Staat, wie die hannoversche Armee ehrten.

An dem Morgen des 29. Juni entlud sich ein gewaltiges Gewitter über Langensalza, den Menschen als eine Erlösung von der glühenden Luft der vorigen Tage willkommen. Statt Tageslicht wurde Finsterniß, die Blitze schossen, die Donner schallten und dröhnten, der Regen rauschte auf die Dächer nieder und ergoß sich über die Bivouacs.

Unter diesem himmlischen Accompagnement wurde die Capitulation bekannt. Als unsere Soldaten erfuhren, daß die ruhmreiche Armee, der sie mit Stolz angehört hatten, aufgelöst werde, daß sie ihre Fahnen, Waffen und Pferde dem Feinde, den sie vor zwei Tagen besiegt hatten, überliefern sollten, geriethen sie in eine unbeschreibliche Aufregung, welche die Bande der bisher tadellosen Disciplin zu sprengen drohte. Ein Theil von ihnen, vielleicht die, welche physisch am Meisten ermattet waren, überließen sich einer stumpfen Gleichgültigkeit, unwillig noch einen Dienst zu thun, den Befehlen ferner zu gehorchen. Sie hingen ihr Lederzeug an die Gewehrpyramiden, stießen ihre österreichischen Käppis auf die Bajonette und warfen sich nieder oder zerstreuten sich. Andere, die Energischeren, waren geneigt, ihre Wuth an irgend einem und wäre es der unschuldigste Gegenstand auszulassen. Einige hielten laute Reden, denen Niemand zuhörte. Bärtige Männer liefen, wie von Angst getrieben, hin und her, als suchten sie den Trost, welchen sie sich selbst nicht zu geben vermochten. Viele erwiesen den Oberen die Ehrenbezeugungen nicht mehr, in der Meinung, daß eine aufgelöste Armee auch keine Vorgesetzten mehr habe. Und selbst die Besten vergaßen in ihrer Verzweiflung die gewohnten Formen. Mehrere, denen ich persönlich unbekannt war, ergriffen, die Thränen auf den Backen, meine Hand und preßten sie krampfhaft. Einer stellte sich vor mich, hob drohend die Arme gen Himmel und schrie gegen den Donner an: „Der Herr der Heerscharen zürnt. Seine Blitze werden den Preußen erschlagen!“

„Beruhige Dich, Freund,“ sagte ich. „Nach langer Dürre ist Regen Segen.“

Er ließ die Arme sinken, neigte den Kopf auf die Brust und ging still davon.

Und fügsam waren sie Alle. Eine freundliche Zusprache, eine ruhige Ermahnung stärkte sie, ein strenges Wort schreckte sie auf und brachte sie zu sich. So wurde binnen Kurzem die Disciplin hergestellt. Die Officiere allein hätten dies nicht vermocht; denn ihrer waren zu wenig, um überall rechtzeitig einzugreifen. Zum größeren Theil verdanken wir diese Thatsache, die nicht minder Ruhm verdient als der Sieg in der Schlacht, unseren ausgezeichneten Unterofficieren. Sie behielten die Leute im Auge, sammelten die sich zerstreut hatten und verstanden es, durch ernste Warnung, vernünftiges Zureden, durch den Hinweis auf die hannoversche Soldatenehre. die bis zum letzten Augenblicke glänzend erhalten werden müsse, die Verzweifelten zur Besinnung, zur Ordnung zurück zu führen. Wahrlich, es war ein vortrefflicher Geist in dieser unglücklichen Armee!

Da mir ein Auftrag nach einem entfernten Cantonnement ertheilt wurde, bestellte ich mein Pferd nach dem Lazareth, wo ich mich nach Wichard's Befinden erkundigen wollte. Ich fand ihn wie gestern, er war schwer krank, die Aerzte hatten die Kugel in der Brust vergeblich gesucht. Leider hatte der Küraß, ohne

hinreichenden Widerstand gegen das aus nächstem Abstande treffende Zündnadelgeschoß, dessen Kraft so geschwächt, daß es in dem Körper stecken geblieben war. Felicia und Alfred wichen nicht von seinem Lager. Seine Augen fragten mich wieder nach Clotilde. Ich tröstete ihn leise, daß sie kommen werde. Grausam quälte mich in der allgemeinen schweren Trauer die Sorge um sie und den geliebten Freund.

Doch mochte ich nicht davon gehen, ohne auch den Vetter besucht zu haben. Den Leichtverwundeten war die Capitulation nicht verschwiegen worden. Während ich seine Stubengenossen in großer Aufregung fand, bewahrte der heftige Jobst eine Ruhe, die mir auffiel. Er sagte weiter Nichts als daß der Arzt, der ihn als fieberkrank behandele, sich irre; er habe kein Fieber und könne das Bett verlassen.

Als ich nun mein Pferd auf dem Hofe besteigen wollte, wurde ein Sarg aus dem Hause getragen. Ich fragte den Arzt, wer darin liege und er nannte mir den jungen Lieutenant, der am Abend des 27. mit Wichard zugleich hierher gebracht wurde, meinen Bekannten von der Eisenbahn. „Er war zu jung," erklärte der Arzt. „Die Anstrengungen hatten seine Kräfte verbraucht. Er erwartete seine Eltern, sie kommen zu spät." O wie viel Glück hat diese Zeit zerstört! Arme Eltern! Noch hofft Ihr und bald ist Euch das Traurige gewiß. Alles ist zusammengebrochen und unter Trümmern beweint Ihr Eueren eigensten, schwersten Verlust. —

Auf der Landstraße traf ich die Reserve-Cavallerie, die einst so glänzenden Regimenter, auf ihrem letzten Ritt. Sie waren nach Langensalza beordert, um im Bivouac vor der Stadt Pferde und Rüstung abzugeben. Sie waren sehr zusammen geschmolzen, Wichard's Schwadron nur noch ein Häuflein. Vergeblich suchte ich die Brüder Kort. Endlich fragte ich nach ihnen. „Beide todt." —

Als ich gegen Abend nach Langensalza zurück kam, begegneten mir die ersten unserer Infanterie-Regimenter, die bereits, was sie den Preußen überlassen mußten, abgegeben hatten und nun nach Cantonnements näher bei Gotha marschirten, von wo sie auf der Eisenbahn der Heimath zugeführt werden sollten. Ihnen fehlte Alles, was eine Truppe äußerlich schmückt. Dennoch marschirten die Leute, die Feldmütze auf dem Kopfe, einen Stock in der Hand, in den Reihen wohl geordnet, mit fester Haltung. Sie wollten stolz darein schauen, aber mancher beherrschte die Thränen nicht. Und was sie stolz machte, was der Capitulation das Bitterste nahm, es war ein trauriger Trost: der blutige Sieg in einer vergeblichen Schlacht.

Als ich nun wieder nach dem Lazareth kam, liefen vor dem Gebäude, unruhig fragend und suchend, mehrere Krankenwärter hin und her. Jobst war verschwunden. Nach dem letzten Tagesbesuche des Arztes, als der Wärter das Erforderliche für die Nacht geordnet und die Leichtkranken sorglos für kurze Zeit verlassen hatte, war Jobst aufgestanden und davon gegangen. Seine Kameraden hatten geschlafen. Seine Sachen hatte er mitgenommen. Der schuldige Krankenwärter behauptete, der Herr Lieutenant könne sich in der kurzen Zeit gar nicht gekleidet haben, sondern müsse mit den Kleidern in der Hand davon gegangen sein. Am Nachmittage war sein Diener bei ihm gewesen, die Beiden hatten

leise zusammen gesprochen. Nun war nach dem Diener geschickt, der Bote aber noch nicht zurück.

Im Lazareth hatte man eine Ordonnanz beauftragt, mich, wenn ich käme, zu dem Arzt zu führen, der mich nicht mit einer Mittheilung über Jobst, sondern mit einer anderen empfing, die mich viel näher berührte. „Die Eltern und Braut Ihres Freundes sind gekommen," redete er mich an. „Wir lassen sie heute nicht mehr zu dem Kranken. Morgen früh wollen wir ihn auf die Freude vorbereiten. Er ist nicht kränker, aber — wir dürfen es nicht verhehlen — auch nicht besser. Sie finden die Angekommenen im Thüringer Hof."

Ich wäre weg geeilt, ohne wieder an Jobst zu denken, hätte der Arzt jener Mittheilung nicht mehr hinzugefügt. Er fuhr aber fort: „Ihr Herr Vetter —"

„Ich habe schon gehört," unterbrach ich ihn. „Hatte er starkes Fieber? Phantasirte er?"

„Nein. Im Paroxismus ist er nicht fortgegangen. Aber seiner Heilung kann es schaden. Der Wärter muß für seine unverzeihliche Sorglosigkeit streng bestraft werden."

In diesem Augenblick trat der so Beschuldigte in das Zimmer und meldete, daß der Diener mit den Pferden des Herrn Lieutenants vor einer Stunde das Quartier in der Stadt verlassen habe.

„Wahrscheinlich ist mein Vetter im Zorn über die Capitulation davon geritten," sagte ich, den Thürgriff in der Hand. „Er scheint sich ebenso wie er hierher gekommen ist, in die Heimath zurückschleichen zu wollen."

In dem bezeichneten Gasthofe fand ich meine Schwester mit Wichard's Eltern. Alfred war bei ihnen. Clotilde fiel mir in die Arme und weinte still an meiner Brust. Alfred hatte schon Alles, vorsichtig, schonend, erzählt; aber die Herrschaft, die er sonst über sich ausübte, war beinah dahin. Der Geliebten Angst wühlte in seinem Herzen. Die Anderen bemerkten das nicht, sie vermochten nur an ihre Noth zu denken. Der Baron und die Baronin trugen außer der schrecklichen Gewißheit von des ältesten Sohnes schwerer Verwundung die Sorge um den zweiten. Die Nachricht von Gefechten an der böhmischen Grenze erreichte sie unterwegs; von Christian aber hörten sie Nichts, seit die preußischen Armeen ihren Vormarsch gegen Oesterreich begannen.

Adele hatte mit nach Langensalza gewollt, man konnte sie kaum zurückhalten. Nun hatten meine Eltern sie mit nach Hannover genommen, wo sie der Leidensstätte näher waren und mein Vater seinen Landsleuten Rath und Hilfe anzubieten wünschte.

Am folgenden Morgen wurden zuerst der Baron und die Baronin an Wichard's Lager geführt. Gleich darauf holte ersterer meine arme Schwester, die sich gewaltsam zusammenraffte, zu dem ersehnten traurigen Wiedersehen ab.

Felicia überließ ihren Platz den Näherberechtigten und wandte ihre stille, wohlthuende Pflege Anderen zu.

Aus Hannover trafen Aerzte und, da man dort von dem in den Lazarethorten herrschenden Mangel gehört hatte, schnell zusammengebrachte reiche Vorräthe ein. Und da nach dem Abmarsch unserer Truppen in Langensalza auch genügender Wohnraum von den, in der menschenfreundlichen Hilfe nicht nach-

lassenden, Bürgern angeboten wurde, so war es möglich den Kranken wie den Pflegenden Erleichterungen zu verschaffen.

Für Clotilde und Wichard's Eltern hatte Alfred im Laufe des Tages auf das Beste gesorgt. Am Nachmittage suchte er mich auf. Von seinem Wagen reichte er mir die Hand zum Abschied. „Ich sehe Dich vor Deiner Abreise nicht wieder," sagte er. „Ich fahre nach Kirchheilingen zu Zettel. Auch nach den anderen Verwundeten unseres Regiments will ich mich erkundigen. Diese Gegend verlasse ich nicht, so lange Wichard hier ist; aber in Langensalza bin ich jetzt nicht nöthig."

Er drückte mir die Hand und fuhr davon.

Ich mußte jene Orte der Schmerzen verlassen. Die Truppen nach der Heimath zu geleiten, war noch ein schwerer Dienst der hannoverschen Officiere.

Und auch dieser wurde uns nicht leicht gemacht. Der festgestellte Fahrplan erlitt durch eingeschobene preußische Militärzüge so bedeutende Störungen, daß unsere Truppen in dem jetzt eingetretenen Regenwetter auf den Straßen und Plätzen Gotha's viele Stunden, einzelne Regimenter einen Tag und eine Nacht warten mußten, bis die Eisenbahnwagen sie aufnahmen.

Diese Geduldsprobe bestanden die Heimgesuchten ohne Murren. Kein Verstoß gegen die Subordination und Disciplin erniedrigte ihr unverschuldetes Geschick. Das beste Loos hätten sie verdient.

## 25.

Die Hälfte der ehemaligen hannoverschen Armee sollte nach Celle, die andere nach Hildesheim befördert und dort in die Heimathsbezirke entlassen werden. Die Fahrt wurde durch viel Aufenthalt peinlich verlängert. Erst am 3. Juli kam ich mit einem der letzten dieser Züge in Hildesheim an.

Kein Empfang mit äußerem Glanz und Ehren, welche man den Siegern bietet, war uns bereitet; aber Tausende füllten den Bahnhof immer, wenn hannoversche Soldaten erwartet wurden. Weit aus Stadt und Dorf waren sie her gereist, die Lieben zu empfangen, deren sie mit Angst gedacht, von denen sie keine Nachricht hatten. Vergrämte Gesichter blicken in die Reihen der Angekommenen, mit der gespanntesten Erwartung forschen sie nach den Gesuchten. Man hört den Freudenschrei des Wiedersehens, den Schreckensruf der Enttäuschung. Die Geängstigten stürzen auf die Soldaten zu, welche die Regimentsnummer der Vermißten tragen und denen es hart ankommt, die traurige Wahrheit auszusprechen. Ich hörte einen Schrei von entsetzlicher Verzweiflung, er kam von einem jungen Mädchen, mitleidige Menschen führten sie weg.

Bis auf den Perron und die Eisenbahngeleise drängte sich die Menge. Es war schwer, die Ordnung zu erhalten und Unglück zu verhüten, denn die Züge fuhren hin und her und das Volk vergaß Alles über der Begierde, die Ankommenden zu sehen. Da mußten gar die preußischen Landwehrmänner, welche die Garnison bildeten, von den hannoverschen Beamten gegen die eigenen Landsleute zu Hilfe gerufen werden. Jene alten, bärtigen Soldaten gingen mitleidig nd schonend an's Werk. Ob sie auch von rohen Gesellen und ungezogenen

Buben gescholten und geschimpft wurden, sie thaten als hörten sie es nicht und drückten geduldig die Menschen von der Stelle fort, wo sie nicht sein durften.

Wie anders war es jetzt in Hildesheim, als im vorigen Herbst. Keine Banner und Fahnen zieren die Straßen, nicht schön geschmückte Damen füllen die Fenster, unter welchen die königliche Familie ihren Einzug hielt. Die Gesichter sind trübe, die Frauen in Trauergewändern, der Domplatz ist öde. Vor dem Hause, aus welchem königliche Gnaden flossen, schlich heute ein gebrochener Mann, den scheuen Blick zu Boden heftend, unruhig wie in Angst, einsam auf und nieder. Es war der Landdrost Wermuth. Seit dem Sturze seines königlichen Herrn war er ohne Halt, nicht lange darauf hat man ihn in seinem Zimmer todt gefunden.

Am Tage nach meiner Ankunft führte der Dienst mich wieder nach der Eisenbahn. Ein Haufen Menschen stand zusammen und aus ihm heraus hörte ich den schrecklichen Ruf, der mich gestern erschüttert hatte. Ich ging hin. „Die Wahnsinnige ist wieder da, sie wartet immer auf die Ankommenden," sagte ein Mann, der mir behilflich war, durch die Menge zu dringen. Welch' trauriger Anblick! Der alte Bauer Kort und seine Frau knieten vor Minna Kort, die sich zur Erde geworfen hatte. Wir mußten das unglückliche Mädchen in das nahe Irrenhaus bringen.

Ich verließ Hildesheim am selben Abend. Vor der Abfahrt hörte ich, daß die Preußen Tages zuvor einen großen Sieg über die Oesterreicher erfochten hätten, der wahrscheinlich den Ausgang des Krieges entschied. Auf meine Landsleute machte dies wichtige Ereigniß keinen tiefen Eindruck, sie waren zu erfüllt von dem, was ihnen nahe lag.

Meinen Vater, der mich in Hannover auf dem Bahnhofe erwartete, fand ich gealtert. Die Angst um die Kinder, der Gram um das leidende Vaterland hatten auch seine energische Natur geschwächt. Der Augenblick, als er mich in seine Arme schloß, war der erste in dem er den Kummer vergaß. Wir fuhren gleich nach dem Hôtel zu meiner Mutter, die mit fast ungestümer Freude mich empfing. Adele war zugegen und äußerte ihre Theilnahme auf das Liebenswürdigste und doch empfand ich, daß sie nicht herzlich gegen mich erscheinen wollte.

Nun mußte ich über unsere Angehörigen in Langensalza ausführlich berichten und von dem glänzenden Cavallerie-Angriff sprechen, bei dem Wichard verwundet wurde. Das führte mich auf Alfred und ich erzählte, wie heldenmüthig, wie aufopfernd sich dieser merkwürdige Mann in der ganzen Zeit benommen hatte. Adele hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, ihre Augen leuchteten, sie wurde blaß und roth und vergaß fast sich selbst.

Im Austausch der Nachrichten erfuhr ich neben viel Traurigem manche edele Handlung von Bekannten und, da solche Zeiten die Menschen näher zusammen bringen, auch von Unbekannten. An der Sammlung für die darbende Armee hatte selbst der Aermste sich betheiligen wollen. Aurelius war mit dem Transport der ersten Vorräthe nach Gotha gefahren und hatte Zettel's Frau zu ihrem Manne, welchem der rechte Arm abgenommen war, nach Kirchheilingen geleitet.

Das Gespräch von unserem kurzen Feldzuge machte meinen Vater lebendig. Er hatte jede Nachricht von der Armee mit Begierde empfangen, verglichen, geprüft

und die Ueberzeugung gewonnen, daß wir unsere Schuldigkeit im vollen Maße gethan, nur Ehre und nicht den geringsten Makel dem alten hannoverschen Waffenruhme hinzugefügt hatten. Er war stolz auf die Armee und auf den Sohn, der ihr angehörte.

Dieselbe Theilnahme und Gesinnung, den gleichen Stolz auf unsere Waffen nahm ich an den folgenden Tagen überall bei den Hannoveranern wahr. Sie waren wohl ein Balsam auf die Wunde, welche die Capitulation geschlagen hatte, aber heilen konnten sie dieselbe nicht. Ich und die meisten Kameraden hatten die Folgen der kleinen Souveraineität zu bitter empfunden, als daß wir in der Armee, wie sie in ihrer ohnmächtigen Selbständigkeit bestanden hatte, wieder hätten dienen mögen. Als ich am nächsten Morgen meine Civilkleider anzog und wehmüthig meine Uniformstücke weglegte, fühlte ich schmerzlich, wie sehr das Herz an den Erinnerungszeichen vergangener Tage hängt. Aber ich dachte nicht daran, diese Uniform wieder zu tragen und habe mich nur noch einmal damit bekleidet, an einem der folgenden Tage, als die Generäle mit ihren Stäben der Königin in Herrenhausen die Aufwartung machten.

Das Lob der Königin war in Aller Munde. Sie hatte in der schweren Zeit, allein stehend, ihre Stellung richtig erkannt und auf das Würdigste behauptet.

Die ehemals so besuchte Herrenhäuser Allee war leer, der Schloßhof unbelebt, keine Schildwache stand da. Die Aufwartung der preußischen Generäle und die preußische Ehrenwache hatte die Königin sich verbeten. Ein Kammerherr führte uns durch das stille Schloß nach den Gemächern Ihrer Majestät. Kaum hatten wir uns aufgestellt, als sie mit den beiden Prinzessinnen ohne Gefolge eintrat. Sie waren in tiefe Trauer gekleidet, das in diesen wenigen Tagen erbleichte Haar der Königin glänzte weiß unter der schwarzen Haube. Sie antwortete auf die kurze Ansprache mit bewegter Stimme, indem sie der Armee dankte und ihre Theilnahme an dem Schmerz, der in viele Häuser eingekehrt war, ausdrückte. Dann sprach sie in ungewohnter Weise kräftig, als habe die Leidenszeit ihren Geist gestärkt. Sie sprach es aus, daß sie wenig Hoffnung habe, uns und unsere Kameraden wiederzusehen. Sie täuschte sich weniger als ihre Unterthanen über die Zukunft. Sie kannte den König und ahnte, daß seine Unnachgiebigkeit ihm und ihrem Sohne den Thron kosten werde. Wehmüthig grüßend entließ sie uns mit dem Hinweis, daß Gott Alles zum Besten lenke.

Das wahre Mitgefühl und die Ergebung der Königlichen Frau, die uns vereinsamt und verlassen erschien, rührte uns tief. In welchem Glück und strahlenden Glanz hatten wir sie gesehen! Jetzt stand sie vor uns, nicht irdischen Verlust beklagend, nicht verzagend, aber wie eine trauernde Mutter den Tod der Söhne beweinend. Diesen schmerzlichen und doch schönen Eindruck habe ich von der Königin Marie, die ich in jener Stunde zum letzten Male sah, bewahrt.

Die Stadt Hannover hatte einen anderen Charakter angenommen. Die Merkmale, welche sonst die Residenz erkennen ließen, waren verschwunden. Die Hannoveraner blieben so viel sie konnten zu Hause. Die Straßen waren leerer. Man begegnete fast nur fremden Gesichtern. In unseren Casernen lagen preußische Truppen, die gute Disciplin hielten und manche kleine Neckereien nicht

beachteten. Die preußischen Officiere hielten sich zurück; wo man sie sah, zeigten die Meisten Mitgefühl und einen würdigen Ernst. Die hannoverschen Kinder trugen ihren Patriotismus mit gelbweißen Fähnchen und dergleichen Kundgebungen zur Schau. Eigentlicher Haß gegen Preußen trat in der ersten Zeit der feindlichen Occupation nicht zu Tage. Damals hielt die Mehrzahl der Hannoveraner das Schicksal der verlorenen Selbständigkeit des Landes noch für vorübergehend. Die alten Leute verwiesen gern auf ähnliche oder schlimmere Zustände, welche sie im Anfange des Jahrhunderts erlebt hatten und nach denen doch Alles wieder gut geworden war.

Mich brachte ein sonderbarer Vorfall in die erste Verbindung mit der preußischen Militärbehörde. Eines Mittags, bald nach meiner Heimkehr, kam der Diener meines Vetters Jobst in großer Aufregung zu mir und meldete, daß sein Herr schwer krank im Henriettenstift liege. Dabei machte er ein Zeichen mit der Hand auf der Stirn, um anzudeuten, daß Jobst verrückt geworden sei. Ich ließ eine Droschke holen; bis sie kam, erzählte der Diener, was sich zugetragen. Als er mit seinem Herrn Langensalza verlassen hatte, waren sie die Nacht hindurch geritten, am andern Tage hatten sie in einem Walddorfe, den Namen wußte er nicht, geruht; in der folgenden Nacht waren sie wieder geritten. Dann waren sie in die kleine Stadt Osterode gekommen und darin den Tag und die Nacht darauf geblieben, um nun am Tage und langsamer weiter zu reiten; denn Jobst fühlte sich matt, und obgleich er nicht klagte, merkte sein Diener ihm an, daß er Schmerzen hatte. Zuletzt waren sie in die Nähe von Hildesheim gekommen und nun hatte Jobst sich wieder verbergen wollen. Deshalb waren sie den Tag über in einem Dorfe geblieben, welches sie in der letzten Nacht verlassen hatten.

„Bei diesem Ritt," erzählte der Diener weiter, „wurde der Herr sonderbar. Er sprach mit sich selbst, hielt oft an und lauschte, dann jagte er wieder. Mir kam die Furcht, daß es nicht recht bei ihm sei. Und so war es. Als wir am Morgen bei Hannover am Döhrener Thurm waren, glaubte ich, der Herr werde auf der Chaussee nach der Stadt reiten. Da hielt er wieder, blickte den Thurm an, sah sich um. Dann blickte er an den Thurm hinauf, nahm die Mütze ab und verbeugte sich, wobei er rief: „Hannovers Spartaner!" — Das ist ein Buch, was er sich kaufte, als wir noch bei der Garde-du-corps standen. Der Herr gab es mir damals zu lesen, es ist eine sehr schöne Kriegsgeschichte von dem Döhrener Thurm. Die fiel ihm jetzt ein; aber als wisse er nun erst wo wir waren, bog er von der Chaussee ab und ritt in den Wald hinein. Als wir uns auf diesem Wege der Stadt genähert hatten, ritt er an die Waldgrenze und sah preußische Infanterie, die auf dem Felde exercirte. Sogleich kehrte er in das Gebüsch zurück, pfiff leise ein lustiges Lied, verließ den Reitweg und näherte sich dem Grenzgraben des Waldes, wo wir am Nächsten bei den preußischen Soldaten waren. Da auf einmal setzt er hinüber, jagt auf sie los, läßt den Zügel los, den er in der rechten Hand halten mußte, zieht den Säbel und greift die Infanterie an. Ich jagte hinterher und schrie: „Mein Herr, mein armer Herr!" Die Soldaten liefen auseinander. Es war ein Glück, daß der Herr das Pferd nicht mehr regieren konnte, sonst hätte er Unglück angerichtet. Die Zügel waren herunter gefallen, er sauste, mit dem Säbel in die Luft schlagend, weiter bis

auf eine Barrière. Er ritt den großen Pharao, der so sicher sprang und jetzt auch springen wollte, sich aber in die Zügel verfangen hatte. Er sprang zu kurz, schlug vorn über und brach das Genick, der Herr war vorn weg geschleudert, sprang wieder auf und schlug mit dem gesunden Arm um sich. Glücklicherweise war der Säbel weggefallen. Die Soldaten hielten den Herrn, bis ein preußischer Major kam, der ihn nach dem General-Hospitale bringen lassen wollte. Auf meine Bitte trugen sie ihn nach dem Henriettenstift, wo wir dicht bei waren. Mich ließ der preußische Major mit meinem Pferde nach unserer Garde-du-corps-Caserne führen."

Der Arzt des Henriettenstiftes beruhigte mich, mein Vetter hatte ein rasendes Fieber, nicht mehr. Dann fuhr ich mit dem Diener nach der preußischen Commandantur, legitimirte den kranken Jobst und befreite den Diener mit seinem Pferde. Darauf schrieb ich an Onkel Georg, wie es mit seinem Aeltesten stand. Denn Günther war nicht in Hannover. Wie die meisten Kameraden, welche an ihre ehemalige Garnison durch Nichts mehr gebunden waren, hatte er sich zu seinen Angehörigen begeben, jedoch erst nachdem er sich bei seinem Regiments-Commandeur zum Wiederantritt des Arrestes gemeldet und hierauf den Befehl erhalten hatte, die Entscheidung bei seinen Eltern zu erwarten. Der König hat ihm den Rest der Strafe, die ohne Mitwirkung der preußischen Behörden nicht vollzogen werden konnte, im Gnadenwege erlassen.

Die Angelegenheiten der aufgelösten hannoverschen Armee konnten nur durch Mitwirkung ihrer Officiere geregelt werden. Die Preußen ließen es deshalb geschehen, daß der General von Arentsschildt und die unteren Truppenbefehlshaber in gemietheten Räumen ihre Bureaus einrichteten, in welchen hannoversche Officiere, Unterofficiere und Soldaten aus- und eingingen und wie früher, nur in bürgerlicher Kleidung, ihren Dienst versahen. Weil den preußischen Behörden selbst an einer ordentlichen Abwickelung der Geschäfte gelegen sein mußte, so fand dieser modus vivendi nach und nach die Anerkennung unserer Feinde. Durch die Feststellung der persönlichen Verhältnisse, sowie durch Rathschläge und Fürsprache haben jene anonymen Bureaus das Schicksal vieler alter Unterofficiere und Soldaten erleichtert.

Diese Thätigkeit zog für mehrere Stunden die Gedanken von den schweren Sorgen, welche jeder Tag brachte, einigermaßen ab. Nur selten kamen gute Nachrichten. Die beste war, daß Adelens Bruder Christian gesund geblieben war. Dagegen wurden viele hannoversche Familien durch Todesbotschaften aus dem österreichischen und preußischen Heere in neue Trauer versetzt. Graf Eberhard fiel bei Königgrätz. Das war auch für mich ein Verlust. Wir hätten Freunde werden können; denn er empfand Zuneigung für mich und ich schätzte seinen geraden Charakter und seinen Verstand. Sein sprudelndes und mein ruhigeres Temperament würden einander ausgeglichen haben. Meine Eltern beklagten mit mir den Tod dieses begabten Mannes; Adelens Theilnahme ging nicht über das Mitgefühl hinaus, welches fremdes Unglück einflößt.

Die täglichen Nachrichten über Wichard's Zustand erweckten abwechselnd Furcht und Hoffnung. Meine Eltern wollten nach Langensalza fahren. Zwar wußten sie, daß die Baronin für Clotilde wie für ein eignes Kind sorge, aber

die Trennung von der leidenden Tochter war hart. Adelens Sehnsucht dorthin war nicht minder lebhaft. Sie warteten auf Aurelius' Rückkehr, weil er über die Zweckmäßigkeit der Reise ein sicheres Urtheil abgeben könnte. Endlich kam er und berichtete genau. Die größte Ruhe und sorgfältigste Pflege sei für Wichard nothwendig und für beides sei gesorgt. Dennoch rieth er zu der Reise, obgleich die Anwesenheit meiner Eltern und Adelens dem Kranken vielleicht verborgen bleiben müsse. Eine Wohnung hatte er gefunden. Ich sah, wie Adele sich über den nun gefaßten Entschluß freute. Am andern Morgen reisten sie ab.

Die Ansichten über die Zukunft unseres Königreichs gingen in den ersten Wochen nach der Capitulation von Langensalza in den Gesprächen, wie in der Presse weit auseinander. Während außerhalb Hannovers viele Stimmen laut wurden, welche im Interesse Deutschlands die Entthronung der besiegten Fürsten und die Einverleibung ihrer Länder in Preußen forderten, war den meisten Hannoveranern der Untergang ihres Staats undenkbar. Sie hielten einen ehrenvollen Frieden auf Grund von Zugeständnissen, welche der König Georg jetzt machen werde, noch für möglich. Und könne der König selbst sich hierzu nicht verstehen, so werde er dem Throne zu Gunsten des Kronprinzen entsagen und dieser mit Preußen Frieden schließen. Die Officiere hofften auf eine Herstellung der Armee in der Weise, daß dieselbe unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen nach preußischen Grundsätzen reorganisirt würde, wobei die alten Regimenter erhalten, die Officiere bei ihren Mannschaften bleiben könnten.

Aurelius gehörte zu den Männern, welche den König Georg richtig beurtheilten und die Voraussetzung seiner Nachgiebigkeit für einen Irrthum erklärten, trotzdem aber noch einen Versuch für geboten erachteten, den blinden Monarchen über die Gefahren aufzuklären, von denen er und sein Haus bedroht waren.

Der König hatte sich mit dem Kronprinzen von Langensalza nach einem altenburgischen Jagdschlosse begeben; jene Männer in Hannover wußten, daß seine bisherigen Rathgeber ihn drängten, nach Wien zu reisen. Wenn der König Georg dies that, wenn er durch seine persönliche Anwesenheit an dem besiegten Kaiserhofe die Absicht bekundete, in der Feindschaft gegen Preußen zu beharren, so schwand jede Hoffnung auf Versöhnung. Es wurde deshalb von jener Seite Alles, was möglich war, unternommen, um den König zu warnen; aber vergeblich, er begab sich mit dem Kronprinzen nach Wien.

Freilich war auch in Hannover eine Partei, welche das Heil von der starrsten Unnachgiebigkeit gegen Preußen erwartete und trotz ihres befangenen Urtheils leider den Einfluß besaß, Stimmung zu machen. Sie bestand, einzelne Ausnahmen abgerechnet, aus dem kleinen Adel, der im hannoverschen Lande viel bedeutet und wenig Aussicht hatte, in einem großen Staate ähnliche Geltung zu gewinnen. Daß Diejenigen, welche der Königlichen Familie persönlich nahe gestanden hatten, an die Entthronung nicht glauben und, wäre sie unabwendbar, einem anderen Herrn nicht dienen mochten, war begreiflich und achtungswerth. Daß aber Diejenigen, welche sich in den letzten Jahren von dem Hofe zurückgezogen und, statt eine Stütze des wankenden Thrones zu sein, ihr Mißvergnügen mit der Regierung des Königs Georg zur Schau getragen hatten, jetzt einen

ritterlichen Windmühlenkampf begannen, war unklug und, da es Unfrieden unter den eigenen Landsleuten erzeugte, nicht zu billigen.

Tante Balbina bestrebte sich, in Wort und That ihre Feindschaft gegen Preußen unzweifelhaft zu machen. Die politisch mäßigen oder unbestimmten Elemente duldete sie nicht in ihrem Kreise. Die Schauspielerin Mira, welche sich den Preußen näherte, betrat ihr Haus nicht mehr. Meine Besuche waren ihr nicht willkommen; ich ließ mich aber, um den Familienzusammenhang aufrecht zu erhalten, nicht abschrecken. Eines Morgens fand ich einen Goldschmied bei ihr. Sie entwarf mit ihm Broschen, in welche ein Geldstück mit dem Bilde des Königs gefaßt werden und Tuchnadeln, die zu Ehren der Königin ein Marienblümchen darstellen sollten. Bald darauf trug sie auf ihrem Trauerkleide eine solche Brosche, Herr Müller aber eine solche Tuchnadel und im Knopfloche ein gelbweißes Band. Und Beide freuten sich, daß dies unter den Anhängern der sich bildenden Welfenpartei Mode und als Wahrzeichen fester Gesinnung betrachtet wurde. Die Preußen waren so klug, die ungefährliche Demonstration nicht zu bemerken.

Die Ende Juli zwischen Preußen und Oesterreich in Nikolsburg abgeschlossenen Friedens-Präliminarien riefen, obgleich ihr Inhalt nicht unerwartet war, in Hannover neue Aufregung hervor. Jetzt sahen Diejenigen, welche auf die Herstellung des Königreiches gerechnet hatten, ihre Hoffnung schwinden; denn es blieb kein Zweifel mehr, daß Preußen unser Land annectiren würde. Diejenigen aber, welche die Einigung der Nation seit Jahren aufrichtig gewünscht hatten, freuten sich der Aussicht, welche die Zukunft dem Deutschen Vaterlande eröffnete. Freilich ging die zunächst zu erwartende Einheit unter Preußens Führung nur bis zum Main und es blieb neben Norddeutschland und dem aus Deutschland scheidenden Oesterreich eine aus Bayern und den kleineren süddeutschen Ländern sich bildende Staatengruppe, auf deren preußenfeindliche Gesinnung Frankreich rechnete. Indeß hatte Preußen in diesem Kriege bewiesen, daß es aus Norddeutschland bald eine mächtige Wehr machen könne und man durfte dem Geiste der Nation vertrauen, daß jene Gruppe in nicht ferner Zeit dem größeren Theile sich anschließen werde. Der Wunsch entstand, daß der König von Preußen den Titel „Kaiser von Norddeutschland“ annehmen möge, der — so hoffte man — dereinst in den besseren „Kaiser von Deutschland“ übergehen werde.

Aber auch die opferwilligsten Gemüther wurden von dem bevorstehenden Untergange der stolz und behaglich genossenen Selbständigkeit des engeren Vaterlandes mit Wehmuth erfüllt, das Mitleid mit dem Schicksal der Königsfamilie regte sich in verstärktem Maße, Jeden bewegte der Sturz der alten Welfen-Dynastie. Die Treue und Anhänglichkeit äußerte sich am Heftigsten in den Adelsgeschlechtern, welche dem Fürstenhause durch Generationen hindurch nahe gestanden hatten. Sie sprach sich aber auch bei den Bürgern der Städte und den Bauern des platten Landes lebhaft aus. In der Residenz, welche sich unter den Königen Ernst August und Georg V. außerordentlich gehoben und verschönert hatte, traten Besorgnisse über die Verluste ein, welche Handel und Gewerbe erleiden würden, wenn der von dem Königlichen Hofe, den obersten Staatsbehörden, den Gesandtschaften fließende Gewinn aufhörte. Hierzu kam die Abneigung gegen

preußisches Wesen. Dem Hannoveraner war der Brandenburger, welcher für den Repräsentanten des Preußenthums galt, nicht sympathisch. Ueber die Selbstzufriedenheit der Berliner witzelten die selbstzufriedenen Hannoveraner gern. Die preußische Bureaukratie, die Alles über denselben Leisten schlage, den preußischen Dienst, der mit rücksichtsloser Härte, zuweilen mit nutzloser Derbheit seinen Zweck über das Wohl der Dienenden stelle, fürchteten sie. Und einzelne Fehlgriffe der neuen Regierung bestärkten sie in ihrem Mißtrauen.

Aus den Eindrücken dieser Tage rief mich ein Telegramm meines Vaters nach Langensalza. Wichard's Zustand hatte sich äußerst verschlimmert. Ich reiste mit dem nächsten Zuge ab und kam doch zu spät. Die Kugel in der Brust hatte noch einen kleinen Weg gemacht und auf diesem den Lebensfaden zerrissen.

Mein Vater führte mich gleich an Wichard's Leiche. Ein schmerzlicher Zug lag auf dem schönen bleichen Antlitze des Freundes, der so gern gelebt hätte.

Die Angehörigen waren zerschlagen. Die Hoffnung, daß der Geliebte dem Leben erhalten werde, hatte sich in wenigen Stunden in den grausamsten Schmerz verwandelt. Der Baron und Adele suchten nach Kraft, die Anderen zu trösten. Die Baronin ließ den lindernden Thränen freien Lauf. Aber Clotilde! Man hatte sie kaum ohne Gewalt von der Leiche trennen können. Nun saß sie, bleich wie Wichard, mit trockenen Augen, wortlos, theilnahmlos da. Selbst meine Ankunft schien sie nicht zu empfinden. Meine Mutter, von der höchsten Angst gequält, hielt die unglückliche Tochter in ihren Armen. Alfred stand unbeweglich an eine Wand des Zimmers gelehnt, den kummervollen Blick seines blassen Gesichts auf Clotilde gerichtet.

Ein evangelischer Geistlicher Langensalza's ließ sich melden. Er kam aus eigenem Antriebe. Ich sah, daß meiner Mutter und der Baronin sein Besuch willkommen war. Ein alter Herr mit spärlichem weißen Haar, auf dessen milden Zügen ein köstlicher Frieden lag, trat ein. Er nahm neben Clotilde Platz. Ich hatte noch niemals den Werth des geistlichen Zuspruchs so empfunden, wie in dieser Stunde. Seine schlichten Worte von Gottes Willen, von der kurzen Trennung und der ewigen Vereinigung mit dem Geliebten schmolzen das Eis des Grams, welches das Herz meiner armen Schwester erstarrt hatte. Sie brach in Thränen aus. Uns Allen hatte der Prediger Kraft gegeben.

Auch die Theilnahme, welche viele Langensalzaer zu erkennen gaben, wirkte wohlthuend. Der Besuch der Dame, welche Wichard zuerst gepflegt hatte, wurde auf Clotilden's Wunsch angenommen. Dann kamen Leinau's. Clotilde lag lange weinend in Felicia's Armen; in dem Gefühle, daß diese Wichard lieb gehabt hatte, wollte sie sich gar nicht von ihr trennen.

Etwas beruhigter konnten wir Männer die trauernden Frauen verlassen. Nun richtete der Baron die Gedanken auf das unvermeidlich Nahe, die Bestattung. Er war zweifelhaft, was er thun solle. Er glaubte, daß Wichard gewünscht haben würde, sein Grab neben denen der Kameraden auf den Friedhöfen des Schlachtfeldes zu haben. Er selbst wünschte im Sinne der Baronin und Clotildens die Leiche in der Familiengruft beizusetzen. Da eröffnete Alfred uns, daß Wichard, als er, gleich nach der Verwundung noch auf dem Schlacht-

felde zu sprechen vermochte, den Wunsch, auf dem Gute beigesetzt zu werden, bestimmt ausgesprochen habe. Er sagte: „Da bin ich bei Clotilde". Diese Worte, welche zögernd und kaum verständlich aus Alfred's Munde kamen, entschieden und ich übernahm mit seiner Hilfe die Vorbereitungen.

Clotilde gewährte der gefaßte Beschluß eine Beruhigung. Und da Leinau's den Wunsch meiner Eltern, mit uns nach dem Gute zu fahren, erfüllen wollten, so war auch durch Felicia's Begleitung ein Trost für meine Schwester gewonnen. Wir Alle bereiteten uns, den Ort der Schmerzen zu verlassen.

In der von theilnehmenden Andächtigen gefüllten Kirche sprach der greise Prediger, an die Schicksale der braven Hannoveraner anknüpfend, eine ergreifende Trauerrede. Dann geleiteten der Baron, Alfred und ich den Sarg nach Gotha. So kam ich noch einmal durch das Land, worin unserer Armee die härtesten Entsagungen auferlegt waren. Die anderen Mitreisenden vereinigten sich mit uns, als der Zug zur Abfahrt bereit war. Eine lange, traurige Eisenbahnfahrt brachte uns nach Holstein.

Die Beamten des Barons empfingen den Sarg am Bahnhofe, am Dorfeingange erwarteten ihn die aus der Umgegend gekommenen Freunde und die Gutseingesessenen.

Mit feierlichem Trauergesange wurde die Leiche des von Allen geliebten jungen Herrn nach der Kirche gebracht und dort nach der Predigt und Einsegnung unter Zephirius' Orgelklängen in die Gruft der Väter getragen.

## 26.

Am Tage nach der Bestattung kehrte Alfred zu seinen Geschäften nach Hamburg zurück. Er hätte sich am Liebsten den Dankesworten entzogen, die ihm alle Leidtragenden auf das Herzlichste auszusprechen wünschten. Clotildens Hand lag lange in der seinigen, sie ließ sie ihm gedankenlos und er hielt sie schmerzlich fest. Auf Adelens Gesicht trat ein Zug von Bitterkeit, als ihre Eltern um seine baldige Wiederkehr baten und er ihr die Hand zum Abschied reichte. Der alte Capitän hatte Alfred's hochsinnige Handlungen mit Bewunderung vernommen und dies durch sein Benehmen mehr als durch Worte ausgedrückt. Nun wartete er am Gitter des Schloßhofes und nahm, als Alfred wegfuhr, den Hut vor seinem jungen Freunde ab.

An demselben Tage verließen Eichborn's uns. Bertha fühlte, daß ihr längeres Bleiben jetzt weder Adele noch Clotilde zum Trost gereicht hätte. Nur wenn Clotilde mit meinen Eltern und Felicia allein war, fand ihr Herz einige Ruhe.

Herr von Leinau hatte alte Verbindungen in der Umgegend und reiste hin und her.

Auch die Schloßbewohner blieben am Liebsten allein.

So bewegten sich unsere Tage still dahin. Ich beschäftigte mich mit unseren Familienpapieren und fing an, diese Erzählung zu schreiben. Ich war viel in des Capitäns Gesellschaft, um mit ihm von dem Kriege und seinen Folgen zu sprechen und ging oft zu Zephirius. Den Greis beugte der Gram meiner Schwester, er bedurfte der Zerstreuung.

Der Monat August endete mit dem Friedensschluß, welchem die Einverleibung Hannovers und Schleswig-Holsteins in die preußische Monarchie folgte.

Mein Vater sah in der Entfernung des Königs Georg, in der Verdrängung des Herzogs Friedrich zwar Handlungen gegen das geschriebene Recht, erkannte darin jedoch solche Fügungen in den Geschicken der Völker, welchen nach Gottes Rathschluß die Menschen sich unterwerfen sollen. Er sagte: „Die annectirten Länder bringen der Einheit Deutschlands die größten Opfer und Preußen, welchem der Sieg vergönnt ist, übernimmt mit seinen Erfolgen schwere Verpflichtungen. Es muß an sich selbst Entsagung üben, um den Schatz, den es gehoben hat, richtig zu würdigen. Wenn es sich die neuen Unterthanen versöhnen will, muß es über preußisches Wesen hinaus deutsch fühlen und regieren."

Die Briefe, welche ich nach der Annection erhielt, zeigten mir, daß die Kameraden auch jetzt noch an der Hoffnung, unsere Regimenter als preußische wieder errichtet zu sehen, festhielten. Einige unserer alten Generäle hatten bei dem preußischen Gouvernement diesen Wunsch befürwortet.

Der Baron war mit der Lösung der schleswig-holsteinschen Frage zufrieden. Nach zwanzigjährigem Kampfe hatte seine Heimath endlich einen festen Halt und klare, sichere Zustände gewonnen.

Nun kehrte auch Christian aus dem Felde zurück und kam bald darauf nach dem Gute. Sein Besuch brachte die erste Freude in das Schloß. Seine Eltern wurden wieder empfänglich für das Glück. Adele aber verharrte in ihrem Trübsinn, keine Hoffnung brachte auf ihre Wangen das blühende Roth der Jugend zurück. Frau Charlotte klagte oft, daß der Gram von ihrem Liebling nicht weichen wolle. Mich mied Adele und ich suchte sie nicht.

Die Erntezeit war auf dem Gute ohne fröhliche Feste zu Ende gegangen, die Blätter welkten und fielen, als ein Brief mich nach Hannover rief, wo viele im Lande zerstreute Kameraden sich zu Besprechungen über Angelegenheiten, die aus ihrem früheren Verbande noch zu lösen waren, versammeln wollten.

Daß dabei unsere Zukunft zur Sprache kommen würde, war vorauszusehen. Das preußische Gouvernement hatte die Uebernahme der ehemaligen hannoverschen Officiere in den preußischen Militärdienst in Aussicht gestellt. Es war aber wahrscheinlich, daß wir in alle Winde zerstreut würden; die Hoffnung, zusammen zu bleiben, mußten wir aufgeben. Jeder Einzelne mußte sich nun klar darüber werden, was er thun wolle. Da ich in meinem Berufe zu bleiben wünschte, so war ich nicht zweifelhaft, daß ich nur in der preußischen Armee mich befriedigt fühlen würde. Es war bekannt, daß auch der König von Sachsen geneigt war, hannoversche Officiere anzustellen. Dort kamen sie aber in dieselben kleinen Verhältnisse, die für Hannover unglücklich geendet hatten. Für mich hätte es deshalb der Zureden des alten Capitäns, daß ich preußischer Officier werden solle, um so weniger bedurft, als mein Vater dieser Absicht keineswegs entgegen war. Er sagte: „Die alten Officiere werden schwerlich in die fremden Verhältnisse sich finden; die jüngeren, welche noch Zeit vor sich haben, müssen den Versuch machen. Hannovers Schicksal ist nicht mehr zu ändern, deshalb setze Jeder seine Kräfte ein, das Neue heilsam zu gestalten. Indeß sind die Wunden noch offen. Schon jetzt in die Reihen derer einzutreten, die vor Kurzem unsere Feinde waren, hat

etwas Verletzendes. Ihr müßt die Sache an Euch kommen lassen. Wird nach einiger Zeit der preußische Dienst Dir angeboten, so geh' mit Gott muthig an's Werk. Manches wird Euch schwer werden und Anderes werdet Ihr von den Preußen noch lernen müssen. Ihr werdet aber auch das Bessere, was die hannoverschen Officiercorps auszeichnete, dorthin übertragen und vielleicht hier und da einen guten Einfluß ausüben."

Nun war ich wenigstens über meinen eigenen Entschluß im Klaren und beruhigt, als ich die Reise nach Hannover antrat; aber voll Sorge um Clotilde trennte ich mich von den Meinigen. Wir vermochten nicht, sie von ihrer Schwermuth zu befreien, ihren Schmerz wollte sie für sich allein tragen. Sie zeigte uns und Felicia die rührendste Liebe, sie klagte nicht, sie weinte nicht mehr und willig befolgte sie die Wünsche, welche ihr ausgesprochen wurden. Die Zusprüche des Pastors, den sie lieb hatte wie er sie, hörte sie gern und dankbar. Als der Arzt verlangte, daß sie an den kühleren Herbsttagen nicht in die Kirche gehe, befolgte sie ohne Widerspruch selbst diesen Rath und wir wußten, welches Opfer sie damit brachte. In der Kirche, nahe der Gruft, worin Wichard ruhte, war sie am Liebsten. Sonst besuchte sie jeden Gottesdienst und ging auch zu anderer Zeit an den geweihten Ort, um bei den klagenden Tönen von Zephirius' Orgelspiel sich in die Gedanken an den Geliebten zu verlieren. — Nur ein Wunsch versetzte sie in so heftige Erregung, daß man auf ihn verzichtete. Meine Eltern wollten mit ihr reisen, um sie zu zerstreuen. Der Arzt rieth zu einem Aufenthalt im Süden. Clotilde drückte aber ihr Verlangen, zu Hause zu bleiben, so dringend, so verzweiflungsvoll aus, daß dieser Plan aufgegeben wurde.

Herr von Leinau fuhr mit mir nach Hannover. Vor dem Kriege hatte er die Absicht gehabt, sich dort dauernd niederzulassen; er wollte sehen, ob das unter den jetzigen Umständen noch rathsam sei.

Niemals hat die Heimkehr in einen vertrauten Wohnort mich so ergriffen, wie diesmal die Ankunft in Hannover. Ich kam in ein anderes Land, in eine andere Stadt. Die weißgelbe Farbe und das hannoversche weiße Pferd an den Schlagbäumen und in den Wappen waren verschwunden. Die neuen Hoheitszeichen nahmen ihren Platz ein. Von den herrschaftlichen Gebäuden wehte die schwarzweiße Fahne. Wir waren Preußen geworden. Mir schien mein Hausrecht verletzt zu sein. Hier wo ich vor Kurzem etwas, wenn auch noch so wenig, bedeutete und zu sagen hatte, galt ich gar Nichts mehr. Die Erbgesessenen waren verdrängt, Eindringlinge herrschten an ihrer Stelle und hatten Hannover den Hannoveranern fremd gemacht.

Die preußische Garnison war zu einer bedeutenden Stärke angewachsen, viele Beamte aus jenem Staate hatten hier Verwendung gefunden. Sie, wie die preußischen Officiere und andere von dort zahlreich Eingewanderte waren nicht mehr, wie anfangs, zurückhaltend. Sie fühlten sich auf eigenem Grund und Boden.

Die Straßen waren nicht leer und öde, wie in der ersten Zeit nach der Occupation. Man sah viele fremde Gesichter, die neugierig und vergnügt den errungenen schönen Besitz betrachteten. Auch ein reges, geschäftliches Treiben hatte sich bereits entwickelt. Die frühere Eleganz, das stillere, vornehme Leben

war verschwunden; aber es ließ sich erkennen, daß Handel und Wandel in anderer Art Ersatz finden würden.

Die Königin Marie hatte Herrenhausen verlassen und vorläufig in der Marienburg ihren einsamen Wohnsitz genommen. Mehrere Familien waren fortgezogen; der Hofadel, welcher zu Ihrer Majestät nicht in den nächsten Beziehungen stand, war abgereist. Tante Balbina hatte treu in der Stadt ausgeharrt und fuhr oft zu der unglücklichen, von dem Gatten und dem Sohn getrennten Königin.

Zu dieser allgemeinen Veränderung alter lieber Verhältnisse und Umgebungen kam die sehr beklagenswerthe Spaltung, welche die Verschiedenheit des politischen Standpunktes in die Familien und nahe befreundeten Kreise trug. Die blinden Anhänger des blinden Königs schürten den Parteihaß zu einem Feuer an, welches weiter um sich greifend, das ehemals so einträchtige Officiercorps zu erfassen drohte.

Die edelsten Elemente der alten hannoverschen Gesellschaft, welche das Schicksal des Fürstenhauses und des Landes nicht minder beklagten, als die Heißsporne der Welfenpartei, suchten dem Unabänderlichen die Schärfe zu nehmen, den Uebergang in die neuen Verhältnisse zu ebnen und den erhabenen Gewinn der verstärkten Machtstellung Deutschlands in das rechte Licht zu setzen. Zu ihren Führern gehörten Aurelius und Frau Elisabeth; ihnen schlossen sich diejenigen hannoverschen Officiere an, die ein feindseliges Auftreten gegen Preußen für unrichtig hielten, jedoch aus irgend einem Grunde nicht in den preußischen Dienst zu treten beabsichtigten. Zettel war geheilt, aber einarmig. Er konnte also nicht daran denken, Soldat zu bleiben, übte sich im Schreiben und aller Handtirung mit der linken Hand und hoffte auf eine Anstellung im Communaldienst. Zu ihnen gehörte auch Pollux, der ein mißvergnügter, ungeselliger Mann geworden war und sich nimmer dazu verstehen konnte, die Uniform derer zu tragen, welche seinen Kastor getödtet hatten.

Mein Vetter Jobst war aus dem Henriettenstift geheilt entlassen. Nur war seine linke Hand steif geblieben; doch konnte sie den Zügel halten und das genügte Jobst. Uebrigens war er milder geworden. Frau Elisabeth, welche ihn während seiner Krankheit oft besuchte, scheint sein Gemüth erweicht zu haben; denn er hatte ihr, als er das Bett noch nicht verlassen durfte, einen Brief an seinen Vater dictirt, worin er diesen um Verzeihung bat und auf die Verbindung mit der Schauspielerin verzichtete.

Das Letztere wurde ihm dadurch erleichtert, daß Pauline und Mira bei dem Schauspiel in Berlin angestellt waren und Hannover verlassen hatten.

Nach seiner Genesung war Jobst eine kurze Zeit bei seinen Eltern gewesen, dann nach Wien gereist und jetzt einer der eifrigsten Agitatoren für die Sache des Königs Georg. Vorübergehend sah man ihn hier und da in Hannover und dann verschwand er wieder. Im Lande hatte er sein Hauptquartier in Celle aufgeschlagen und zwar im Hause von Onkel Wilhelm, der sich mit seiner Familie nach dieser Stadt, deren erste Gesellschaft immer äußerst exclusiv und jetzt eifrigst welfisch war, zurückgezogen und meine Cousine Marie zu sich genommen hatte, damit diese Celles high life genieße.

Günther fand ich in Hannover. Auf ihn hatte unser hartes Geschick ebenfalls einen läuternden Einfluß ausgeübt. In den preußischen Dienst wollte er nur aus dem Grunde nicht eintreten, weil seine Eltern ihn — wie er sich ausdrückte — verfluchen würden, wenn er es thäte. Er hoffte in den königlich sächsischen Dienst zu kommen. Auch hierzu hatte Onkel Georg seine Zustimmung anfangs verweigert, weil Günther als sächsischer Officier in einem künftigen Kriege, auf welchen die Welfenpartei rechnete, verhindert sein könnte, gegen Preußen zu kämpfen. Erst nachdem mehrere Söhne aus welfisch gesinnten Häusern den sächsischen Dienst gewählt hatten, hielt Onkel Georg Günther's Verlangen für zulässig und gab nach.

Die Welfenpartei schloß ihre Häuser für Jeden, der ihr nicht zweifellos angehörte. Die, nicht immer geschickten, Versuche der Preußen, eine Versöhnung herbei zu führen und in ihre Gesellschaft einzutreten, wurden mit größter Entschiedenheit, zuweilen schroff, zurückgewiesen. Die preußischen Officiere und Beamte waren zahlreich genug, um einen Kreis für sich zu bilden und gaben es auf, ihn auf die Hannoveraner auszudehnen.

So bildeten sich nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in anderen Orten des Landes drei, wohl nach Rang und Stand in verschiedenen Classen gesonderte, aber in sich zusammenhaltende, von den anderen getrennte Gesellschaften. Herr von Leinau fand in den gebildetsten und unbefangensten Familien den ihm und Felicia zusagenden Umgang. Aurelius zog ihn an und er wußte, wie hoch Felicia Frau Elisabeth schätzte. Und mehr noch als dieses fesselte ihn seine alte Anhänglichkeit an den Ort. Er beschloß, trotz aller Veränderungen in Hannover zu leben.

Die Officiere der aufgelösten Armee befanden sich in einer äußerst schwierigen Lage. Die zum großen Theil jungen Männer waren ohne Beschäftigung, sie selbst und ihre Familien um ihre Zukunft besorgt. Diejenigen, welche preußische oder andere Dienste nehmen wollten, mußten vorher durch einen förmlichen Abschied ihres alten Fahneneides entbunden werden, und es hieß, daß der König Georg, dessen Agitatoren eine Restauration des Königreichs Hannover über kurz oder lang verhießen und vor jeder fremden Verpflichtung warnten, seinen Officieren den Abschied nicht ertheilen wolle. Die preußische Regierung hatte sich über diese peinliche Sache in officieller Weise bisher nicht geäußert. Die preußischen Officiere beklagten sich, daß es ihnen nicht gelinge, mit den hannoverschen Kameraden in Verbindung zu treten und wir hielten uns aus einer Scheu, zu weit entgegen zu kommen, von ihnen zurück. So regte die Officierfrage die Gemüther mehr auf. Sie drohte, einige junge Officiere zu unrichtigen Handlungen fortzureißen.

In dieser mißlichen Lage war es von Werth, daß eine große Zahl von uns in der Stadt Hannover zusammenkam, um die verschiedenen Ansichten auszutauschen und zu berichtigen. Noch einmal bewährte sich glänzend die alte schöne Kameradschaft. Sie mahnte die Hastigen zur Geduld und Vorsicht; sie erinnerte daran, daß die blanke Ehre unseres Officiercorps auch auf dem schwierigen Wege, der jetzt noch zurückgelegt werden mußte, durch keinen Hauch getrübt werden dürfe. Es sollte deshalb der Einzelne nicht für sich sorgen, so lange ein gemein-

sames Handeln möglich war. Unsere früheren Verbände waren noch nicht ganz zerrissen; unsere ehemaligen Vorgesetzten, an ihrer Spitze der General von Arentsschildt, noch unsere Vertreter. Wir mußten abwarten, was höheren Orts, sei es von hannoverscher, sei es von preußischer Seite geschehe.

Da wir aber leider nicht mehr hoffen durften, zusammen zu bleiben, so mußten wir zu dem schmerzlichen Schritte uns entschließen, das Eigenthum des Officiercorps aufzulösen. Es betraf dies hauptsächlich die Messe, die ein halbes Jahrhundert hindurch der bildende und erheiternde Sammelpunkt des Officiercorps gewesen war. Glückliche Erinnerungen knüpften sich an ihre, jetzt von den Preußen benutzten Räume, aus denen unser Eigenthum entfernt worden war.

Alfred ein Andenken zu geben, war allen ein Bedürfniß. Ein schönes silbernes Trinkgefäß, von deutscher Kunst im Mittelalter gefertigt, wurde ihm übersandt.

Die Verwundeten des Regiments, welche der Hilfe bedurften, wurden nicht vergessen. Zu solchen gehörte Lücke nicht. Er war einbeinig, aber übrigens gesund zu Weib und Kind zurückgekehrt und Frau Elisabeth hatte dafür gesorgt, daß ihm das fehlende Glied durch ein künstliches so gut als möglich ersetzt wurde.

Felicia war nun auch nach Hannover gekommen, Clotilde hatte sie nicht länger zurückhalten wollen. Sie war traurig und konnte ihre Sorge um meine Schwester nicht verbergen. Um so mehr eilte ich nach Haus.

Der erste Schnee fiel, als ich auf dem Gute ankam. Die Natur war still, kein Luftzug spielte mit den weißen Flocken, die auf die kalte Erde niedersanken. Die Leute im Dorfe blickten mich bei ihrem Gruße ernst an. Zephirius begegnete mir; ohne ein Wort zu sagen, preßte er meine Hand und ging weiter. In meiner Angst wurde die letzte kurze Wegstrecke mir lang.

Ich erschrak, als ich Clotilde sah. Wie im Traum, mit müdem Schritt kam sie zu mir. Ihre Augen waren größer, ihre Gestalt kleiner geworden. Auf ihrem Angesicht mischte sich mit dem tiefsten Weh ein Glanz, als sei ein neuer Hoffnungsschimmer über sie gekommen.

Mein Vater hatte einen berühmten Kieler Arzt zugezogen. Auch dieser vermochte keinen Trost zu geben.

Schweigsam, nachsinnend, mit Wichard's Briefen und Geschenken beschäftigt, verbrachte Clotilde die Tage. Alles that sie geräuschlos, behutsam, als fürchte sie, die Geister, die sie umgaben, zu verscheuchen. Oft sah sie uns an, als flehe sie um unsere Verzeihung.

Sie verließ das Haus nicht mehr. Wichard's Eltern und Schwester kamen oft. Sie empfing sie mit rührender Herzlichkeit und blickte sie an, als labe sie sich an den Zügen, die an den Geliebten erinnerten.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr. Eines Morgens, das Weihnachtsfest war nahe, stand sie nicht mehr auf. Noch einmal kam der Kieler Arzt. Als er uns verließ, sprach er voll Theilnahme: „Sie werden einen traurigen Weihnachten haben."

Alfred hatte mir das Versprechen abgenommen, ihn zu benachrichtigen, wenn wir um Clotilde das Schlimmste befürchteten. Ich schrieb ihm jetzt, wie es war.

Sie ließ von der Mutter alle Andenken, welche sie von Wichard besaß, an

ihr Bett bringen. Sie beschrieb ihr von jeder Sache den Ort, wo sie lag und vergaß Nichts von allen Briefen, Geschenken und Erinnerungszeichen. Wichard's Bild mußte ich neben ihrem Lager aufstellen.

Am Tage vor Weihnachten eröffnete uns der Hausarzt, daß ihr Ende sich rasch nähere. Sie selbst verlangte nach Wichard's Eltern und nach Adele. Es war dunkel draußen, als wir uns in dem matt erleuchteten Zimmer um die Sterbende versammelten. Schön und friedlich wie ein Engel sah sie aus. Die langen Haare lagen zu beiden Seiten des feinen, blassen Gesichts, die Augen blickten uns an, die zarten Hände ruhten gefaltet auf der Decke.

Ich wurde hinausgerufen. Alfred war gekommen. Clotilde wollte auch ihn bei sich haben. Ich bereitete ihn auf ihren Anblick vor und führte ihn zu ihr. In der Thür stand Adele, er bemerkte sie nicht. Seine Augen suchten Clotilde und als er sie erblickte, verließ den geistesstarken Mann die Fassung. Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er mit Küssen bedeckte und nicht los ließ. An dem Bette kniete er nieder und sprach, Alles vergessend: „Clotilde, Clotilde, wie habe ich Dich geliebt!"

Aus Adelens Brust klang ein Klageton, nur mir hörbar, da ich neben ihr stehen geblieben war. Sie preßte die Hand auf ihr Herz und sank auf einen Stuhl.

„Guter Alfred," sagte Clotilde, „lebe glücklich."

Mit einer matten Bewegung entzog sie ihm die Hand, um sie mit der anderen zu falten. Noch einmal blickte sie um sich nach Jedem von uns. Alfred blieb unbeweglich, knieend sah er in die Augen, die sich schlossen. An der anderen Seite beugte meine Mutter sich im tiefsten Gram über das entschlafene Kind.

Am heiligen Abend, um die Stunde, in der vor einundzwanzig Jahren Gott den Eltern die Tochter, mir die Schwester schenkte, ist sie zur ewigen Glückseligkeit eingegangen.

Wieder versammelten wir uns an dem Altar um einen Sarg. Clotilde sollte neben Wichard zur Ruhe bestattet werden. Chorgesang ging der Rede des tief erschütterten Predigers voran. Als er die Leiche eingesegnet und das Gebet gesprochen hatte, ließ Zephirius die Orgel ertönen. Mächtig durchbrauste sein Spiel die Kirche, während wir dem Sarge nach der Gruft folgten. Schwächer zitternd klang es uns nach, dann jubelte es noch einmal auf und wurde plötzlich still. — Der alte Cantor war zusammengebrochen und ist nicht mehr erwacht.

Einige Monate später verließ ich das elterliche Haus, um als preußischer Officier einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

---

# Das Zeitalter des Stahls.

Von

Hermann Kranichfeld.

Unsere moderne Culturwelt ist in einer Umwälzung begriffen, nicht unähnlich derjenigen, in Folge welcher einst die Bronze durch das Eisen, oder in noch früherer Zeit der Feuerstein durch die Bronze verdrängt wurde. Wir können annehmen, daß vor Ablauf des Jahrhunderts der Uebergang von Eisen zum Stahl sich vollziehen und unsere gegenwärtige Eisenzeit der Vergangenheit angehören wird. Wir haben den Fuß schon erhoben, um ihn in das neue Zeitalter, das des Stahls, hinüberzusetzen. Gegenüber den großen Ereignissen im politischen Leben der Völker mag dieser Uebergangsproceß auf den ersten Blick wenig in die Augen fallen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er einen Fortschritt bezeichnet, der in seinen Wirkungen die Staatenbildungen, welche wir heute in Europa finden, überdauern wird. Wegen der hervorragenden culturgeschichtlichen Bedeutung dieser Erscheinung muß auch der, welcher dem industriellen Leben ferner steht, ein Interesse haben, diesen Proceß, der sich plötzlich mit so unglaublicher Schnelligkeit vollzieht, in seiner eigenthümlichen Entwickelung zu verstehen und sich die Tragweite seiner Wirkungen, soweit es im Voraus möglich ist, klar zu machen.

Wir werden sehen, daß derselbe im Wesentlichen auf den Erfindungen zweier Männer beruht, die deswegen ein dauerndes Gedächtniß, nicht nur in der Geschichte der Technik, verdienen. Es sind dies die Engländer H. Bessemer und S. G. Thomas. Die Erfindung des Letzteren gehört der allerjüngsten Vergangenheit an und gestattet besonders uns Deutschen erst ganz in die Bewegung mit einzutreten.

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um den Gebrauch des Stahls überhaupt. Stahl ist den Menschen so lange bekannt, als das Eisen selbst. Schon die Alten besaßen ihn und Aristoteles theilt uns ein Verfahren seiner Herstellung mit. Aber bis auf unsere Zeit war seine Verwendung nur eine beschränkte. Der Stahl nahm ohngefähr dieselbe Stellung ein wie die Bronze am Ausgang der Steinzeit. Wenn wir heute von einem Uebergang zum Zeit-

alter des Stahls sprechen, so sind wir hierzu erst berechtigt, seitdem man begonnen hat, den Stahl bei der eigentlichen Massenfabrikation für Maschinenbau, für Eisenbahn- und Bauzwecke zu verwenden. Wir bauen heute schon ganze Schiffe aus Stahl, wir fahren mit Locomotiven, welche bis auf die kupferne Feuerbüchse aus Stahl verfertigt sind, die stählernen Radreifen der Eisenbahnwagen rollen auf Stahlschienen, stählerne Brücken tragen Züge über Ströme; kurz, wenn die Verdrängung des Eisens durch Stahl auch noch nicht auf der ganzen Linie erfolgt ist, so sehen wir doch, wie ersterem eine Position nach der andern abgenommen wird. Auf einzelnen Gebieten ist die Niederlage des Eisens schon jetzt völlig entschieden. So wurden z. B. in Deutschland 1880 nur noch 900,000 Ctr. Eisenschienen gegen 8,100,000 Ctr. Stahlschienen producirt.

Den Beginn dieses Umschwungs können wir nicht weit zurückverlegen. Als Krupp im Jahre 1851 auf der Londoner Industrieausstellung zuerst die Verwendung von Stahl wenigstens zum Maschinenbau anregte und stählerne Radreifen, Axen und Kurbelwellen einführte, fand er noch wenig Anklang. Und es war dies trotz der Vorzüge der von ihm eingeführten Fabrikate erklärlich. Wenn ein Centner Stahl zu Messerklingen ausgeschmiedet den Werth von 1500 Mark, oder gar in Gestalt feinster Uhrfedern den von 6,000,000 Mark erreicht, so kommt hierbei der Preis des Materials nicht in Frage. Wesentlich anders ist es aber schon bei Maschinen, welche durchschnittlich nur etwa das Vierfache vom Preise des Rohmaterials kosten und noch mehr natürlich bei Eisenbahnschienen, Trägern u. s. w., bei welchen der geringen, darauf verwandten Arbeit entsprechend der Preis des Fabrikats verhältnißmäßig wenig über den des Rohmaterials hinausgeht. Die Preisdifferenz zwischen Stahl und Eisen war aber früher so bedeutend, daß man ökonomisch ganz rationell verfuhr, wenn man in allen diesen Fällen dem der Qualität nach geringern Material den Vorzug gab.

Sollte darum Stahl, wie es seiner Eigenschaften wegen wünschenswerth war, zu einer allgemeineren Verwendung kommen, so mußte er erst billiger hergestellt werden. Lange wollte dies nicht gelingen. Fortschritte machte man erst, als man den frühern Weg der Empirie verließ und begann, die Eisenhüttenprocesse theoretisch zu studiren. Gerade die letzten Erfindungen liefern den Beweis, daß in der Technik die Theorie doch die einzig sichere Führerin bei Lösung schwieriger Probleme ist. So lange es übrigens dauerte, bis man die richtige Methode gefunden, so ist dieselbe doch schließlich, wie alle praktischen Ideen, von einer solchen überraschenden Einfachheit, daß auch der Laie ohne irgend welche Schwierigkeit die Eigenthümlichkeit derselben erkennen kann. Zum bessern Verständniß möge nur Einiges über die Herstellung des Stahls überhaupt vorausgeschickt werden.

Bekanntlich besteht der chemische Unterschied zwischen Gußeisen, Stahl und Schmiedeeisen nur in einem verschiedenen Kohlenstoffgehalt. Alles im gewöhnlichen Leben gebrauchte Eisen ist genauer ausgedrückt ein Eisencarburet, d. h. eine Verbindung von Eisen mit Kohle; im Gußeisen findet sich aber dem Gewicht nach $2\frac{1}{2}$—5 %, im Stahl $\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ %, im Schmiedeeisen unter $\frac{1}{2}$ % Kohlenstoff. Eisen also, in welchem auf 100 Kilo etwa $\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Kilo Kohle enthalten sind, besitzt die Eigenschaften der Elasticität und Härtbarkeit und ist

Stahl. In unsern Eisenhütten kann nun Stahl nicht direct gewonnen werden. Das im Hochofen aus den Eisenerzen erzeugte Roheisen ist immer Gußeisen. Die Gewinnung des Stahls sowohl als des Schmiedeeisens beruht darum im Wesentlichen darauf, daß man dem ursprünglichen Hochofenproduct den Kohlenstoff mehr oder weniger vollständig entzieht. Da der Stahl seiner Zusammensetzung nach dem Gußeisen am nächsten steht, sollte man meinen, daß seine Herstellung leichter und billiger sein werde, als die des Schmiedeeisens. Es würde dies auch der Fall sein, wenn das Roheisen außer dem wesentlichen Bestandtheile, der Kohle, nicht noch Verunreinigungen von Schwefel, Phosphor u. s. w. enthielte, deren Entfernung erforderlich ist, wenn der Stahl nicht wesentliche Eigenschaften einbüßen soll, die sich aber nur in Verbindung mit einer mehr oder weniger vollständigen Entkohlung ausführen läßt. Daher muß man, um aus einem unreinen Roheisen einen brauchbaren, von Verunreinigungen freien Stahl zu erhalten, immer erst ein kohlenarmes Schmiedeeisen herstellen, das dann in einem zweiten Hüttenproceß von Neuem gekohlt wird. Der Stahl durchläuft also folgende Kohlungsstufen. Das aus dem Hochofen kommende Gußeisen wird im sog. Frischproceß durch Entkohlung zunächst in Schmiedeeisen, und dieses durch Wiederkohlung in Stahl übergeführt. — Die Entfernung des Kohlenstoffs erfolgt stets durch Verbrennung desselben (im Frischproceß). Es wird dabei das Roheisen eingeschmolzen und in irgend welcher Weise mit atmosphärischer Luft in Verbindung gebracht (wobei es für unsere Betrachtung unwesentlich ist, ob die Oxydation der Kohle direct oder durch Uebertragung des Sauerstoffs durch Eisenoxyd-oxydul erfolgt). — Die Wiederkohlung war aber bis auf Bessemer eine außerordentlich langwierige Operation. Sie beruhte auf der merkwürdigen Eigenschaft des Schmiedeeisens, daß es schon im glühenden Zustand Kohle aufnimmt. Man erhitzte darum die Schmiedeeisenstäbe, welche man in Stahl verwandeln wollte, unter Abschluß der Luft in Holzkohlenpulver. Dabei wanderte die Kohle langsam in das Eisen hinein. Dieser Proceß (Cementation genannt) nahm wenigstens 10—12 Tage in Anspruch. Nach der Vollendung desselben mußte man die Stahlstäbe, um eine gleichmäßige Vertheilung des Kohlenstoffs im Eisen herbeizuführen, noch verschiedene Male umschmieden (gärben).

Schon vor Bessemer hatte es 1722 Réaumur versucht, an Stelle dieses mühseligen und kostspieligen Verfahrens ein einfacheres zu setzen. Er erkannte, daß man ein höchst bequemes Mittel der Wiederkohlung in Anwendung bringen könne, wenn es nur gelingen würde, Schmiedeeisen in Fluß zu bringen. Aus einzelnen, allerdings seltenen Erzvorkommnissen kann nämlich ein von schädlichen Verunreinigungen fast ganz freies, stark gekohltes Roheisen hergestellt werden. Man hätte dann nur eine abgewogene Menge desselben mit dem flüssigen Schmiedeeisen zu vermischen, um Stahl von einem ganz bestimmten mittleren Kohlenstoffgehalt zu erzielen. Doch wollten ihm die Versuche, Schmiedeeisen zu schmelzen, im Großen nicht gelingen. Da löste H. Bessemer im Jahre 1853 dieses Problem auf geniale Weise. Was mit dem größten Aufwand von Brennmatérial nur in ganz kleinem Maßstab möglich gewesen war, führte er bei Eisenmassen von mehr als 100 Centnern aus, und was das Ueberraschendste dabei war, ohne irgend welches andere Brennmaterial zu verbrauchen als das, welches das Roh-

eisen selbst enthielt. So frappant diese Idee zunächst für Alle, auch für Die war, welche sich mit der Sache beschäftigt hatten, so hatte doch eine im Grund einfache Ueberlegung auf dieselbe geführt. Wir wissen bereits, daß in 100 Kilo Roheisen bis 5 Kilo Kohlenstoff enthalten sind. Um uns ein anschaulicheres Bild von der Menge des letzteren zu machen, thun wir besser, uns an Stelle des Gewichts-, das Volumenverhältniß vorzustellen. Ein Kubikfuß Roheisen hat danach bis 70 Kubikfuß Holzkohle absorbirt, d. h. nicht etwa beim Ausschmelzen im Hochofen verbraucht, sondern wirklich in sich aufgenommen. Diese verbrennt bei der Entkohlung (dem Frischproceß). Man kann nun berechnen, daß die dabei erzeugte Wärme ausreicht, um die Temperatur des Eisens um 700—1000° C. zu erhöhen. Außer der Kohle verbrennen aber beim Frischen gleichzeitig die Verunreinigungen des Roheisens wie Schwefel, Phosphor, Silicium. Als Wärmequelle spielt dabei das Letztere, welches in Kieselsäure übergeführt wird, eine hervorragende Rolle. Man kann annehmen, daß bei einem größeren Gehalt an Silicium der Wärmeeffect desselben der gleiche ist wie der der Kohle. Da nun die Schmelztemperatur des Schmiedeeisens nur um etwa 1000° C. höher liegt, als die des Roheisens, muß schon die durch Verbrennung dieser beiden Bestandtheile erzeugte Wärme genügen, um das entstehende Schmiedeeisen in Fluß zu erhalten, um so mehr als bei der innigen Verbindung von Kohle und Silicium mit dem Eisen die berechnete überschüssige Wärme auch in der That an das Eisen abgegeben wird. Bei dem früheren Frischproceß war nun aber eine Schmelzung des Schmiedeeisens nicht eingetreten. Es hatte sich dasselbe gegen Ende des Processes in Gestalt weißglühender fester, bez. teigiger Wasser aus dem Eisenbad ausgeschieden. Bessemer erkannte den Grund dieser Erscheinung in dem eigenthümlichen Verlauf des beim Frischen bis dahin allgemein in Anwendung stehenden sog. Puddelprocesses. Bei diesem wird das Eisen auf einem flach muldenförmigen Herd durch die Hitze einer darüber hinstreichenden Flamme in Quantitäten von 3—5 Centner eingeschmolzen und dann, da sich das Bad sofort mit einer Schlackenschicht überzieht, durch einen Arbeiter mit einer eisernen Kratze umgerührt (gepuddelt), um wenigstens an einer Stelle das Eisen in Berührung mit der atmosphärischen Luft zu erhalten. Obgleich Herd und Feuerung überwölbt sind, um die Wärme möglichst zusammenzuhalten, ist doch der Verlust an solcher durch Ausstrahlung wegen der langen Dauer des Processes ganz außerordentlich groß. Und das ist der Grund, warum hier bei 100 Kilo Eisen außer den 5 Kilo Kohle, welche im Eisen selbst enthalten sind, außerdem noch etwa 100 Kilo Kohle zur Feuerung verbraucht werden, um das Eisen nur *bis zur Bildung* des Schmiedeeisens flüssig zu erhalten. An ein Schmelzen des letztern ist dabei gar nicht zu denken. Die Aufgabe, welche sich darum Bessemer stellte, war, genauer präcisirt, die, beim Frischen den Wärmeverlust durch Ausstrahlung möglichst zu beseitigen. Er suchte es dadurch zu erreichen, daß er die Dauer des Processes verkürzte. Der Kohlenstoff im Eisen mußte so schnell wie möglich verbrannt werden. Eine Verbrennung erfolgt um so rascher, je mehr Theile des verbrennenden Körpers gleichzeitig mit atmosphärischer Luft in Verbindung sind. Es würde z. B. eine Menge Leuchtgas, welche stundenlang brennt, wenn sie nur an einer Stelle (dem Brenner) mit der Luft in Contact steht, sich

momentan entzünden (explodiren), sobald sie in allen ihren Theilen mit derselben vermischt wäre. Bessemer suchte gewissermaßen eine solche Vermischung des flüssigen Eisens mit atmosphärischer Luft herbeizuführen, indem er während des ganzen Frischprocesses feine Luftstrahlen durch das Eisenbad hindurchpreßte. Zu dem Behufe construirte er einen besonderen Apparat, welcher etwa 100—200 Centner flüssiges Roheisen aufnehmen kann. Derselbe, aus Schmiedeeisen hergestellt und innen mit etwa 30 cm starkem feuerfesten Material ausgefüttert oder ausgemauert, hat die Form eines bauchigen Gefäßes von etwa 3 m Höhe und 2 m größter Weite. Um bei dem sehr stürmischen Verlaufe des Frischprocesses ein Herausschleudern des Eisens zu verhindern, zieht der Apparat sich oben zu einem engen Hals zusammen, der sich — aus demselben Grunde — seitlich umbiegt, so daß die Gestalt einer kurz unter dem Stiele abgeschnittenen Birne entsteht (Bessemer-Birne). An den Boden des Apparats ist ein Sammelkasten für die von einer Gebläsemaschine gelieferte comprimirte Luft angeschraubt. Durch zahlreiche (meist 49—84) in dem Boden der Birne befindliche Oeffnungen gelangt die comprimirte Luft in feinen Strahlen in das Innere des Gefäßes und durchdringt das darin befindliche flüssige Roheisen. Man darf sich dabei in seiner Vorstellung nicht durch den Gedanken stören lassen, daß das flüssige Roheisen durch die Oeffnungen von etwa $^1/_2$ cm Weite in den Sammelkasten laufen müsse. Hat der ausströmende Wind nur die gewöhnlich angewandte Pressung von $1^1/_2$—2 Atmosphären Ueberdruck, so ist dies ebensowenig möglich, wie eine in Wasser getauchte Röhre sich mit demselben füllen kann, so lange man kräftig Luft einbläst.

Der Erfolg war ein ganz enormer. Die Verbrennung des Kohlenstoffs im Eisen verlief mit einer so rapiden Geschwindigkeit, daß 100 Centner Eisen, welche nach dem ältesten Frischverfahren, dem Herdfrischen, $1^1/_2$ Woche, bei dem Puddelproceß $1^1/_2$ Tag Zeit erforderten, in der Bessemer-Birne in 20 Minuten in Schmiedeeisen verwandelt wurden. Die Temperatur stieg dabei aus dem oben angegebenen Grunde so hoch, daß das Schmiedeeisen flüssig blieb und die Wiederkohlung nun in der That in der schon von Réaumur vorgeschlagenen Weise ausgeführt werden konnte. (Flußstahlfabrikation.)

Man hätte nun glauben sollen, daß dieser Proceß, welcher Schmiedeeisen und Stahl ohne jeden Aufwand von Brennmaterial auf die denkbar einfachste Weise aus Roheisen herzustellen erlaubte, in kurzer Zeit überall das alte Puddelverfahren verdrängt und schon damals mit einem Schlage dem Stahl die Oberherrschaft errungen haben würde. Doch nur sehr allmälig vollzog sich ein Umschwung. 1868 waren noch in Preußen von $15_{,5}$ Millionen Centnern schmiedbarem Eisen 13 Mill. Centner Schmiedeeisen und $2_{,5}$ Mill. Centner Stahl; zehn Jahre später, 1878, sehen wir zwar schon eine bedeutende Zunahme des Stahls, aber immer noch ein Ueberwiegen des Schmiedeeisens. Von 25 Mill. Centnern schmiedbaren Eisens waren 18 Mill. Centner Schmiedeeisen und 7 Mill. Centner Stahl.

Die Ursache dieser Erscheinung war ein Mangel, welcher dem Bessemer-Verfahren noch anhaftete. Er zeigte sich besonders, als man die Bessemer-Stahlfabrikation in Deutschland einführen wollte. Während z. B. das aus den

nassauischen Eisenerzen gewonnene Roheisen als treffliches Material für den Puddelproceß gegolten hatte, zeigte es sich, daß der beim Bessemerproceß erzeugte Stahl z. Th. durchaus unbrauchbar war. Die Ursache fand man in einem Phosphorgehalt. Derselbe ist für Stahl absolut nachtheilig und schon $^1/_{200}$ % vermindert seine Festigkeit in merkbarer Weise. Beim Puddeln konnte nun wenigstens ein geringer Phosphorgehalt des Roheisens bis zu etwa $^1/_2$ % — so groß war durchschnittlich der Gehalt des nassauischen Roheisens — in die Schlacken übergeführt werden, beim Bessemern blieb aber, wie sich herausstellte, aller Phosphor im Eisen. Das war die Achillesferse des Bessemer-Verfahrens. Denn Phosphor ist die allerverbreiteste Beimengung der Eisenerze. England hatte zwar einen großen Bezirk phosphorfreien Materials in den Hämatiterzen Cumberlands; in Deutschland gab es aber nur einige sehr beschränkte Vorkommnisse von Eisenerzen, aus denen zum Bessemern geeignetes Roheisen erblasen werden konnte. Man mußte meist ausländische Erze verwenden, wenn man sich des neuen Verfahrens überhaupt bedienen wollte. Krupp in Essen, welcher dies that, hatte z. B. beständig 5 Dampfer in Betrieb, um nur seine Hochöfen mit reinen afrikanischen und spanischen Erzen zu versorgen. In den meisten Gegenden Deutschlands aber, wo man inländisches Material verarbeitete, blieb der Puddelproceß in Anwendung. Das war der Grund, weswegen der Stahl nur verhältnißmäßig langsam das Schmiedeeisen verdrängen konnte. Sollten die großartigen Perspectiven, welche sich anfangs bei Einführung des Bessemer-Processes eröffnet zu haben schienen, zur Wahrheit werden, so mußte man die Aufgabe lösen, auch bei diesem Verfahren den Phosphor zu entfernen. Es war dies nach der Erfindung Bessemer's das wichtigste Problem des ganzen Hüttenwesens. Der geistreiche deutsche Metallurg Geh. Bergrath Wedding pflegte in seinen Vorlesungen an der Berliner Bergakademie seine Schüler regelmäßig auf die epochemachende Bedeutung einer solchen Erfindung hinzuweisen, welche dem Erfinder Millionen über Millionen einbringen und der ganzen Eisenindustrie einen neuen Aufschwung geben werde. Es bedurfte aber kaum eines solchen Hinweises, um den Eifer anzuspornen. Im Mittelalter kann man in den Kreisen der Adepten nach dem Stein der Weisen nicht emsiger gesucht haben, als in den letzten Jahrzehnten in den Laboratorien die Lösung dieses Problems erstrebt wurde. Aber man stand vor einem Sphinxräthsel. Die Untersuchung des Puddelprocesses, bei welchem wenigstens eine theilweise Entphosphorung gelang, stellte die Schwierigkeit erst in das rechte Licht. Man erkannte Folgendes: die beiden Bestandtheile des Roheisens, Silicium und Kohle, werden bei dem Puddeln n a c h einander ausgeschieden. Erst wenn alles Silicium oxydirt ist, beginnt die Verbrennung des Kohlenstoffes. In der kurzen Zwischenzeit zwischen diesen beiden Processen erfolgt die Verbrennung des Phosphors und die Ueberführung desselben als Phosphorsäure in die Schlacke. Diese letztere muß aber, bevor noch die Entkohlung beginnt, sorgfältig entfernt werden, da das bei der Verbrennung der Kohle entstehende und durch die Schlacke entweichende Kohlenoxydgas die Phosphorsäure sofort wieder in Phosphor verwandeln und in das Eisen zurückführen würde. Das läßt sich nun wohl bei dem langsamen Verlaufe des Puddelprocesses, bei welchem man die auf einander folgenden Perioden genau unterscheiden kann, nicht jedoch bei den

sich so rapid entwickelnden, stürmischen Vorgängen des Bessemerprocesses ausführen. Außerdem fragte es sich überhaupt, ob bei dem letzteren Frisch-Verfahren eine solche zeitweise Entphosphorung anzunehmen sei. Denn weitere Beobachtungen lehrten, daß zu letzterer eine verhältnißmäßige niedrige Temperatur erforderlich sei. Deswegen findet sie z. B. auch in der ersten Frischperiode während der Verbrennung des Siliciums, bei welcher eine große Wärmemenge entwickelt wird, nicht statt. Da aber dem Bessemerproceß die Steigerung der Temperatur bis zu sonst bei Hüttenprocessen noch nicht erreichter Höhe eigenthümlich war, so schien er die Entphosphorung a priori auszuschließen. Krupp, welcher sich sehr viel mit dieser beschäftigt hat, beschränkte sich deswegen auch darauf, dieselbe für den Puddelproceß weiter auszubilden. Und doch lag die Erfolglosigkeit jener Bestrebungen im Grunde nur daran, daß man nicht die rechte Frage gestellt hatte.

Da wurde S. G. Thomas in Verbindung mit P. C. Gilchrist zunächst mehr im theoretischen Interesse auf die Untersuchung der Ursachen geführt, welche die Verbrennung des Phosphors bei hoher Temperatur verhinderten. Es ergab sich durch Versuche, daß letztere nicht etwa, wie man wohl bis dahin angenommen hatte, an sich schon die Phosphorverbindungen zerlegt, bez. nicht zu Stande kommen läßt, sondern daß sie nur eine Verdrängung des Phosphors aus seinen Verbindungen durch einen andern Stoff, nämlich die freie Kieselsäure (Quarz) herbeiführt. Freie Kieselsäure ist aber bei dem alten Bessemerproceß immer vorhanden. Denn es besteht das gewöhnliche feuerfeste Material, mit welchem die Bessemer-Birne ausgefüttert sein muß, zum großen Theil aus Quarz. Damit war die Unmöglichkeit der Entphosphorung in der alten Bessemerbirne erwiesen. Es war aber auch das gegebene Problem schon im Princip gelöst und es galt nur noch eine technische Schwierigkeit zu überwinden, nämlich ein anderes, ein von Kieselsäure freies, feuerfestes Material herzustellen. Als es Thomas und Gilchrist nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen war, in dem eisenhaltigen Dolomit ein Material zu finden, welches diesen Anforderungen entsprach, war es nun möglich, Versuche im Großen anzustellen. Wenn die oben erwähnte reducirende Einwirkung des bei der Entkohlung sich entwickelnden Kohlenoxydgases in der That stattfindet, so kann, so lange diese dauert, auch bei verändertem feuerfesten Material eine Entphosphorung nicht eintreten. Thomas ließ darum die Oxydation durch comprimirte Luft noch nach der vollständigen Entfernung des Kohlenstoffs fortsetzen (nachblasen). Das Resultat entsprach genau seinen Erwartungen. Der Phosphorgehalt des Eisens blieb während des ganzen Verlaufs der Entkohlung unverändert, wie sich aus Schöpfproben, die man in den verschiedenen Perioden des Processes nahm, erweisen ließ; nach der Entfernung des Kohlenstoffs sank er jedoch schnell auf ein Minimum.

Im Jahre 1878 drang die erste Kunde von der Entphosphorung nach dem Continent; im Jahre 1879 konnten die ersten Betriebsresultate veröffentlicht werden. Nur der, welcher damals in einem unserer Eisenindustriebezirke gelebt hat, kann sich eine Vorstellung von der Aufregung machen, in welche die betreffenden Kreise versetzt wurden. Zunächst wogten natürlich, wie bei jeder neuen Erfindung, welche die Privat-Interessen so stark berührt, die Ansichten über Durchführbarkeit und Rentabilität noch hin und her, da jeder das, was er

wünscht, auch hofft. Diese Zeit der Unentschiedenheit und Ungewißheit benutzten die beiden Werke der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein und die Rheinischen Stahlwerke in Ruhrort, um mit kühnem Griff sich das ausschließliche Patentrecht für Deutschland und Oesterreich für 6 Millionen Mark von den englischen Patentinhabern zu erwerben. Jetzt nach drei Jahren hat sich, wie besonders auf der Herbstversammlung des Iron & Steel Institute in London im October 1881, zu welcher auch die bedeutendsten deutschen und österreichischen Eisenindustriellen als Delegirte erschienen waren, allgemein anerkannt wurde, zur Evidenz ergeben, daß der Thomasproceß in der That das leistet, was man nur von ihm erwarten kann. Roheisen, welches sonst in keiner Weise wegen seines hohen Phosphorgehaltes auf Schmiedeeisen oder Stahl verarbeitet werden konnte, bildet für den Thomasproceß ein gerade vorzüglich geeignetes Material. Es ist bei demselben sogar erforderlich, daß der Gehalt an Phosphor wenigstens $1\frac{1}{2}$ % beträgt, da durch Verbrennung desselben die am Schluß des Processes beim Nachblasen nöthige Temperatur erzeugt wird. Der Phosphor spielt hier dieselbe Rolle als Brennmaterial, wie das Silicium bei dem gewöhnlichen Bessemer-Roheisen. Da aber Silicium nur durch besondere Steigerung der Hitze im Hochofen in größerer Menge in das Erste übergeführt werden konnte, während der Phosphor, der fast keinem deutschen Eisenerz fehlt, unter allen Umständen in dasselbe übergeht, so ist wegen der Entbehrlichkeit des ersteren bei dem Thomasproceß auch die Herstellung des Roheisens eine bequemere und billigere geworden.

Der Thomasstahl, welcher aus solchem Roheisen hergestellt ist, kommt an Qualität dem alten Bessemer-Stahl im Allgemeinen wenigstens gleich. Er ist allerdings als Werkzeugsstahl weniger verwendbar; dagegen konnten einzelne Marken weicheren Stahls, wie sie zu Schiffsbauzwecken, Telegraphenleitungen u. s. w. gebraucht werden, in gleicher Qualität in Deutschland früher überhaupt noch nicht erzeugt werden.

Die Uebelstände des Verfahrens liegen noch vor Allem in den größeren Kosten des feuerfesten Materials und in dem größeren Abbrand, d. h. dem Verlust an Eisen durch Oxydation desselben. Letzterer beträgt beim Bessemerproceß durchschnittlich 12 %, beim Thomasproceß 15 %. Doch darf man erwarten, daß diese Uebelstände sich bei längerer Erfahrung noch theilweise beseitigen lassen. Nach dem Bericht der Herren S. G. Thomas und P. C. Gilchrist auf der Hauptversammlung des Iron & Steel Institute im Jahre 1881 wurden damals bereits monatlich 600,000 Ctr. Stahl nach dem neuen Verfahren producirt und tritt mit jedem Monat eine Steigerung der Production ein, da immer mehr für den Thomasproceß eingerichtete Betriebe ihrer Vollendung entgegengehen. In Deutschland haben bereits fast sämmtliche bedeutenderen Werke der Saar- und Moselgegend (Burbacher, Dillinger Hütten, Stumm'sche Werke u. s. w.), des Aachener Bezirks (Rothe Erde), der Ruhrgegend (Phönix, Dortmunder Union u. s. w.) das Recht auf Anwendung des Verfahrens von den beiden deutschen patentberechtigten Werken erworben.

Für Deutschland hat die Erfindung zuerst eine ganz eigenthümliche Wirkung, eine Verschiebung der Roheisenproduction zur Folge gehabt, durch welche große Gesellschaften ernstlich bedroht schienen. Die großen Eisenindustriebezirke

Deutschlands sind Lothringen, die Rheinlande, Westphalen und Schlesien, auf welche ca. 90 % der gesammten Eisenproduction Deutschlands entfallen. In Lothringen und den Rheinlanden ist besonders die Saar- und Moselgegend, in Westphalen die Ruhrgegend Sitz der Eisenindustrie. Man wird sich nun vielleicht noch der Forderung erinnern, welche in den letzten Jahren wegen Erniedrigung der Bahnfrachten für Eisenerze von Lothringen nach Westphalen in der Presse häufig genug ausgesprochen wurde. Dieselbe steht in directem Zusammenhang mit dem Thomasproceß. Im Westen Deutschlands, in Lothringen und Luxemburg, findet sich nämlich ein Eisenerzvorkommen von solchem Reichthum, daß in Europa höchstens das englische in Cleveland ihm gleichgestellt werden kann. Man hat dasselbe auf 40 Milliarden Ctr. abgeschätzt. Fast noch wichtiger als dieser unerschöpfliche Reichthum an Erzen ist aber die leichte Gewinnung derselben, in Folge deren die Productionskosten auf einigen Gruben bis auf 5—6 Pf. pro Ctr. herabgehen (gegen etwa 25 Pf. im übrigen Deutschland). Der Präsident des Iron & Steel Institute in London konnte deswegen in einer der letzten Versammlungen dieser Gesellschaft mit Recht behaupten, daß Luxemburg und Lothringen Erz mit geringeren Kosten zu fördern vermöge als irgend ein Land der Erde. Die Erze werden zum Theil in Luxemburg und Lothringen selbst, zum Theil im Saarbrücker Kohlenrevier und in Belgien verhüttet.

Bis jetzt verhinderte der sehr starke Phosphorgehalt, welcher das aus dem Erz erblasene Roheisen auch für den Puddelproceß wenig geeignet erscheinen ließ, eine den sonstigen Verhältnissen entsprechende Ausbeutung. Mit der Erfindung der Entphosphorung wurde aber die Sachlage eine wesentlich andere und es steht zu befürchten, daß die westphälischen Hochöfen in der Concurrenz mit denen des Mosel- und Saargebietes nicht bestehen können, wenn sie nicht durch Frachterleichterungen ebenfalls in Stand gesetzt werden, die lothringischen Erze zu beziehen. Wenn sich auch in einem Schwefelgehalt der lothringischen Erze ein Uebelstand herausgestellt hat, der die Hütten zwingen wird, dieselben mit den 300 km entfernten nassauischen manganhaltigen Brauneisenerzen zu gattiren, da die luxemburg-lothringischen Erze selbst den zur Entschwefelung erforderlichen Mangangehalt nicht besitzen, so werden doch die Mosel- und Saar- und vor Allem die luxemburger Hütten in Zukunft jedenfalls das billigste Roheisen zur Flußstahlfabrikation produciren können.

Sehen wir aber von diesen vorübergehenden Erschütterungen ab, so dürfen wir Deutschen uns ganz besonders zu der neuen englischen Erfindung Glück wünschen, da durch sie unsere Flußstahlindustrie erst auf eigene Füße gestellt wird, während sie bisher fast ganz vom Ausland abhing. Wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß von den 12 Mill. Ctrn. Eisenerz, welche noch 1880 in Deutschland eingeführt wurden, 10 Millionen, die nachweislich über Rotterdam kamen, spanischen und afrikanischen Ursprungs und zur Bessemer-Roheisen-Production bestimmt waren. Ebenso gingen auch von den 1880 in Deutschland verbrauchten 5 Mill. Ctrn. ausländischen Roheisens etwa 2 Mill. Ctr. in die Bessemer-Hütten. Da man in Deutschland im Ganzen etwa 12 Mill. Ctr. Bessemer-Roheisen auf Flußstahl verarbeitete, so wurden demnach — wenn man 10 Mill. Ctr. Erz gleich 5 Mill. Ctr. Roheisen setzt — höchstens 5 Mill. Ctr. davon aus einheimi-

schen Erzen erblasen. Durch den Thomasproceß wird darin voraussichtlich eine totale Aenderung herbeigeführt werden. Unsere größten Eisenerzbezirke sind die schon erwähnten luxemburg-lothringischen, welche (1881) mit einer jährlichen Production von etwa 50 Mill. Ctr., in Deutschland die Saar- und Moselhütten, die nassauischen, welche mit etwa 10—15 Mill. Ctr. vorwiegend die westphälischen Hütten der Ruhrgegend, der oberschlesischen, welche mit etwa 12 Mill. Ctr. die oberschlesischen Hütten versorgen — alle diese Lagerstätten liefern Erze, welche ihres Phosphorgehaltes wegen zur Bessemer-Stahlfabrikation meist ganz ungeeignet waren, dagegen allein oder mit anderen Erzen vermischt (gattirt) ein ganz vortreffliches Roheisen für den Thomasproceß erblasen lassen. Was von diesen großen Eisenerzbezirken gilt, findet in erhöhtem Maßstabe auf die meisten der kleineren oder mehr vereinzelt vorkommenden Erzlagerstätten Anwendung. Blackband-Eisenstein in Westphalen, die Erzlager bei Salzgitter am Harz, besonders aber die reichen Erzlager der Ilseder Hütte bei Peine werden durch den Thomasproceß aus vernachlässigten Stiefkindern besonders bevorzugte Glieder in unserer Eisenproduction. Auch die über ganz Norddeutschland verstreuten Raseneisensteinlager werden in Zukunft vielleicht besser gewürdigt werden.

Damit, daß unsere Flußstahlindustrie autochthon wird, wird sie aber auch erst recht concurrenzfähig und es ist vielleicht ein glückverheißendes Vorzeichen, wenn bei einer der letzten Submissionen auf Stahlschienen in England eine deutsche Firma den Sieg davongetragen hat; ein günstiges Omen dafür, daß wir im anbrechenden Zeitalter des Stahls den Kampf mit der englischen Eisenindustrie mit mehr Aussicht auf Erfolg aufnehmen können.

Der Uebergang zur Herrschaft des Stahls wird noch durch eine dritte Erfindung, die wir wenigstens kurz erwähnen müssen, der des Siemens-Martin-Stahls beschleunigt (1866). Während bei dem Bessemer und Thomas-Proceß das Rohmaterial für die Stahlfabrikation nur Roheisen sein kann, läßt sich nach dem Siemens-Martin'schen Verfahren auch noch das alte Schmiedeeisen in Stahl umwandeln. Unserem Landsmann W. Siemens in London war es nämlich gelungen, durch seine Regenerativ-Gasöfen eine solche Hitze zu erzielen, daß Schmiedeeisen auf dieselbe directe Weise, wie es schon Réaumur versucht hatte, zum Schmelzen gebracht werden konnte. Dem Uebelstand, daß der größere Theil des Eisens verbrannte, ehe es in Fluß kam, beseitigte Emil Martin in Sireuil dadurch, daß er es in flüssiges Gußeisen, welches durch eine Schlackendecke vor Oxydation geschützt ist, eintauchte und so die Berührung mit der Luft und die Verbrennung verhinderte. Seitdem hat dieses Siemens-Martin'sche Verfahren ziemlich weite Verbreitung gefunden und es ist besonders gelungen, die alten Eisenschienen in einen vortrefflichen Stahl zu verwandeln. Die in den Siemens'schen Stahlwerken in Birmingham eingeschmolzenen und in Stahl übergeführten Eisenschienen der Great-Western-Eisenbahngesellschaft hatten z. B. vom Jahre 1867—1877 auf einer außerordentlich stark beanspruchten Verkehrslinie in Paddington der Abnutzung fast völlig widerstanden.

So haben seit 30 Jahren die Hüttenprocesse zur Erzeugung von Stahl so durchgreifende Umwandlungen und Verbesserungen erfahren, daß er sich jetzt fast

zu demselben Preise wie Schmiedeeisen herstellen läßt. Damit ist aber die allmälige Verdrängung des Schmiedeeisens und eine allgemeine Verwendung des Stahls für die meisten Zwecke entschieden. Es sind hauptsächlich zwei Eigenschaften, durch welche dieser dem Schmiedeeisen bei den für den Massenverbrauch in Betracht kommenden Verwendungszwecken überlegen ist. Das ist erstens seine Härte, welche bei Eisenbahnschienen, Radkränzen u. s. w. die geringe Abnutzung und damit die größere Dauer bedingt; und zweitens ist es die Festigkeit, welche eine Materialersparniß und leichtere Construction ermöglicht. Der erstere Umstand ist so wichtig, daß z. B. ein so besonnener Mann wie der Generaldirector der rheinischen Eisenbahngesellschaft, Geh. Regierungsrath Mevissen, in einer der letzten vor der Verstaatlichung abgehaltenen Generalversammlungen der Gesellschaft sich bei Begründung einer größeren Rentabilität des Unternehmens für die Zukunft wesentlich mit darauf stützen konnte, daß die Betriebsunkosten herabgehen würden, weil seit Einführung des Stahls das Material eine doppelt so lange Dauer wie früher erwarten ließe; ein Vortheil, welcher die anfangs erwähnte Verdrängung des Schmiedeeisens bei Eisenbahnschienen erklärlich macht. Welchen Gewinn aber eine bei gleicher Festigkeit leichtere Construction, abgesehen von Materialersparniß, in den meisten Fällen mit sich bringt, kann ein Blick auf den Schiffsbau lehren. Entweder ist damit das, was bei Handelsschiffen stets den Ausschlag geben muß: eine größere Tragfähigkeit der Schiffe gewährleistet, ohne daß die Kosten für Betrieb und Fortbewegung sich ändern, da es klar ist, daß die Ladung um so viel vermehrt werden kann, als das Eigengewicht des Schiffs beim Bau vermindert wird; oder es kann der Umstand dazu benutzt werden, einen geringeren Tiefgang des Schiffs bei gleicher Schnelligkeit und Sicherheit zu erzielen. Letzteres ist der Grund, weswegen man z. B. bei unserm neuen Aviso „Grille" Stahl genommen und weswegen auch andere Kriegsmarinen immer mehr zu diesem Baumaterial übergehen. Aehnliche Gründe machen sich in andern Betrieben geltend. Es mögen nur noch einige Beispiele angeführt werden. Man wendet bekanntlich auf Bergwerken schon seit längerer Zeit bei der Förderung in Schächten Drahtseile an. Es ist hier bei tieferen Gruben die Stärke der ganzen Fördermaschine davon abhängig, ob man Stahl- oder Eisendrahtseile wählt, da die Maschine beim Anheben nicht nur das zu fördernde Haufwerk (Erz, Kohle), sondern auch die oft sehr bedeutende Seillast zu bewegen hat, Stahlseile aber nach den Untersuchungen des Dortmunder Oberbergamtes bei gleicher Tragkraft nur halb so stark sein müssen, als Eisendrahtseile. Eine noch bedeutendere Rolle spielt das Eigengewicht bei großen Bauconstructionen. Die projectirte Brücke über den Firth of Forth war in Schmiedeeisen-Construction praktisch unmöglich, während sich die Frage ganz anders gestaltet hat, seit man an die Ausführung in Stahl denken konnte.

Es könnte bei dieser Sachlage eigenthümlich erscheinen, daß sich der Uebergang nicht noch schneller vollzieht. Es sind aber oft äußere Verhältnisse gewesen, welche hinderlich waren, die mit der neuen Stahlerzeugung gebotenen Vortheile ganz auszunützen. So gab es in England eine Regierungsvorschrift, wonach bearbeitetes Material irgend welcher Art auf Druck oder auf Zug nicht höher

belastet werden darf, als mit 20 Tonnen pro Quadratzoll; ebenso waren dort die Erbauer von Handelsschiffen durch die bei „Lloyds" geltenden Vorschriften beschränkt, welche bei Bestimmung der Classe eines Schiffes zwischen Stahl und Eisen keinen Unterschied machten. Erst auf Anregung von Mr. Borlow wurde von der englischen Regierung eine Commission eingesetzt, welche den Gebrauch des Stahls als Baumaterial empfahl unter Begrenzung seiner Tragfähigkeit, welche die für Schmiedeeisen festgesetzte weit übertrifft.

Auf den ersten Blick könnte man nun glauben, daß die Eisenindustriellen, indem sie den Stahl an die Stelle des Eisens zu setzen sich bemühten, sich selbst den größten Schaden zugefügt haben, da die damit verbundene Materialersparniß, und besonders die Dauer der Stahlproducte nothwendig eine Verminderung des Consums zur Folge zu haben scheint. Dabei vergißt man jedoch, daß der Stahl nicht nur das Schmiedeeisen zu verdrängen, sondern auch noch viel mehr als letzteres Holz und Stein zu ersetzen im Stande ist. Es werden bei den Geräthschaften im Hause und in der Landwirthschaft, bei Bauconstructionen, bei Eisenbahnen (Schwellen) Holz und Stein ihre frühere dominirende Stellung immer mehr aufgeben müssen, und wir dürfen sicher hoffen, daß eine etwa zunächst eintretende Beeinträchtigung der Eisenindustrie sich doch bald wieder ausgleichen und das Zeitalter des Stahls seinen Namen in noch ausschließlicherem Sinn verdienen wird als sein Vorgänger das Zeitalter des Eisens.

# Die madagassische Gesandtschaft.

Durch die Anwesenheit der madagassischen Gesandtschaft — Ambasadaoran ny Mpanjaka ny Madagascar, wie sie sich auf malgassisch nennt — in Berlin, ist ein erhöhtes Interesse für die Gestaltung im Südosten des afrikanischen Continents auch bei uns geweckt worden. Madagascar, etwas größer als das deutsche Reich und die drittgrößte Insel überhaupt, ist von Afrika durch den breiten und schnellfließenden Mosambikkanal getrennt. Der größere Theil der Insel liegt in der tropischen Zone, nur der Süden ragt in die gemäßigte südliche Zone hinein. Dreimal so lang wie breit, hat Madagascar ein Seeklima, und wenn an den flachen Küsten dasselbe heiß, an der Ostküste heiß-feucht, an der Nordwestküste äußerst ungesund ist, so erfreut sich dagegen das von einer bis 3000 M. hohen Bergkette durchzogene Innere einer milden, gesunden Temperatur.

Madagascar ist reich an pflanzlichen und animalischen Producten; es soll auch große Mineralschätze besitzen: im Nordwesten vermuthet man Kohlen, aber hinsichtlich der Mineralien liegen positive Untersuchungen bis jetzt nicht vor.

Es soll hier nicht erörtert, sondern nur erwähnt werden, daß vor einigen Jahren die Idee auftauchte, derzufolge man in Madagascar den westlichen Theil von „Lemurien" zu sehen hätte. Man verlegte nach Lemurien das Paradies und ließ in Lemurien aus den Lemuren die Menschen entstehen.

Nun haben wir wohl Lemuren auf Madagascar; aber es sind weder die Seelen Abgeschiedener noch übriggebliebene Menschen eines versunkenen Continents, sondern sogenannte Halbaffen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß in der Pflanzenwelt Madagascars sich Vieles findet, was man auf dem afrikanischen Continent vergebens sucht. Auch fehlen auf dieser Insel von den größeren Thieren die Pachidermen und reißenden Mammalien, welche Afrika charakteristisch sind. Aber das berechtigt keineswegs, zur Erklärung dieser Thatsache die ehemalige Existenz eines jetzt nicht mehr vorhandenen Erdtheils zu Hilfe zu rufen.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so ist es ebensowenig erwiesen, daß die dunklere Bevölkerung dem afrikanischen Continent entstamme, und nur die Hova, der herrschende Stamm, malaischen Ursprungs sei. Im Großen unterscheidet man die Hova, in der Mitte auf den Hochebenen seßhaft, die Betsimisaraka an der Ostküste und die Sakalava an der West- und Nordküste der Insel. Die Betsimisaraka scheiden sich besonders wieder in die Schanaka und Tanala, während die Hova sich in Betsileo und Hara theilen. Die Hova sind gelblich bis braun von Hautfarbe, sie haben schlichtes, oft auch gewelltes Haar, einen vollkommenen ebenmäßigen Körperbau und häufig stark malaische Gesichtszüge, oft aber — und wohl durch die in undenklichen Zeiten stattgehabte Vermischung mit Arabern, Hindu, Persern 2c. — fast europäische Gesichtszüge. Die Sakalava und Betsimisaraka sind dunkel bis zum dun-

kelsten Schwarz. Wenn, wie schon angedeutet, die meisten Reisenden und Anthropologen die dunkle Bevölkerung Madagascars auf Afrika zurückführt, meint dagegen einer der bedeutendsten Kenner der Insel, der Engländer Mullens, alle Madagassen ohne Ausnahme für den großen malayo-polynesischen Menschenstamm reclamiren zu müssen. Da jedoch die Madagassen gar keine Geschichte haben, sondern erst in Beziehung zu derselben gezogen wurden, seit Europäer dorthin kamen, so ist es absolut unmöglich zu sagen, wann und wie die Insel bevölkert wurde; ob die Sakalava und Betsimisaraka schon auf der Insel sich befanden, als die Hova kamen. Jedenfalls erscheint es falsch zu behaupten, die Hova seien erst kurz vor der ersten Ankunft der Europäer nach Madagascar gekommen. Man könnte mit ganz demselben Recht behaupten, die Hova seien die ersten gewesen, welche die Insel besiedelten, und die anderen später hinzugekommen. Auch würde sich die Annahme ebensogut vertheidigen lassen, alle die Stämme seien ungefähr zur selben Zeit nach Madagascar gekommen. Wenn wir aufrichtig sein wollen, können wir nur sagen, wir wissen es nicht. Möglich, daß bei genauerer Untersuchung der Insel und des Volkes neue Anhaltspunkte gefunden werden; vorläufig müssen wir uns mit dem sprachlichen Ergebniß begnügen. Schon ein Begleiter Cooks, Banks, wies auf die Aehnlichkeit der malgassischen Sprache mit dem Malayischen hin, und später wurde dies wissenschaftlich durch Wilhelm von Humboldt erhärtet. Natürlich haben sich im Laufe der Zeit manche arabische, persische und später auch Wörter europäischer Zungen, endlich solche von afrikanischen Völkern eingeschlichen. Aber eine solche Untermengung mit fremden Wörtern hat die madagassische Sprache mit vielen anderen gemein. Die Gesammtzahl der Bevölkerung anzugeben ist sehr schwer, wie überall da, wo man nur schätzen kann; in Madagascar um so schwerer, weil ein großer Theil der Insel von europäischen Reisenden noch gar nicht einmal durchforscht ist. Früher nahm man 5 Millionen Einwohner an. Aber von einer so hohen Zahl ist man heruntergekommen, wie man überhaupt, je mehr man Afrika kennen lernt, von der auf so seltsame Weise in die Höhe geschraubten Einwohnerzahl von 200 Millionen Seelen, auf die wieder herabkommt, welche die Statistiker im Anfange dieses Jahrhunderts[1]) in den geographischen Lehrbüchern annahmen: 90 bis 100 Millionen. Die meisten Geographen geben für Madagascar die Zahl der Bevölkerung auf 2,500,000 Seelen an. Bei einer Größe von ungefähr 591,563 □Kilometer macht das auf einen □Kilometer nur 4 Menschen, also eine äußerst schwache Dichtigkeit.

Auch an Städten ist Madagascar nicht reich. Nach Audebert[2]) kommen nur Antanarivo in der Provinz Imerina, welche auch als Hauptstadt des ganzen Landes betrachtet werden kann, ferner der Hafen Tamatave und sodann Fihanarantsoa im Lande der Betsileo in Betracht. Alle diese sind im Besitze der Hova, wie man denn auch wohl kaum zu weit geht in der Behauptung, daß, wenn auch nicht alle Stämme der Königin Ranavalona II. unterworfen sind, alle mehr oder minder in einer gewissen Abhängigkeit von der Königin von Madagascar, oder wie die Franzosen in neuester Zeit ostensibel schreiben, der „Königin der Hova", sich befinden.

Madagascar wurde 1506 von den Portugiesen Tristan d'Acunha und Ruy Pereira entdeckt, nachdem es früher schon Marco Polo bekannt gewesen war. Die Entdecker nannten die Insel San Lorenco, während sie bei den Eingeborenen selbst den Namen Nossin-Dambo d. i. Schweinsinsel führte. Von den Arabern wurde die Insel Djesira el Komer, Mondsinsel, von anderen, wie Dapper uns sagt, auch Madekasse, Thevet, Albargra, und besonders noch von den Persern Sarandib genannt. Den Alten scheint

[1]) Ehrmann in seiner „Neuesten Kunde von Afrika, Weimar 1810" sagt S. 31: „Die gewöhnlichste Angabe ist zu 90 Millionen." Und S. 33 fügt er sodann hinzu: „Es möchte daher wohl nicht zu viel sein, wenn man einstweilen, um nicht gar zu wenig zu sagen, die gesammte Volksmenge von Afrika (die Inseln mit eingeschlossen) zu etwa 120 Millionen Einwohnern anschlägt." — Jetzt findet man, wie oben gesagt, viel höhere Angaben.

[2]) Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 1883, S. 152.

Madagascar nicht bekannt gewesen zu sein; denn Rhapta, etwas südlich vom Aequator gelegen, war der äußerste Punkt an der afrikanischen Küste, der bei ihnen erwähnt ist.

Portugal hat also unzweifelhaft für sich das Recht der Entdeckung, und wenn in französischen politischen Blättern dies bestritten und für Frankreich die Priorität beansprucht wird, so muß das mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Die Portugiesen versuchten auch auf einem Inselchen im Südwesten eine Besiedelung im Jahre 1540; aber nach kurzer Zeit gezwungen, ihre Colonie aufzugeben, wurden die meisten ihrer Ansiedler von den Eingeborenen ermordet. Spätere Versuche mißlangen ebenfalls, und als nach ihnen die Holländer colonisiren wollten, erlitten sie das gleiche Schicksal.

Hierauf erst begannen die Franzosen ihre Versuche, welche aber, wie wir gleich sehen werden, ein noch traurigeres Resultat hatten. Colonisatorische Unternehmungen waren vor zweihundert Jahren überhaupt mit ganz anderen Schwierigkeiten verknüpft, als heute. Man hatte viel größere Gefahren schon auf der Seereise zu bestehen. Schlecht gebaute Segelschiffe, häufig nicht genügend verproviantirt, bildeten das Reisemittel, und angekommen in fremden Landen, erwartete die Auswanderer, wie hier in Madagascar, ein mörderisches Klima, um so verderbenbringender, als man kein Chinin hatte, um damit die perniciösen Fieber bekämpfen zu können. Nicht nur die Gegenden, Landstriche, Städte und Ortschaften Europa's in ihrer allgemeinen und besonderen Beschaffenheit waren damals bedeutend ungesunder, sondern noch mehr war das in den fremden Welttheilen der Fall. Wie Alles auf der Erde sich verbessert, so verbessern sich auch die klimatischen Verhältnisse, und andere auf die gesunde Existenz des Menschen bezüglichen Verhältnisse. Andererseits waren aber auch die sogenannten civilisirten Menschen roher und ungebildeter, die wilden Völker wilder, als sie jetzt sind. Bei uns selbst in Europa stand Sklaverei und Leibeigenschaft noch in Blüthe, und die Eingeborenen oder „Wilden“ fremder Continente als Menschen zu betrachten, fiel Niemandem ein. Selbst die christliche Religion hatte damals nie ein Wort gegen den Menschenhandel. Bei solcher Anschauungsweise mußten die Menschen ganz anders zusammen gerathen, als das jetzt unter ähnlichen oder gleichen Verhältnissen der Fall ist.

Patronisirt von Richelieu[1]) bildete sich 1642 eine Gesellschaft, Société d'Orient, mit dem Privilegium, auf Madagascar und den umliegenden Inseln Colonien anzulegen und zu bewirthschaften. Damit war zugleich der Befehl verknüpft, im Namen der Allerchristlichsten Majestät von der Insel Besitz zu ergreifen. Während der Dauer von zehn Jahren sollte die Gesellschaft ausschließlich das Recht haben, mit Madagascar Handel zu treiben. Von der Gesellschaft wurden de Pronis und Foucquemberg beauftragt, die Colonie anzulegen. Im September des genannten Jahres langte die Expedition an; man etablirte sich auf der Südostküste bei einer Oertlichkeit Namens Mangafia, von den Franzosen St. Luce genannt, etwas nördlich von Fort Dauphin, welches bald darauf dann die eigentliche Residenz der Franzosen wurde. Das Schiff „Le Saint Louis“ welches, mit Ebenholz beladen, die Rückreise antreten sollte, scheiterte und ging unter.

Im folgenden Jahre kam eine Verstärkung von siebenzig Franzosen, aber nach einem einmonatlichen Aufenthalt waren schon sechsundzwanzig dem Klima erlegen. Das Einvernehmen mit den Eingeborenen wurde gestört; wie früher zur Zeit der Portugiesen waren Ermordungen Seitens der Eingeborenen an der Tagesordnung, und wenn man im Fort Dauphin auch einen geeigneten Platz, namentlich einen vorzüglichen Hafen gefunden hatte, so ließen innere Streitigkeiten unter den Colonisten selbst ein trauriges Ende ahnen. Im Jahre 1644 kamen von Dieppe abermals neunzig

[1]) Souvenirs de Madagascar par Lacaze, Paris 1881; ich folge in der Ausführung ganz und gar Mr. Lacaze, der, ein geborener Franzose, gewiß nichts Falsches über seine Landsleute berichten wird, wenigstens nicht absichtlich.

Colonisten, und Foucquembert kehrte mit demselben Schiff nach Frankreich zurück, um der Gesellschaft Rechenschaft abzulegen. Auf der Reise von St. Malo nach Paris wurde er aber von seinem Reisegefährten, der Kostbarkeiten bei ihm vermuthete, ermordet. De Pronis seinerseits, der in Fort Dauphin zurückgeblieben war, und sich als Protestant bei den Colonisten und katholischen Missionären verhaßt gemacht hatte, wurde von seinen eigenen Untergebenen eingekerkert. Er wurde zwar, als ein gewisser Leroy mit vierundvierzig neuen Colonisten auf dem Schauplatz erschien, aus seiner Haft befreit; aber neuer Hader und diesmal von viel ernsterer Natur brach aus, in Folge dessen Leroy sogar sich verleiten ließ, mit den Eingeborenen gegen de Pronis gemeinsame Sache zu machen. Als der Friede wieder hergestellt war, wurden auf de Pronis' Befehl trotz der allgemeinen Amnestie, die er versprochen hatte, zwölfen der Aufständischen Hauptthaar und Bart abrasirt, mit nackten Füßen, eine Fackel in der Hand und nur mit einem Hemde bekleidet, mußten sie büßen, und sodann schickte er sie gefesselt nach den Mascarenen, welche schon 1642 von ihm für Frankreich in Besitz genommen waren. Diese Wortbrüchigkeit war nur das Vorspiel eines schlimmeren Vorfalles, welcher die Stellung der Franzosen in Madagascar vollends erschütterte. Die Holländer, welche auf St. Mauritius sich seßhaft gemacht hatten, waren nach Fort Dauphin gekommen, um Sklaven zu kaufen; und wenn de Pronis sich auch anfänglich auf diesen Menschenhandel nicht einlassen wollte, so wußte ein gewisser Capitän Le Bourg ihn dennoch in's Werk zu setzen. Als die Malgaschen arglos am Markttag das Fort betraten, wurde eine große Zahl von ihnen ergriffen und dem holländischen Schiffscapitän überliefert. Dieser Verrath schadete der Stellung der Franzosen mehr als alle anderen fehlerhaften Maßregeln vorher, und ward nicht gut gemacht dadurch, daß de Pronis endlich durch Flacourt ersetzt wurde.

Die französische Colonisation tritt nun in eine neue Phase. Besser geleitet, umsichtiger geführt, hatte sie dennoch kein günstiges Ergebniß. Flacourt kam nach einer sechsmonatlichen Ueberfahrt im April 1648 nach Fort Dauphin. Gleich im folgenden Jahre ließ er die zwölf Verbannten befreien; aber trotz der besten Bestrebungen gelang es ihm doch nicht, festen Fuß zu fassen. Dazu kam ein ewiges Ringen und Kämpfen mit den Eingeborenen, welche natürlich nicht mit gleichgültigen Augen zusahen, wie die Fremdlinge sich ihrer Heerden, ihrer Reisfelder, ihrer Wälder bemächtigten. Wie Lacaze richtig betont, „die Franzosen waren unverständiger und weniger geeignet zur Colonisation als die Eingeborenen selbst." Es half nicht viel, daß de Flacourt im Jahre 1650 vierzig Colonisten, welche seinen Bestrebungen hinderlich waren, unter ihnen de Pronis, nach Frankreich zurückschickte. War man doch im Colonisiren so wenig weit gekommen, daß man trotz achtjähriger Anwesenheit auf Madagascar hinsichtlich der Lebensmittel ganz auf's Ausland angewiesen war. Wenn man bedenkt, daß auch zu jener Zeit die Insel überreich an Rindvieh und Reis war, so zeugt das einestheils vom schlechten Einvernehmen der Franzosen mit den Malgaschen, andererseits aber auch von geringer Energie. Die Umgegend von Fort Dauphin producirte freilich nicht. Man bezog die Lebensmittel von der Insel St. Marie. Aber weshalb blieb man im Fort Dauphin?

Als nach langem Warten — man war auf's Aeußerste herunter gekommen — endlich von Frankreich Schiffe kamen, hatten diese an Bord einen neuen Befehlshaber, den Herzog de la Mailleraye und in dessen Begleitung wieder de Pronis. Unter solchen Umständen kehrte de Flacourt nach Frankreich zurück; und auch de Pronis starb bald darauf, am 23. Mai 1656. „Unbekehrt", wie der römische Priester Bourdaise erzählt, welcher noch die letzten Minuten des Sterbenden benützte, um ihn womöglich in den Schoß der römischen Kirche herüber zu ziehen. Im selbigen Jahre rüstete der sehr vermögende Herzog vier neue Schiffe aus, und verlegte nun den Schwerpunkt der französischen Colonisation nach St. Marie. Aber da der Herzog durchaus nach eigenem Gutdünken handelte, ohne jedes Einverständniß mit der Gesellschaft, von der er sich sogar ganz und gar trennte, so kann man sich denken, welche Confusion aus solchen Zuständen erwuchs. So fuhr der Herzog fort, verschiedene Expeditionen

auf seine eigenen Kosten auszurüsten und das Fort Dauphin schien sein Eigenthum geworden zu sein. Aber merkwürdig! Trotzdem de Mailleraye mehrere Male Hunderte von Colonisten herüber schiffte, erhob sich der Stand der Franzosen in Madagascar dennoch niemals über siebenzig. Fieber, Elend, Mord und Mißgeschick aller Art hielten eine permanente vernichtende Ernte unter den Ansiedlern. Als der Herzog von Mailleraye starb, standen die Erben von dem Unternehmen ab, und 1664 wurde eine neue Madagascar-Compagnie gegründet.

Aber auch diese hatte keinen Erfolg; ein eingeborener Fürst, Dian-Manange, nachdem er vorher verrätherischer Weise zwei römische Priester ermordet hatte, revoltirte offen, und belagerte die Franzosen in Fort Dauphin; nur mit genauer Noth blieb das Fort vor der Einnahme und Zerstörung bewahrt. Da wollte das Schicksal, daß ein von Madagascar nach Nantes mit Fellen und Ebenholz befrachtetes Schiff glücklich überkam und einen wahren Sturm der Begeisterung in Frankreich hervorbrachte. Nun glaubte man in Madagascar einen Born unversiegbarer Naturschätze gefunden zu haben. Ludwig XIV. selbst stellte sich an die Spitze einer „Compagnie-Française pour le commerce des Indes orientales". Der Name war schön; noch schöner das Wappen und Siegel der Gesellschaft, ein blauer mit goldenen Lilien übersäeter Globus, mit der Aufschrift: „florebo quocumque feror".

Charpentier hat die Geschichte dieser neuen Colonisationsgesellschaft geschrieben, und entrollt uns darin ein Bild der Unfähigkeit und des Elends. Nicht nur stattete der König die Gesellschaft mit zahlreichen Privilegien aus, er schoß derselben auch 3,500,000 Fr. vor und verzichtete auf Zinsen und Theilnahme am Gewinn während der Dauer von zehn Jahren. Zugleich versprach er für alle innerhalb dieser Zeit fallenden Verluste aufkommen zu wollen. Was hätte mit solchen Mitteln, falls energische und rechtschaffene Männer an der Spitze gestanden hätten, erreicht werden können!

Im Jahre 1666 wurde unter Mondevergue eine große Expedition ausgerüstet. Als dieselbe nach Fort Dauphin gelangte, fand sie daselbst sechzig Kranke vor, Mangel leidend an Allem, nur noch von etwas Reis lebend. Caron, ein in holländischen Diensten ergrauter Mann, wurde nun zum Commandanten ernannt. Aber auch er kehrte entmuthigt bald einer Colonie den Rücken, die, wie er sagte: „ne vit que de pillage et dont le commerce et la culture sont nul, dont le fort est sans eau, laquelle on est obligé d'aller chercher à une lieue dans un étang à travers des sables." Einen gleich ungünstigen Bericht erstattete M. de Faye an Colbert. Traurig war die Behandlung, welche dem Führer der Expedition, Mondevergue, zu Theil ward. Er hatte 400 Mann unterwegs verloren; 200 ließ er krank auf Bourbon zurück und 60 kranke Bettler fand er in Fort Dauphin. Außerdem sollten Gelder verschwunden sein. Für alles dies, was mehr sein Unglück als seine Schuld war, mußte nun Mondevergue büßen; er wurde zurückgerufen und in's Gefängniß geworfen, aus welchem ihn erst der Tod befreite.

Vier Jahre nach dieser ganz und gar verunglückten wurde eine neue noch größere Expedition ausgerüstet und unter den Befehl von Mr. de la Haye gestellt, der den Titel eines Vicekönigs bekam, während Madagascar von nun an nur noch „la France orientale" hieß. Aber auch dieses Mal wurde nichts erreicht. Die Beziehungen zu den Eingeborenen verschlechterten sich immer mehr, und de la Haye, müde der Anstrengungen, die ohne den geringsten Erfolg geblieben waren, verließ Madagascar, ging nach der Insel Bourbon, welche er jetzt definitiv in Besitz nahm, und fuhr dann nach Indien. Die zurückbleibende Colonie, welche mit dem Vaterlande kaum noch eine Verbindung unterhielt, schmolz mehr und mehr zusammen durch Krieg, Elend und Krankheit. Die Madagassen warteten nur auf eine Gelegenheit, um die verhaßten Fremdlinge ganz zu verjagen. Diese sollte ihnen bald genug werden. Als 1674 eine Festlichkeit im Fort Dauphin gegeben wurde, und die Wachsamkeit der Franzosen nachgelassen hatte, drangen sie hinein und eine allgemeine Schlächterei begann. Glücklicher Weise war auf der Rhede ein Schiff, auf welches die letzten Ueberlebenden dieser unglücklichen Colonie sich flüchten konnten. Aber Fort Dauphin wurde seit der Zeit

verlassen. Nach Berechnung der römischen Lazaristen, welche zu der Zeit dort Missionen unterhielten, hatte Frankreich im Ganzen ungefähr 4000 Menschen als Soldaten und Ansiedler nach Madagascar geschickt. Zwei Drittel davon erlagen den Krankheiten, dem Hunger und dem Kriege.

So endeten die französischen Colonisationsversuche auf Madagascar. Spätere kleinere Unternehmungen, so eine 1746, eine andere 1785, endlich die Versuche der französischen Missionäre, die römische Religion dort einzuführen, hatten keinen Erfolg, waren überhaupt so geringfügig, daß sie hier nur angedeutet werden sollen. Auch der Versuch des polnischen Grafen Benyowsky, für Frankreich von Foule Point aus Madagascar zu unterwerfen, — ein Versuch, welcher bei gehöriger Unterstützung vielleicht hätte gelingen können — endete damit, daß der Graf von seinen eigenen Truppen erschossen wurde. Seit dieser Zeit, 1786, haben die Franzosen auf der Hauptinsel keinen Besitz mehr gehabt. Auch die Mascarenen gingen während der Napoleonischen Kriege an die Engländer verloren; aber Réunion oder Bourbon wurde beim Friedensschluß den Franzosen zurückgegeben. Außerdem verblieb Frankreich im unbestrittenen Besitz von St. Marie und Nossibé.

Im Jahre 1814 wurde durch eine von Sir Robert Farquhar erlassene Proclamation formell im Namen Seiner britischen Majestät von Madagascar Besitz ergriffen; aber drei Jahre später wurden durch einen mit Radama I. geschlossenen Vertrag feierlich alle britischen Rechte auf die Hova-Regierung übertragen und Radama Seitens Englands officiell als König von Madagascar anerkannt [1]).

Mit Radama I., welcher von 1810 bis 1828 regierte, beginnt die eigentliche Geschichte Madagascars. In aller Kürze soll erwähnt werden, daß dieser Begründer der jetzigen Dynastie 1828 von seiner Gattin Ranavalona vergiftet wurde und diese nun in der Regierung folgte. Sie war eine Christenfeindin und gegen sie fanden 1828 Expeditionen der Franzosen statt, welche aber unglücklich endeten. 1845 machten England und Frankreich einen gemeinsamen Angriff auf Tamatave und zerstörten die Hafenstadt, konnten aber das Fort nicht nehmen; 1861 starb die Königin und es folgte ihr Sohn Radama II., welcher schon früher die christliche Religion angenommen hatte. Einer Verschwörung, welche durch seine den Europäern bewiesene Freundlichkeit veranlaßt ward, fiel er zum Opfer und es folgte seine Gattin Rasoherina, die jedoch schon 1868 starb. Während im Jahre 1865 es zu einem Aufstand gegen die Franzosen kam, gelang es England im selben Jahre einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Madagascar abzuschließen. 1868 folgte sodann Ranavalo oder Ranavalona II., die noch regierende Königin von Madagascar.

Der Vorgang Englands reizte Frankreich zur Nachfolge, welches in der That 1868 einen ähnlichen Vertrag mit Madagascar abschloß; im Vertrag nannten die Franzosen die Regentin „Königin von Madagascar“, und wenn zugegeben werden muß, daß der die West- und Nordküste bewohnende Stamm der Sakalava 1840 und 41 den Franzosen Nossibé, so wie die gegenüberliegende Küste von Madagascar abtrat, so hat doch Frankreich auf Madagascar selbst nie Gebrauch von seinen Rechten gemacht, es hat in den Häfen der Nordwestküste den Zoll stets an die Madagassischen Beamten gezahlt, und für die gegen Franzosen auf diesem Gebiete von Malgaschen begangenen Frevel Schadenersatz von der Regierung von Imerina verlangt und erhalten.

Eine „grosse affaire“ dieser Art wußte 1862 ein gewisser Lambert zu inсeniren. Er überredete den jungen König Radama II., ihm ein ungeheuer großes Gebiet abzutreten, wodurch thatsächlich Frankreich, oder die von Lambert vertretene französische Gesellschaft, Eigenthümerin von fast allen Strömen, Häfen, Wäldern, Minen und fruchtbaren Ländereien geworden und den Madagassen nichts geblieben wäre, als nackte und kahle Felsen. Nach vielen Schwierigkeiten löste die Regierung von Madagascar mittelst 1 Million Frcs. den Vertrag ein. In beiden Urkunden, der Abtretungs-

[1]) Blue Book Nr. 1 (1883) Madagascar p. 18.

urkunde wie der Ungültigkeitserklärung, wurde Radama II. „König von Madagascar" betitelt.

Wir sind in den letzten Ausführungen den Publicationen des englischen Blaubuchs gefolgt; außerdem sind dieselben zum Theil in einer besonderen Broschüre „What are french claims on Madagascar" vom britischen Madagascar-Committee, veröffentlicht worden, und gleich instructiv ist ein Schriftchen: „French doings among the Sakalava and Hova".

Es ist kaum zu leugnen, daß die Besitzergreifung Aegyptens Seitens der Engländer das Meiste dazu beigetragen hat, der madagassischen Frage den acuten Charakter zu geben. Von dem Augenblick an entfaltete Frankreich die rührigste Thätigkeit. Tunesien wurde genommen, die Tonkin-Expedition organisirt, und gegenüber von Aden auf der afrikanischen Küste der Versuch gemacht, britische und italienische Bestrebungen zu paralysiren. Zu gleicher Zeit pflanzte Brazza am Congo die Fahne der französischen Republik auf. Niemand weiß, wie diese Jagd nach Colonialbesitz enden wird. Ob Brazza irgend etwas gegen Stanley ausrichten kann? Wir bezweifeln es. In Obok und Tadjura, gegenüber von Aden und neuerdings in Tonkin, haben die Franzosen bis jetzt nur moralische und materielle Niederlagen zu verzeichnen; und in Madagascar dürften sie schwerlich bessere Resultate haben.

Mit Verwunderung und Erstaunen fragt man, woher diese Expansivlust bei einer Nation, welche sich kaum auf der Höhe ihrer Bevölkerungszahl erhalten kann. Wenn man die Productivität Englands und Deutschlands mit der Frankreichs vergleicht, so findet man keinen vernünftigen Grund, der Frankreich zwänge, sein Gebiet zu erweitern, um vielleicht seiner Bevölkerung andere Länder zu verschaffen. Nach fünfzigjährigem Besitz Algeriens haben die Franzosen noch nicht einmal vermocht, dorthin eine halbe Million Menschen abzugeben, während Deutschland in demselben Zeitraum nach den Vereinigten Staaten von Amerika Millionen schickte. Glaubt Frankreich dadurch seinem Handel größere Absatzgebiete zu erschließen, glaubt es denselben dadurch bedeutend zu fördern? Aber man bedenke, daß der Austausch zwischen Frankreich und seinen sämmtlichen Colonien noch nicht die Wichtigkeit hat, wie der zwischen Deutschland und Frankreich. Glaubt es seine Macht durch größeren Colonialbesitz zu kräftigen? In den Kriegen mit England gingen Frankreichs beste Colonieen verloren. Nur ein solches Reich, welches, wie das britische, mit seiner ganzen Existenz auf Colonialbesitz angewiesen ist und im Colonialbesitz sein Fundament hat, findet auch seine Kraft und Stärke darin. Alle anderen Mächte haben bis jetzt durch auswärtigen Besitz nur Einbuße erlitten.

Wir haben in obiger Ausführung die bisherigen Beziehungen Frankreichs zu Madagascar dargestellt und gesehen, wie die verschiedenen Besitzergreifungen im 17., im 18. und im 19. Jahrhundert jedes Mal mit der definitiven Aufgabe der in Besitz genommenen Posten, resp. mit der Annullirung von Verträgen endeten, welche den Keim der Ungiltigkeit in sich trugen. Aber es ist uns auch noch in Erinnerung, wie leicht ein Vorwand gefunden werden kann, wenn man Krieg erklären will.

Ausbruch zum Streit war die gewaltsame Wegnahme zweier Hova-Flaggen in zwei Hafenplätzen an der Nordwestküste von Madagascar. Sie geschah auf Befehl des Commandanten des „Forfait", welcher kurz vorher — im Herbste vorigen Jahres — auch vor Tamatave erschienen war, die Stadt mit dem Bombardement bedrohte und sich in der That des einzigen größeren Schiffes, das Madagascar besitzt, bemächtigte.

Selbstverständlich konnte die Regierung der Königin von Madagascar nicht daran denken, gewaltsam gegen ein so mächtiges Land wie Frankreich vorzugehen, und beschloß daher als letztes Mittel, eine Gesandtschaft nach Paris zu schicken, um den Ausgleich der Differenzen auf gütlichem Wege zu versuchen. Die Regierung von Imerina theilte aber von vornherein dem französischen Cabinet mit, daß sie der Gesandtschaft ebenfalls für die Cabinette von London, Washington und Berlin Creditive mitgäbe, um mit diesen Mächten, welche zum Theil bedeutenden Verkehr mit Madagascar hätten, alte Verträge zu erneuern, durchzusehen, resp. neue zu schließen.

Als die Gesandtschaft Paris erreicht hatte, begannen endlose und verwirrende Unterhandlungen. Man versuchte die Gesandten einzuschüchtern und endete damit, das Protectorat über die Nordwestküste von Madagascar zu verlangen in der Ausdehnung, wie Frankreich dasselbe 1841 besessen hätte. Als nun aber die Gesandtschaft eine genauere Definition dieser „Ausdehnung" verlangte, fand es sich, daß in ganz Paris keine einzige Karte vorhanden war, auf welcher irgend ein Punkt oder Küstenstrich als französisch bezeichnet war. Und als man nach einer Woche eine producirte, enthielt diese Karte die seltsamsten geographischen Irrthümer, aus welchen besonders der hervorgehoben werden soll, daß der seit 1828 mit einer Hova-Garnison belegte Hafenort Mojanga als französisch vermerkt worden war.

Als es den französischen Geographen nicht gelang, der malgassischen Gesandtschaft unrichtige Begriffe von ihrem eigenen Vaterlande beizubringen, warfen sie sich auf die Landfrage, d. h. es wurde verhandelt über das Verbot der Regierung von Antananarivo, Land an Fremde zu verkaufen, und endlich verlangte die französische Regierung das Protectorat über die ganze Insel. Da die Gesandtschaft, abgesehen von der Landfrage, nicht Instructionen hatte, diese Forderungen zu bewilligen, so mußten die Verhandlungen abgebrochen werden.

Es ist bekannt, daß die Gesandtschaft nach London ging, und aus dem Blue Book, Afrika Nr. 1 ersehen wir, daß die Gesandtschaft dort einen freundlichen Empfang hatte, und daß der alte Vertrag (Blue Book p. 30) durch neue Zusätze hinsichtlich des Landverkaufs eine weitere Ausdehnung bekam. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Hova, wenn auch christlich, doch im Innern ihres Herzens bislang keineswegs offenfreundlich für Europäer gewesen sind. Daher das Verbot, den Europäern Land zu verkaufen. Dies Verbot erstreckte sich auf alle Europäer, nicht nur auf die Franzosen. Wie wir aber schon mitgetheilt, wird dies Verbot aufgehoben werden. England titulirte auch die Herrscherin der Hova als Königin von Madagascar. In den Vereinigten Staaten wurde ein Vertrag geschlossen, worin ausdrücklich die Königin von Madagascar als Königin der ganzen Insel anerkannt wurde. In Berlin hat die madagassische Gesandtschaft mit dem Deutschen Reiche einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem deutsche Unterthanen derselben Vortheile theilhaftig werden wie die der meistbegünstigten Nation. Daß ein solcher Vertrag für beide Länder nur ersprießlich sein kann, darf man mit Sicherheit behaupten. Die Reichthümer Madagascars sind noch zu haben, und bei einem so großen Lande, mit so dünner Bevölkerung ist hier ein ungemein großes Feld für europäische Thätigkeit. Statt daß eine Nation ausschließlich den Besitz des Landes anstrebt, sollten sich hier die Völker begegnen, um sich im Wettkampfe auf industriellem und commerciellem Gebiete zu tummeln.

Die augenblicklichen Handelsverhältnisse liegen etwa so: Was den Werth des Handels anbetrifft, so steht Amerika oben an. Der einzige amerikanische Import besteht in sogenannten American cotton goods und Petroleum; jährlich wird für ca. 6 Millionen Mark importirt, von denen aber werthlich das Petroleum nur den 6. Theil repräsentirt. Da die Amerikaner mit so bedeutendem Import auftreten, ist es nicht zu verwundern, daß sie auch am Meisten exportiren. Ihre hauptsächlichen Artikel sind Ochsenhäute und Gummi (Caoutschuk). Dennoch können sie nicht immer ihren Naturalienexport mit dem Import in's Gleichgewicht bringen, und die Malgaschen müssen dann mit Geld bezahlen. Es gibt nur zwei große amerikanische Häuser auf Madagascar, und die Zahl der Amerikaner beträgt nicht mehr als 12 Individuen.

Der englische Handel ist complicirter, dürfte aber hinsichtlich des Werthes hinter dem amerikanischen zurückstehen. Nach der englischen Colonie Mauritius hin besteht ein lebhafter Handel. Lebendiges Rindvieh und Reis, auch andere kleinere Gegenstände, Früchte, Korn, Säcke der Malgaschen, um Zucker zu verladen, werden dorthin ausgeführt. Ebenso nach der Cap-Colonie. Auch der Küstenhandel gehört dazu, da er fast ausschließlich unter englischer Flagge vor sich geht. Der nach England derart gehende Handel wird ebenfalls durch nur zwei Häuser vermittelt und besteht gleichfalls fast ausschließlich, was den Export anbetrifft, in Häuten und Gummi. Die

Zahl der auf Madagascar lebenden Engländer ist größer, als die aller übrigen Ausländer zusammen. Mr. Pakenham, der britische Consul, gibt dieselben in einem Bericht vom 3. Januar 1883 folgendermaßen an: „Abgeschätzte britische Unterthanen, einschließlich der Creolen von Mauritius, befanden sich am 1. Dec. 1882 auf Madagascar und zwar auf der Ostküste, Tamatave eingeschlossen, 500; in Antananarivo und Centralmadagascar 300; an der Westküste 400, also im Ganzen 1200 Seelen. Ungefähr sieben Achtel der auf der Ostküste residirenden Engländer sind Creolen von Mauritius und Indier von Madras. In Centralmadagascar sind zwei Drittel der britischen Unterthanen Missionäre, entweder von der London missionary society, oder der Friends of foreign mission, oder von der Society for the propagation of the gospel. An der Westküste sind die britischen Unterthanen meistens Hindu von Bombay."

Der französische Handel in Madagascar ist durch Ein großes Marseiller Haus repräsentirt, welches unter der Firma von Roux & Freycinet besteht. Obschon ebenfalls in guter geschäftlicher Lage, steht das französische Haus nicht nur weit hinter dem amerikanischen, sondern auch hinter den britischen Firmen und dem deutschen Hause zurück. Außerdem gibt es kleinere Kaufleute von Bourbon, welche aber gegen die von Mauritius in ebenso dürftigen und kleinlichen Verhältnissen leben, wie Bourbon ärmlich und heruntergekommen sich ausnimmt im Vergleich zu Mauritius. Im Ganzen mögen 300 französische Unterthanen auf Madagascar leben. Aber die Thatsache, daß die Creolen von Mauritius sich der französischen Sprache bedienen, erweckt den Schein, als ob sie alle auch französischer Nationalität seien.

Deutschland ist durch ein großes Hamburger Haus, O'Swald & Comp., vertreten, mit bedeutendem Handel in ungefähr denselben Gegenständen, wie die der beiden Londoner Häuser. Es sind etwa 15—20 Deutsche in Madagascar.

Abgesehen von dem Handel mit den umliegenden Colonien, kommen jährlich von den Vereinigten Staaten (New-York und Boston), etwa acht Dampfer von 600 bis 900 Tonnen; von London fünf oder sechs Dampfer von ca. 600 Tonnen; zwei oder drei französische Dampfer von ca. 1500 Tonnen und vier bis sechs deutsche Dampfer von ca. 600 bis 900 Tonnen. Von Hamburg wird demnächst nach Madagascar eine regelmäßig gehende Dampfschiffslinie eingerichtet nach brieflichen Mittheilungen der madagassischen Gesandtschaft.

Die Fremden in Madagascar gehören, mit Ausnahme der Amerikaner, Engländer und Deutschen, sämmtlich der römisch-katholischen Religion an. Von den Eingeborenen sind die Meisten dem protestantischen Christenthum und zwar der Richtung, welche durch die London missionary society repräsentirt wird, zugethan. Auch die Königin von Madagascar und die Regierung gehören ihr an. Die lutherische Kirche wird durch eine norwegische Missions-Gesellschaft repräsentirt, welche sich bei den Eingeborenen nicht nur großer Liebe und Zuneigung erfreut, sondern deren Hilfe mit Eifer überall in Anspruch genommen wird. Wenn trotzdem die Erfolge gering sind, so liegt das einfach in dem Umstande, daß die Malgaschen hinsichtlich der Religion dem Beispiel ihrer Königin folgen. Die Norweger halten sich meist in den entferntesten Provinzen auf. Die englische Kirche (Society for the propagation of the gospel) ist nicht beliebt wegen der Streitigkeiten in ihrer Gemeinde; denn Nichts setzt die Fremden mehr herab in der Achtung der Eingeborenen, als wenn sie sehen, wie zwei derselben Nationalität angehörige Individuen in Hader miteinander sind.

Die jesuitische Mission ist zahlreich durch ihre Geistlichkeit vertreten, mindestens vierzig Missionäre Rom's dürften in Madagascar sein; auch haben sie Schulen und ein Hospital errichtet. Beim Volk sind sie nicht besonders gut angeschrieben, da es ihnen zum größten Theil die mit Frankreich entstandenen Streitigkeiten beimißt.

Wenn der Culturstandpunkt eines Volkes am Besten beurtheilt werden kann nach seinen geistigen Producten, so muß man immer im Auge behalten, daß, wo von Malgaschen die Rede ist, eigentlich Hova gesetzt werden sollte; denn bei den übrigen Stämmen kann von Volksbildung noch gar nicht die Rede sein. Bezeichnend aber ist es, daß wir nicht nur mehrere in madagassischer Sprache erscheinende periodische Zeit-

schriften finden, z. B. den Teny Soa (Gute Worte) mit 1200 Abonnenten, oder den Sakeijan'ny Ankiji Madenika (Kinderfreund) mit 800 Abonnenten, sondern daß auch politische Organe existiren: „the Madagascar Times“ und „la Cloche“. Ersteres Blatt erscheint in Antananarivo, zugleich englisch, französisch und malgassisch, letzteres in Tamatave nur in französischer Sprache, und mit nur 70 Abonnenten [1]).

Seit Jahren existiren Schulen bei den Hova, in den größeren Städten sind Kirchen, Druckereien, Hospitäler und andere öffentliche Anstalten. Ein großer Theil der Hova ist des Lesens und Schreibens kundig [2]), und man braucht nur das von der Gesandtschaft an das englische Auswärtige Amt gerichtete Memorandum zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die madagassische Regierung Männer besitzt, welche nicht nur von Patriotismus durchglüht sind, sondern die ihre Aufgabe verstehen, und wenn wider Erwarten diese dennoch nicht gelöst werden sollte, so wird es weniger an ihnen, als an den Umständen liegen.

Da es indessen den madagassischen Gesandten gelungen ist, die Regierung der Vereinigten Staaten zu bestimmen, die Königin Ranavalona II. als Herrscherin von ganz Madagascar anzuerkennen; da ferner wahrscheinlich ist, daß die britische Regierung in gleichem Sinne handeln wird und endlich auch die deutschen Interessen in Madagascar künftig unter den Schutz bestimmter Verträge treten werden, so gestalten sich die politischen Verhältnisse für die Regierung von Madagascar günstiger; und es ist Aussicht vorhanden, daß zwischen Frankreich und den Gesandten trotz des Bombardements zweier Hafen von Madagascar seitens der Franzosen, noch ein Einvernehmen erzielt wird, ehe die Gesandtschaft der Königin Ranavalona Manjaka nach ihrer fernen Insel zurückkehrt.

[1]) Auch die Norweger und Jesuiten besitzen ihre eigenen Organe, von denen die der ersteren nur wenige Abonnenten, die der Jesuiten aber ca. 600 haben.

[2]) 60,000 Madagassen können lesen, p. 20 in „Social conditions etc. of Madagascar by Vice-Admiral Gore Jones“.

Gerhard Rohlfs.

# Die Berliner Große Ausstellung von 1883.

Die Große Kunstausstellung in Berlin pflegt zu den „Ereignissen" gerechnet zu werden und ein Bericht über sie verstände sich an dieser Stelle von selbst. Aber wir können nicht über etwas berichten, was dazu keinen Anlaß bietet. Voraussetzung für unsere Großen Ausstellungen war bisher, daß unsere bedeutendsten Künstler ihre neuesten Werke einsandten und auch die fremden sich betheiligten: diesmal ist eine Unterbrechung der alten Gewohnheit zu constatiren. Entweder haben die ersten Kräfte sich zurückgehalten oder, wo sie ausstellten, Nebensächliches, zum Theil auch an anderer Stelle früher bereits Gesehenes gegeben. Das kleine Stück von Menzel ist eine ältere Arbeit; das große von Böcklin, das unter den Gemälden doch wohl das meiste Gespräch hervorruft, stand lange in der Gurlitt'schen Ausstellung; Defregger's Salontyroler war längst bekannt; die Mandel'sche Madonna di San Sisto war schon in der Nationalgallerie ausgestellt. Neue, überraschende Werke, vor denen das Publicum sich drängte oder auch nur in kleinen Gruppen länger verweilte, haben wir nicht entdeckt.

Ueber die Ursachen dieser neuen Erfahrung im öffentlichen Leben Berlins ließe sich Vieles sagen. Aus Paris wird alljährlich in dem gleichen Sinne berichtet. Es handelt sich hier nicht um etwas, das zu beklagen oder zu ändern wäre, sondern wir sehen sich entwickeln, was auch bei anderen Gelegenheiten zur Erscheinung kommt: daß eine ehemals schöne und nothwendige Einrichtung endlich ihre Dienste für immer gethan zu haben scheint und daß, was sie an Genuß und Belehrung darbot, auf anderen Wegen heute erreicht wird. Ausstellungen jeder Art sind heute zum Gewöhnlichen und Unentbehrlichen geworden, jede aber will ihr besonderes Ziel verfolgen; Ausstellungen allgemeiner Art aber, wie die, von der wir sprechen, fehlt diese Besonderheit. Das Publicum suchte in den letzten Jahren schon hier nur noch leichtere Unterhaltung: die Ausstellungen im Herbste boten den von den Sommerreisen Zurückkehrenden die erste Gelegenheit, sich wieder zu begegnen. Der ernstere Kunstgenuß fand mehr in den Ausstellungen einzelner Werke Befriedigung, die sich an die Große Ausstellung dann den Winter hindurch anschlossen. Jetzt im Frühling in die planlos sich aneinanderreihenden, sonnenerfüllten Gemächer des Polytechnicums hinauszupilgern, die nichts enthalten, was zu einigermaßen lebhafter Unterhaltung Veranlassung gäbe, hat wenig Anreizendes.

Betrachtungen könnten trotzdem an das Ganze der Ausstellung wie an Einzelnes reichlich angeknüpft werden. Die ernstere Kunst, die an die großen historischen Traditionen anknüpft, hat unter den einheimischen Künstlern keine Vertreter mehr gefunden. Einige Zeichnungen, die etwa noch daran erinnerten, treten ganz zurück. Auch das realistische große historische Genre hat, das Werk eines böhmischen Meisters ausgenommen, Nichts hervorgebracht. Die Kriegsgemälde sind fast verschwunden. Die componirten Landschaften haben sich zurückgezogen. Auch die crasse Naturnachahmung schweigt. Die Mehrzahl der Arbeiten sind zum Theil recht geschickte Versuche, das mittlere Publicum anzuziehen, das man durch ansprechende Behandlung und durch

Verständlichkeit des Inhaltes mit Vertrauen zu erfüllen sucht. Der junge Maler von ehedem, der Schwärmer, der in einsamen Stunden mit dem Stoffe ringt und nun scheu von weitem die Mienen der vor seiner Leinwand urtheilenden Kenner beobachtet, gehört in vergangene Zeiten. Wir wollen nicht sagen, daß heute mit geringerem Wissen und Kraftaufwand gearbeitet werde als früher: aber die Großen Ausstellungen sind die Stellen nicht mehr, wo über das Schicksal dieser Anstrengungen entschieden wird. Die Großen Ausstellungen scheinen nur noch als Markt zu dienen, auf den man Mittelwaare wirft, die an den Mann gebracht werden soll, wohin man Muster bringt, nach denen man Bestellungen wünscht, eine Versuchsstation für dies und jenes, bei dem man probiren möchte, wie es auf die Massen wirkt. Wenn wir bedenken, in wie bedeutender Anzahl junge Leute heute jahraus jahrein in die Lehranstalten sich locken lassen, von denen geglaubt wird, man wisse darin mit mäßigem technischen Nachahmungstalent begabte Jünglinge zu Künstlern zu erziehen, so erstaunt man weniger darüber, daß, was den Händen der Opfer dieser Erziehung an eigenen Leistungen schließlich entsprießt, so geistlos und gleichgiltig sei, sondern man verwundert sich, daß es vielmehr immer noch so sorgfältig angefertigt sei. Eigentlich sollte man viel Schlechteres erwarten dürfen. Auch stehen in dieser Richtung die entscheidenden Erfahrungen erst noch bevor und wir sind noch lange nicht auf der untersten Stufe angelangt. Zufällig geriethen wir vorigen Herbst auf eine in Mailand abgehaltene Kunstausstellung, die wohl zumeist Arbeiten in Mailand und Umgegend erzogener Künstler aufwies: es läßt sich nicht beschreiben, welche Producte unter dem Namen „Gemälde“ dort figurirten. Die sogenannten Impressionisten, die in Paris eine feste Schule bilden und in Italien schon tüchtig vertreten sind, zeigen sich bei uns noch nicht. Die Impressionisten wollen den Eindruck fixiren, den eine Sache auf uns macht, der wir zufällig und nur auf einige Augenblicke die Augen zuwenden. Daß geniale Naturen, deren Fähigkeiten in dieser Richtung liegen, bei unausgesetzter Uebung Ueberraschendes hier zu leisten vermöchten, erhellt schon daraus, daß manche Skizzen großer Meister, in denen sie den ersten Gedanken einer Composition oder auch die Erinnerung an etwas Gesehenes rasch hingeworfen haben, einen wunderbaren Reiz besitzen. Aber man denke sich mittelmäßige Talente, die überhaupt nichts erstreben als das! Einiges auf der Ausstellung schien uns in dieser Richtung bereits angefertigt zu sein. Es fiel uns eine Landschaft auf, die etwa das darstellen zu wollen scheint, was dem Auge sich darbietet, wenn man dicht vor dem Einbruche der Dunkelheit an einem trüben Tage durch eine gleichgiltige Gegend rasch hingeht, ohne die Augen mehr aufzumachen als es bedarf, um den Weg zu erkennen. Wir können uns denken, wie der Trieb nach Wahrhaftigkeit einem völlig phantasielosen Menschen dergleichen als eine Art Triumph der Kunst erscheinen läßt. Wir könnten uns auch einen Geistesgenossen des Künstlers denken, der sich dergleichen kaufte und in's Zimmer hinge.

Wir haben auch Künstler, die man im geistigen Sinne Impressionisten nennen könnte. Auf der vorigen Ausstellung war ein Gemälde ausgestellt, welches ganz allgemein „eine Arretirung“ darstellte. An einem unbehaglichen letzten Herbsttage wird von Gensdarmen aus einem kleinen Hause ein weibliches Wesen fortgeholt, über dessen uns unbekanntes Verbrechen sich zusammenstehendes Publicum unterhält. Man weiß weder, was geschehen ist, noch sogar recht, was geschieht. Derselbe Meister hat heute ein Vorzimmer dargestellt, in welchem eine Fülle unbekannter Leute jeden Standes die Stunde warten, wo an jeden Einzelnen, irgend einer trüben Sache wegen, die Reihe kommt. Weiter erfahren wir nichts. Wieder ist eine ungemeine Beobachtungsgabe aufgewandt, um einen der Momente darzustellen, in denen unbefangen Hinzutretenden der Menschheit ganzer Jammer anpackt. Man fühlt sich bei der Betrachtung fast zur Theilnahme an dieser Gesellschaft erniedrigt. Es fehlt auch das geringste Erfreuliche, das als Gegensatz trösten könnte. Man meint, in jedem behaglichen Zimmer, in dem dieses Werk an die Wand käme, müßte es die Luft beengen, daß man unwillkürlich die Fenster aufmachte. Eine andere Gerichtsscene, wo wir in die volle Verhandlung um gestohlene bunte Taschentücher eintreten, ist weniger meisterhaft in der Technik, in

der Auffassung aber von bei Weitem höherem Standpunkte dargestellt. Hier wird Jeden ein Lächeln beschleichen. Man bewundert den Blick, mit dem die einzelnen Gestalten der Natur entnommen sind. Ist der Künstler noch ein Anfänger, so wird er später etwas leisten.

Immer werden uns die Porträts am liebsten sein, wo Künstler ihre Frauen oder Kinder malen, weil man hier gleich herausfühlt, es sei nicht für Geld gearbeitet worden. Die Ausstellung bietet eine kleine Anzahl von angenehmen Werken dieser Art. Vortrefflich sind zwei Frauenporträts, Gattinnen unserer ersten Berliner Künstler, die man der Aehnlichkeit nach nicht zu erkennen brauchte, um sie auch ohne das, nur als Arbeiten an sich, gern und genau zu betrachten; weniger gelungen scheinen ein paar größere und kleinere Kinderheerden in natürlicher Größe, die beide Male, obgleich ziemlich umfangreich, den Charakter des Skizzenhaften tragen. Hier hätte eingehender gemalt werden können. Eine capitale Leistung im Fache rascher und sicher wirkender Porträtmalerei ist ein in Lebensgröße auf einem ponyartigen Pferde sich präsentirender eleganter Junge von etwa 13 Jahren, unten eine zu ihm aufblickende Dogge mit der Reitpeitsche in der Schnauze. Wie das Pferd sich nach dem Hunde umsieht, wie der Seewind — die Scene ist das Ufer des Meeres — sichtbar von der Seite die Gruppe scharf anweht und etwas Gewässer über den flachen Sand bis unter die Hufen des Pferdes treibt — Alles mit breitem Pinsel nur so hingewischt — wird man in die Empfindung des Dargestellten lebhaft hineingerissen. An sich ist der jugendliche Reiter eine gleichgiltige Persönlichkeit. Als Pendant dazu von demselben Meister ein Damenporträt, mit gleicher Bravour arrangirt und durchgeführt — die Dame lehnt sich halb sitzend mit der Rückseite an und auf die Claviatur eines aufgeschlagenen Flügels und fühlt mit den Fingerspitzen der einen herabgestreckten Hand wie zufällig auf den Tasten herum. Beide Gemälde in Behandlung des Nebensächlichen elegant, was man in Frankreich und Belgien so nennt, nicht unsere Deutsche Eleganz, der immer ein Stück Schneiderrechnung aus der Tasche sieht. Es liegt Eleganz nun einmal nicht im Deutschen Charakter. Wir gelangen nie zu der völligen Vertrautheit mit gutsitzenden Kleidungsstücken, sondern es bleibt eine gewisse uns genirende Verehrung vor den vorzüglichen Stoffen erkennbar, die wir auf dem Leibe tragen.

Was soll die Kunst im Dienste des Daseins? Sie soll erfreuen. Sie soll trübe Gedanken verscheuchen, nicht sie verstärken oder gar sie hervorrufen. Ein Porträt soll uns an einen Menschen erinnern, wie er in seinen besten Stunden sich fühlte; wenn nicht glücklich, so doch wenigstens von dem Gefühle behaglicher Beschaulichkeit erfüllt, das uns an Festtagen beschleicht, an denen man sein Handwerkszeug niedergelegt hat und auf ein Stück wohlvollbrachtes Leben zurückschaut. Nur selten blickt eins der reichlich vorhandenen Porträts mit diesen Augen uns an. Nur selten schwebt ein ähnliches Gefühl aus einer der vielen Landschaften uns entgegen: daß die Empfindung des Künstlers, der die Natur mit liebevollem Einsehen belauschte und wiedergab, in die Farben gleichsam eingedrungen zu sein und uns aus ihnen wieder entgegenzustrahlen schien. Was helfen uns Fruchtstücke, die uns nicht zum Einbeißen, Blumenstücke, die uns nicht zum Drauriechen verlocken? Was helfen uns all' diese so geschickt gemalten bewegten Wellen, wenn sie nicht zugleich die Lust erregen, auf ihnen zu segeln und von dem Winde, der da weht, sich anblasen zu lassen? oder in ihnen unterzutauchen? All die ausgestellten Seestücke reichen in diesem Punkte an Böcklin's Gemälde nicht heran, welches auch an seiner neuen Stelle Freunde und Feinde in dauernder Erregung hält. Es erquickt, hier endlich an eine Arbeit zu gelangen, die übertrieben gelobt und auf die, von der anderen Seite, so kräftig geschimpft wird. Wir haben uns über das Werk bereits ausgesprochen. Böcklin als Director einer Akademie und als Gründer einer Schule gedacht, die dergleichen zu malen für das Höchste hielte, würde absurd sein; als einsamer Künstler, der in Florenz innerhalb seines Ateliers thut und läßt was ihm behagt, und der Niemanden zwingt, Geld für dergleichen zu zahlen, sondern seine Sachen für vieles Geld eben nur hergibt, hat er seine volle Existenzberechtigung. Für

die vielen Ueberraschungen, die diese seltsame Phantasie der Welt seit Jahren bereitet, wollen wir ihr dankbar sein; hat die Welt einmal genug daran, so mag sie ihn links liegen lassen. Soviel ist gewiß: was Böcklin malt, lebt. Diese ungeheuerlichen, im Meere pantschenden Geschöpfe sind leibhaftig vorhanden. Ihre Glieder regen sich, das Wasser, in dem sie schwimmen, ist wirkliches nasses Wasser. Um zu existiren, bedürfen sie unserer Erlaubniß nicht; auch wenn wir ihnen den Rücken wenden, fahren sie fort, ihr Spiel zu treiben; wir sehen sie an, wie wir, über das Geländer einer Brücke gelehnt, im durchsichtigen Wasser die Fische unten zwischen Gestein und Seepflanzen sich herumschlängeln sehen, lautlos, wie aus einer anderen Welt zu uns emporschimmernd und von Nichts dahin oder dorthin gelockt, das wir zu begreifen wüßten. Böcklin lebt in Gesellschaft selbsterschaffener menschenartiger Wesen dieser Art und bringt sie hier und da auf die Leinwand. Wir meinen, das Meiste wird uns stets verborgen bleiben. Doch haben wir auch an dem genug, was er uns zu sehen gibt. Wir möchten den Tribut der Dankbarkeit auch noch dem Theil eines Gemäldes abtragen, der uns vom ersten Besuch der Ausstellung ab höchst leibhaftig im Gedächtniß blieb. Einer unserer ersten Porträtmaler hat eine Dame dargestellt, deren linker, unbekleideter Arm, wie er mit einem Fächer zwischen den Fingern nichts thut als glatt herabhängen, in dieser Bewegung wundervoll gemalt ist. Man beobachte diese Harmonie ineinander und nebeneinander gebrachter lichter Töne: welches absolute Gleichgewicht zwischen Sollen und Können beim Künstler!

Unter den Sculpturen ist hervorragend die Büste der Frau Kronprinzessin. Der Künstler hat dieses Werk im Sinne des Quattrocento jedoch so fein durchgeführt, daß das Uebermaß der Helligkeit des großen Lichthofes, in dem es steht, die Feinheit des Details nicht ganz zur Geltung kommen läßt. Auch im Gewerbemuseum, wo die Büste zuerst sichtbar war, stand die Beleuchtung nicht in Einklang mit der Eigenthümlichkeit der ausgezeichneten Arbeit. Sie bedarf des festen Seitenlichtes eines geschlossenen Raumes, um ihre volle Wirkung zu thun. —

Man sollte den Versuch machen, die Berliner Großen Ausstellungen nur alle drei Jahre abzuhalten. Die vornehmsten Arbeiten müßten sorgfältig gewählte beste Plätze erhalten und in einem Ehrensalon vereinigt sein. Man hat diesmal alles zu sehr durcheinander gehangen. Vielleicht, daß eine solche Maßregel der Ausstellung ihren alten Glanz zurückbrächte. Vielleicht aber daß auch dies keinen Erfolg haben würde. Ein Mann, der etwas leistet, wünscht mit seiner Arbeit keinen Kampf einzugehen. Es wird immer mehr aufkommen, daß renommirte Künstler, wenn sie etwas fertig haben, die Leinwand einem Impresario überantworten, der damit nach bestem Ermessen zu schalten beginnt. Auch dem Publicum fängt diese Art, Einzelbekanntschaften zu machen, an am bequemsten zu werden. Sie ist eine der Consequenzen unseres heutigen Lebens, innerhalb dessen diejenigen die beneidenswertheste Stellung einzunehmen scheinen, die als einzelne berühmte Individuen sämmtlichen 1500 Millionen Erdbewohnern gegenüberstehen. —

Indem wir unseren Bericht über die diesjährige große Kunstausstellung hiermit als erbracht ansehen, erscheint uns natürlich, so nun doch nicht abzubrechen, sondern das Phänomen der heutigen Kunst von einem höheren Standpunkte aus zu betrachten, zu dem emporzusteigen natürlich ist.

Die bildende Kunst steht, wie alle Künste, heute im Dienst des Volkes und der Erfolg der Künstler hängt von seiner Gunst ab. Diese Stellung trat ein bei uns mit dem Eintreten des constitutionellen Regimes. Solange der absolute Monarch für die Summen, die er für die Kunst ausgab, nur den Finanzminister gebrauchte, konnte er sie nach Gutdünken verwenden: als sie von den Kammern verlangt werden mußten, mußten sie auch im Budget vertheidigt werden und von diesem Augenblicke an war es mit der alten Hofmalerei zu Ende. Cornelius' Berufung war nicht im Einverständniß mit den Wünschen der Berliner einst erfolgt und seine Thätigkeit den Berlinern, nachdem der erste Reiz der Neuheit verschwunden, gleichgiltig geworden. Aber

der Wille des Königs hielt Cornelius und dadurch allein war Cornelius für viele Jahre maßgebend gewesen. Nach 1848 war seine Stellung nicht mehr haltbar.

Cornelius in seiner Art zu arbeiten aber stand in einer Beziehung nicht außerhalb der allgemeinen künstlerischen Bewegung bei uns: Rauch und Kaulbach, die beiden hervorragendsten neben ihm, und was an anderen Künstlern bei uns von Einfluß war — die Schule Schinkel's — stimmten darin mit ihm überein, daß die Kunst etwas Großes sei, eine der Blüthen der nationalen geistigen Cultur, eine Thätigkeit, die ohne hohen Ernst, ohne die concentrirte Anstrengung der geistigen Eigenschaften nicht gedacht werden könne. Bei Vielen war dies Bekenntniß nur eine Phrase; aber kein Künstler, dem es erspart geblieben wäre. Der Zusammenhang der höchsten künstlerischen Interessen mit denen der Wissenschaft erschien als etwas Selbstverständliches. Das Studium der Antike und der Renaissance, nicht nur der Kunstwerke, sondern auch der Literatur, erschien als geboten. Eine unermüdliche Sorgfalt wurde bei der Herstellung von Gemälden und Sculpturen den Vorarbeiten gewidmet. Der ältere wie der jüngere Künstler wandelte mit dem Selbstgefühle umher, im Dienste großer Gedanken seine edelste Kraft einzusetzen und selbst da wo nur Genrebilder gemalt werden, machte man Studien dafür als ob das Heil der Welt davon abhinge. Man gehe die Mappen der Nationalgalerie durch: mit welcher, man könnte sagen, religiösen Treue unsere Deutschen Künstler bis zu den letzten 20 Jahren etwa, bei ihren Studien verfahren sind. Die Grundlage aller Kunst war ohne allen Widerspruch damals die Zeichnung.

Wie aus diesem Zustande von ehedem sich der von heute entwickelt habe und, wie alles Geschehene, sich entwickeln mußte, wollen wir hier nicht darstellen. Unsere letzte Große Ausstellung zeigt zwar nicht durchweg, doch aber im Ganzen, wie es mit der heutigen Kunst endlich nun bestellt sei. Eins fehlt heute offenbar: der Zusammenhang der geistigen Kraft, von der die Hände, die diese Dinge hervorgebracht haben, geleitet werden, mit der besten geistigen Kraft des Volkes im Allgemeinen; und — fast möchte man es als Folge dieses Mangels bezeichnen — es fehlt die „Zeichnung" als Grundlage. Wir wollen hier nichts verlangen. Wir wollen auch nichts beklagen. Aber wir haben das Recht, als Beobachter der Dinge, die sich vor unseren Augen entwickeln, auch über das heutige Kunsttreiben ein Urtheil abzugeben. Dieses lautet: daß das Technische, Gewerbliche zu sehr in Betracht gezogen werde; daß man die nur ornamentale Kunst zu wenig von der Kunst im höheren Sinne scheide; daß man zu großen Werth auf das äußerlich Erlernbare lege: daß man das Zeichnen zu wenig in Ehren halte. Den Künstlern selber mögen diese Betrachtungen gleichgiltig sein; denen aber, unter deren Verantwortung staatlich geleitete Anstalten eingerichtet worden sind und fortgeführt werden, kann es weniger gleichgiltig sein, wie diese Institute von unbefangenen, durchaus nicht unwohlwollenden Berichterstattern in Betreff der zu Grunde liegenden Gedanken, der zu Tage stehenden Leistungen, und überhaupt ihrer Nothwendigkeit beurtheilt werden.

B. K. F.

---

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni 1883.

Die Zahl mehr oder minder wichtiger Einzelentscheidungen, welche der abgelaufene Monat gebracht hat, ist eine so große, daß es schwer hält, die Summe derselben zu ziehen. Die politische Physiognomie des Welttheils hat sich im Großen und Ganzen nicht verändert, aber sie hat an hundert verschiedenen Punkten Veränderungen und Modificationen erfahren, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in Anspruch nehmen und Aussicht darauf haben, die künftige Entwickelung der europäischen Dinge zu beeinflussen. Versuchen wir es, zunächst die Hauptereignisse an ihren Namen zu nennen.

Innerhalb dessen, was während der letzten vier Wochen Zeitungsschreiber und Zeitungsleser beschäftigte, hat die Moskauer Kaiserkrönung den breitesten Raum eingenommen. So unaufhörlich ist den Bewohnern des weiten russischen Reiches versichert worden, daß mit der Krönung und Salbung Kaiser Alexander's III. ein neuer Abschnitt osteuropäischer Geschichte begonnen habe, daß nicht nur die Russen, sondern auch ihre Nachbarn unter dem Eindruck stehen, ein großes historisches Ereigniß miterlebt zu haben. Worin dasselbe eigentlich besteht oder bestehen soll, ist indessen schwer anzugeben.

Daß der dreizehnte Nachfolger Peter's des Großen überhaupt gekrönt und gesalbt worden und daß die Masse des russischen Volkes an diesem feierlichen Acte loyalen und enthusiastischen Antheil genommen hat, wird nur da für merkwürdig gelten können, wo man die Sache der russischen Monarchie bereits aufgegeben und den Sieg des revolutionären Nihilismus für einen vollendeten angesehen hatte. Von den die Krönung begleitenden Umständen darf eigentlich nur einer als bemerkenswerth bezeichnet werden, und zwar der Umstand, daß das Oberhaupt der Moskauer Commune, der höchst conservative und nichts weniger als revolutionäre Staatsrechtslehrer Professor Boris Tschitscherin, sich trotz des bedingungslosen Enthusiasmus der Masse nicht hat an dem Bekenntniß verhindern lassen, daß die gegenwärtige russische Staatsordnung auf Sand gebaut sei und daß eine Festigung derselben nur möglich sein werde, wenn die russische „Gesellschaft" in irgend einer Form zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften berufen worden. Das Gewicht dieses Bekenntnisses wird durch den — freilich nur in Rußland bekannten — Umstand erhöht, daß Herr Tschitscherin kein homo novus, sondern ein Mann ist, der bereits zu Anfang der sechziger Jahre eine erhebliche Rolle als Führer der russischen Conservativen gespielt hat. Als Herr Katkow noch in seiner anglomanen Periode steckte und nicht höher, als bei der englischen Selbstverwaltung und einem aristokratischen Parlamentarismus schwor, war es Tschitscherin's Zeitung „Nasche Wremjä" (Unsere Zeit), welche die Fahne der kaiserlichen Autorität hoch hielt, Einheit des Reiches, Centralisation der Verwaltung, Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme, aber Unterwerfung derselben unter den Staatsgedanken predigte und die von allen Seiten stürmisch verlangte Umgestaltung der fundamentalen Reichsinstitutionen auf ruhigere Zeiten verschoben wissen wollte.

Daß ein Mann solchen Schlages und solcher Antecedenzien in den Tagen allgemeiner optimistischer Ueberschwänglichkeit eine politische Reform im großen Stil verlangt und diesem Verlangen bei einem officiellen Fest (dem Bankett, zu welchem die Vertreter der russischen Städte versammelt waren) Ausdruck gegeben hat, ist für die gegenwärtige Signatur der russischen Dinge sehr bezeichnend. Davon Act zu nehmen, wird um so unvermeidlicher sein, als die übrigen Moskauer Vorgänge der letzten Maiwoche sich stricte innerhalb der herkömmlichen Geleise bewegten. Die Amnestie und die Steuererlasse haben sich auf das Maß des Unentbehrlichen beschränkt, die auf die auswärtige und innere Politik bezüglichen Kundgebungen nur Bekanntes wiederholt. In erster Rücksicht hat der neugekrönte Kaiser sich zu den friedlichen Absichten bekannt, welche das Programm des Ministers von Giers bilden, — die an die Vertreter des Bauernstandes gerichtete kaiserliche Mahnung zum Zusammenwirken mit den Adelsmarschällen und zum Verzicht auf alle Landvertheilungsträume, spiegeln lediglich die Politik des Grafen Tolstoi wieder. Die entgegengesetzten Anschauungen, deren Träger Graf Ignatiew gewesen war, spielen bei einem großen Theile der nationalen Partei indessen nach wie vor die maßgebende Rolle und wie sie vor dem Mai des Jahres 1882 das Programm der Regierung bildeten, so können sie auch in Zukunft wieder zu Ehren kommen, wenn Graf Tolstoi einmal abgewirthschaftet hat. Davon ist zur Zeit freilich noch nicht die Rede, ein anderer nicht minder wichtiger Ministerwechsel wurde dagegen schon in den Tagen der Krönung angekündigt und viel besprochen. Wie es heißt, wird der Kriegsminister General Wanowski binnen Kurzem seinem Vorgänger, dem hochnationalen und liberalen Grafen D. Milutjin (1862—1881) Platz machen und auf solche Weise der Partei, zu welcher auch Graf Ignatiew gehört, mindestens e i n Großwürdenträgeramt ausgeantwortet werden. — Die an dieser Stelle vor Monaten ausgesprochene Vorhersagung, daß es mit der Steigerung des russischen Papiergeldcurses alsbald nach der Krönung ein Ende haben werde, scheint sich bereits gegenwärtig zu bewahrheiten. Anderthalb Wochen, nachdem die Moskauer Feierlichkeiten ihren Höhepunkt erreicht hatten, waren die Notirungen für russisches Papiergeld um nahezu 2 Procent zurückgegangen. Mindestens so lange der gegenwärtige russische Finanzminister im Amte bleibt, wird an eine Cursbesserung der russischen Valuta nicht zu denken sein und der Credit des ausgedehntesten Staates der Erde nach wie vor eine Existenz von der Hand in den Mund führen.

Aus der außerrussischen Slawenwelt haben während der letzten Wochen Nachrichten von Bedeutung nicht vorgelegen. Die Fürsten von Bulgarien und Montenegro weilen auf russischer Erde, und Serbien steht außerhalb der slawistischen Bewegung, seit es sich an das österreichische System angeschlossen hat. — Seit dem großen Erfolge, der der habsburgischen Monarchie durch den Abschluß des Vertrages über die türkischen Eisenbahnen zu Theil geworden, sind die W i e n e r S t a a t s m ä n n e r wieder ausschließlich mit inneren Angelegenheiten beschäftigt. Im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit haben hauptsächlich die Auflösung der Landtage von Krain und von Böhmen gestanden, weil sie abermals slawische Fortschritte auf Unkosten der Deutschen fürchten lassen. In Böhmen soll der schließliche Ausfall der bevorstehenden Neuwahlen noch zweifelhaft sein, bezüglich des Krain wird für ausgemacht angesehen, daß die Regierung nicht umhin können werde, bei dem Slowenenthum einen Rückhalt gegen das centralistische deutsche Element zu suchen. Ueber die Bedenklichkeit dieser Politik ist man an der Wiener Centralstelle wahrscheinlich ebenso wenig zweifelhaft wie an anderen Orten, — der Möglichkeit einer freien Wahl seiner Bundesgenossen hat man sich aber einmal begeben. Darüber, daß die neuen Freunde mit der Zeit höchst unbequem werden können, ist man in Wien neuerdings abermals belehrt worden; bedeutet die sogenannte Decentralisation der galizischen Eisenbahnverwaltung doch in Wahrheit nichts Anderes, als einen neuen Versuch zur Lockerung der Bande, welche das schwierige Grenzland jenseits der Karpathen mit der Reichshauptstadt und deren Interessen verbinden. So zuvorkommend Graf T a a f f e und dessen Collegen sich ihren polnischen Freunden gegenüber auch sonst bewiesen haben, —

in Fragen des wirthschaftlichen Interesses pflegt auch in Wien die „Gemüthlichkeit" aufzuhören. Gegenwärtig, wo die Kaiserstadt alle Aussicht darauf gewonnen hat, die Herrschaft über das Verkehrsleben des südöstlichen Europa bis nach Constantinopel und Saloniki hin in die Hände zu bekommen, dürfte weniger denn je daran zu denken sein, daß die Verwaltung des wichtigen galizischen Bahnennetzes dem Polenthum ausgeliefert werde. Soll mit jener „orientalischen Mission Oesterreich-Ungarns" Ernst gemacht werden, welche Herr von Kallay neulich zum Gegenstande eines der Pester Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrages gemacht hat, so wird vor Allem dafür gesorgt werden müssen, daß die Pflege der wirthschaftlichen Interessen des Reichs in den Händen bleibe, welche zu derselben allein befähigt sind. Darüber, daß diese Hände weder magyarische noch polnische, czechische oder slowenische sein können, dürften auch im Schoße der gegenwärtigen Regierung des Kaiserstaats verschiedene Meinungen nicht bestehen. Mag man die politischen Fähigkeiten der „interessanten" Racen Oesterreich-Ungarns auch noch so hoch anschlagen, — auf wirthschaftlichem Gebiete haben dieselben mit dem deutschen Elemente niemals in Concurrenz treten können. Jeder Versuch, den Einfluß der österreichischen Reichshauptstadt und des in ihr etablirten deutschen Elements auf das Verkehrs- und Finanzwesen der in dem Stromgebiet der unteren Donau lebenden Völker zu beschränken, wäre mit einer Lahmlegung der wichtigsten Waffen gleichbedeutend, die Oesterreich zur Behauptung seiner orientalischen Stellung überhaupt besitzt.

Auf die Behauptung dieser Stellung kommt eben jetzt Alles an. Die antitürkische Politik, welche England zum Behuf der Consolidirung seiner ägyptischen Position befolgen zu müssen glaubt, würde die Pforte mit innerer Nothwendigkeit zu einer Wiederannäherung an Rußland treiben, wenn Oesterreich an der Weiterverfolgung des Weges gehindert würde, den es seit dem Jahre 1878 eingeschlagen hat. Die vielbesprochene Anlehnung der Pforte an die Tripel-Allianz, was bedeutet sie Anderes, als die Einsicht der türkischen Staatsmänner in die Unvermeidlichkeit einer Verständigung mit der Macht, welche als Beherrscherin der westslawischen Länder und als nächste Verbündete Deutschlands allein die Mittel besitzt, dem weiteren Vordringen des Panslawismus Schranken zu ziehen? Daß die der Regierung des Sultans von britischer Seite bereiteten Verlegenheiten sich nicht sowohl auf den europäischen, als auf den asiatischen Besitzstand der Pforte beziehen, legt es den türkischen Staatsmännern besonders nahe, bei Rußland, dem nächsten Nachbar der schwierigen Provinz Armenien, Unterkunft zu suchen. Wenn das dennoch nicht geschehen, sondern im Gegentheil von den Rathgebern Abdul-Hamid's an der Verbindung mit den beiden mitteleuropäischen Reichen festgehalten worden ist, so beweist das, daß das gemeinsame Interesse an der Niederhaltung des Panslawismus auch in Constantinopel schwerer zu wiegen beginnt, als die Verstimmung über den Verlust der bosnischen Länder, in denen Oesterreich sich mehr und mehr häuslich niederläßt.

In Frankreich hat die Theilnahme an den Geschicken der nach Tonking abgesendeten Expedition für einen Augenblick die öffentliche Aufmerksamkeit von den inneren Schwierigkeiten abgelenkt. Täuschen die Anzeichen nicht, so wird der Gewinn, den die Regierung aus der Beschäftigung des Ehrgeizes und der Eigenliebe der Nation gezogen hat, mit einem bedenklich hohen Preise bezahlt werden. Auch im günstigsten Falle, demjenigen einer Beschwichtigung des durch den Marquis Tseng so wirksam zum Ausdruck gebrachten chinesischen Mißtrauens und einer prompten Bewältigung des anamitischen Gegners, bleibt übrig, daß man sich auf ein Unternehmen eingelassen hat, bei dem die Aufwendungen zu dem zu erzielenden Gewinn außer Verhältniß stehen. Die Zeiten sind eben vorüber, in denen Frankreich von sich rühmen durfte, daß es reich genug sei, seinen Ruhm zu bezahlen. Das Bestreben, „es zu einer und derselben Zeit den Briten in Bezug auf maritime Entwickelung und Colonialbesitz, den Deutschen in Bezug auf Heer- und Fortificationswesen gleichzuthun, Eisenbahnen und Verkehrsanstalten von dem Umfange der amerikanischen in's Leben zu rufen und die Schweiz auf dem Gebiete des Volksschulwesens zu überflügeln" (in diese Formel hat Paul

Leroy-Beaulieu seine fulminante neueste Anklage gegen das finanzpolitische Gebahren der herrschenden Partei zusammengefaßt), hat es bekanntlich fertig gebracht, das reichste Land des europäischen Continents in finanzielle Schwierigkeiten zu verwickeln, welche jede Vermehrung der bereits auf drei Milliarden jährlich angewachsenen Ausgaben als Vorläufer eines Staatsbankerotts erscheinen lassen. Von militärischen Unternehmungen aber weiß Jedermann, daß sie sich weder genau vorausberechnen, noch willkürlich einschränken lassen. „Man geht nie so weit, als wenn man nicht weiß, wohin man geht", und Ungewißheit über das Ziel, welches man anstrebt, bildet das entscheidende Merkmal der von Herrn Challemel-Lacour inaugurirten ostasiatischen Abenteuer-Politik. Darauf, daß die Wurzeln derselben in die Epoche der Allgewalt Gambetta's zurückreichen, wird der gegenwärtige Minister des Auswärtigen sich für den Fall eines ungünstigen Ausgangs seiner Unternehmung nicht wohl berufen dürfen. Die auf diesen Punkt bezüglichen neuesten Enthüllungen sind schlechterdings nicht danach angethan, die auswärtige Politik des Exdictators zu rehabilitiren: übertreffen sie an Unsauberkeit doch Alles, was in den Tagen der mexikanischen Expedition von dem zweiten Kaiserthum in dieser Hinsicht geleistet worden. England sieht der ostasiatischen Kreuzfahrt seiner Nachbarn und ehemaligen Verbündeten mit derselben schadenfrohen Zurückhaltung zu, die es dem madagassischen Abenteuer gegenüber beobachtet. Die Wahrscheinlichkeit spricht für ein Fiasco, dessen ungünstige Rückwirkung auf die inneren französischen Zustände man mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit registriren wird, — äußersten Falles aber weiß das britische Inselreich sich im Besitz aller Mittel, deren es zur Paralysirung der französischen Errungenschaften in Ostasien bedarf. — Unter den Fragen der inneren Politik steht die Senatsentscheidung über das, was man euphemistisch die Reform der Magistratur nennt, obenan. Was den Herren Dufaure (December 1876), Jules Favre (März 1879) und Cazot (1881) nicht gelungen war, hofft Herr Martin-Feuillée mit Hilfe des Einflusses erreichen zu können, dessen die Regierung vom März d. J. sich augenblicklich noch erfreut: man hofft die Zustimmung des Senats zu einer dem Siegelbewahrer und Justizminister von der Deputirtenkammer ertheilten Vollmacht zu erlangen, welche denselben für die Dauer von drei Monaten zur beliebigen Ab- und Einsetzung von Richtern aller Grade ermächtigt. Sieben Jahre lang unbefriedigt geblieben, ist der Heißhunger der im Besitz juristischer Diplome befindlichen republikanischen Stellenjäger auf den denkbar höchsten Grad gestiegen; Himmel und Hölle werden in Bewegung gesetzt, um dieses Mal durchzuführen, was in den Jahren 1876, 1879 und 1881 an der Festigkeit des Senats gescheitert war. Das „Journal des Débats" (dem factiöse Oppositionslust gegen die gegenwärtige Regierung schlechterdings nicht zum Vorwurf gemacht werden kann) nennt den neuen Gesetzentwurf „den beklagenswerthesten, der jemals von der Abgeordnetenkammer votirt worden ist", spricht demselben jeden eigentlich reformatorischen Charakter und der Körperschaft, die ihn „niedrigen Wahlrancünen" zu Liebe angenommen hat, jede Fähigkeit zu zusammenhängender gesetzgeberischer Thätigkeit ab. Wenn der Senat auch dieses Mal den Muth seiner Meinung haben sollte, so würde ihm das von der unaufhaltsam wachsenden Zahl derjenigen Franzosen nur gedankt werden, welche sich durch die augenblicklichen Erfolge und die scheinbare Stärke der Ferry'schen Regierung über den inneren Bankerott des demokratischen Regimes nicht täuschen lassen. Käme es dagegen dazu, daß die einzige, von den revolutionären Stürmen bisher unberührt gebliebene Institution den Machthabern des Tages und damit der Zerstörung ausgeliefert würde, so müßte das nicht nur als abermalige Verschärfung der Gegensätze, sondern außerdem als Verlust für die gesammte französische Cultur und als gefährliche Probe für die Lebenskraft der Regierung angesehen werden. So groß ist die Masse Derjenigen, welche auf Stücke aus der neuen Beute Anspruch zu besitzen glauben, daß an eine auch nur annähernde Befriedigung der geweckten Begehrlichkeiten nicht zu denken ist und daß Herr Martin-Feuillée und dessen Collegen sich nicht sowohl auf eine Vermehrung ihrer Anhängerschaft, als auf eine allmälige Vermehrung der Zahl der Unzufriedenen und Unbefriedigten gefaßt machen müssen. — Zunächst wird Alles

darauf ankommen, was bei dem für den Spätherbst d. J. bevorstehenden Wiederzusammentritt der gesetzgebenden Körper aus der Tonkin-Expedition geworden ist und ob diese einen gewissen Ersatz bietet für den in der Gesetzgebung herrschenden Marasmus und für die wachsende Verstimmung der unteren Classen. Und diese sind nicht die einzigen Unzufriedenen. Innerhalb der Kreise der Besitzenden ist der ungünstige Eindruck, den die unter dem Druck der Finanzverlegenheit unternommene Verwandlung der Rente geübt hat, noch keineswegs verwunden. Die zunehmende Vertheuerung des materiellen Lebens legt den zahlreichen, in ihren Einnahmen plötzlich verkürzten kleinen Rentnern so empfindliche Entbehrungen auf, daß während der ersten Maiwochen ein förmlicher Sturmlauf auf die Sparcassen stattfand, und daß diese nur mit Hilfe ihnen von den großen Bank-Instituten gewährter Unterstützungen den plötzlich an sie herangetretenen Forderungen gerecht zu werden vermochten. Was es in einem Lande wie Frankreich sagen will, wenn ein wegen seiner Sparsamkeit sprichwörtlich gewordener Theil der Bevölkerung dabei angelangt ist, seine Ersparnisse anzutasten, bedarf keines Commentars.

Die Vorgänge in den übrigen romanischen Ländern Europas haben während der letzten Wochen kein besonderes Interesse geboten. Der iberische Enthusiasmus, der sich in Veranlassung des portugiesischen Königsbesuchs am Madrider Hof gewisser Schichten des spanischen Volkes bemächtigt hatte, ist als Tageslaune anzusehen, die rasch wie sie gekommen, wieder gehen und keine Spur zurücklassen wird. Daß der innere Gegensatz zwischen den beiden die pyrenäische Halbinsel bewohnenden Völkern ungleich stärker ist, als die Summe der gemeinsamen Interessen derselben, kann für Niemand zweifelhaft sein, der auch nur die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte Spaniens und der auf die Annexionsperiode des 16. Jahrhunderts folgenden portugiesischen Entwickelung kennt: Dom Luis und sein Vater, der Wittwer der Königin Maria del Gloria, haben wohl gewußt, warum sie für alle während der letzten spanischen Thronvacanz an sie gerichteten Einladungen taub geblieben sind. — Das italienische Parlament ist während der beiden letzten Maiwochen der Schauplatz einer Redeschlacht gewesen, die auf die unbefangenen Zuschauer und Zuhörer einen ebenso trostlosen Eindruck gemacht hat, wie auf die Betheiligten. Auf den Namen politischer Gegensätze getaufte Partei- und Cliquenintereſſen, deren selbstsüchtiger Charakter für Niemand zweifelhaft sein kann und für Niemand zweifelhaft ist, führen seit nunmehr zwanzig Jahren in Italien das große Wort, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, ihnen die trügerische Larve abzureißen. — Die Freude an dem Siege, den Herr Depretis über die Nicotera und Crispi erfochten hat, ist dem leitenden italienischen Staatsmanne durch die Nothwendigkeit einer abermaligen Umgestaltung seines Cabinets verkümmert worden. Dergleichen Verschiebungen haben in Italien herkömmlich die Bedeutung von Vorläufern für größere Veränderungen, und bereits gegenwärtig hört man davon reden, daß das zu Ende des vorigen Monats neugebildete Cabinet nicht umhin können werde, bei nächster Gelegenheit einem conservativen Ministerium Platz zu machen. An der auswärtigen Politik der sechsten Großmacht würde dadurch nichts geändert werden, da die principiellen Gegner Deutschlands und der Tripelallianz nicht auf der Rechten, sondern auf der äußersten Linken des römischen Abgeordnetenhauses sitzen und die zwischen Frankreich und Italien bestehende Entfremdung zu den Dingen gehört, an denen zur Zeit auch der beste Wille Nichts zu ändern vermöchte.

Die beiden wichtigsten deutschen Vorgänge der letzten Wochen, die Einbringung einer kirchenpolitischen Vorlage, welche durch Umgestaltung der gesetzlichen Bestimmungen über die Anzeigepflicht und über das Messelesen und Sacramentspenden den Grund zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens legen soll, und die Mandatsniederlegung des Abgeordneten v. Bennigsen, stehen in so engem innerem Zusammenhange, daß sie als verschiedene Seiten einer und derselben Sache bezeichnet werden können. Herr v. Bennigsen legte sein Mandat nieder, weil die von ihm gewonnene Ueberzeugung, daß die durch die Regierungsvorlage gebotene Gelegenheit zu einem Ausgleich mit der

katholischen Kirche nicht unbenutzt gelassen werden dürfe, von der Mehrzahl seiner politischen Freunde nicht getheilt wird. Daß mit dem Ausscheiden des bisher führenden, auch von den Gegnern für regierungsfähig angesehenen national-liberalen Politikers ein neuer Abschnitt unserer inneren Entwickelung beginnt, wird von allen Seiten anerkannt, — ob der Inhalt desselben in etwas Anderem als einer weiteren Zuspitzung der Gegensätze bestehen wird, vermag indessen Niemand abzusehen. Im Augenblick prävalirt das Gefühl der Ermüdung so vollständig über jeder anderen Empfindung, daß man die Aufmachung von Zukunftsrechnungen auf den Wiederbeginn der parlamentarischen Thätigkeit verschoben hat. Der Reichstag ist nach Beendigung seiner vier Hauptarbeiten (der Erledigung der Budgetvoranschläge für 1883 und 1884, der Novelle zur Gewerbeordnung und des Gesetzes über die Krankenversicherung) in die Ferien gegangen und der Landtag sehnt die seinigen ungeduldig herbei. Ueber die wichtigsten seiner diesmaligen Aufgaben, das Verwaltungsgesetz, das große Canalproject und die kirchenpolitische Vorlage steht die schließliche Entscheidung noch aus. Erst wenn diese gefällt sein wird, wird die Signatur der ersten Session des im Herbste 1882 erwählten Abgeordnetenhauses festgestellt werden können.

# Literarische Rundschau.

## Neuere historische Literatur.

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Von H. v. Treitschke. Zweiter Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Der Rastatter Congreß und die zweite Coalition. Vornehmlich nach ungedruckten archivalischen Urkunden von H. Hüffer. Zweiter Theil. Bonn, Adolph Marcus. 1879.

Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. Zweiter Theil. Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire (5. October 1795 bis 9. November 1799). Von Dr. A. Böhtlingk, a. o. Prof. a. d. Universität Jena. Jena, E. Frommann's Verlag. 1880.

Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. Von P. Hassel. Erster Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1881. (Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven, VI.)

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Bd. IV. 1814. 1815. Bd. V. Schluß. Von H. Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. Berlin, Georg Reimer. 1880.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Von H. Delbrück. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1882.

Es ist eine früher nicht selten geäußerte und auch jetzt noch zuweilen gehörte Ansicht, daß der politische Aufschwung eines Volkes auch für die Literatur desselben ein Zeitalter der Blüthe hervorzubringen pflege. Inwieweit diese Behauptung für die Werke der Dichtkunst Geltung und Glauben verdient, braucht hier nicht untersucht zu werden; gewiß ist, daß die neuere Entwickelung unserer Geschichtschreibung sich in vollständigem Gegensatz dazu vollzogen hat. Wir haben es gesehen, daß in der trübseligen Zeit vor 30 Jahren, in den Tagen nach dem Waffenstillstand von Malmoe und der Punktation von Olmütz, eine große Zahl glänzender Talente gleichzeitig aufstand und eine reiche Fülle historischer Werke schuf, die auch heute noch durch die seltene Vereinigung gründlicher Forschung und vollendeter Form unübertroffen dastehen. Wir erleben es andererseits selbst, wie in unseren Tagen, wo wir die stolzesten Träume von deutscher Macht und Größe verwirklicht vor uns sehen, kaum einmal im Jahrzehnt ein historisches Werk erscheint, welches zugleich durch die Ergebnisse einer umfassenden Forschung die Wißbegierde der Gelehrten zu befriedigen und durch Größe der Anschauungen wie durch Klarheit und Schönheit der Darstellung die Theilnahme der Nation zu fesseln wüßte. Auffinden und Veröffentlichen neuer historischer Quellen ist noch nie so eifrig und so glücklich betrieben worden wie heute; ärmer als jetzt an darstellenden Werken von großem und originalem Wurfe ist unsere Geschichtschreibung seit Langem nicht gewesen.

Auch unter den in vieler Hinsicht sehr bemerkenswerthen Werken, deren Titel wir an die Spitze dieser Betrachtung gestellt haben, ist nur Eines jenen höchsten Zielen der Geschichtschreibung nahe gekommen: Treitschke's Deutsche Geschichte. Den Lesern

der „Rundschau“ wird es nicht unbekannt geblieben sein, welche Stürme dies Geschichtswerk in den Zeitungen entfesselt hat und welche Fluthen von Anklagen Liberale und Particularisten, Demokraten und Ultramontane über dasselbe ergossen haben. Ohne auf eine Erörterung dieser Vorwürfe einzugehen, von denen wir nur den kleinsten Theil als begründet ansehen können, wollen wir es uns hier vielmehr angelegen sein lassen, die eigenartigen Anschauungen unseres Werkes vorurtheilslos zu würdigen und unbefangen wiederzugeben.

Der zweite Band von Treitschke's Deutscher Geschichte, deren ersten Band vor wenigen Jahren Fr. Kreyssig den Lesern der „Rundschau“ angezeigt hat, umfaßt nur die fünf Jahre von 1815 bis 1819, also die Zeiten der Burschenschaft und des Wartburgfestes, des Aachener Congresses und der Karlsbader Beschlüsse. Wie sehr auch sonst die Urtheile über diesen Band der Deutschen Geschichte auseinandergehen mögen — in dem Einen Punkte werden alle übereinstimmen: es ist unmöglich die müden Tage dieser ereignißlosen Zeit, aus der das Autodafé auf der Wartburg und die Ermordung Kotzebue's als die einzigen Thaten hervorragen, anziehender, fesselnder und sagen wir es heraus: interessanter darzustellen, als dies Treitschke's beredte Feder vermocht hat. Die Vergangenheit so zu vergegenwärtigen, daß der Leser alles miterleben glaubt, dies bezeichnet Treitschke einmal als eine der wesentlichsten Aufgaben des Geschichtschreibers, und Niemandem ist das vollständiger gelungen als ihm selbst. Unter den Händen dieses großen Künstlers der Geschichtschreibung, dem in der Theilnahme an den Zeitungskämpfen noch nicht das Gefühl für die Schönheit und den Reichthum unserer Sprache verloren gegangen ist, gewinnt die unförmlichste historische Masse Gestalt, der todte Stoff belebt sich, und in plastischer Deutlichkeit, voll Farbe und voll Leben, treten die früher so nebelhaften Anfänge der neueren deutschen Geschichte vor unsere überraschten Augen. Freilich — wie sieht hier manches so ganz anders aus, als wir es uns bisher vorgestellt hatten.

Eine jede „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ wird sich insofern von der Gegenwart beeinflussen lassen, als sie die Vergangenheit hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt betrachten muß, wie die einzelnen Ereignisse und Persönlichkeiten auf die Einigung Deutschlands durch Preußen hemmend oder fördernd eingewirkt haben. Deutsche Geschichte, — und je näher wir der Gegenwart kommen, um so mehr — ist im Wesentlichen Geschichte der Bestrebungen und Kämpfe um die deutsche Einheit. In dem Mittelpunkt von Treitschke's Darstellung steht deshalb mit vollem Rechte, nicht das Wirken des deutschen Bundes, der in den ersten beiden Jahren seines Bestehens nichts Brauchbares als die Austrägal-Ordnung vom 16. Juni 1817 zu Stande bringt, sondern die Geschichte des preußischen Staates, „der lebendigsten Kraft der nationalen Einheit“, dessen Wiederaufbau nach den Umwälzungen der napoleonischen Zeit dieser Epoche unserer Geschichte ihren eigentlichen Inhalt gibt. Zusammengefügt aus hundert Ländertrümmern, zerstreut von der Prosna bis zur Maaß, deren größere Hälfte noch eben durch die Gesetze von Frankreich, Schweden, Sachsen, Westfalen, Berg, Danzig, Darmstadt und Nassau regiert war, wuchs dieser Staat unter der Leitung eines einsichtigen Fürsten und durch die treue Arbeit eines vorzüglichen Beamtenthums zu einer Einheit zusammen, die sich in allen inneren und äußeren Stürmen unerschüttert bewährt hat. Treitschke findet, daß durch diese politische Verschmelzung der einen Hälfte Deutschlands die Nichtigkeit des Particularismus bewiesen und der Boden für den Neubau des deutschen Staates bereitet sei. Daß dieser Staat gleichzeitig die Lösung der nationalen Aufgaben in die Hand nahm, zu der sich der Bund unfähig erwies, dazu wurde Preußen schon durch die Zerstückelung seines Gebietes gezwungen, die ihm eine selbstgenügsame Abschließung unmöglich machte. So lenkte Preußen, während zugleich durch das Zollgesetz vom 26. Mai 1818, „die folgenreichste politische That der Epoche“, die trennenden Schranken zwischen den Provinzen endgültig fielen, in die Bahnen einer nationalen Handelspolitik ein, deren Anfang durch den mit Schwarzburg-Sondershausen am 25. Oktober 1819 abgeschlossenen Vertrag bezeichnet wird und die schließlich in den deutschen Zollverein ausläuft.

Neben dieser Handelspolitik ging die Sorge für das Heerwesen, das durch die allgemeine Wehrpflicht und die innige Verbindung zwischen Linie und Landwehr sein eigenthümliches Gepräge erhielt. „Heerwesen und Handelspolitik sind fortan die beiden Rechtstitel, auf denen Preußens Führerstellung in Deutschland beruht". Mit besonderer Schärfe hebt Treitschke dabei hervor, daß diese beiden großen Maßregeln, durch die Preußen die festen Grundlagen für das gegenwärtige deutsche Reich geschaffen hat, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Anbahnung der Zolleinigung, hervorgegangen sind aus dem Willen der preußischen Krone und der verständnißvollen Tüchtigkeit der höheren preußischen Beamten und sich vollzogen haben unter dem lebhaftesten Widerstreben einer verblendeten öffentlichen Meinung. Er erinnert daran, daß die Stadtverordneten von Berlin in wiederholten Eingaben um die Herstellung der alten Militärfreiheit ihrer Commune baten und nicht eher abließen, als bis der König die Namen der Unterzeichner zu veröffentlichen drohte. Denn noch war die politische Bildung in Deutschland, wo die ästhetische Weltanschauung überwog, hinter dem Aufschwung der anderen Wissenschaften weit zurückgeblieben, und wie so oft schon schritt die preußische Krone mit überlegener Einsicht einem „unpolitischen Geschlechte" unbeirrt voran.

In diesem Zusammenhange erscheint denn auch bei Treitschke die Verfassungsfrage in einem anderen Lichte als bisher. Treitschke hat es schon in dem ersten Bande rückhaltlos getadelt, daß König Friedrich Wilhelm III., durch Hardenberg verleitet, noch vom Wiener Congresse aus das übereilte Versprechen wegen Einführung einer Constitution in Preußen gegeben habe. Allein, indem er jetzt die Nichterfüllung dieses Versprechens lebhaft beklagt, ist er doch weit entfernt, darin einen Nachtheil für Preußen zu erblicken. Treitschke glaubt nicht an die „untrügliche Weisheit des Volkes" und noch weniger an die „Heilswahrheiten der constitutionellen Doctrin", wie sie damals in Deutschland von dem jungen Liberalismus mit unduldsamer Ausschließlichkeit gepredigt wurde; er neigt mehr zu der Ansicht Niebuhrs, daß die Freiheit weniger auf der Verfassung als auf der Verwaltung beruhe, und hält es deshalb für nicht mehr als recht, daß Hardenberg erst die Grundlagen der Verwaltung zu ordnen dachte, ehe er den Staat mit parlamentarischen Formen umkleidete, und daß er die Wehrverfassung und die Steuergesetze nicht zum Spielball einer Opposition machen wollte, die von den Lebensaufgaben eines großen Staates nichts ahnen konnte. Ein allgemeiner preußischer Landtag, so meint Treitschke, hätte damals ohne Zweifel sofort den Kampf gegen die allgemeine Wehrpflicht begonnen. (S. 226).

Gegenüber der geräuschlosen, aber fruchtbringenden Arbeit, die sich in dem Staatsrathe zu Berlin und in den preußischen Amtsstuben vollzog, schildert unser Werk den lärmenden und anspruchsvollen Parlamentarismus des Südens als hohl und für die Entwickelung der deutschen Geschichte geradezu verderblich. Dennoch aber — wie sehr hat man Treitschke Unrecht gethan, wenn man ihn der Parteilichkeit für Preußen und der Abneigung und Ungerechtigkeit gegen Süddeutschland beschuldigt hat. Mit beredten Worten preist er die „alte Cultur, die schlicht bürgerliche Bildung, den warmherzigen Gemeinsinn" unseres Südens, die kriegerische Tüchtigkeit der Bayern, „der Verwandten der alten ostgermanischen Welteroberer", und nichts kann treffender zugleich und liebevoller sein als die Schilderung des Schwabenlandes, „in welchem die schwachen Köpfe seltener und die Querköpfe häufiger sind als sonstwo", und seines Dichters Uhland, in dem sich die schwäbische Landesart verkörpert zeigt, wie die alemannische in Rotteck. Aber, es ist wahr, Treitschke hält es für ein Unheil, daß die ersten schüchternen Versuche mit parlamentarischen Formen in dem „leeren Scheinleben" der Kleinstaaten gemacht sind — ein Unheil für Deutschland, insofern der deutsche Parlamentarismus in jener dumpfen Enge von vorn herein das Gepräge kleinmeisterlicher und kleinstaatlicher Beschränktheit erhielt, und ein Unheil für den Süden, wo mit den parlamentarischen Formen zugleich ein radicaler und doctrinärer Liberalismus emporkam, der in der Verhöhnung des verfassungslosen „Staates der Freiheitskriege" das sicherste Kennzeichen der Freisinnigkeit erblickte und allmälig zu

einem selbstgefälligen Particularismus führte. Im Gegensatze zu diesem süddeutschen Liberalismus, der seinen französischen Ursprung nicht verleugnen kann und dem alles staatliche Leben in den Verfassungsformen aufgeht, entwickelt sich hauptsächlich durch Dahlmann der norddeutsche Liberalismus, der sich ein lebhaftes Gefühl historischer Pietät bewahrt und den Staat nicht nach den Regeln der neuen Doctrin von Grund aus neugestalten, sondern die alten ständischen Einrichtungen zeitgemäß weiter bilden will.

Wie Treitschke in den parlamentarischen Formen des Südens, deren rettende Bedeutung für die innere Geschichte Bayerns und Badens er ausdrücklich betont, doch ein heilsames Element für die gesunde Entwickelung Gesammtdeutschlands nicht zu erkennen vermag, so ist er auch geneigt, die freiheitliche und nationale Bewegung der deutschen Jugend, wie sie in der Burschenschaft ihren Ausdruck gefunden hat, eher zu verurtheilen als zu billigen. So sehr diese Jugend, in der der Gedanke der deutschen Einheit zuerst lebendig und kräftig wurde, seiner vollen Theilnahme sicher ist, so verkennt er doch die verderblichen Keime nicht, welche diese Bewegung in sich trug — eine Unparteilichkeit, aus der man ihm seltsamer Weise einen Vorwurf gemacht hat. Rühmend hebt er hervor, daß vielleicht niemals ein so warmes religiöses Gefühl, so viel sittlicher Ernst und vaterländische Begeisterung in der deutschen Jugend lebendig gewesen seien, aber er tadelt zugleich in strengen Worten die grenzenlose Ueberhebung, den altklugen Tugendstolz und die ganze gespreizte Unnatur des studentischen Wesens, durch welche beschränkte Köpfe wie Sand mit Nothwendigkeit zu unheilvollen Verirrungen verleitet werden mußten. Mit den Anschauungen vollends, die in den Kreisen der „Unbedingten“, der radicalsten Fraction der Studenten, emporkamen, hielt nach Treitschke das „Evangelium vom Umsturz aller sittlichen und politischen Ordnung“ seinen Einzug in Deutschland. Bei diesen Stimmungen und Strömungen innerhalb der studentischen Kreise, die in Sand's That einen gräßlichen Ausdruck fanden, hält Treitschke das Vorgehen der deutschen Regierungen gegen die Studentenschaft und einen Theil ihrer Lehrer von vornherein nicht für verwerflich. Aber er vermißt dabei an den deutschen Höfen jede Spur „staatsmännischer Sicherheit“ und sein Urtheil über die verderbliche Wendung der deutschen Politik, welche durch die Karlsbader Beschlüsse und die Demagogenverfolgung bezeichnet wird, kann nicht vernichtender lauten. Die deutsche Politik, meint er, sank herab zur deutschen Polizei. „Jahrzehnte lang ging fast das gesammte Leben des Bundestags in polizeilichen Nothmaßregeln auf.“ (S 553.)

Wir halten inne, wiewohl wir besorgen, von dem gehaltvollen Reichthum unseres Werkes den Lesern nur ein schwaches Bild gegeben zu haben. Sollen wir endlich ein zusammenfassendes Urtheil über diese Deutsche Geschichte aussprechen, so müssen wir sagen, daß bei unleugbaren Mängeln im Einzelnen und trotz vielfacher Lücken dies Werk als Gesammtleistung einzig dasteht und in absehbarer Zeit ebensowenig übertroffen werden wird, wie etwa Häusser's deutsche Geschichte, in den meisten Einzelheiten längst überholt, als Ganzes bisher gleichwohl nicht übertroffen ist. —

Die Geschichte des Rastatter Congresses, der weniger durch den Verlauf und das Ergebniß seiner Verhandlungen, als durch das blutige und geheimnißvolle Ereigniß, das ihn so tragisch abschloß, in der Erinnerung der Nachwelt geblieben ist, hat in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Forscher vielfach beschäftigt und manche werthvolle und inhaltreiche Darstellung veranlaßt. Aber weder der betreffende Abschnitt in Häusser's deutscher Geschichte, der zu ausschließlich aus Actenstücken preußischen Ursprungs hervorgegangen ist, noch vollends das umfangreiche Werk von Vivenot, der seinerseits wieder allein auf Grund österreichischer Schriftstücke arbeitete, genügten den Anforderungen der heutigen Geschichtswissenschaft, die eine zuverlässige und allseitige urkundliche Grundlage beansprucht. Erst H. v. Sybel, in dem vor einigen Jahren veröffentlichten fünften Bande der Revolutionszeit, hat eine Darstellung des Rastatter Congresses gegeben, die, ein Ergebniß umfassender und eindringender Forschungen in den Archiven zu Wien und Berlin, für die jetzt herrschende Auffassung jenes Zeitraums maßgebend geworden ist. Dennoch verdient das Werk von H. Hüffer

über den Rastatter Congreß und die zweite Coalition, auf dessen ersten Band wir bereits vor einigen Jahren die Leser der „Rundschau“ aufmerksam machten, um so mehr volle Beachtung, als es im Ganzen wie im Einzelnen durchaus auf selbständigen archivalischen Studien beruht und trotz aller früheren Bearbeitungen desselben Gegenstandes eigene Bedeutung und eigenen Werth behauptet. Einmal hat Hüffer das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris für diese Zeit benutzen und infolge dessen die Gesichtspunkte der leitenden Männer in Frankreich, namentlich Talleyrand's und Treilhard's, sicherer als bisher feststellen können, und zweitens hat Hüffer, wo Sybel sich begnügt, den Gang der geschichtlichen Entwickelung in großen Zügen zu vergegenwärtigen, eine bis in's Einzelne mit Sorgfalt und Klarheit ausgearbeitete Schilderung entworfen. Den Zusammenhang des Rastatter Congresses mit den gleichzeitigen Ereignissen, die Bedeutung desselben in der Geschichte Europa's, das Wesen der preußischen und österreichischen Politik, überhaupt eine Anschauung der Dinge im Großen und Allgemeinen wird man nach wie vor bei Sybel suchen müssen; aber den Verlauf des Congresses im Einzelnen, die vertraulichen Besprechungen und Verhandlungen, aus denen ein Beschluß in der Oeffentlichkeit hervorgeht, die Stellung der deutschen Stände zu dieser oder jener Frage — für alle diese Punkte wird man künftig gern Hüffer zur Hand nehmen. Neben der durch Vollständigkeit und Klarheit ausgezeichneten Darstellung der Verhandlungen zu Rastatt enthält unser Band noch den Ursprung des Krieges der zweiten Coalition gegen Frankreich. Die Erzählung dieser weltumfassenden Verwickelungen hat etwas unleugbar Dramatisches: auf der einen Seite sehen wir das revolutionäre Frankreich, immer weiter um sich greifend, Aegypten und Neapel unterwerfen; auf der anderen Seite erblicken wir England, Rußland, Oesterreich und die Türkei in lebhaften Unterhandlungen den großen Bund vorbereiten, dessen Zusammenstoß mit Frankreich wir erwartungsvoll entgegensehen. Eine eigenthümlich anziehende Persönlichkeit inmitten dieser Bewegungen bildet Kaiser Paul von Rußland, über den Hüffer aus wenig bekannten russischen Veröffentlichungen, sowie aus österreichischen und englischen Gesandtschaftsberichten neue und interessante Mittheilungen gesammelt hat. In dem letzten Kapitel endlich beschäftigt sich Hüffer mit der noch immer nicht völlig aufgeklärten Geschichte des Mordanfalles auf die französischen Gesandten. Ohne darüber nach den letzten Forschungen von Sybel, die den Lesern der „Rundschau“ noch in der Erinnerung sein werden, etwas wesentlich Neues ermitteln zu können, erblickt auch Hüffer in der Ermordung der Gesandten einen Act „militärischer Lynchjustiz“, dessen Urheber er jedoch nicht, wie Sybel, unter den höher stehenden, sondern eher bei untergeordneten Persönlichkeiten des österreichischen Heeres zu finden glaubt.

Im Uebrigen ist der Charakter dieses zweiten Bandes der nämliche wie der des ersten: auf jeder Seite zeigt sich die Sorgfalt und Feinheit des Verfassers in der Behandlung auch anscheinend unbedeutender Einzelheiten, und eine wohlwollende Unparteilichkeit, die freilich durch eine zu nachsichtige Milde des Urtheils bisweilen zur Parteilichkeit zu werden droht.

Einen gewissen Gegensatz zu dem Werke Hüffer's bildet, im Ganzen wie im Einzelnen, in der Methode wie in der Auffassung der einzelnen Begebenheiten, das Werk Böhtlingk's über Napoleon Bonaparte, dessen ersten Band wir gleichfalls vor einiger Zeit in diesen Blättern anzeigten. Dort das geschichtliche Ereignis in seinem Verlaufe sorgfältig erforscht und einfach und schmucklos dargestellt; hier Erörterungen, Vermuthungen, Wahrscheinlichkeitsschlüsse, welche, so scharfsinnig und geistvoll sie sein mögen, die schlichten Thatsachen überwuchern und nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verhüllen; dort eine breite und feste urkundliche Grundlage, über der sich ein Werk erhebt, das auch im Kleinen den Eindruck des Dauerhaften und Zuverlässigen hervorbringt, hier — was übrigens nicht immer Schuld des Verfassers ist — schwankender Boden, unsichere Grundlagen, ein vergängliches Gebäude; dort, wenn wir uns zweier Schlagwörter bedienen dürfen, die vielleicht scharf, aber bezeichnend sind: dort Objectivität, hier Subjectivität.

In dem ersten Bande, der die Jugendjahre Napoleon's bis zur Niederwerfung der royalistischen Sectionen am 5. October 1795 umfaßt, hatte Böhtlingk Napoleon vornehmlich als Corsen aufgefaßt und mit dieser Anschauung seine gesammte Darstellung derart durchdrungen, daß einerseits das Ganze seines Buches einen sehr glücklichen einheitlichen Charakter erhielt und andererseits die einzelnen Phasen im Leben Napoleon's, unter einem neuen Gesichtspunkt betrachtet, in einem neuen und richtigeren Lichte erschienen. In ähnlicher Weise wird der vorliegende Band, der den italienischen Feldzug, das Unternehmen gegen Aegypten und den Staatsstreich von 1799 enthält, von dem Einen Gedanken beherrscht, daß das „Sinnen und Trachten" Napoleon's in den Jahren 1796 bis 1799 unablässig dahin gegangen sei, die directoriale Verfassung umzustürzen und sich selbst als Alleinherrscher an die Spitze Frankreichs zu stellen. Wir sind ganz geneigt, diesen Gedanken als im Allgemeinen begründet zuzugeben; allein in der Durchführung desselben im Einzelnen, glauben wir, wird Niemand dem Verfasser folgen wollen [1]).

Nach Böhtlingk's Ansicht wäre nämlich nicht viel weniger als Alles, was zu jener Zeit in Frankreich und den Nachbarlanden geschah, Großes wie Kleines, der Rastatter Gesandtenmord wie die Ernennung irgend eines diplomatischen Agenten, mittelbar oder unmittelbar von Napoleon ausgegangen und der Erreichung seines großen Zieles dienstbar gewesen. Napoleon war es, der nach dem Frieden von Campo Formio jenes „Raub- und Eroberungssystem" der französischen Republik veranlaßte, das er zur Verwirklichung seiner „Pläne brauchte". Napoleon war es, der die Sendung Bernadotte's nach Wien bewirkte und durch den bekannten Fahnenaufruhr neuen Zwist mit Oesterreich hervorrief; Napoleon endlich war es, der — wer sollte es glauben? — die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastatt wahrscheinlich „persönlich angeordnet hat" (S. 412). Und das alles hat er gethan, um „Europa in Flammen zu setzen", Frankreich an den Rand des Abgrundes zu bringen und schließlich selbst als „Retter in der Noth" zu erscheinen. „Ein wahrhaft herostratischer Gedanke", ruft Böhtlingk aus, „welcher nur dem Gehirne jenes Bonaparte entspringen konnte, der sich bereits als eine Art Gottheit fühlte". — Es ist unmöglich und auch unnöthig, hier im Einzelnen zu verfolgen, wie sehr der Verfasser Menschen und Dingen gleichmäßig Gewalt anthut und anthun muß, um die Richtigkeit seiner einmal ergriffenen Auffassung an ihnen zu erweisen. So erscheinen bei ihm als Helfershelfer Napoleon's Sieyès und Talleyrand, — Sieyès, dessen Gedanken im Jahre 1798 allein darauf gerichtet waren, das „Repräsentativsystem", wie er es nannte, d. h. Revolution und Republik siegreich über Europa auszubreiten, und Talleyrand, ein allezeit maßvoller und besonnener Staatsmann, der in den Ereignissen der Jahre 1798 und 1799, wenn er überhaupt einmal eingreift, immer nur ausgleichend und zurückhaltend thätig ist, allezeit bemüht, die von der Revolution ausgestreuten Keime der Zwietracht mit Europa zu zerstören, und eben darum ein Gegner von Sieyès nicht minder als von Napoleon. So wird der Mordanfall auf die französischen Bevollmächtigten in Rastatt, über dessen Urheber selbst sonst so weit auseinandergehende Forscher wie Sybel, Hüffer und Vivenot im Wesentlichen übereinkommen, dem davon selbst mitbetroffenen Jean Debry zugeschrieben, der wieder nur als Werkzeug Napoleons gehandelt haben soll.

Indem wir übrigens gegen diese und andere Aufstellungen des vorliegenden Buches Einspruch erheben, wollen wir in keiner Weise verkennen, mit welchem Fleiße und mit welcher Kenntniß der Literatur der Verfasser gearbeitet hat und wie viel Anregendes und Scharfsinniges seine Darstellung namentlich in der ersten Hälfte des Buches in sich schließt. Es ist eben nur die in diesem Buche vorherrschende Methode, die wir um so entschiedener bekämpfen müssen, als sie innerhalb unserer Geschichtschreibung zu ernsten Mißständen geführt hat und noch täglich führt. Inmitten einer

[1]) Das Buch ist übrigens auch nicht ganz frei von auffallenden Fehlern; so werden die Mémoires du duc de Rovigo (Savary) wiederholt als Memoiren Duroc's bezeichnet (S. 317. 318. 343).

wissenschaftlichen Bewegung, die auf umfassende und allseitige Ausnutzung des urkundlichen Materials dringt und aus dem Staube der Archive täglich neue und überraschende Entdeckungen hervorzieht, erscheinen fortwährend Bücher und nicht immer anspruchslose, die auf Grund mangelhafter und fragmentarischer oder auch gar keiner Documente über die schwierigsten und verwickeltsten Fragen der neueren Geschichte mit einer Sicherheit und Bestimmtheit abschließend urtheilen, die den mit archivalischer Forschung einigermaßen Vertrauten immer von Neuem in Erstaunen setzt. Warten wir doch ab, ehe wir, um bei dem Werke Böhtlingk's zu bleiben, den Antheil einzelner Personen, wie Talleyrand's, Sieyès', an dem Emporkommen Napoleon's bestimmt abmessen wollen, bis die in Frankreich begonnenen Veröffentlichungen aus staatlichen und Familienarchiven uns ein reicheres urkundliches Material zur Verfügung stellen. Was davon in den letzten Jahren bekannt geworden ist, zeigt deutlich, wie Vieles und wie Unerwartetes uns noch bevorsteht.

Festen geschichtlichen Grund und Boden betreten wir wieder in dem Werke von Hassel über die preußische Politik seit dem Frieden von Tilsit, einem Werke, dessen Betrachtung wir hier um so eher anschließen dürfen, als es sich mit der Politik Napoleon's zum Mindesten ebenso sehr beschäftigt wie mit derjenigen Preußens. Der vorliegende Band des groß angelegten Werkes umfaßt die Zeit vom Abschluß des Tilsiter Friedens (9. Juli 1807) bis zu Ende des Jahres 1808 und zerfällt in zwei dem Umfang nach gleiche Theile: eine klar und gut geschriebene Darstellung, die nur zuweilen etwas knapper gefaßt sein könnte, und in eine reiche Sammlung wichtiger Actenstücke aus den Archiven zu Berlin und Hannover, unter denen wir Denkschriften und Briefe Stein's, die Correspondenz zwischen König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander, Briefe Alexander's von Humboldt u. s. w. hervorheben wollen. Es ist wahr, daß dabei die Forschungen von Duncker, Pertz, Ranke u. A. dem Herausgeber Vieles und Wichtiges vorweg genommen haben; allein ganz abgesehen davon, daß Hassel doch manche Actenreihen, so den Briefwechsel zwischen dem Grafen Münster und Hardenberg, zwischen Stein und dem den Lesern von G. Freytag's letztem Romane wohlbekannten Grafen von Götzen, zuerst benutzen konnte, so hat die vorliegende Veröffentlichung immer den unleugbaren und nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sie uns eine vollständige Sammlung der Materialien darbietet, aus denen sich eine zuverlässige Geschichte der auswärtigen Politik Preußens in den Jahren 1807 und 1808 zusammenfügen läßt. Wir sagen: eine Geschichte der auswärtigen Politik Preußens; richtiger wäre es freilich, für jene Zeit nur von einer Geschichte des Leidens und Ringens Preußens zu sprechen: ein Leiden unter dem lastenden Drucke der französischen Invasion, welcher auch der mit so schweren Opfern erkaufte Friede zu Tilsit kein Ende gemacht hatte, und ein stilles, vorsichtiges Ringen, um sich den Fesseln zu entwinden, in die Napoleon das Land geschlagen hatte. Wir haben auch andere Staaten Schlachten verlieren, Provinzen einbüßen, Contributionen zahlen sehen. Allein das Alles verschwindet vor dem damaligen Schicksale des preußischen Staates, der noch Jahre lang nach hergestelltem Frieden in seiner Hauptstadt und in seinen Festungen französische Heere ernährt, in dessen Häfen französische Zollbeamte den Handel überwachen und die Waarenballen zählen, dessen 5 Millionen Einwohner endlich unter einem unerhörten Drucke so lange ausgesogen werden, bis ihnen nach Napoleon's eigenem Geständniß eine volle Milliarde abgepreßt ist. Darum kann eine „Geschichte der preußischen Politik" jener Tage uns nicht von kühnen Entwürfen, großen Entschlüssen, glänzenden Erfolgen erzählen. Das Geschick Preußens entscheidet sich nicht in Königsberg oder Berlin, sondern in Petersburg und Paris; es ist ein Factor, und nicht einmal ein sehr bedeutender, in den politischen Berechnungen Napoleon's und Alexander's, die zu Erfurt um die preußischen Provinzen feilschten, wie wir die europäischen Großmächte zu Berlin um die Türkei haben feilschen sehen. Eben dies Moment, die vollkommene Abhängigkeit Preußens von dem jedesmaligen Stande der allgemeinen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland, tritt bei Hassel noch deutlicher und schärfer hervor, als in den älteren Darstellungen. So ist denn die eigentliche

Geschichte Preußens in jener Zeit, so weit sie nicht in den inneren Reformen aufgeht, fast mehr eine finanzielle als eine politische: unser Buch handelt zum nicht geringen Theile von den Bemühungen Preußens, den finanziellen Anforderungen gerecht zu werden, die der große Rechenkünstler an der Seine und sein nicht minder erfindungsreicher Generalintendant Daru in Berlin immer von Neuem erheben. Indessen, so düster und traurig das Gemälde auch ist, das die Forschungen Hassel's vor unseren Augen entrollen, so fehlt es darin doch auch nicht ganz an lichten und erhebenden Momenten, die auf eine Zukunft ganz anderer Art hindeuten. Wir bewundern die unversiegbare Lebenskraft und den zähen Geist unseres Volkes, der nach den härtesten Schicksalsschlägen und in den Tagen der tiefsten Erniedrigung den Gedanken an die einstige Wiederaufrichtung mit heiligem Ernste in sich nährt; wir hören von den ersten in tiefes Geheimniß gehüllten Anknüpfungen mit Oesterreich und England, bei denen bereits im Jahre 1808 eine allgemeine Erhebung gegen Napoleon in's Auge gefaßt wird, und wir sehen schon die Gestalten an uns vorüberschreiten, einen Stein, einen Scharnhorst, an deren Namen sich die Erinnerung an die großen Tage von 1813 knüpft.

Mitten in diese Zeit hinein, aus den Tagen von Rastatt und Tilsit zu den Tagen von La Rothière und Belle-Alliance führt uns der vierte und fünfte Band des Werkes von Delbrück über Gneisenau, mit denen das große einst von Pertz in Angriff genommene Werk abgeschlossen vorliegt. Abweichend von der Weise des älteren Gelehrten, in dessen Arbeit Actenstücke und Darstellung in einem oft seltsamen Gemische durcheinander gehen, hat Delbrück bei einem jeden historischen Abschnitt, wie etwa bei dem Feldzuge von 1814, dem Feldzuge von 1815, die eigene Darstellung und die Briefe von und an Gneisenau streng von einander geschieden. Dabei hat er es absichtlich vermieden, den Inhalt der Acten und Briefe völlig in die eigene Darstellung aufzunehmen; er gibt vielmehr immer nur den allgemeinen Umriß der Begebenheiten, innerhalb deren sich Gneisenau bewegt, und nöthigt dadurch den Leser, sich selbst den Inhalt der mitgetheilten Acten und Briefe zu eigen zu machen. Ohne Zweifel hat durch diese Anordnung das ganze Werk nicht unerheblich gewonnen. Wir haben jetzt auf der einen Seite die treffliche, knappe Darstellung des Verfassers, die überall von selbständigen Forschungen und gründlicher Durcharbeitung zeugt, und auf der anderen Seite den Briefwechsel Gneisenau's mit seinen Zeitgenossen, eine Quelle zugleich historischer Belehrung, künstlerischen Genusses und patriotischer Freude. Bleiben wir noch einen Augenblick bei der eigenen Arbeit des Herausgebers stehen, so müssen wir in dem vierten Bande besonders die ebenso scharfsinnige als überzeugende Entwickelung der militärischen Entscheidungen von 1814 und 1815 hervorheben. Die Verhältnisse, aus denen sich die Niederlagen des schlesischen Heeres im Februar 1814 ergaben, der Wechsel in der Methode der Kriegführung, zu dem sich Gneisenau nach denselben entschloß, vor allem der Verlauf und der Ausgang der Schlacht von Belle-Alliance, der zu so vielen Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben hat, — alle diese Momente treten uns in einer sorgfältig und klar gearbeiteten Darstellung entgegen. Im fünften Bande hat sich der Herausgeber begnügt, in einem wenig umfangreichen Capitel das Leben Gneisenau's von 1815—1831 zu erzählen, dabei aber die Stellung seines Helden zu den Parteien und Bestrebungen, die nach den Freiheitskriegen Deutschland erfüllten, ausführlich und treffend erörtert. Im Gegensatz zu den Anschauungen der altfeudalen Partei, von der Gneisenau als der „Demagogen-General" verdächtigt wurde, erblickt Delbrück in ihm vielmehr einen „liberalen Aristokraten", dessen Ueberzeugungen in den meisten Punkten mit denen Stein's zusammentrafen.

Kommen wir nun zu den Briefen, welche den größten Theil des vierten und fast den ganzen Inhalt des fünften Bandes ausmachen, so müssen wir von vornherein darauf verzichten, innerhalb des Rahmens dieser Besprechung dem bedeutenden und mannigfaltigen Inhalt derselben gerecht zu werden. Da sind vor allen anderen die Briefe Gneisenau's selbst, dann Schreiben von Clausewitz, Boyen, Hardenberg, Niebuhr, Blücher, Müffling u. a. In allen lebt etwas von dem Schwunge und der

Begeisterung der großen Zeit, in der sie entstanden sind und von der ihr Inhalt Mark und Kraft empfangen hat; in allen fühlt man aber auch etwas von dem classischen Geiste, der sich von Weimar aus über Deutschland ergossen hatte und dem so viele dieser Briefe ihre schöne Form verdanken. Ob wohl unsere Tage einmal der Nachwelt solche Briefsammlungen hinterlassen werden, wie sie in den „Blücherbriefen", dem Briefwechsel von Clausewitz mit seiner Gattin und den Briefen Gneisenau's uns jetzt vorliegen? Es ist unmöglich, diese Briefe ohne Bewegung zu lesen. Die leidenschaftliche Erregung der Tage von 1814 und 1815, in denen die Herzen zwischen den freudigsten Hoffnungen und den trübsten Befürchtungen schwankten, und die bitteren und schmerzlichen Enttäuschungen, denen gerade die edelsten Männer nach den unbefriedigenden Ergebnissen des Wiener Congresses und des zweiten Pariser Friedens sich hingegeben sahen, diese Empfindungen prägen sich in den vorliegenden Schreiben mit solcher Stärke und Lebendigkeit aus, daß ihre Schwingungen auch uns Nachlebende noch mächtig ergreifen. Dazu kommt, daß in nicht wenigen jener Briefe Gedanken angeregt und erörtert werden, von deren Verwirklichung erst wir selbst Zeugen gewesen sind. Am beachtenswerthesten in dieser Hinsicht ist vielleicht ein Schreiben des Generals von Steinmetz, aus dem ich mir nicht versagen kann, hier einige Stellen anzuführen. Er schreibt am 15. September 1815 an Gneisenau: „Es ist keine Rettung für Deutschland und für Preußen selbst, als dadurch, daß diesem Hause die Oberherrschaft übertragen wird, und dazu sollte ich doch meinen, daß alle oder doch die Mehrheit der deutschen Stimmen zu gewinnen sein mögen . . . Oesterreich ist kein deutsches Haus mehr; Italiener, Ungarn, Polen, Böhmen und die Slavonier sind 4/5 gegen die Deutschen dieses Staates; wie wollen ihre Fürsten und Herren gleiche Meinung, gleiches Interesse mit uns sein und haben können? . . Ernstlich möchte ich jetzt einen Bund entstehen sehen, der der preußisch-deutsche hieße, denn ohnedem war alles Streben und Treiben nicht des Mühens werth; wie sollen wir zur Ruhe kommen und Freiheit behalten zu denken und zu thun, wenn in Deutschland nicht Einheit und eine kräftige Einheit durch Preußen ist?"

So schrieb im Jahre 1815 ein Mann, dessen Sohne es ein halbes Jahrhundert später vergönnt war, für die Erfüllung der einst von seinem Vater ausgesprochenen Hoffnungen zu kämpfen und zu siegen.

Neben dieser großen fünfbändigen Ausgabe von Gneisenau's Leben liegt nun seit Kurzem noch eine kleinere sehr hübsch ausgestattete Ausgabe in zwei Bänden vor, bei der Delbrück das von seinem Vorgänger in den ersten drei Bänden angehäufte Material in vielfacher verbesserter Verarbeitung und die darstellenden Abschnitte des vierten und fünften Bandes sehr geschickt vereinigt hat. Wir können diese kleine Ausgabe, die für den Geschichtsforscher natürlich die große nicht ersetzt, aus voller Ueberzeugung den weitesten Leserkreisen als ein zugleich inhaltreiches und in der Form wohl gelungenes Werk empfehlen. Paul Bailleu.

---

## George Taylor's „Klytia".

Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von George Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Der Verfasser, welcher durch seinen früheren, auch in dieser Zeitschrift besprochenen Roman „Antinous" bereits Aufsehen erregte, vereint in sich zwei wichtige Eigenschaften: er kennt die Zeit, in welcher er seine Gestalten leben läßt und nicht nur von Außen. So Vielen genügt es zu wissen, wie die Menschen eines Jahrhunderts gekleidet waren,

wie ihre Waffen, Geräthe und Häuser aussahen, was gegessen und getrunken wurde. Das ist bei Taylor nicht der Fall. Ob er in Wirklichkeit — denn der fremde Name ist sicher nur eine Maske — etwa ein Gelehrter ist und welcher Facultät er angehört, das wissen wir nicht; jedenfalls aber geht seine Vertrautheit mit dem Geiste des 16. Jahrhunderts (die Zeit der Handlung ist um 1550 und ihr Schauplatz die Pfalz) weit über das Mittelmaß des Dilettantismus hinaus und erreicht jene Höhe, die den selbständigen Forscher und Denker bezeichnet. Noch wichtiger ist die zweite Eigenschaft. Taylor ist Dichter. Leider muß man das heute gerade bei den Romanschriftstellern besonders hervorheben. Die Art, wie er das Menschliche sich mit dem Zeitlichen verbinden läßt, ohne zu alterthümeln; wie er im Kampfe der gegeneinander laufenden Geistesströmungen den Sieg des Ersteren vorbereitet und zu Ende führt: das und vieles Andere beweist, daß mit Taylor eine vornehme schöpferische Kraft in die deutsche Romandichtung eingetreten ist. Die Menge der Gestalten, welche er in den Vorder- und Mittelgrund des geschichtlichen Bildes gestellt hat, ist ziemlich beträchtlich, vielleicht zu groß, aber jede ist ein für sich abgeschlossenes Einzelwesen, in Gesinnung, Sprache und Handlung von den anderen klar und fest geschieden. Dabei ist die Eigenart der Gestalten bei den weichen Charakteren ebenso lebensvoll wie bei den thatkräftigen und es zeigt sich eine seltene Kraft, den verschiedensten Naturen ihr Recht angedeihen zu lassen.

Der Roman spielt gegen das Ende der Regierungszeit Friedrich's III., des Frommen, aus dem Hause Zimmern, welcher nach dem Aussterben der Heidelberger Linie die Regierung übernommen hatte. Man weiß, welche Bedeutung schon vor seiner Herrschaft die Bekenntnißstreitigkeiten gewonnen hatten. Reformirte und Lutheraner bekämpfen sich auf das Heftigste, bis Wilhelm wenigstens äußerlich durch sein entschiedenes Eintreten für den Calvinismus Ruhe schaffte, ohne jedoch die Gegensätze zu versöhnen. Neben den Gegnern der starren Lutheraner war noch ein anderer geheimer Feind thätig, die Jesuiten, welche auf alle mögliche Weise Einfluß zu gewinnen suchten. Das sind die geschichtlich gegebenen Momente, in welche Taylor seine Menschen gestellt hat. Als Hauptgestalt kann Paul Laurenzano bezeichnet werden. Einer edlen, aber armen Familie entsprossen, ist er als Knabe in das Collegium der Jesuiten aufgenommen worden, welche zugleich den älteren Bruder, den Maler, Bildhauer und Baumeister Felice Laurenzano, auf jede Weise förderten, um auch ihn nöthigen Falls für ihre Zwecke zu gebrauchen. Paul ist nun nach Vollendung seiner Studien zu großen Aufgaben berufen worden; zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, muß er scheinbar zum Calvinismus übertreten und Prediger werden. Als solcher wird er in das Stift zu Neuburg berufen. Dasselbe war früher ein Nonnenkloster; die Bewohnerinnen hatten sich dem Zwange kaum äußerlich gefügt, waren der alten Lehre im Herzen treu geblieben und setzten dem Kirchenrath von Heidelberg und seinen bestellten Prädicanten in allen kleinen Dingen Trotz entgegen. Die Schilderung der Verhältnisse (S. 34 ff.) ist voll feinen Humors. Kurfürst Friedrich hatte zwar die hartnäckigsten der frommen Damen aufheben lassen und als Krankenpflegerinnen in das Hospital auf dem Dilsberg gesendet, hatte die Aeußerlichkeiten des katholischen Gottesdienstes beseitigt und hielt die Stiftsdamen zur Erziehung der Schülerinnen an, aber innerlich konnte auch er keine Wandlung bewirken, nicht einmal bei der Aebtissin, seiner Base, Sabina von Pfalz-Zweibrücken. Die mit dem Uebergang zum Calvinismus verbundenen Zwistigkeiten lenkten die Aufmerksamkeit von dem Stifte mehr ab und die Damen trugen sich mit der Hoffnung, manche Gewohnheit der katholischen Zeit wieder aufleben lassen zu können. In dieses Stift tritt nun Paul, der verkappte Jesuit, ein. Wohl hatte der Jüngling, als man ihm befahl, vor dem reformirten Kirchenrath die Prüfung „pro ministerio“ abzulegen, einen Augenblick gezögert; sein besseres Ich hatte die Lüge empfunden, aber die Hoffnung, durch seine Beredsamkeit Lob zu gewinnen, und sein brennender Ehrgeiz waren im Herzen des jungen Mannes geheime Verbündete der weltklugen Oberen, und er hatte sich gefügt. Der glänzende Erfolg brachte die innere Stimme nicht zum Schweigen, aber er übertäubte sie. Bei seiner Natur lockte ihn

dann auch der Gedanke, das Kloster im Geheimen ganz für seine Kirche zu gewinnen. Das heimliche Messelesen und Abhören der Beichte befriedigte ihn wenig, desto mehr der Unterricht, welchen er den jungen, meist adeligen Schülerinnen zu geben hatte. Die offenen Herzen der Mädchen waren dem blassen, schönen Prediger gegenüber weich wie Wachs; selbst im harmlosen Spiel vermochte er in ihre Gemüther katholische Anschauungen einzupflanzen. Aber noch Etwas zog ihn zu den schönen Mädchen hin: der Drang der gewaltsam unterdrückten Naturmacht. Vor Allen hatte es ihm Klytia Lübler, die Tochter des Leibarztes und Rathgebers des Kurfürsten, angethan, welche zugleich für ihn eine mächtige Neigung im Herzen trug. Aber auch Felix, welcher berufen worden ist, den Otto-Heinrichs-Bau herzustellen, trifft mit Klytia zusammen und wird von Liebe zu ihr ergriffen.

Aus diesen Voraussetzungen entwickelt sich, stets in Beziehung zu den heftigen Kämpfen der Zeit, das Einzelgeschick der wichtigeren Personen. Am meisten ergreifend tritt Paul hervor: wie unter dem Ansturm der Sinnlichkeit, aber auch unterhöhlt durch den versteckt arbeitenden freieren Geist, der Jesuitismus in ihm zusammenbricht; wie aus einer Reihe von erschütternden Conflicten das Edle in seiner Natur den großen Sieg erringt, das ist werth, in dem Roman selbst gelesen zu werden. In der Führung von Paul's Schicksal zeigt sich die Begabung Taylor's am reinsten, mit ihr aber zugleich ein sittliches Feingefühl, welches wir ihm hoch anrechnen. Das Werk ist mit einem Stich der bekannten Klytia-Büste geschmückt, welche hier dem Felice Laurenzano zugesprochen wird. —

Ueber der Menge der Trivialitäten ragt dieser Roman George Taylor's als eine wirklich bedeutende Leistung empor; er behandelt ernste Fragen mit männlichem Ernst und in einem Stil, welchem man die sorgfältige Arbeit und das Kunstverständniß ansieht. Er gibt uns Menschen, die nicht willkürlich in die Tracht des 16. Jahrhunderts gekleidet, sondern in keinem anderen denkbar sind, als in diesem Jahrhundert und in ihrer Art so wirklich, wie der Otto-Heinrichs-Bau selber und das Stift Neuburg. Wer mit der Erinnerung an diese Gestalten dort oben wandelt, unter den grünumsponnenen Steinerkern, Bögen und Säulen des Heidelberger Schlosses, oder unten am rauschenden Neckar: der wird meinen, ihnen zu begegnen; und für immer werden diese Figuren der Dichtung, wenn auch in noch so bescheidenem Abstand, sich jenen historischen Gestalten anschließen, welche dem Auge des sinnenden Wanderers dort vorüberziehen.

ν. **Altes und Neues.** Von Friedr. Theod. Vischer. Drittes Heft. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1882.

Diese Sammlung kleiner Schriften ist mit dem vorliegenden dritten Hefte abgeschlossen. Es enthält Aufsätze über Alfred Rethel, über Ludwig Weißer, über Strauß' „Voltaire", über Reuschle's „Philosophie und Naturwissenschaft", publicistische Kleinigkeiten u. A., zum Schluß einen autobiographischen Bericht unter dem Titel „Mein Lebensgang". Diesem letzteren ist eine Erörterung über den Roman „Auch Einer" beigefügt: man wird es, nachdem über denselben so widersprechende Urtheile laut geworden sind, dem Verfasser nicht verwehren, auch seinerseits das Wort zu ergreifen, sich zu vertheidigen und die Leser auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er gelesen zu werden wünscht. Daß es ohne principielle und immer fördernde Erörterungen dabei nicht abgeht, versteht sich ohnedies von selbst. Da Ref. stets zu den Freunden des genannten Romans gehörte, so hat er mit dem Autor hier nicht zu discutiren. Nur eine Erörterung kann er nicht übergehen, die der Verf. in die Worte zusammenfaßt: „Schauenmachen ist mehr Können, Componiren mehr Kunst." Gewiß! Aber will unser erster Aesthetiker die Kunst herabsetzen und will er die Unterschätzung einer strengen Form, in die wir Deutsche so leicht verfallen, auch seinerseits begünstigen? Müssen wir darum, weil Composition gelernt werden kann, oft, ja meist ein Ergebniß sorgfältiger Ueberlegung ist, müssen wir darum nicht erst recht streng darauf dringen, daß der Schriftsteller mit Sorgfalt componire? Genies kann der Kritiker und der Aesthetiker nicht aus dem Boden stampfen; aber daß die Talente sich zusammennehmen und nicht auf ihr Können pochen, sondern so viel lernen, als möglich und so viel Kunst erwerben, als möglich, daß sie nicht im Schlafrock vor dem Publicum erscheinen, sondern anständig gekleidet, wie man Besuche macht und Besuche empfängt, das können sie verlangen und, wenn sie darin consequent und einmüthig sind, auch wohl bewirken. — Eine frappante Bemerkung findet sich S. 372 über den Hamlet, die nachher in die prägnanten Worte gefaßt wird: „Shakespeare hat sich gefragt: wie ginge es unser Einem, wenn ihm eine Aufgabe würde, wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet: fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasie-Unruhe würde mich's aufscheuchen!" u. s. w. Aber man hätte viel zu thun, wollte man alle Bemerkungen ausheben, durch welche eine so durch und durch eigenartige, sittlich und ästhetisch lebhaft ergriffene und ihre Eindrücke lebhaft kundgebende Natur wie Vischer uns anregt, reizt und erfreut.

ρ. **Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens.** Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Mit der soeben ausgegebenen 40. Lieferung liegt die dritte Auflage von „Meyer's Handlexikon" fertig vor uns — seinem Inhalte nach eines der vollständigsten, und durch sein Format eines der bequemsten Nachschlagebücher, das man sich für den Arbeitstisch, oder sogar für die Reise wünschen kann. Wir sind diesem in seiner Art einzig dastehenden Werke seit seinem ersten Erscheinen mit Interesse gefolgt, wir haben die von Auflage zu Auflage gemachten Erweiterungen und Fortschritte mit Genugthuung begrüßt und an dieser Stelle jüngst erst über die Vorzüge der dritten Auflage mit Anerkennung uns ausgesprochen. Es bedarf hier daher nur des Hinweises auf die Vollendung der neuen Auflage, welche gleich ihren Vorgängerinnen, aber völlig umgearbeitet, zwei stattliche Bände bildet und bei vortrefflicher Ausstattung zu sehr civilem Preise gegeben wird.

ρ. **Chambord.** Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" wird Karl Frenzel's Novelle, welche wir an eben dieser Stelle vor einem Jahre zuerst veröffentlichten, noch in guter Erinnerung sein. Der Held derselben ist der Marschall von Sachsen, und ihr Schauplatz jenes Schloß bei Blois, welches heute noch, in seiner alten Pracht, an die stolzesten Tage des Königthums in Frankreich mahnt. Der edelmüthige Marschall, der Sieger von Fontenoy, der Liebhaber der schönen Künste und der schönen Schauspielerinnen, hat der Phantasie der französischen Dichter — wir erinnern nur an Legouvé's „Adrienne Lecouvreur" — manchen dankbaren Stoff geliefert. Hier, in der Novelle Frenzel's, erweitert sich das Bild zu einem glänzenden Sittengemälde des damaligen Frankreichs, in welches zugleich, durch die Figur des jungen hannoverschen Capitäns Hugo von dem Busche die deutschen Beziehungen eingeführt sind, während als Trägerin der anmuthig geschürzten Intrigue die reizende Schauspielerin Mad. Justine Favart erscheint, eine jener bestrickenden Frauen, die dem Verfasser dieser Novelle besonders gelingen. Seine genaue Kenntniß des 18. Jahrhunderts, die Eleganz seiner Sprache, welche das Zeitalter des Rococo mit seltener Deutlichkeit vor unsrem Blick entstehen läßt und es doch wieder mit dem Reiz des Abenteuerlichen zu umgeben weiß: alles Dies hat während der Publication in unserer Zeitschrift eine große Anziehung auf die Leser ausgeübt und wird, in der vorliegenden Gestalt, der zierlichen Arbeit Frenzel's zahlreiche neue Freunde gewinnen.

ας. **Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung.** Ein Handbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Joseph Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Wien, A. Hartlebens Verlag. 1883.

Für die Neubearbeitung der Balbi'schen „Erdbeschreibung" hat die Verlagshandlung in Chavanne einen der hervorragendsten österreichischen Geographen gewonnen. Den sich hieran knüpfenden Erwartungen entsprechen die bis jetzt vorliegenden Lieferungen. Insbesondere unterscheiden sie sich in den statistischen Partien von den landläufigen Compilationen dadurch, daß die Zahlen nicht aus anderen Compendien abgeschrieben, sondern selbständig aus den neuesten Quellen geschöpft sind. Dies war um so schwieriger, als während der beiden letzten Jahre in den meisten europäischen Staaten neue Volkszählungen stattgefunden, deren Ergebnisse noch nicht einmal

in die statistischen Zusammenstellungen ihren Weg gefunden hatten. Wir behalten uns vor, bei Vollendung des Werkes auf dasselbe zurückzukommen.

*ρ.* Das eben erschienene **Haupt-Verzeichniß von Fritz Borstell's Lesezirkel,** verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung (Borstell & Reimarus), Berlin, gibt uns Veranlassung, neuerdings auf dies längst rühmlich bekannte Institut aufmerksam zu machen, welches zuerst und mit eclatantem Erfolg den durch Mudie für England typisch gewordenen großartigen Geschäftsbetrieb nach Deutschland übertragen hat. Wer die Räume dieser Leihbibliothek in der Brüderstraße betritt, könnte sich nach Oxfordstreet versetzt glauben. Das Lager umfaßt gegenwärtig 600,000 Bände, welche nicht nur an einzelne Leser, sondern bis zu 50 Bänden an Gesellschaften und bis zu 1000 Bänden nach entfernteren Badeorten ausgegeben werden. In gleichem Maßstab geschehen die Neuanschaffungen, welche bei bedeutenden Erscheinungen die Zahl von 1000 Exemplaren oft übersteigen. Außer der deutschen sind die französische, englische, italienische und spanische Literatur vertreten. Durch diesen kosmopolitischen Zug zeichnet sich Borstell vor Mudie aus, der, mit geringen Ausnahmen zu Gunsten der französischen, nur englische Literatur cultiviert, während Borstell, ebenso wie Mudie, nicht nur Belletristik, sondern in annähernd gleichem Verhältniß auch wissenschaftliche Werke von allgemeinem Interesse, also namentlich aus den Gebieten der Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie zur Verfügung seiner Leser stellt. Wieder ein deutscher, um nicht zu sagen preußischer Zug begegnet in der Zusammenstellung eines Verzeichnisses militärischer Zeitschriften, welches außer den einheimischen, auch österreichische, belgische, französische und englische Publicationen umfaßt. In dem Verzeichniß der französischen Zeitschriften fehlt, von der „Revue des deux Mondes“ bis zur „Vie parisienne“, kaum eine von irgend welcher Bedeutung; in dem der englischen Zeitschriften finden wir die „Quarterly Review“, „Westminster Review“, „Fortnightly Review“, „Saturday Review“, „Macmillan“, „Cornhill“, „Blackwood“ u. s. w., vermissen jedoch eine gleich angemessene Vertretung der amerikanischen periodischen Literatur, namentlich die repräsentative Wochenschrift „the Nation“. Daß ein literarisches Institut von der Ausdehnung und Universalität des Borstell'schen in der neuen Ordnung der Dinge sich rasch zum Bedürfniß gemacht hat, ist sicher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, von welchem auch wir gern Act nehmen.

*ας.* **Études historiques** sur les impôts indirects chez les Romains jusqu'aux invasions des barbares, d'après les documents littéraires et épigraphiques, par M. R. Cagnat, ancien élève de l'école normale supérieure, agrégé de l'université, docteur ès lettres. Ouvrage couronné par l'académie des inscriptions et belles-lettres. Paris, imprimé par autorisation du gouvernement à l'imprimerie nationale. 1882.

Ob es zulässig ist, moderne Begriffe in die geschichtliche Darstellung hineinzutragen, ist eine der schwierigsten Fragen der historischen Methode; doppelt schwierig, wenn es sich um einen Begriff handelt, der auch in der heutigen Wissenschaft noch so sehr einer festen Definition ermangelt, wie die Bezeichnung „indirecte Steuern“ in der Nationalökonomie. Vor dieser doppelten Schwierigkeit sind indeß die französischen Gelehrten nicht zurückgeschreckt, und auf die Bücher von Humbert und Naquet über die indirecten Steuern bei den alten Römern ist jetzt die vorliegende Preisschrift gefolgt; Niemand wird dies bedauern. Denn vor der Gefahr, dem Titel zu Liebe das Alterthum zu modernisiren, ist der Verf. selbst sehr auf der Hut gewesen. Die Kategorien, nach denen er den Stoff eintheilt, sind durchaus römische Begriffe; es sind im Wesentlichen die Hafenzölle, sowie die Besteuerung der Freilassungen, Erbschaften und Auctionen, anhangsweise auch die wenigen Staatsmonopole; und zwar alle nicht bloß nach ihrer rechtlichen und wirthschaftlichen Bedeutung — sondern auch (und hierbei merkt man besonders die sorgfältige Benutzung der deutschen Vorarbeiten von Mommsen und Marquardt) in Bezug auf die geographische Vertheilung der Erhebungsstellen, zu deren Veranschaulichung drei Karten beigegeben sind.

*αφ.* **Gottfried Keller,** Ein literarischer Essay von Otto Brahm. Berlin, A. B. Auerbach, 1883. (Erster Band von: „Charakterbilder aus der Weltliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“.)

In erweiterter Gestalt und mit Stilproben versehen erhalten wir hier Otto Brahm's Keller-Essay, der bei den Lesern der „Deutschen Rundschau“ gewiß noch in freundlicher Erinnerung stehen wird. Brahm ist der Erste, der an der Hand sämmtlicher bis jetzt erschienener Werke Keller's ein Gesammtbild dieses großen Dichters zu zeichnen versucht hat. Er zuerst markirt verschiedene Perioden der Keller'schen Entwickelung, er zuerst stellt Untersuchungen an über Keller's Vorbilder und seine Emancipation von denselben; er unternimmt es, das Originelle und Eigenthümliche in Keller's Natur nach allen Seiten hin zu bestimmen und erläuternde Beziehungen aufzufinden: er hebt das speciell Schweizerische in Keller's Art hervor, verbreitet sich über die phantastischen und seltsamen Elemente in dessen Schöpfungen, betont Lieblingsmotive und hervorstechende Charaktere, weist auf das Sinnbildliche bei Keller hin; kurz, er übergeht Nichts, was irgendwie zum Wesentlichen in des Dichters Bilde gehören könnte. Er hat dem überwältigenden Reichthum des Autors gegenüber Stellung gesucht und gefunden und das Einzelne rubricirt. Hervorragende Feinheit der ästhetischen Empfindung, kritischer Scharfblick, klare Disposition und anschauliche, abgerundete Darstellung sind dem Werkchen in allen Theilen nachzurühmen. Mag der scharfe Kritiker die strengen Linien mitunter auch zu sehr in den lebendigen Organismus hineingezogen haben, seine Arbeit ist entschieden für die Keller-Literatur grundlegend, und jeder Nachfolger wird nicht umhin können, die von Brahm mit solcher Sicherheit vorgezeichneten Wege dankbar nachzuwandeln.

ϱ. **Joseph Freiherrn von Eichendorff's** sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Vier Bände. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1883.

Wenn man in diesen Bänden blättert und liest, dann wird's Einem, als sei man in eine andere Zeit versetzt worden, in eine weit entlegene, wo Morgen- und Abendroth, Mondenschein und Sternenlicht uns vertrautere Botschaft zu bringen hatten und unmittelbarer zum Herzen redeten. Man möchte sich die Augen reiben, wie beim Erwachen aus schönem Traum, und fragen: ist es denn wahr? Haben wir das Alles einmal erlebt? Und es ist so — wir haben es erlebt, und unsere Kinder, lange nach uns, werden es abermals erleben. Denn wenn auch die romantische Schule todt ist: die Romantik, das was an innigem, mystischem Naturempfinden, an Frühlings- und Jugendlust, an Ahnen und tiefem Sehnen in ihr war und ist, das kann nicht sterben. Das sind die ewigen Töne des deutschen Herzens, welche durch alle Jahrhunderte der deutschen Dichtung immer wieder neu gesungen worden sind; die niemals reiner und lieblicher erklangen, als in den Eichendorff'schen Weisen. Viele seiner volksmäßig gesungenen Lieder sind in das Bewußtsein des deutschen Volkes übergegangen und einige werden darin bleiben, so lange unsere Sprache dieselbe bleibt. Von seinen Novellen wird wenigstens die eine: „Aus dem Leben eines Taugenichts" ihre Frische behalten und zu den Schätzen unserer Literatur gerechnet werden. Eichendorff's Poesie, zuerst und zuletzt, ist Natur- und Jugendpoesie; darin liegt ihr unvergänglicher Zauber, darin aber auch ist ihre Schranke begründet — die Gleichartigkeit der Stimmung, welche kaum gestattet, daß man diesen Dichter Seite für Seite liest; und ein gewisses Schwächerwerden der Production, wo jene Impulse nicht mehr in ihrer ursprünglichen Kraft wirken und durch andere Motive ersetzt werden sollen. Dennoch war die Gesammtausgabe von Eichendorff's poetischen Werken eine Ehrenpflicht und das Publicum hat sie so wohl begriffen, daß hier bereits eine dritte Auflage, und zwar in ganz vorzüglicher innerer und äußerer Ausstattung vorliegt. Herausgegeben von dem Sohne des Dichters, erhalten wir in dieser Ausgabe nicht nur eine sehr eingehende und anziehende Biographie, die überall auf der genauesten und liebevollsten Kenntniß der Persönlichkeit Eichendorff's beruht, sondern auch namentlich im I. Bande, welcher die „Gedichte" umfaßt, eine ganze Reihe bisher unbekannter und ungedruckter Stücke. Besonders dankenswerth ist es auch, daß im Inhaltsverzeichniß dieses Bandes jedem Gedicht das Jahr seines Entstehens oder seiner ersten Publication hinzugefügt ist. Der II. Band enthält die „Romane", der III. die „Dramen", der IV. die „Novellen" und „Biographie", und das Ganze bildet in seinen geschmackvollen vier Bänden eines der schönsten Festgeschenke für das deutsche Haus.

λ. **Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem.** Vortrag, gehalten zu Dresden im März 1883 von A. B. Meyer. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1883.

Die prähistorische Forschung, weniger als jede andere Wissenschaft zur Specialität geworden, und mehr als jede andere auf das theilnahmsvolle Interesse und die thätige Mitwirkung des Laienelementes angewiesen, hat gerade durch die gründliche Arbeit von Gelehrten, deren eigentlicher Beruf auf recht weit von ihr entfernten Gebieten sich bewegt, die größte Förderung erfahren. Deshalb ist es ein großes Verdienst, das Interesse weiterer Kreise auf die Probleme zu lenken, welche noch zahlreich ihrer Lösung harren und noch zahlreicher Arbeiter-Mitwirkung bedürfen. In diesem Sinne ist auch der angezeigte populäre Vortrag von dem Director des Zoologischen Museums in Dresden, Dr. A. B. Meyer, von großer Bedeutung als erneuter Weckruf für Sammel- und Forschungslustige, und wird neben dem, immerhin nur engeren Kreisen zugänglichen, großen Tafelwerke desselben Autors (Jadeit- und Nephrit-Objecte, 1882 und 1883) seine Wirkung nicht verfehlen. Auf Grund reicher eigener Erfahrung und vollständiger Beherrschung des weiten in Betracht kommenden Gebietes ist der Verfasser, wie kaum ein anderer, in der Lage, die Kritik der einschlägigen Beobachtungen auszuüben und mit scharfer Logik alles Excentrische, nur durch neue Hypothesen Erklärbare auszuschalten. Die Sachlage ist kurz die, daß man für gewisse prähistorische Ueberbleibsel aus hartem, zähem Stein (Jadeit und Nephrit), die sich fast über die ganze Erde zerstreut gefunden haben und deren Zahl sich noch gegenwärtig sehr vermehrt, nur in Asien und Oceanien Rohmaterial in beträchtlicher Menge nachzuweisen vermag, während Europa und Amerika trotz eines gewissen Reichthums an bearbeiteten Objecten keine Fundstätten für das Material aufweisen. Daraus hat eine weniger strenge Kritik das Problem der prähistorischen Völkerzüge construirt, deren Wege die erwähnten fremdartigen Steinwerkzeuge und Gebrauchsgegenstände bezeichnen sollen. Dem ethnologischen Problem dieser Völkerwanderungen stellt unser Verf. das Gewicht von Thatsachen entgegen, welche zu einer ganz anderen Fragestellung führen müssen und vielmehr die mineralogisch-geognostische Seite in den Vordergrund rücken. Er weist nach, daß es sich darum handele, in Europa und Amerika die bisher unbekannten Fundorte des Jadeit und Nephrit zu entdecken und mit diesen das vorhandene prähistorische Material in Beziehung zu setzen, zumal mit dessen eigenster Natur die Hypothese des asiatischen und oceanischen Ursprungs nicht in Einklang zu bringen ist. Dieser Nachweis kann durch die Mitwirkung des gebildeten Laienpublicums in hohem Maße gefördert werden, und Zweck dieser Zeilen ist es, die Aufmerksamkeit desselben auf den so gehaltvollen und anregenden Vortrag Meyer's hinzulenken. —

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Alfhild.** — Heureka. Gedichte von Alfhild. Zürich, Verlags-Magazin. 1883.

**Allgemeines historisches Porträtwerk.** — Eine Sammlung von 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Völker und Stände seit 1300, mit biographischen Daten. Serie 1. Lfg. 1. München, Fr. Bruckmann's Verlag. 1883.

**Annuaire de l'Institut de droit international.** Sixième année. Bruxelles, C. Muquardt. 1883.

**Arco-Zinneberg.** — Die Erhaltung des Bauernstandes. Ein Reformprogramm des hochseligen Grafen Ludwig zu Arco-Zinneberg. Bearbeitet von Dr. G. Ratzinger. Freiburg i/Br., Herder'sche Verlagsbuchh. 1883.

**Arnim.** — Hollin's Liebesleben. Ein Roman von L. Achim von Arnim. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von J. Minor. Freiburg i/Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 1883.

**Arnims Tröst-Einsamkeit.** Herausgegeben von Dr. Friedr. Pfaff. Mit 10 Abbild. 1. Lfg. Freiburg i/Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 1883.

**Aus allen Welttheilen.** — Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer. XIV. Jahrg. 5/8. Heft. Leipzig, Oswald Mutze. 1883.

**Ausfliegende Worte,** natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. Neubrandenburg, C. Brünslow'sche Buchhandl. 1883.

**Baedeker.** — Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, 6 Karten, 7 Plänen und anderen Beigaben. Leipzig, Karl Baedeker. 1883.

**Balbi.** — Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. 7. Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. Lfg. 25/30. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Ballestrem.** — Aus tiefem Borne. Novellen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1883.

**Baumgarten.** — Doctor Martin Luther. Volksbuch zum Lutherfest am 10. November 1883 von Prof. Dr. der Theol. M. Baumgarten. Mit den Porträts Dr. Martin Luther's und dessen Eltern. Rostock, Carl Hinstorff. 1883.

**Baumstark.** — Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Straßburg, K. J. Trübner. 1883.

**Beitzke.** — Dr. Heinr. Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Vierte, neu bearbeitete Auflage von Dr. Paul Goldschmidt. 2 Bde. Bremen, M. Heinsius. 1883.

**Berghaus.** — Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der Plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinr. Berghaus. 21. Heft. Berlin, R. Eisenschmidt.

**Blanche.** — Abenteuer eines Schauspielers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. 2 Bde. 2. Aufl. Norden, H. Fischer Nachfolger. 1883.

**Blanche.** — Aufzeichnungen eines Geistlichen. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. 2 Bde. 2. Aufl. Norden, H. Fischer Nachfolger. 1883.

**Blanche.** — Erzählungen eines Miethkutschers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. 2. Aufl. 3 Bde. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Bleibtreu.** — Aus Norwegens Hochlanden. Drei Novellen von Karl Bleibtreu. Berlin, A. B. Auerbach. 1883.

**Broeiner.** — Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder und novellistische Skizzen von Marco Broeiner. 2. Aufl. Norden, H. Fischer Nachfolger. 1883.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Text. Heft 61/70. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

**Christ.** — Die Sterngucker[in]. Roman von Sophie Christ. Amberg und Leipzig, J. Habbel. 1883.

**Claretie.** — Der Herr Minister. Pariser Roman von Jules Claretie. Einzig autorisirte Uebersetzung nach der 50. Auflage des Originals von Arthur Röhl. 2 Bde. Dresden, Heinrich Minden. 1883.

**Clarissa.** — Tante. Sein Leben und seine Liebe im christlichen und deutschen Lichte. Von J. Clarissa. Mit Tante's Bildniß. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

**Cohen.** — Von Kant's Einfluß auf die deutsche Cultur. Rede bei der Marburger Universitäts-Feier des Geburtstages des Kaisers von Dr. H. Cohen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. 1883.

**Coronini-Cronberg.** — Alee und Angiolina. Sizilianische Novelle von Carl Graf Coronini-Cronberg. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Correspondance diplomatique de M. de Bismarck.** (1851—1859.) Publiée d'après l'édition allemande de M. de Poschinger, sous la direction et avec une préface de M. Th. Funck-Brentano. Traduction de M. L. Schmitt. Deux tomes. Paris, E. Plon & Comp. 1883.

**Cruyplants.** — Histoire de la participation des Belges aux campagnes des indes orientales neerlandaises sous le gouvernement des pays-bas (1815—1830) par Eugène Cruyplants. Avec 3 cartes et un portrait. Bruxelles, Spineux & Comp. 1883.

**Dahn.** — Gedichte von Felix Dahn. Zweite Sammlung. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

**Dahn.** — Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Vierte Reihe: Zweite Schicht. Philosophische Studien. Berlin, Otto Janke. 1883.

**Demokratisch.** Eine amerikanische Novelle. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1883.

**Der Königssohn Marko** (Kraljević Marko) im serbischen Volksgesang. Deutsch von Carl Gröber. Mit einem Titelbilde. Wien, A. Hölder. 1883.

**Deutsche Hausbibliothek.** Nr. 2. Das Goldmacherdorf von Zschokke. Lübeck, Schmidt & Erdtmann.

**Dielitz.** — Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe besonders des Mittelalters und der Neuzeit, gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert von J. Dielitz. Lfg. II/IV. Görlitz, C. A. Starke. 1883.

**Dietrichs-Parisius.** — Bilder aus der Altmark von Herm. Dietrichs und Lud. Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. 7/10. Lfg. Hamburg, J. F. Richter. 1883.

**Ebrard.** — Peter Lotich der Jüngere. Sein Leben und eine Auswahl seiner Gedichte metrisch in's Deutsche übertragen. Von Dr. Aug. Ebrard. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

**Europäische Wanderbilder.** Reich illustrirt. Bändchen 36. 38—48. 51. 52. 55. 56. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1883.

**Falb.** — Wetterbriefe. Metereolog. Betrachtungen mit besonderer Bezugnahme auf die periodischen Ueberschwemmungen im Jahre 1882. Von Rudolf Falb. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Finck.** — Fabeln von Karl Finck. Cassel, Ferd. Keßler. 1883.

**Fischer.** — Anakreon. Ein Frühlingsidyll in drei Gesängen von Wilhelm Fischer. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Foß.** — Bilder aus der Karolingerzeit. Von R. Foß. Mit einem Bilde. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

**Frankl.** — Zur Biographie Franz Grillparzer's. Von Ludw. Aug. Frankl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Frankwell.** — Namenlos. Ein Liederkreis von Victor Umlauff von Frankwell. Wien, W. Braumüller. 1883.

**Friedmann.** — Optimistische Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Gaebler.** — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgeg. und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 3/4. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

**Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1883. 21. Jahrg. Lfg. 1/6. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

**Giornale storico della letteratura italiana.** Anno I. Vol. 1. Fasc. 1. Roma, Ermanno Loescher. 1883.

**Gizycki.** — Grundzüge der Moral. Gekrönte Preisschrift. Von Dr. Georg von Gizycki. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Glogau.** — Neue Novellen. Von B. Glogau. Zweite Folge. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1883.

**Goethe's Werke.** Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 19/23. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Goltz.** — Roßbach und Jena. Studien über die Zustände und das geistige Leben in der Preußischen Armee während der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert. 2. Heft. Von v. d. Goltz, Major Freiherr. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1883.

**Goltz.** — Wider die Humanaster. Rechtfertigung eines Vivisectors von Friedrich Goltz. Straßburg, Karl J. Trübner. 1883.

**Graetz.** — Die Electricität und ihre Anwendungen zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Metallurgie, Telephonie und Telegraphie. Für weitere Kreise dargestellt von Dr. L. Graetz, Privatdocent an der Universität München. Stuttgart, J. Engelhorn. 1883.

**Grazie.** — Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen von M. E. delle Grazie. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Grieben's Reise-Bibliothek.** Band 17. Brunnen- und Bade-Orte. Praktisches Reise-Handbuch. 7. Aufl. Mit einer Karte. Berlin, Albert Goldschmidt. 1883.

**Gubernatis.** — Storia universale della letteratura di Angelo de Gubernatis. Vol. III, vol. IV. 1/2. Milano, Ulrico Hoepli. 1883.

**Gumplowicz.** — Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen von Dr. Ludwig Gumplowicz. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1883.

**Handbuch für Post und Telegraphie.** Berlin, 1883. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

**Hartwig.** — Der illustrirte Hausgärtner. Von J. Hartwig. 10. Aufl. Mit 119 Abbildungen. Weimar, B. F. Voigt. 1883.

**Haugwitz.** — Aus Friedrichs des Großen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht von Gustav von Haugwitz. Berlin, R. v. Decker's Verlag. 1883.

**Hellwald.** — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 1/7. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

**Hellwald.** — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearbeitete Aufl. 4/7. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

**Hellwald.** — Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Lfg. 25/33. Stuttgart, W. Spemann. 1883.

**Henne am Rhyn.** — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 1/3. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1883.

**v. Hofmann-Chappuis.** — Die nachgelassene Correspondenz zwischen dem Herzog Eugen von Württemberg und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre von 1813/14, dem damaligen Obersten in russischen und späterhin General in preußischen Diensten von Hofmann, sowie ein skizzirtes Lebensbild des Letzteren. Von Alfred von Hofmann-Chappuis. Cannstatt, G. Ad. Stehn. 1883.

**Holzinger.** — Zur Naturgeschichte der Hexen. Vortrag von Dr. J. B. Holzinger. Graz, Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. 1883.

**Hostinsky.** — Ueber die Bedeutung der praktischen Ideen Herbart's für die allgemeine Aesthetik. Von Dr. O. Hostinsky. Prag, Fr. Rivnac. 1883.

**Hundert Sprüche Luthers** zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung. Aus den Originaldrucken ausgewählt und mit erläuternden Zusätzen begleitet von Friedrich Latendorf. Rostock, Carl Hinstorff. 1883.

**Husen.** — Telemach und Nausikaa. Von Chr. von Husen. Luzern, Eigenthum der Husen-Stiftung. 1883.

**Jacquinet.** — La vie instinctive et la vie de l'esprit. Essai de philosophie pour tous par M. Jacquinet. Paris, E. Plon & Comp. 1883.

**Jahresberichte der Geschichtswissenschaft** im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Dr. F. Abraham, Dr. J. Hermann, Dr. Edm. Meyer. III. Jahrg. 1880. Berlin, Siegfr. Mittler & Sohn. 1883.

**Jansen.** — Die Davidsbündler. Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Biographie R. Schumann's nebst ungedruckten Briefen, Aufsätzen und Porträtskizzen aus seinem Freundeskreise. Von F. Gustav Jansen. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

**Janssen.** — Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Von Johannes Janssen. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i/Br., Herder'sche Verlagshandl. 1883.

**Junghans.** — Neue Novellen von Sophie Junghans. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

**Kalischer.** — Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois-Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik von Dr. S. Kalischer. Berlin, G. Hempel. 1883.

**Kayser-Langerhannß.** — Odin. Nordisch-germanische Göttersage von A. Kayser-Langerhannß. Mit 12 Illustrationen und zahlreichen Vignetten. 2. Aufl. Lfg. 1. München, Fr. Bruckmann's Verlag. 1883.

**Kleinpaul.** — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 31/36. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1883.

**Klemich-Looß.** — Deutsch-fremdsprachliches Zitaten-Lexikon. Sammlung gangbarer fremdsprachlicher Sentenzen, Phrasen, Sprichwörter 2c. in deutsch-alphabetischer Anordnung nach den Hauptbegriffen oder Stichwörtern. Handbuch zur schnellen Auffindung des Wortlautes fremdsprachlicher Lehrsätze, Beweisstellen, Redensarten 2c. Bearbeitet von O. Klemich und E. Looß. Leipzig, Alfred Krüger. 1883.

**Knoll.** — Ueber das Deutschthum in Prag und seine augenblickliche Lage. Vortrag von Prof. Dr. Knoll. Prag, Verlag des deutschen Vereins. 1883.

**Köhler.** — Allgemeine Musiklehre für Lehrende und Lernende von Louis Köhler. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

**Koolmann.** — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. von Doornkaat-Koolmann. XVIII. Heft. Norden, H. Braams. 1883.

**Krauß.** — Sagen und Märchen der Südslaven von Dr. F. S. Krauß. Leipzig, Wilh. Friedrich.

**Kretzer.** — Berliner Novellen und Sittenbilder. 2 Bdr. I. Polizeiberichte. Der alte Andres. II. Die Zweifrrtenmenschen. Von Max Kretzer. Jena, H. Costenoble. 1883.

**Latendorf.** — Aus der Zeit für die Zeit. Vaterländische Dichtungen aus Mecklenburg von Friedrich Latendorf. Rostock, Carl Hinstorff. 1883.

**Leopold.** — Allgemeiner deutscher Knobel-Comment, enthaltend 285 Würfeltouren. Von G. H. Leopold. 10. Aufl. Berlin, W. J. Peiser. 1883.

**Leroy-Beaulieu.** — Das Reich der Zaren und die Russen von Anatole Leroy-Beaulieu. Autorisirte deutsche mit Schlussbemerkung versehene Ausgabe von L. Pezold. Lfg. 1. Berlin, A. Deubner. 1883.

**Lewald.** — Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879—1881 von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1883.

**Lindau.** — Der Gast. Roman von Rudolf Lindau. Breslau, S. Schottländer. 1883.

**Lindau.** — Lucas Cranach. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation von M. B. Lindau. Mit einem Bildniß des Lucas Cranach. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Lindemann.** — Beiträge zur Charakteristik R. A. Böttiger's und seiner Stellung zu J. G. von Herder. Anhangsweise sind bisher ungedruckte Briefe Caroline Herder's an Böttiger beigegeben worden. Von Rich. Lindemann. Görlitz, A. Foerster's Verlag. 1883.

**Lippert.** — Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. 2. Lfg. Berlin, Th. Hofmann. 1883.

**Lützow.** — Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen und zahlreichen Textillustrationen. Lfg. III/VIII. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

**Marie.** — Zu Hause. Bilder aus dem täglichen Leben. Von Marie. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1883.

**Martin.** — Das Vogelhaus und seine Bewohner. Von Ph. L. Martin. Vierte verb. und verm. Auflage. Weimar, B. F. Voigt. 1883.

**Meyer's Konversations-Lexikon.** Jahres-Supplement 1882—1883. 11/14. Heft. Bibliographisches Institut. Leipzig.

**Mohr.** — Die Wasserförderung. Handbuch bei Ausführung und Benutzung von Brunnenanlagen, Pumpen, Röhren, Spritzen und Wasserleitungen für Stadt und Land. Von U. Mohr. 6. Aufl. Mit einem Atlas, enthaltend 20 Foliotafeln. Weimar, B. F. Voigt. 1883.

**Molière und seine Bühne.** Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. In zwangl. Heften herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. V. Heft. Wiesbaden, Selbstverlag des Herausgebers. 1883.

**Moltke.** — Gedichte von Max Moltke. Vierte Auflage. Leipzig, J. G. Findel. 1883.

**Mündel.** — Haussprüche und Inschriften im Elsass gesammelt von Kurt Mündel. Strassburg, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung. 1883.

**Nicolay.** — Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddebo. Erzählung von Nicolay. Deutsch von W. Reinhardt. Vierte Auflage. Norden, H. Fischer Nachfolger. 1883.

**Nordlandfahrten.** Vierter (Ergänzungs-)Band. Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark. Land und Leute geschildert mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von F. von Hellwald und H. Weitemeyer. Lfg. 3/8. Leipzig, F. Hirt & Sohn. 1883.

**Normann.** — Perlen der Weltliteratur. Aesthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Von H. Normann. Lfg. 2/6. Stuttgart, Levy & Müller. 1883.

**Norrenberg.** — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. III. Bd. 3/4. Lfg. Münster, Adolf Russel's Verlag. 1883.

**Oration oder Predig** in der Leich Dr. Martin Luthers, gehalten Durch Philippum Melanchthonem in Wittenberg. Anno MDxlvj auff den xxij tag Februarij. Zweite Auflage. Stuttgart, G. Greiner'sche Verlagshandlung.

**Pereira.** — Im Reiche des Aeolus. Ein Bordleben von hundert Stunden an den Liparischen Inseln. Reise-Skizzen gesammelt von Adolf Freiherrn von Pereira. Mit 36 Illustrationen und einer Karte. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Perrot-Chipriez.** — Geschichte der Kunst im Alterthum. Von Georges Perrot und Charles Chipriez. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8/16. Lfg. Aegypten. Bearb. von Dr. R. Pietschmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

**Peters.** — Deutsche Lyrik im Liede. Herausgegeben von Dr. J. B. Peters. Leipzig, A. Reumann's Verlag.

**Philosophische Vorträge** herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Heft IV. v. Kirchmann, Präsident, Ueber die Anwendbarkeit der mathematischen Methode auf die Philosophie. Halle a/S. C. E. M. Pfeffer. 1883.

**Politische Gesellschafts-Blätter.** Socialpolitische Wochenschrift. 2. Jahrg. 34. Heft. Berlin, Bureau der Politischen Gesellschaftsblätter. 1883.

**Rechenschaftsbericht über die Sitzungsperiode** der sächsischen Universität 1880—1882. Hermannstadt, Josef Drotleff. 1883.

**Reumont.** — Lorenzo de' Medici il Magnifico. Von Alfred von Reumont. Zweite, vielfach veränderte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. 1883.

**Riedel-Ahrens.** — Enthüllte Frauenherzen. Roman von Bertha Riedel-Ahrens. Halle, Max Köstler. 1883.

**Ring.** — Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung geschildert von Max Ring. Mit 300 Illustrationen. 5/13. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

**Ritter.** — Jugend- und Turnspiele. Nach den ministeriellen Bestimmungen ausgewählt, bearbeitet und mit methodischen Vorbemerkungen versehen von H. Ritter, Königl. Seminarlehrer. Mit 21 Figuren. Breslau, Verlag von Franz Goerlich. 1883.

**Rosenberg.** — Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3. Lfg. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1883.

**Rößler.** — Mein erster Patient. Erzählung von Robert Rößler. Berlin, Otto Janke.

**Roskoschny.** — Rußland, Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slawischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben von Herm. Roskoschny. Lfg. 18/21. Leipzig, Greßner & Schramm.

**Salmonsen's Kopenhagen und seine Umgebung.** Topisch-geschichtlicher Fremdenführer. Mit 2 Karten. Dritte vermehrte Auflage. Kopenhagen, Gebrüder Salmonsen. Berlin, S. Mode's Verlag.

**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVIII. Serie. Heft 412. Die Entstehung der heutigen Burschenschaft. Von Dr. E. Bayer. Heft 413/14. Tibur. Eine römische Studie von Dr. Ludwig Meyer. Berlin, Carl Habel. 1883.

**Sammlung von Vorträgen.** Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IX. Jahrg. Heft 7: Die ersten Märtyrer. Von Rudolf Staehelin. Heft 8/9: Die Kgl. Landwirthschaftl. Gesellschaft von England und ihr Werk. Von Max Eyth. Heft 10: Die revidirte Lutherbibel. Von Dr. P. Kleinert. X. Jahrg. Heft 1: Die Gegensätze unserer Zeit. Von Rudolf Sohm. Heft 2/3: Peter Paul Rubens. Von Friedr. Frhrn. Goeler von Ravensburg. Heidelberg, Carl Winter. 1883.

**Scheffler.** — Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs von Wilhelm Scheffler. 1. Lfg. Leipzig, B. Schlicke. 1883.

**Schrammen.** — Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Helden-Sage, aus der Geschichte und Culturentwicklung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen. Lfg. 14/15. (Schluß.) Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1883.

**Schweiger-Lerchenfeld.** — Das eiserne Jahrhundert. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Original-Illustrationen und 20 Karten und Plänen. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Société historique et Cercle Saint-Simon.** Bulletin No. 4. Paris, Au Cercle Saint-Simon. 1883.

**Stacke.** — Erzählungen aus der alten Geschichte. Von Prof. Dr. L. Stacke. I. Theil. 20. Aufl. Griechische Geschichten. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1883.

**Steinbach.** — Die Stellung der Versicherung im Privatrechte. Vortrag von Dr. Emil Steinbach. Wien, Manz'sche Universitäts-Buchhandlung. 1883.

**Sulzberger.** — Léon Gambetta. Par Max Sulzberger. Bruxelles. C. Muquardt. 1883.

**Tappert.** — Richard Wagner, sein Leben und seine Werke von Wilhelm Tappert. Elberfeld, Sam. Lucas. 1883.

**Taylor.** — Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit dem Bildniß des Antinous. Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

**Taylor.** — Klytia. Historischer Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von George Taylor. Mit einem Titelkupfer. 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

**Thyrsingschwert, das.** — Eine altnordische Waffensage. Deutsch von Jos. Cal. Poestion. Hagen i/W. und Leipzig, Hermann Risel & Co. 1883.

**Uhland.** — Das elektrische Licht und die elektrische Beleuchtung. Mit einem Anhang über die Kraftübertragung durch Elektricität. Von W. H. Uhland. Vollständig in 14—15 Lieferungen. 1. Lfg. Leipzig, Veit & Comp. 1883.

**Verbrugghe.** — Reisen und Jagden in Nord-Amerika von Louis und Georges Verbrugghe. Autorisirte Uebersetzung von H. Schubert. 2. Aufl. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Verhandlungen des Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins von New-York.** VII. New-York, Verlag des Vereins. 1883.

**Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band X 4/5 und Fest-Nummer. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

**Vogt-Specht.** — Die Säugethiere in Wort und Bild von Karl Vogt und Friedrich Specht. Vollständig in ca. 25 Lieferungen. Lfg. 1/10. München, Fr. Bruckmann's Verlag. 1883.

**Wachenhusen.** — Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und vom blauen Meer. Von Hans Wachenhusen. Berlin, Otto Janke.

**Wagener.** — Die Politik Friedrich Wilhelm IV. von Hermann Wagener, Wirklichem Geheimen Ober-Regierungs-Rathe. Berlin, R. Pohl. 1883.

**Wagner.** — Gras-Herbarium von Hermann Wagner. IV. Aufl. Lfg. 1. Bielefeld, August Helmich.

**Waldmüller.** — Don Adone. Dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella“ in Neapel Gian Francesco Sabatini nacherzählt von Robert Waldmüller. 2 Bde. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1883.

**Wehle.** — Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik. Journalistisches Handbuch von J. H. Wehle. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Welcker.** — Schiller's Schädel und Todtenmaske, nebst Mittheilungen über Schädel und Todtenmaske Kant's. Von Hermann Welcker. Mit Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1883.

**Wellmer.** — Gedichte von Meta Wellmer. Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Th. Schroeter. 1883.

**Wirth.** — Bismarck, Wagner, Rodbertus, drei deutsche Meister. Betrachtungen über ihr Wirken und die Zukunft ihrer Werke. Von Moritz Wirth. Mit einem Beitrage: Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien. Von Max Schippel. Leipzig, Oswald Mutze. 1883.

**Wissen der Gegenwart, Das.** — Bd. XII.: Licht und Wärme. Von G. Gerland. Bd. XIII.: Der Welttheil Australien. Von Dr. Karl Emil Jung. 4. Auflage. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

**Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche.** Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer u. Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XII. Heft 179—180. Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Von Max Schasler. Berlin, Carl Habel. 1883.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** XVII. Bd. 6. Heft. XVIII. Bd. 2. Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

**Zeitschrift, historische.** Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge dreizehnter Band. 3. Heft. Vierzehnter Band. 1. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1883.

**Ziemlich.** — Goethe und das alte Testament. Vortrag von Dr. Bernhard Ziemlich. Nürnberg, Fr. Korn'sche Buchhandlung. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

# Kinderthränen.

Zwei Erzählungen
von
**Ernst von Wildenbruch.**

## I. Der Letzte.

Wie oft bin ich ihm auf meinen Spaziergängen begegnet, und wie freute ich mich jedesmal, wenn ich ihn von ferne kommen sah, den Rector der Vorschule zu . . ., den alten Bauer!

Ich war ein eifriger Spaziergänger und wählte fast immer einen und denselben Weg; man lernt dabei jeden Stein und jedes Blatt am Wege kennen, man empfindet doppelt die belebende Wonne des Frühlings, wenn man den Busch, den man im Winter wie einen Besen zum Himmel ragen sah, mit Knospen sich bedecken sieht; man beobachtet, wie von gestern zu heute die Knospen aufgebrochen sind, wie sich Blättchen ansetzen, wie sie immer größer wachsen, immer dunkler sich färben, und so, jeden Tag in die lautlose Werkstatt der schaffenden Natur blickend, liest man von Tag zu Tage wie an einer großen Uhr den rastlosen Wandel der Zeit. Ob diese Empfindungen es waren, die auch ihn bewegten, den Weg, den ich mir zum Spaziergange ersehen hatte, regelmäßig, beinahe täglich zu gehen, ich weiß es nicht; jedenfalls aber mußte der Weg auch ihm gefallen, und er war auch hübsch genug.

Am rechten Ufer des großen Stromes entlang, welcher dort seine grauen Fluthen durch den östlichen Theil der norddeutschen Tiefebene der Ostsee entgegenwälzt, war ein hoher Erddamm aufgeworfen, welcher das rechtsseitige, flache Ufergelände vor den Ueberschwemmungen des Flusses schützen sollte, wenn letzterer im Frühjahre mit Hochwasser ging. Der Damm war unabsehbar lang, denn auf Meilen hin ist das rechte Ufer dort ganz flach, während das linke in Abhängen herabsteigt, an deren Fuße die Stadt belegen war, in der wir beide wohnten, der alte Rector Bauer und ich. An einzelnen Stellen trat der Schutzdamm unmittelbar an den Strom heran, seinen Windungen folgend, wie ein Sicherheitswachmann, dem ein gefährlicher Patron zur Aufsicht anvertraut ist und der ihn nicht aus den Augen lassen will; an anderen Stellen blieben zwischen Wasser und Damm größere oder kleinere Stücke Erdreich, welche man

der jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmung preisgab. Dies waren verwilderte, wüste Stücke, auf denen Nichts gedieh, weil die Sandablagerungen des Stromes keine Frucht aufkommen ließen, und wo nur ein Gestrüpp von Weiden und Erlen wuchs. Der Strom nämlich, wie man in jener Gegend zu sagen pflegte, „hatte es in sich". Im Sommer oft so flach, daß die Schiffer ihre Kähne nur mit Mühe und Noth auf ihm weiterstoßen konnten, kam er im Frühjahre und manchmal, wenn es in den Gebirgen geregnet hatte, auch später noch, plötzlich wild und toll einhergetanzt. Dann wurde sein mürrisch graues Wasser braun und gelb, Blasen stiegen auf und quirlten zusammen, und so weit sie vermochten, griffen die Arme des landschleichenden Gesellen über das flache Ufer hinaus, wie die eines Bettlers, der plötzlich reich geworden ist und nun gleich Alles haben möchte. In solchen Zeiten war es dann auf dem Damme besonders schön: man sah, wie das gierige Gewässer an den Erdwällen höher und höher klomm, und wenn der Nordwind über das flache Land dahergefegt kam und die widerspenstigen Wellen des Flusses zurück und klatschend an die Wände des Dammes warf, wenn dann Sturmesgebrause und Wassergetöse zu einem öden, einförmigen, den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde erfüllenden, mächtigen Naturlaute ineinander tönte, dann fühlte man etwas vom Urzustande der Elemente und dem schauernden Dufte der Gefahr.

An einem solchen Tage war es, als wir uns wieder begegneten und zum ersten Male ansprachen, nachdem wir unzählige Mal schweigend und heimlich lächelnd aneinander vorübergegangen waren. Ich war auf dem Wege hinaus; er kehrte zur Stadt zurück. Indem ich an ihm vorüberschritt, blieb er stehen. „Wenn Sie weiter gehen wollen," sagte er mit angestrengter Stimme, denn der pfeifende Wind riß ihm den Schall der Worte vom Munde, „so möchte ich Sie warnen; der Damm hat soeben an der Weidenklippe ein Leck bekommen, und der Racker von Fluß thut das Seinige, um das Uebrige nachstürzen zu lassen; ich bin auf dem Wege, um in der Stadt Lärm zu schlagen."

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ich bereits mit ihm umgekehrt war und den Heimweg eingeschlagen hatte; der Wind setzte sich uns in den Rücken und trieb uns wie zwei Schiffe mit gespannten Segeln vor sich her. Unterwegs erzählte er mir die näheren Einzelheiten: Der Strom ging noch mit vereinzelten Eisschollen; eine derselben, die sich während ihrer Fahrt scharf wie eine Glasscheibe abgeschliffen hatte, war gegen die vorspringende Böschung des Dammes getrieben und hatte dieselbe aufgekämmt; das Wasser war in das Loch gedrungen, und plötzlich war ein beträchtlicher Theil der Böschung herabgesunken.

„Sie haben es selbst mit angesehen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „aber ich weiß das aus Erfahrung; seit dreißig Jahren beobachte ich den Fluß."

„Und Sie scheinen ihn während der Zeit nicht gerade lieb gewonnen zu haben?" sagte ich, indem ich seiner Bezeichnung von vorhin gedachte.

„Es ist ein böses, heimtückisches Wasser," gab er zur Antwort, „und hat schon viel Schaden und Herzeleid angerichtet."

Mittlerweile waren wir in die Stadt gelangt und auf das Rathhaus gegangen, wo in solcher Zeit eine besondre Stromwache organisirt war; es wurden

sogleich Arbeiter hinausgeschickt, und die Vermuthung des alten Rectors bestätigte sich vollkommen; es war höchste Zeit, daß Hilfe kam, um einen Dammbruch zu verhüten. Mit Faschinen wurde die Oeffnung gestopft.

So waren wir bekannt, und ich um einen Menschen reicher geworden. Die Art und Weise des alten Mannes, seine besonnene Entschlossenheit, sein gelassenes Sprechen fesselten mich an seine Persönlichkeit, und diese Zuneigung wuchs von einem zum anderen Male, so oft ich nun mit ihm zusammentraf und meine Schritte den seinigen anschloß. Seine Einfachheit hatte nichts mit der Nüchternheit gemein; seine dunklen blaugrünen Augen hatten den scharfen Blick der Menschen, die viel und aufmerksam mit der Natur verkehren, und seine hageren Gesichtszüge jenes nach innen gekehrte Lächeln derer, die viel erlebt haben und deren Herz ein gutes Gedächtniß besitzt.

Er leitete, wie gesagt, die Vorschule des Gymnasiums; seiner Obhut waren die Knaben anvertraut, welche in die ersten Anfangsgründe des Wissens, Lesen, Schreiben und die vier Species, eingeweiht werden sollten, um sodann in die untersten Classen des Gymnasiums einzutreten, jene Kerlchen, die man des Morgens mit grünen Sammet- und Dachsfell-Tornisterchen durch die Straßen wandeln sieht. Es begreift sich daher, welche Wichtigkeit der alte Bauer für die Eltern dieser seiner kleinen Schutzbefohlenen besaß, wie oft sein Name in den Familien genannt wurde, und so oft es geschah, hörte man ihn mit Ausdrücken der Hochachtung und Verehrung aussprechen. Geradezu überraschend aber war es, mit welch' hingebender Liebe die Kinder selbst an dem alten Manne hingen. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen: Der Damm mündete am Ausgange der Vorstadt, und sobald die Kinder, die sich in den Nachmittagsstunden spielend in den Straßen und vor den Hausthüren umhertummelten, den Rector von ferne kommen sahen, entstand ein allgemeines Drängen und Hasten zu ihm hin. Spiele wurden unterbrochen, Streitigkeiten vorläufig vertagt, im Galopp kam es von allen Seiten an, so rasch die kleinen Beine tragen wollten.

Seine Beliebtheit erstreckte sich weit über die Grenzen seiner Vorschule und über die Scheidelinie der Geschlechter hinaus; das ganze Kindervolk, behoste und unbehoste, gestiefelte und barfüßige, Knaben und Mädchen, stürmte heran, um dem „Herrn Lehrer" den Tribut seiner Liebe darzubringen. So kam es, daß wir jedes Mal von einem kribbelnden Schwarme kleinen Menschenvolkes umringt waren, und nie werde ich vergessen, wie die kleinen Hände sich ausstreckten, um sich in seine Hand zu legen, wie die hellen Kinderaugen, süß verschämt und doch glückstrahlend, zu ihm sich erhoben, mit jenem hold vertrauenden Ausdruck, den der Blick des Kindes annimmt, wenn es fühlt, daß der Erwachsene es versteht.

Mitten in diesem Ansturme von Zärtlichkeit stand er nun, den langen Oberleib etwas vornüber geneigt, wie ein alter Kirchthurm, den die Schwalben umzwitschern, die Mundwinkel in schalkhaftem Lächeln herabgezogen, die Augen voll unendlicher Güte; hier und da umfaßte er ein lockiges Köpfchen mit seinen gespreizten Fingern; hier und da ward unter ein Kinn gegriffen und das Gesichtchen emporgehoben; gesprochen wurde wenig, aber wenn er eins oder das andere der Kinder anredete, so kannte und nannte er sie alle bei Namen. Be-

sondere Freundlichkeit zeigte er den kleinen Wesen, die zu schüchtern waren, bis zu ihm heranzudrängen und die außerhalb des Kreises standen, von ferne ihre Augen auf ihn richtend. Er lockte sie heran und strich ihnen zärtlich über die erglühenden Wangen; und eine gleiche Aufmerksamkeit zeigte er da, wo er ein Kind weinen sah. Er beugte sich tief herab und ließ sich die Ursache des Kummers wie ein Beichtgeheimniß in's Ohr flüstern, und er ruhte nicht, bis daß die Thränen zu fließen aufgehört hatten und helle Freude wieder eingekehrt war. Und dieses Trösteramt betrieb er mit einer ganz eigenthümlichen Wichtigkeit; sein Gesicht nahm während desselben einen beinahe ernsten Ausdruck an.

Eines Tages konnte ich nicht umhin, ihm scherzend meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß er eine Sache, von welcher die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens zu machen pflege, mit solcher Ernsthaftigkeit behandle. Er hörte mich ruhig an, blieb ganz ernst und nickte anfänglich nur schweigend vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn ein Gedanke, eine Erinnerung ihn beschäftigte.

„Ich weiß wohl," sagte er nach einiger Zeit, „wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Thränen der Kinder vorübergeht, lächelnd, oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seelen, weil sie die Kinder nicht kennen. Kinder sind wie die Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen. Wer sich die Mühe aber gibt, der wird in ihren Blättern nicht immer nur den Thau des Himmels finden, er wird in so mancher von ihnen einen schwarzen, schrecklichen Wurm entdecken, der mit reißenden Kiefern den zarten Kelch zerfleischt. O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele, und wer sie gesehen hat, vergißt sie nicht wieder!"

Es war ein sonniger, warmer Frühlingstag, als wir dies Gespräch führten, das Hochwasser hatte sich allmälig verlaufen und bildete nur in den Weidengestrüppen am Fuße des Dammes noch Tümpel und Teiche. Die Ackerbesitzer waren auf ihre Felder herausgekommen und fingen an, dieselben frisch zu bearbeiten. Indem wir den gewohnten Gang entlang schlenderten, sah ich vor uns, hart an der Kante des Dammes nach dem Flusse zu, ein Bürschchen von etwa sechs Jahren mit dem Gesichte zur Erde am Boden liegen. Es war ein blondhaariger, zarter, kleiner Junge, nur mit einem Hemde und einem Paar Höschen bekleidet, offenbar das Kind armer Leute. Vermuthlich war der Knabe, während die Mutter auf dem Felde unten mit dem Einsetzen von Kartoffeln beschäftigt war, den Damm hinaufgelaufen, hatte sich, gelockt von der Annehmlichkeit des sonnedurchwärmten Erdreichs, auf den Boden niedergelegt und war eingeschlafen.

Das Geräusch unserer Schritte und die laute Stimme des alten Bauer mochten ihn geweckt und gleichzeitig erschreckt haben; denn indem wir jetzt dicht an ihn herangekommen waren, sah ich, wie ein plötzliches, nervöses Zucken den dürftigen, kleinen Körper erfaßte, mit hastiger Bewegung hob er den Kopf von den darunter gelegten Armen empor, im nächsten Augenblick hatte er den Boden verloren und rollte den Abhang des Dammes hinunter. Unmittelbar an der

Stelle, wo dies geschah, befand sich eins der erwähnten Gestrüppe, in welchem das Wasser, freilich in nicht mehr beträchtlicher Höhe, stand.

Der alte Rector stieß einen halbunterdrückten Schreckensruf aus und sprang mit zwei, drei Sätzen den Abhang hinunter, dem Kinde nach. Im Augenblick, da Letzteres beinahe das Wasser berührte, hatte er es erfaßt und riß es mit krampfhaftem Griffe vom Boden empor. Sobald der Knabe, der von dem plötzlichen Vorgange wie betäubt war, zur Besinnung kam, fing er kläglich zu schreien an. Der Alte setzte ihn auf seinen linken Arm und ließ ihn reiten, und während er langsam die Böschung mit ihm heraufkletterte, zog er sein Taschentuch und wischte dem Kinde die Erde aus den Haaren und dem Gesicht. Der Knabe, der von Natur schwächlich zu sein schien und der nun erst ganz zu dem Bewußtsein gelangte, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen war, fing naturgemäß immer lauter zu schreien an, und nun lief der alte Mann wohl fünf Minuten lang mit ihm den Damm auf und ab, indem er ihn hätschelte, ihm gut zuredete und tausend Possen mit ihm trieb. Endlich war sein Ziel erreicht, und als er ihn zur Erde setzte, lachte der Kleine vergnügt wie ein Kobold.

Alles dieses war unendlich drollig und zugleich rührend anzusehen. Um ein letztes Pflaster auf den erlittenen Schreck zu legen, griff der alte Rector in die Tasche und holte ein Fünf-Pfennigstück hervor. „Aber Dich nie wieder so dicht am Wasser auf die Erde legen und einschlafen! Verstanden?“ sagte er, indem er dem Kinde das Geldstück vor die Augen hielt.

Ob diese Mahnung allzu aufmerksame Ohren fand, möchte ich bezweifeln; denn sobald der Knabe die Münze in seiner Hand fühlte, drehte er kurz um und schoß wie die Kugel aus dem Laufe vom Damme herab auf seine Mutter zu, indem er seinen Reichthum in der hoch erhobenen Rechten über dem Kopfe schwang. Wir blickten ihm nach, und unwillkürlich mußte ich lachen, als ich sah, welch' überschwengliche Freude sich in der hastigen Bewegung der laufenden kleinen Beine ausdrückte; sie waren wie zwei Ausrufungszeichen des Entzückens.

„Gebt doch besser Acht auf Euer Kind,“ rief der alte Bauer mit erhobener Stimme der Frau zu, die unterdessen, ohne von den Vorgängen auf dem Damme Notiz zu nehmen, an ihren Kartoffeln weiter gearbeitet hatte. „Euer Junge wäre um ein Haar in's Wasser gefallen,“ fuhr er fort, als sie jetzt, durch das Freudengeschrei des Kleinen aufmerksam gemacht, den Kopf erhob. Was der Knabe ihr erzählte, konnten wir nicht verstehen, indessen war der Eindruck offenbar nur ein geringer, denn sie blickte noch einmal flüchtig, mit einem schnellen Kopfnicken zu uns herauf, bedeutete ihren Jungen, sich bei ihr zu halten und kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück.

„So sind diese Menschen,“ sagte der Rector, indem er den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn wischte; „erst wenn sie die Kinder verlieren, merken sie, daß sie ein Kleinod besessen haben, das von selber leuchtend ihre Armuth mit Licht erfüllte.“

„Glauben Sie aber wirklich,“ fragte ich, „daß das Kind hätte Schaden nehmen können? Das Wasser steht so niedrig, daß ein kaltes Bad, meiner Meinung nach, das Aeußerste gewesen wäre, was ihm hätte begegnen können.“

„Sie haben recht,“ erwiderte er, indem er auf den Tümpel niederblickte;

„ich sehe erst jetzt, daß ich mich unnöthig aufgeregt habe — es muß daher gekommen sein, daß es gerade an dieser Stelle hier geschah."

„Wieso gerade an dieser Stelle?" fragte ich überrascht. Er antwortete nicht, und an dem starren Blick, mit dem er in die Tiefe schaute, gewahrte ich, wie irgend eine Erinnerung von dort unten emporstieg und ihn mit ihrem träumerischen Netze umflocht.

„Was ist an dieser Stelle?" fragte ich noch einmal, „ist sie durch ein besonderes Ereigniß gezeichnet?" Ich mußte es getroffen haben, denn er richtete das Haupt auf und sah mir mit einem heißen Blicke in die Augen.

„Sie haben eine Erklärung von mir verlangt," sagte er mit feierlichem Tone, „weshalb ich mich zu den Kindern niederbenge, ihre Schmerzen erforsche und ihre Thränen trockne — ich habe Ihnen ein paar allgemeine Worte erwidert, die Erklärung war nur halb, morgen sollen Sie die ganze haben — morgen," wiederholte er träumerisch. Er drückte mir die Hand, und ich sah ihn, nachdenklich gesenkten Hauptes zwischen den Häusern der Stadt verschwinden.

Als wir uns am nächsten Tage trafen, erzählte mir der alte Rector Folgendes:

„Es ist eine Reihe von Jahren her, als zu dem Artillerieregiment, welches hier in Garnison steht, ein Hauptmann versetzt wurde, der aus dem Westen Deutschlands kam.

„Der schwarze Hauptmann", unter dem Namen ging er bei den Soldaten und dem Volke, und wenn man ihn sah, verstand man die Bezeichnung. Alles an ihm war finster und schwarz. Dunkles Haupthaar und ein lang wallender Bart von gleicher Farbe umrahmten das wettergebräunte Gesicht, aus dem die Augen unter buschigen Brauen hervorschauten, dazu kam die dunkelblaue Artillerieuniform, mit dem schwarzen Sammet an Kragen und Mütze, die seine Hünengestalt umschloß.

Es war an einem Winternachmittage, als ich ihn zum ersten Male sah, und ich werde nie vergessen, wie er gleich einem großen, dunklen Schatten an mir vorüber und durch den weiß leuchtenden Schnee dahinschritt. Ich mußte ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, denn er streifte mich mit einem flüchtigen Blicke, und dadurch bekam ich Gelegenheit, sein Gesicht zu erkennen. Wenn ich je ein düsteres Menschenantlitz gesehen hatte, so war es dieses. Es war nicht hart, nicht abstoßend, nicht einmal streng, aber von erdrückendem Ernste; das Gesicht eines Mannes, der sich klar geworden ist, daß das Schicksal ihm als Feind gegenübersteht, und der den unerbittlichen Kampf aufgenommen hat, um ihn durchzuführen bis an das Ende. Augen, die nie gelacht hatten, ein Mund, der nicht zum Sprechen geschaffen zu sein schien. Seinem Aeußeren entsprach, nach Allem was ich hörte, sein inneres Wesen, er war ungesprächig, ungesellig, und hauste einsam in seiner Wohnung, die er sich hier in der Vorstadt, in der Nähe der Stallungen seiner Batterie, gemiethet hatte. Die Wohnung war viel geräumiger, als ein Einzelner sie für sich braucht, und die Wißbegier der Nachbarn, welche die Gestalt des schwarzen Hauptmanns emsig, wie ein Bienenschwarm die Blume, umkreiste, hatte denn auch bald herausbekommen, daß er ein Mann

mit Frau und Kindern war und daß er seine Familie nachkommen lassen würde, sobald er sich am Orte eingerichtet hätte.

Diese erste Nachricht erhielt bald eine Berichtigung durch eine zweite: die Frau lebte nicht mehr. Wann sie gestorben war, konnte man nicht erfahren, aber daß sie gestorben war, das stand fest. Gottlieb Bänsch, der Bursche des Hauptmanns, der seinem Herrn beim Einrichten der Wohnung behilflich war, hatte gesehen, wie derselbe über dem Schreibtische in seiner Wohnstube ein Bild aufgehängt hatte, eine Photographie in schwarzem Ebenholz-Rahmen, mit einem schwarzen Kreuze in der Mitte darüber, das Bild einer Frau.

„Die muß aber 'mal schön gewesen sein!" hatte Gottlieb Bänsch der lauschenden Portiers-Frau anvertraut, durch welch' Letztere die Nachrichten über den Hauptmann sich dann weiter verbreiteten. Aus einem Futteral, „ganz von schwarzem Sammet", hätte der Herr Hauptmann das Bild „vorgeholt", und jedesmal, wenn er vom Dienst nach Hause käme, sähe er nach dem Bilde hin, und Abends, wenn er sich die Lampe auf den Tisch setzen ließe, rückte er sie so, daß das Licht gerade darauf fiele. Und eines Abends, als er seinem Herrn wie gewöhnlich das Abendessen zubereitete, da hätte Letzterer, der wieder vor dem Schreibtische saß, sich nach ihm umgedreht und gefragt, ob er mit Kindern umzugehen verstände? Und als er darauf nicht gewußt, was er sagen sollte, hätte der Herr Hauptmann weiter gefragt, ob er Kinder gern hätte? Und als er darauf geantwortet hätte: „jawoll, die könnte er sehr jut leiden," da hätte der Herr Hauptmann mit dem Kopfe genickt und dann so das Bild angesehen und gesagt, die Kinder hätten keine Mutter mehr, und eine besondere Wartefrau anzunehmen, das sei sehr theuer, und das paßte ihm auch nicht, und darum wollte er's zuerst mal so versuchen. Und dann wäre der Hauptmann aufgestanden und in der Stube hin und her gegangen, so lange bis der Thee ganz kalt geworden wäre, und als er nach einer Weile gefragt hätte, ob der Herr Hauptmann vielleicht Thee zu trinken beföhlen? da wäre er stehen geblieben und es hätte ausgesehen, als ob er jetzt erst merkte, daß der Bursche noch dastand, und hätte gesagt, „ach so — geh' nur zu Bett" und hätte ihm eine Cigarre geschenkt. Gottlieb Bänsch war zufrieden mit seinem Herrn, „man hätte es ganz gut bei ihm," meinte er. —

Dieser Ansicht, daß er gut sein müßte, schloß sich nach dem was sie gehört hatte, auch die Portiers-Frau an, und daß er seine junge schöne Frau verloren hatte und solchen Kummer um sie litt, das erregte ihr Mitgefühl. Ihre energische Zunge sorgte dafür, die empfangenen Nachrichten bei der Nachbarschaft in Umlauf zu setzen, und an Stelle der staunenden Neugier, die dem einsamen Manne bisher gefolgt war, trat die mitleidige Scheu, die man dem Unglück entgegenbringt. Mit Spannung erwartete man die Ankunft seiner Kinder.

Der schwarze Hauptmann hatte sich zu Gottlieb Bänsch dahin geäußert, daß er selbst die Kinder abholen würde, daß er dazu aber den Frühling abwarten wollte, denn der Winter sei hier zu Lande sehr kalt, und sie wären in ihrer Heimath an solche Kälte nicht gewöhnt. Diese Nachricht vermehrte das Interesse; man machte sich im Geiste ein Bild von den Kleinen, die in einem Lande geboren waren, wo es so viel wärmer war und daher so viel schöner sein

mußte, und man lobte den ernsten Mann, der so viel Sorgfalt für die zarten Geschöpfe zeigte. Der Frühling kam, der Hauptmann reiste eines Tages mit der Eisenbahn ab, und wieder einige Tage später begab sich Gottlieb Bänsch an einem vorher bestimmten Abende, zu später Stunde auf den Bahnhof, um seinen Herrn zu empfangen. Bald darauf, als es schon ganz dunkel war, rasselte eine geschlossene Kutsche an dem einsamen Hause vor, Gottlieb Bänsch schwang sich vom Bocke und öffnete den Schlag des Wagens, aus dessen Innern er ein Päckchen heraushob, das, wenn man es genauer betrachtet hätte, sich als ein schlafendes Kind herausgestellt haben würde. Dann kamen zwei kleine Beinchen und nach diesen zwei noch kleinere den Tritt herabgeklettert, nach diesen die lange Gestalt des Hauptmanns selbst, welcher ein gleiches Päckchen wie Gottlieb Bänsch im Arme trug, die Hausthür öffnete sich und schloß sich dann wieder — der schwarze Hauptmann war mit seinen vier Kindern eingerückt.

Und siehe da — am nächsten Tage, als es heller, warmer, sonniger Mittag war, da geschah ein Wunder, ein holdes, liebliches Wunder; die Thür an des Hauptmanns Hause ging auf, und heraus kamen vier Knäblein, eins immer etwas kleiner als das andere, wie Orgelpfeifchen, vier entzückende, reizende, kleine Geschöpfe. An der Schwelle der Hausthür hatten sie das erste Hinderniß zu bestehen, denn an derselben stand die Portiers-Frau, welche beim Anblick der vier Bürschchen in lauter Wonne die Hände zusammenschlug und sie nicht vorüber ließ, bis sie jeden einzelnen derselben halb todt geküßt hatte.

Dann kam Gottlieb Bänsch, der zum ersten Male seines Amtes als Kinderfrau wartete und dessen gutes, ehrliches Gesicht vor Vergnügen und Eifer ganz roth war. „Die reine Mutter — jar nischt vom Vater, aber auch rein jar nischt," sagte er über die Kinder hinweg zu der Portiers-Frau, die noch immer am Boden kniete und sich vor Erstaunen nicht zu lassen wußte. Er ordnete seine kleine Colonne, indem er das jüngste der Kinder auf seinen linken Arm, das zweitjüngste an seine rechte Hand nahm, die beiden ältesten Knaben von sieben und von sechs Jahren, faßten sich gegenseitig an der Hand und schritten voraus. Mit kleinen trippelnden Schritten kamen sie über die Straße herüber, den Damm herauf, von Gottlieb Bänsch gelenkt, der ihnen durch Zurufe wie „nu links lang" und „so — nu jrade aus" die Richtung des Weges angab, und so begegnete ich ihnen an jenem ersten Tage."

Der Rector schwieg und wischte sich das Gesicht — war es der Schweiß, den er trocknete? ich glaube es nicht.

„Wie viel Jahre," fuhr er nach langer Pause fort, „sind hingegangen seitdem, wie oft hat die Sonne ihren Bogengang von Morgen zum Abend über den Damm hin beschrieben, und immer, so lange es her ist, habe ich ein Gefühl, als sei eine Leere, ein dunkler, nicht zu erhellender Fleck an der Stelle geblieben, wo ich die Kinder damals sah und nun nicht mehr sehe. Der Fleck, ich weiß wohl, ist in meinem eigenen Innern, denn ich kann das Licht nicht vergessen, das in mir aufging, als ich sie langsam daherkommen sah, diese viere, mit ihren langen, blonden, im leichten Winde flatternden Locken, mit den großen, strahlend blauen Augen, die sich staunend auf die neue Welt ringsumher und auf die fremden Menschen richteten, die an ihnen vorübereilten. Diese Lichtgestalten die Kinder

des finsteren schwarzen Hauptmanns? Ich vermochte es kaum zu fassen; denn es war, als wenn man aus einem alten, dürren Stamme, den man für abgestorben und todt gehalten hat, plötzlich frisches, duftendes Grün hervorbrechen sähe. Ich blieb vor ihnen stehen, und die beiden voranschreitenden Knaben sahen den fremden Mann, der ihnen den Weg versperrte, schüchtern und ängstlich an.

„Wie heißt Du denn?“ fragte ich den Aeltesten, und nach einigem Zögern erwiderte er, indem er mir groß in's Gesicht sah: „Edmund“; er sprach etwas den breiten Dialekt seiner Heimath, so daß sein Name sich in dem kleinen Munde wie „Eedmund“ anhörte, und das klang unendlich reizend und hübsch. Ich wandte mich mit der gleichen Frage an den Zweiten; dieser aber schmiegte sich, ohne zu antworten, ängstlich an den Bruder. Der kleine Edmund sah erst den verlegenen Bruder und dann mich an und mit einem allerliebsten Lachen sagte er sodann: „Hermann“ heißt er, was in seinem Munde wieder wie „Heermann“ klang. Er schaute mich jetzt ganz fröhlich mit den offenen Augen an und schien seine Aengstlichkeit vergessen zu haben. „So gebt mir einmal Eure Hand,“ sagte ich — und die beiden kleinen rechten Hände vereinigten sich in der meinigen.

„Wir werden gute Freunde werden, nicht wahr?“ sagte ich, indem ich mich tief zu den Knaben niederbeugte. Der kleine Edmund nickte mir mit seinem blonden Lockenkopfe energisch zu, das Hermännchen lächelte mich sanft an.

Ich wandte mich zu den beiden jüngsten, welche drei und vier Jahre zählen mochten. „Das ist der Georg,“ erklärte der kleine Edmund, der mit mir zu seinem Brüderchen herangetreten war, indem er die erste Silbe des Namens betonte, und er zeigte auf den Kleinen, welchen der Bursche an der Hand führte. Das linke Händchen des Kindes hing in der großen, schweren Hand des Soldaten, und mit einer Sorgfalt, als fürchtete er die zarten Finger zu zerbrechen, hielt Gottlieb Bänsch die kleine Hand gefaßt. „Und das ist der kleine Moritz“, sagte Edmunds helle Stimme, als wir endlich vor dem Kerlchen standen, das auf des Burschen linkem Arme saß. Ich wollte seine Hand ergreifen, aber das Kind wurde ängstlich und schlang beide Arme um den Hals des Burschen, so daß sein kleines Gesicht dicht an den Kopf des Letzteren sich drückte.

Gottlieb Bänsch lachte über, sein breites, gutmüthiges Gesicht. „Jieb doch Händchen,“ sagte er, „so jieb doch Händchen;“ aber seine Ermahnung wollte nicht recht fruchten.

„Er ist noch so klein — er fürchtet sich noch“, erklärte mir Edmund, um die Unbehilflichkeit des kleinen Bruders zu entschuldigen. Er schien sich seiner Würde und Verpflichtung als „Größter“ vollkommen bewußt, und ich mußte herzlich lachen.

„Und Du also,“ wandte ich mich wieder an ihn, „Du bist der große Edmund?“ Der Knabe schaute mit den klugen schönen Augen so fröhlich zu mir empor, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn unter den Armen zu ergreifen, hoch in die Luft zu schwenken und einen herzhaften Kuß auf das blühende Gesicht zu drücken. Sobald ich ihn wieder zur Erde gesetzt und er sich das Kittelchen zurecht gerückt hatte, schoß er einige Schritte voraus, und ich sah, wie er an der Kante des Dammes sich niederbeugte und etwas aus der Erde raufte. Gleich

darauf kam er zurück, indem er mir ein eben aufgebrochenes Veilchen entgegenhielt.

„Soll das für mich sein?" fragte ich, und das liebenswürdige Kind nickte mir stumm zu und erröthete lächelnd, während ich die Blume aus seinen, von der aufgewühlten Erde braun gefärbten Fingern nahm.

Jetzt hatte auch das Hermännchen Muth gefaßt und kam zu mir heran.

„Bitte, mich auch fliegen lassen", rief es, und so mußte es denn auch emporgeschwungen werden, und als der Georg und der kleine Moritz das Brüderchen so lustig emporflattern sahen, fingen sie an, vor Entzücken zu kreischen, und es war ein Lärm von lauter Glück und Seligkeit.

„Na nu sagt adjee und danke och scheen," ermahnte Gottlieb Bänsch, welcher als Kinderführer und Erzieher die bedeutendsten Fortschritte machte.

Edmund und Hermann, oder richtiger gesprochen Mundi und Männchen — denn ein Kind, das man ohne zärtliche Abkürzung des Namens nennt, ist wie eine Blume, die man nur mit botanischem Latein bezeichnet — Mundi und Männchen also zogen nunmehr ihre kleinen Filzhüte vom Kopfe und machten gleichzeitig eine Verbeugung nach meiner Richtung hin, die sehr ernsthaft gemeint war und unendlich drollig aussah. Dann faßten sich beide wieder an der Hand, und während die kleine Karawane sich in Bewegung setzte, blieb ich stehen und sah ihnen nach. Einen Augenblick darauf, nachdem sie wenige Schritte weiter gegangen waren, drehte Mundi sich um, Männchen machte es ihm nach, und ich gewahrte an den großen Augen, mit denen Beide zu mir zurückblickten, daß ihnen nachträglich das Staunen über den fremden Mann gekommen war, der so rasch mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte. Sie machten wieder Kehrt und setzten ihren Weg fort, und so wie ich sie damals sah, mit kleinen Schritten den Damm entlang trippelnd, bald eine Frage an Gottlieb Bänsch richtend, bald ein paar Schritte laufend, bald wieder stehen bleibend, um dem höchst merkwürdigen Gebahren irgend eines Schmetterlings zuzusehen, so sind sie in meinem Gedächtniß geblieben, so sehe ich sie immer und immer noch, vor mir hergehend, immer weiter von mir fort, bis daß sie kleiner und kleiner werden, wie winzige leuchtende Pünktchen, einen langen, langen Weg, der in das Jenseits mündet. —

Es dauerte nicht acht Tage, so wußte die ganze Stadt, welch' niedliche kleine Mitbürger sie gewonnen hatte, und noch acht Tage weiter, und das vierblättrige Kleeblatt war der Liebling der ganzen Stadt. Die Frauen, die ihnen begegneten, herzten und küßten sie, die Männer erwiesen ihnen kleine Gefälligkeiten, indem sie ihnen den verlorenen Ball suchen halfen, oder beim Steigenlassen von Papierdrachen behilflich waren. Und alles dieses entwickelte sich unter den Augen von Gottlieb Bänsch, der in sein Amt als Kinderfrau immer mehr hineinwuchs und für dasselbe die mannigfachsten Fähigkeiten, vor allem die beste, ein gutes Herz, entwickelte.

Er zeigte sich äußerst sinnreich in der Erfindung und Herstellung von allen möglichen Spielsachen, schnitzte den Kindern Pfeifen aus Holz und Kalmusblättern, machte ihnen Flitzbogen, Helme von Goldpapier mit Quasten, ja dem Mundi verfertigte er aus einem alten Lederriemen sogar ein Wehrgehänge und

für dasselbe einen hölzernen Säbel. Man konnte nichts Possirlicheres sehen, als wenn er auf der Wiese drunten, wo die Kinder ihre Spiele trieben, mit ernstester Miene diesen Beschäftigungen oblag, und die vier kleinen Burschen mit staunenden Augen um ihn her standen, des Augenblicks harrend, da die neue Herrlichkeit fertig sein und in ihre Hände gelangen würde.

Den schwarzen Hauptmann sah man bei diesen Spaziergängen niemals mit seinen Kindern zusammen, und das schnell arbeitende Gerücht war denn auch bald mit seinem Urtheile dahin fertig, daß er sich aus denselben nichts machte.

Ich konnte schon damals nicht an die Richtigkeit dieser Behauptung glauben; denn Kinder, die von ihrem Vater nicht geliebt werden, sehen nicht so aus, wie diese, nicht so glücklich und nicht so wohl gepflegt, sind nicht artig und zuthulich gegen die Menschen, wie diese waren, tragen nicht so fein und sauber gearbeitete Kittelchen, so prächtig sitzende Schuhe und Stiefelchen, wie diese trugen. Ganz dieser Ansicht war auch Gottlieb Bänsch, der sich dahin äußerte, daß der Herr Hauptmann „den Kindern sehr jut wäre", „er könnte es man nich so von sich jeben". Ich sollte bald Gelegenheit zu tieferem Einblick in das Verhältniß zwischen Vater und Kindern erhalten; denn als die Ferien gekommen waren, mit deren Schluß das neue Schulsemester begann, klingelte es eines Tages an meiner Thür, und als ich öffnete, stand der schwarze Hauptmann davor, Mundi und Männchen an der rechten und linken Hand führend. Er begrüßte mich mit gemessener, aber freundlicher Höflichkeit, und während wir am Tische Platz nahmen, theilte er mir mit einer tiefen Baßstimme seinen Wunsch mit, „seine beiden Jungen" in die Vorschule aufgenommen zu sehen.

„Sie haben so früh ihre Mutter verloren," sagte er, „und ich habe nicht die genügende Zeit, mich so mit ihnen zu beschäftigen, wie ich möchte."

Unterdessen hatten sich die beiden Knaben in dem Zimmer umgesehen und während der kleine Hermann träumerisch am Fenster lehnte und hinausblickte, studirte Edmund mit größtem Eifer die Titel der Bücher, die in meinem Repositorium aufgestellt waren.

„Verstehst Du denn, was hier steht?" fragte ich, indem ich herantrat und ein Buch herabnahm. „Lies mir das einmal", und ich hielt ihm den Titel des Buches hin.

„Daniel's Lehrbuch der Geographie," las er, ohne zu stocken.

„Weißt Du denn, was Geographie ist?" forschte ich weiter.

„Geographie oder Erdbeschreibung," schnurrte das Bürschchen wie ein Uhrwerk herunter.

„Sieh, sieh," sagte ich lachend, „Du bist ja schon ein ganz gelehrter kleiner Mann," und mein Blick fiel auf den Hauptmann, dessen Augen auf dem Knaben ruhten. Ich wußte plötzlich, woran ich war; denn an der schweigenden Gluth dieser Augen erkannte ich, mit welch' leidenschaftlicher Gewalt die Seele des Mannes den Knaben umschlossen hielt. Das kleine Examen, das ich mit Letzterem angestellt, hatte den Vater offenbar viel tiefer erregt als den Knaben selbst; das nahm ich an dem beinahe unmerklichen Zittern seiner Nasenflügel und an dem Anfluge stolzen Lächelns wahr, das sein Gesicht umspielte, indem er jetzt den Knaben an sich zog und die Hand auf seinen blonden Kopf legte.

„Was willst Du denn einmal werden?“ fragte ich den Kleinen.

„Ein Professor,“ antwortete er, und das Wort kam wie aus der Pistole geschossen.

„Das hat er sich einmal in den Kopf gesetzt,“ sagte der Hauptmann, und diesmal lächelte er wirklich — es war ein glückliches Lächeln. Welch' ein Gebäude stolzer Hoffnungen mochte vor seiner Seele aufsteigen, während er so auf sein kluges aufgewecktes Kind herabschaute.

„Nun Du da, komm' Du auch einmal heran,“ wandte er sich jetzt an Männchen, der noch immer am Fenster stand. Das Kind trat heran und schaute den Vater mit seinen sanften Augen treuherzig an — ich habe nie einen weicheren Blick in Kindesaugen gesehen. —

„Was soll denn aus Dir einmal werden?“ fragte der Hauptmann, und der Ton seiner Stimme klang etwas barscher.

Männchen sah den Bruder an.

„Auch ein Professor,“ sagte er mit seiner dünnen kleinen Stimme.

Mundi lachte hell auf, und der Hauptmann strich mit der Hand wie mit einer Bürste über das Haar des Kleinen. „Du würdest einen schönen Professor abgeben,“ sagte er.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte ein Bedürfniß, für das Kind einzutreten; in der Art, wie der Hauptmann mit ihm sprach und verkehrte, lag etwas Geringschätziges, was mich verdroß und in der Seele des harmlosen Geschöpfes kränkte, das mit einem so sanft vertrauenden Blicke zum Vater empor schaute, als könnte von da nur Gerechtigkeit, Liebe und Güte kommen.

„Gewiß,“ sagte ich beschwichtigend, „wenn Männchen fleißig ist, wird er Alles lernen, was Mundi gelernt hat, und dann kann er auch einmal Professor werden.“

„Mundi kann auch schon schreiben,“ sagte der Kleine, indem er voller Bewunderung zu dem älteren Bruder hinübersah, der vor Vergnügen und Stolz erröthete und wie eine frische Rose am Stocke aussah.

Die Augen des Hauptmanns gingen wieder zu seinem Aeltesten zurück und blieben an ihm hangen — ich sah wohl, daß der Andere gegen ihn nicht aufkommen würde. —

Beide Knaben traten nun in die Vorschule ein; Mundi kam in die oberste Classe und ging vorwärts wie ein junges, feuriges Füllen, Männchen kam in die Classe darunter und war ebenso fleißig, aber freilich nicht so begabt wie der Bruder, welch' Letzterer in der That sich als ein Kind von seltener Befähigung zeigte. Pünktlich mit dem Glockenschlage rückten sie des Morgens zur Schule an, und wenn die Schule zu Ende war, dann sah man am Ausgangsthore Mundi stehen, der auf Männchen, oder Männchen, der auf Mundi wartete, und Hand in Hand pendelten sie dann nach Hause, ein liebliches Bild brüderlicher Eintracht und Liebe.

Das ging so seine Zeit fort, es wurde Winter; an die Stelle der leichten Sommerkittelchen traten dicke, warme Ueberzieher, die kleinen Beine trotteten in Kanonenstiefelchen den Weg zur Schule, und die blonden Köpfchen waren mit Pelzkappen bedeckt, unter denen die kleinen Gesichter roth und frisch wie Bors-

dorfer Aepfel hervorschauten. Den kalten Winter löste ein warmes Frühjahr ab, und nach diesem kam ein glühend heißer, trockener Sommer. Zum ersten Male geschah es in dieser Zeit, daß Mundi während des Unterrichts unaufmerksam und theilnahmlos war. Ich sah den Knaben an und bemerkte in seinen Augen einen Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen; sie waren müde und mit einem Schleier überzogen.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte ich, indem ich ihn unter dem Kinn faßte und ihm in's Gesicht sah. Die Haut war trocken und heiß. „Thut Dir etwas weh?“ Er nickte leise. „Wo thut es weh?“ fragte ich. „Im Kopf,“ erwiderte er. — „Geh' an den Brunnen hinunter,“ sagte ich, „trink ein Glas frisch Wasser und dann komm wieder.“

Das Kind erhob sich, ging hinaus und kam nicht zurück. Ich trat an das Fenster und sah ihn auf einer Bank des Hofes sitzen, den Kopf an die Mauer des Hauses zurückgelehnt. Eine plötzliche Unruhe überkam mich: ich rief Männchen aus seiner Classenstube.

„Dein Brüderchen ist unwohl geworden,“ sagte ich zu ihm, „lauf' nach Hause und sage Gottlieb Bänsch, er solle ihn holen kommen.“

Als Männchen den Bruder so kläglich auf der Bank sitzen sah, stürzte er auf ihn zu, ihn zu umarmen. Mundi erwiderte die Liebkosung nicht, und der Kleine blieb einen Augenblick ganz rathlos stehen, indem er die Arme herabhängen ließ.

„Lauf' nur,“ sagte ich, „lauf';“ und er schoß mit Windeseile davon.

Eine Viertelstunde später erschien nicht Gottlieb Bänsch, wohl aber der Hauptmann selbst, und ich werde den Ausdruck angstvoller Besorgtheit nie vergessen, mit dem er auf den Knaben zueilte. Er hob das Kind von der Bank, riß es an seine Brust und trug es an die Droschke, die er mitgebracht hatte, und welche vor dem Thore wartete. Der Knabe ließ Alles theilnahmlos mit sich geschehen. Männchen war mit vor die Thüre getreten und blieb ganz traurig stehen, während das Gefährt davon rasselte; der Vater hatte nur für Mundi Blicke und Gedanken gehabt.

Und heute zum ersten Male ging Männchen einsam von der Schule nach Haus. —

Am nächsten Tage kam Mundi nicht mehr zur Schule, und als ich den kleinen Bruder, der stumm, verstört auf seinem Platze saß, nach ihm befrug, erfuhr ich, daß er zu Bett läge; und als ich am Nachmittage Gottlieb Bänsch mit den anderen Kindern begegnete, theilte mir derselbe mit — und sein Gesicht war voll Kummer und Sorge — daß der Arzt gemeint hätte, es könnte „janz schlimm“ werden, und der Herr Hauptmann hätte die ganze Nacht bei ihm gesessen und ginge gar nicht weg von dem Bette des Kindes. Der Arzt hatte recht vermuthet, und Gottlieb Bänsch recht gehört, es wurde schlimm. —

Wieder machte der alte Rector eine lange Pause; dann erschien auf seinem Antlitz ein bitteres, zorniges Lächeln. „Die Alten,“ sagte er, „hatten es bequemer als wir; wenn ein brutaler Streich des Schicksals ihnen ein theures Gut entriß, dann hieß es einfach: Die Götter sind neidisch geworden — wir Christen sollen

unserem Gotte Alles zum Besten auslegen, wenn wir ihn auch manchmal gar nicht verstehen; nein gar nicht, wirklich gar nicht!"

Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und schlenkerte ihn hin und her, und der Schmerz, den ihm die Erinnerung bereitete, schien heiß und gewaltig zu sein wie an dem Tage, als alles das geschah, was er mir heute nach Jahren erzählte. „Denn wie soll man es begreifen," fuhr er fort, „und warum mußte es sein, daß plötzlich in all' diese blühende Kinderherrlichkeit, die nur da war zu der Menschen Glück und Freude, plötzlich das Verderben einbrechen durfte, das Verderben in seiner grauenhaftesten Gestalt, in Gestalt jenes Ungethüms mit glasigen Augen, brandgerötheten Wangen —"

Er brach im Satze ab, da er meinen erstaunten Blick gewahrte. „Ich merke," sagte er, „daß ich zu phantasiren beginne, anstatt zu erzählen; das was ich meine, war das Scharlachfieber.

Woher es plötzlich gekommen war, da in der ganzen übrigen Stadt kein Fall der Krankheit sich gezeigt hatte, ob die Kinder den schnellen Wechsel der Temperatur nicht vertragen konnten — alle diese Fragen blieben ungelöst vor der furchtbar gewissen Thatsache stehen: es war da. Wie ein Dieb in der Nacht war es in das Haus des unglücklichen Hauptmanns eingebrochen und hatte sich mit teuflischer Gewalt auf den kleinen Edmund geworfen. Vierundzwanzig Stunden hatte das arme Kind bereits ohne Besinnung in Fieberdelirien geschmachtet, als auch der kleine Moritz und der Georg sich niederlegten, und nachdem Männchen, blaß wie ein Schatten, noch an drei Tagen zur Schule gekommen war, blieb am vierten Tage auch er aus. Die Krankheit hatte auch ihn ergriffen. Und dann kam ein Tag — die Menschen hielten einander auf der Straße an, flüsterten sich etwas zu, leise und heimlich, als schwebte in Lüften über ihrem Haupte eine furchtbare, tyrannische Macht, die man nicht wecken dürfte durch lautes Sprechen, die Frauen schlugen die Hände zusammen und die Männer schüttelten den Kopf, und man schaute hinüber zu den verhangenen Fenstern an des Hauptmanns Hause, mit dem scheuen Blicke, mit dem man auf ein namenloses Unglück, auf einen von Gott geschlagenen Menschen sieht.

„Alle Viere todt?" hörte ich, als ich den Damm entlang ging, eine Frau neben mir fragen.

„Dreie," war die Antwort, „und das Vierte liegt im Sterben."

Als ich das vernahm, mußte ich mich an einen Baum lehnen, denn ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern stockte, und während ich so mit zitternden Knieen stand, erlebte ich eine schreckliche Sinnestäuschung: ich sah, wie das Laub der Bäume, das Gras auf den Wiesen, alles was grün im Bereiche meiner Augen war, sich in rostiges, trocknes Gelb verwandelte, nicht in das warme Gelb des Herbstes, sondern in das todte Gelb der Wüste."

Der Rector wandte sich zu mir: „Glauben Sie nicht," sagte er, „daß ich Ihnen hier Phantasterei erzähle; ich war meiner Sinne Meister wie in diesem Augenblick, und darum eben war es so entsetzlich. Ich fühlte nur ein einziges, dumpfes Bedürfniß: Näheres, Genaueres zu erfahren, und deshalb ging ich hinüber in das Haus des Verderbens. Aus ihrer Kellerwohnung blickte, als sich mir die Hausthür öffnete, die Portiersfrau mit Augen, die roth und gedunsen

waren, und als sie meiner ansichtig wurde, setzte sie sich auf den Stufen der Treppe nieder, drückte die Schürze an's Gesicht und brach von Neuem in lautes, klagendes Weinen aus. „Gehen Sie nicht 'rauf," sagte sie, „es ist zu schrecklich; Gott hat seine kleinen Engel zu lieb gehabt und hat sie wieder bei sich haben wollen." Ich hörte ihr zu, ohne einen Laut von mir zu geben; nur der kleine Hermann war noch nicht dahingerafft, aber auch für sein Leben hegte der Arzt die schwersten Besorgnisse.

Wie zerschlagen wandte ich mich zurück und verließ das Haus. „Gott hat seine Engel zu lieb gehabt" — wie ein Echo des tödtlichen Ereignisses klangen diese Worte in meinem Innern nach.

Lassen Sie mich hinweggehen über den Tag, da wir sie zu Grabe trugen, und da eine unermeßliche Schar freiwillig Leidtragender sich dem trostlosen Zuge anschloß. Blumen ohne Zahl bedeckten den Hügel, unter dem sie gemeinschaftlich gebettet wurden, ein dichter Hollunderbusch streckte seine Zweige darüber her.

Zum ersten Male seit dem Beginn dieser Ereignisse sah ich an dem Tage den Hauptmann wieder. In seinem Antlitz zuckte keine Miene, aus seinen Augen floß keine Thräne; aber der Ausdruck seiner Züge war derartig, daß Niemand ihm ein Wort zu sagen wagte. Als ich mich trotzdem zu ihm herandrängte und seine Hand ergriff, sah er mich einen Augenblick starr an, dann begannen seine Augen zu rollen, daß ich das Weiße darin sah, und mit einer jähen, beinah wilden Bewegung riß er seine Hand aus der meinigen und wandte sich von mir ab.

Anders war es mit Gottlieb Bänsch. Ich hatte ihn anfänglich nicht bemerkt, weil er ganz im Hintergrunde stehen geblieben war; als ich ihn jetzt entdeckte, sah ich ihn, den Helm in der Hand, mit dem Rücken gegen das Grab und die Versammelten gewendet, lautlos vor sich hin weinen, daß ihm die Thränen an der Nase entlang liefen.

Der Eindruck, welchen der plötzliche Tod der Kinder hervorgebracht hatte, war ein so dumpf betäubender, daß zuerst Niemand daran dachte, daß eins derselben noch am Leben war. Ich gestehe, daß auch ich das arme Kind vollständig vergaß, und als ich mich dann nach ihm erkundigte, geschah es in der schweigenden Voraussetzung, daß ich seinen bereits erfolgten, oder doch nahe bevorstehenden Tod erfahren würde. Das Gegentheil war der Fall: der kleine Hermann hatte die Krankheit überwunden, er erholte sich.

Es war einige Wochen später, als ich ihm zum ersten Male wieder an der Hand von Gottlieb Bänsch begegnete. Hängenden Hauptes, schwankenden Ganges kam er daher, als wenn ihm das Gehen noch Mühe machte; die Thränen traten mir in die Augen. „Guten Tag, Männchen," sagte ich, indem ich vor ihm stehen blieb und ihm die Hand bot.

Das Kind hob die Augen zu mir empor; sie waren noch größer geworden als früher und blickten aus einem abgemagerten, blassen, kleinen Gesicht hervor. Es war ein kläglicher Anblick. „Kennst Du mich denn nicht mehr?" fragte ich, als er keine Anstalt machte, meine Hand zu ergreifen und als ich seine Augen mit einem Ausdruck auf mich gerichtet sah, als erblickte er mich zum ersten Male.

Der Knabe drängte sich lautlos an den Soldaten, scheu und ängstlich, als wenn er sich hinter dessen Rock verstecken wollte.

Gottlieb Bänsch legte seine große Hand auf des Knaben Kopf und klopfte ihn leise. „Fürchte Dir doch nich," sagte er begütigend, „er is ja jut zu Dir."

Sein Zureden half nichts, und mit trübem Kopfschütteln blickte Gottlieb Bänsch auf den Kleinen nieder.

„Er ist wohl noch nicht ganz wieder hergestellt?" fragte ich.

„Jesund is er schon," erwiderte der Bursche, „aber —" er vollendete den Satz nicht und nickte langsam vor sich hin. Ich sah, wie er sich grämte und es schien mir, als ob er noch etwas zu sagen hätte, was er sich nicht zu sagen getrauete.

„Wirst Du denn nun bald wieder zu uns in die Schule kommen?" wandte ich mich noch einmal an Männchen.

„Das wäre schon das Beste," erwiderte Gottlieb Bänsch für ihn; „denn sehen Sie," und er sprach leiser, als wollte er von dem Kinde nicht verstanden sein — „meine Zeit is nu nächstens um, ick jehe nach Hause, und ick weiß doch jar nich, was denn mit dem Kinde werden soll."

Ich sah ihn erstaunt an. „Was soll denn werden?" meinte ich, „er bleibt bei seinem Vater?"

Gottlieb Bänsch nickte wieder gedankenvoll wie vorhin. „Da, lauf' mal an den Sandhaufen," sagte er zu Männchen, indem er ihm eine kleine Karre und einen Holzspaten in die Hand gab, die er für das Kind mitgebracht hatte, „schippe ein bisken Sand, ick werde jleich nachkommen."

Der Kleine befolgte die Weisung und karrte vom Damm herab dem Sandhaufen zu, wo ich ihn früher so manchesmal in harmlosem Spiele mit seinen Brüdern gesehen hatte.

Als er sich entfernt hatte, wandte Gottlieb Bänsch sich wieder zu mir. „Der Hauptmann," sagte er, „was das mit dem jetzt is — man weiß jar nich, was man dazu sagen soll. Den janzen Tag jeht er 'rum und redet kein Wort; und das Kind da, sehen Sie, das is, als wenn's jar nich da wäre für ihn."

Ich dachte an den Vorgang, der sich in meiner Wohnung abgespielt hatte. „Ich glaube," sagte ich, „daß er den ältesten Knaben am liebsten hatte?"

„Ach Jott," entgegnete der Bursche, „ick jlobe, die Andren hätten alle miteinander sterben können, wenn er man bloß den Aeltesten behalten hätte.". Er blickte zu Männchen herab, der sich mit seiner Karre beschäftigte. „Es is ja wahr," sagte er, „der andere das war ja ein Staatsjunge; aber was kann denn das arme Wurm dafür, daß es alleene übrig geblieben is."

Er ging dem Knaben nach, und sicherlich ahnte er nicht, welch' schauerlichen Eindruck seine einfachen Worte auf mich gemacht hatten. —

Wir befanden uns am Ausgange des Sommers, es kam der Herbst, und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den Letzteren gehörte Gottlieb Bänsch, dessen dreijährige Dienstzeit abgelaufen war. Ich brauche Ihnen das Bild nicht zu beschreiben, das die Stadt zu solcher Zeit bietet: der Soldat freut sich der wieder erlangten Freiheit und sucht seinem Freiheitsbewußtsein entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Einzeln und in Gruppen sieht man sie durch die Straßen

ziehen, Infanteristen, Cavalleristen und Artilleristen, in dem alten Uniformsrock, den sie in die Heimath mitnehmen, die Mütze, die bisher vorschriftsmäßig grade gesessen, keck auf's Ohr gerückt, ohne Seitengewehr, aber dafür mit Stöcken ausgerüstet. Dieses Wahrzeichen des bürgerlichen Lebens, in welches sie nun wieder eintreten, gehört wie ein unumgängliches Attribut zum Preußischen Reservisten; mit allem Stolze, den der Gedanke verleiht, daß man jetzt thun und tragen darf, was bis dahin verpönt gewesen wäre, wird der Stock gehandhabt, und an seiner verschiedenartigen Form erkennt man noch die Charaktereigenschaften der verschiedenen Waffengattungen. Der Stock des Cavalleristen ist der eleganteste und dünnste, der des Infanteristen stärker und dicker, die derbsten Knüppel führen die Artilleristen. Mit einem Stocke dieser Art erschien Gottlieb Bänsch am Tage, da er entlassen ward.

Es geschah an einem umwölkten Septembernachmittage, und ich befand mich auf dem Bahnhofe, wo ich einem abreisenden Freunde Lebewohl gesagt hatte, als ich Gottlieb Bänsch des Weges daher kommen sah.

Schaaren von anderen Reservisten, die zugleich mit ihm in die gemeinsame Heimath befördert werden sollten, zogen lärmend, juchzend und singend vor und hinter ihm die Straße entlang; er ging abgesondert von ihnen, ganz still und ganz ernst. In seiner Rechten trug er seine geringen Habseligkeiten, in einem rothbaumwollenen Taschentuche zusammengebündelt, zu seiner Linken lief Männchen.

Ob der Knabe wußte, daß er Gottlieb Bänsch heute zum letzten Male begleitete? Der Bursche hatte ihm seinen großen, dicken Stock anvertraut, und das Kind benutzte ihn als Steckenpferd, indem es mit den kleinen Händen den gebogenen Griff desselben umfaßte und neben dem Soldaten einherritt. Auf dem Eisenbahnperron angelangt, nahm Gottlieb Bänsch den Knaben etwas zur Seite, und während er den bereit stehenden Zug mit sinnenden Blicken musterte, blickte Männchen zu ihm empor, in schweigendem Staunen, als nähme er eine Veränderung an ihm wahr. Ich stand dicht hinter Beiden. Gottlieb Bänsch neigte sich zu dem Kinde nieder und klopfte es leise auf die Bäckchen, indem er ihm vorsichtig den Stock aus den Händen nahm.

„Siehst Du," sagte er, indem er auf den Eisenbahnzug hindeutete, „da steige ick nu ein und fahre nach Hause, und hier hab' ick Dir noch 'was Hübsches mitgebracht." Aus seiner Rocktasche zog er eine kleine Holzflöte, die er dem Kinde einhändigte: Offenbar hatte er sie von seinen mageren Ersparnissen gekauft.

Männchen nahm das Geschenk in Empfang, ohne die Augen von Gottlieb Bänsch zu verwenden. Ich trat hinzu. „Wollen Sie nicht eine Cigarre nehmen?" wandte ich mich an den Burschen, und ich hielt ihm meine Cigarrentasche hin.

„Danke och schön," versetzte er, indem er mit seinen dicken Fingern in die Tasche griff und eine Cigarre herausnahm.

„Nehmen Sie doch mehr," sagte ich, und ich schüttete den ganzen Inhalt der Tasche in seine Hand.

„Ick danke, ick danke," erwiderte er, indem er verlegen schmunzelte und die Cigarren zwischen die Knöpfe seines Uniformrockes schob. Ich bot ihm die Hand zum Abschiede und er drückte sie, indem er seine Mütze rückte. Wie hart war

diese Hand, wie ungeschlacht diese Finger, und wie weich war sein Herz, wie zartfühlend und gut!

„Wenn Sie doch so jut sein wollten," wandte er sich leise an mich, „und das Kind nachher von dem Bahnhof mitnehmen; er hat partout mitlaufen wollen, und ick hab's doch nich über's Herz bringen können, ihn zu Hause zu lassen." Ich nickte ihm schweigend meine Zusage.

Die Glocke mahnte zum Aufbruche, und als Gottlieb Bänsch sich zum Einsteigen in Bewegung setzte, hing Männchen sich mit beiden Händen an seine Hand.

Der Bursche machte sich sanft von ihm los, als er aber das Coupé erstiegen hatte, setzte der Knabe den Fuß auf das Trittbrett und streckte die Arme nach ihm aus. „Mitfahren, auch mitfahren!" rief er, indem er angstvoll zu Gottlieb Bänsch emporschaute.

Die anderen Soldaten, die im Coupé saßen, fingen an zu lachen. „Kiek' mal den kleenen Reservisten," hieß es, „der will ooch mit."

Gottlieb Bänsch aber kam noch einmal herabgeklettert, legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß Letzteres ganz darin verschwand; er beugte sich tief zu dem Knaben herab, klopfte ihm leise den Rücken und wollte lachen — plötzlich aber liefen ihm die Thränen über die Backen herunter. „Es jeht ja nich, Männeken," sagte er schluchzend, „es jeht ja nich," dann riß er sich los und sprang mit einem Satze in das Coupé zurück, dessen Thür hinter ihm zuschlug. Der Eisenbahnzug setzte sich in Bewegung und rollte unter einem donnernden „Hurrah" der Reservisten aus der Halle des Bahnhofs hinaus.

Verloren unter der Menschenmenge, welche sich auf dem Eisenbahn-Perron drängte, blieb das Kind stehen und blickte wie betäubt dem Zuge nach, der sich schneller und schneller entfernte; die Holzflöte, die ihm Gottlieb Bänsch geschenkt hatte, umklammerte es mechanisch mit seiner kleinen Hand. Ich hielt mich in seiner Nähe, und der Anblick des einsamen Kindes schnürte mir das Herz zu. „Na, Männchen," sagte ich, indem ich herantrat und seine herabhängende Hand in die meinige nahm, „gib mir die Hand, wir wollen nach Haus gehen."

Der Knabe hob das blasse Gesichtchen zu mir empor. „Kommt er bald wieder?" fragte er. Der Bursche hatte ihm verschwiegen, oder das Kind hatte nicht verstanden, daß der Abschied für immer sei, und auch mir versagte der Muth, ihm völlige Aufklärung zu geben.

„Komm nur," sagte ich, „sei ein artiges Kind, dann wird schon Alles gut werden."

Meine Aufforderung war überflüssig, denn es hat nie ein gefügigeres kleines Geschöpf gegeben, als dieses arme Kind. Er ließ seine kalte, kleine Hand in der meinigen, und so wie er mit Gottlieb Bänsch zum Bahnhofe gekommen war, ging er nun an meiner Seite davon. Unterwegs überlegte ich, was ich mit ihm machen sollte; ich mußte ihn zu seinem Vater zurückbringen, das war mir klar; unwillkürlich jedoch überkam mich bei dem Gedanken ein gewisses unheimliches Gefühl.

Wir kamen bei einem Zuckerbäcker vorbei, und ich trat ein, um eine Düte voll unschuldiger Näscherei für ihn zu kaufen; ich empfand ein Bedürfniß, das gramvolle kleine Herz mit Trost und Licht zu erfüllen.

Ich hielt ihm die geöffnete Düte vor die Augen. „Sieh' mal die schönen Bonbons," sagte ich, „wollen wir ein paar davon essen?"

Der Knabe blickte schweigend in die Düte und hob keinen Finger; ich mußte ihm selbst ein Zuckerplätzchen in den Mund stecken.

So unscheinbar dieser Vorgang war, so machte er dennoch einen tiefen Eindruck auf mich: bisher waren mir Kinderthränen wie ein Gewitterregen erschienen, der rasch niederfällt und rasch verdampft — hier sah ich ein Kind, das nicht weinte und bei dem der Trost, mit dem man die Schmerzen des Kindes so leicht zum Schweigen bringt, nichts fruchtete. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn jetzt schon zu seinem Vater zurückzubringen; ich nahm ihn nach meiner Wohnung mit und ließ ihm eine Tasse Milch vorsetzen. Bis daß sie gebracht wurde, zeigte ich ihm die Bilder in meiner Stube, die Bücher und versuchte ihn durch Neckereien zur Heiterkeit zu bewegen. Er sah und hörte lautlos zu. Dann setzte ich ihn auf das Sopha, und wie ein kleiner Vogel nippte er den Inhalt der Schale, die ich vor ihn gestellt hatte, mit kleinen, langsamen Schlucken aus. Mittlerweile aber wurde es dunkel, und ich mußte ernstlich daran denken, ihn nach Hause zu schaffen. „Komm, Männchen," sagte ich, „mach' Dich fertig, nun wollen wir zum Papa nach Hause gehen."

Gehorsam rutschte er vom Sopha herunter; er griff nach seinem kleinen Hute, dann blieb er mitten in dem Zimmer stehen.

„Nun?" sagte ich, indem ich an die Thüre trat, um sie zu öffnen. Als ich jedoch die Klinke berührte, fing das Kind, das bis dahin ohne Thränen, ohne Laut gewesen war, plötzlich an, kläglich zu weinen. Es hob nicht das Haupt, es regte kein Glied; wie in sich zusammengesunken stand es da und weinte — weinte —"

Dem Rector brach die Stimme ab, seine Brust arbeitete schwer, und er strich mit der flachen Hand zweimal und dreimal über beide Augen.

„Seit jener Stunde," fuhr er fort, und er streckte die Hand feierlich empor, „kann ich nicht mehr vorübergehen, wenn ich ein Kind weinen sehe — denn in jener Stunde erfuhr ich, wie Kinder weinen können, und daß ihre Thränen schrecklich sein können, schrecklicher als die aller Erwachsenen.

Ich ließ die Thür fahren und war mit einem Schritte neben ihm. „Männchen? —" sagte ich.

Und nun schlang der Knabe beide Arme um mich her, indem er sich mit den Händen an den Falten meines Rockes festklammerte, und während ein Schluchzen seine Brust erschütterte, das ihm, so schien es, das Herz sprengen wollte, drückte er sein Gesicht an mich, als ob er sich zu verstecken strebte. „Ich fürchte mich so," rief er, „ich fürchte mich so."

Wie ein eisiger Schauer drangen mir diese Worte in's Herz, wie ein jäher furchtbarer Schreck. Ich wagte nicht, zu fragen, was es sei, wer es sei, vor dem er sich fürchtete; ich wagte nicht, ihm Trost zuzusprechen, denn ich ahnte, daß der Naturlaut der Verzweiflung, der aus dieser Kindesseele hervorbrach, aller meiner Weisheit unendlich überlegen und viel, viel klüger war als alle meine Vernunftgründe.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und hob das Kind auf meinen Schoß; ich

nahm seine beiden, kleinen, eiskalten Hände in meine Hand und lehnte sein von Thränen überfluthetes Gesicht an meine Brust; und so saß ich mit ihm in dem dämmernden Raume, lange, lange Zeit, und die Stille um uns her ward nur von dem Schlucken und Schluchzen des Knaben unterbrochen, welches allmälig leiser zu werden und zu verhallen begann. Ich sprach kein Wort, ich drückte die gebrechliche kleine Gestalt an mich, und so leicht ihr Gewicht auf meinen Knieen ruhete, so hatte ich doch ein Gefühl, als hielte ich die ganze unermeßliche Last des menschlichen Jammers und Leides, verkörpert in diesem Kinde, auf meinem Schoße.

In jener Stunde lernte ich meinen Beruf, Kinder zu leiten und zu erziehen, zum ersten Male in all' seiner Größe und Heiligkeit erkennen. Ich hatte ihn zu kennen geglaubt, weil ich gelernt hatte, was man äußerlich dazu eben gelernt haben muß; jetzt, im Angesichte dieses Kindes, dessen Seele nach Liebe schrie und dem die Welt zur Einöde ward, weil es keine Liebe fand, erfuhr ich, daß ich im Dunklen getappt hatte, und ich lernte plötzlich die ganze Weisheit meines Amtes verstehen, die sich in das eine Wort zusammenfaßt: „gebt dem Kinde Liebe."

Endlich, als der erste, heftigste Anfall der Verzweiflung sich gemäßigt und der Knabe zu weinen aufgehört hatte, setzte ich ihn vorsichtig von meinem Schoße herab und stellte ihn auf die Füße. Ich strich ihm das blonde Haar glatt, setzte ihm den Hut auf und ohne weiter etwas zu sagen, faßte ich ihn an der Hand. Geduldig wie immer, überließ er sie mir, und ohne fürderen Widerstand zu leisten, ging er neben mir her durch die dunkelnden Straßen der Stadt, dem Hause seines Vaters zu.

Der Hauptmann saß, als wir bei ihm eintraten, an seinem Schreibtische, das Haupt in die aufgestützte Hand gesenkt; die Lampe stand neben ihm und ließ sein hageres Profil scharf aus der schwarzen Umrahmung von Bart und Haar hervortreten. Ein Buch lag aufgeschlagen vor ihm, seine Augen aber gingen über dasselbe hinweg und hafteten an einem Bilde, das über dem Tische an der Wand hing; ich erkannte es nach der Beschreibung, es war das Bild seiner Frau. Seine Gedanken schienen ernst und schwer zu sein, und sein Blick war so starr, daß, als er das Haupt nach der klappernden Thüre wandte, es so aussah, als müßte er ein Band durchreißen, das von jenem Bilde ausging und seine Augen daran gefesselt hielt.

Als er mich erkannte, stand er auf und begrüßte mich, ich sah den erstaunten Blick, mit dem er den Knaben an meiner Seite musterte. „Wo kommst denn Du her? so spät?" fragte er, indem er auf den Kleinen niederblickte.

Der Knabe gab keinen Laut von sich. Ich erklärte ihm, wohin der Knabe gegangen war, und daß ich ihn auf dem Bahnhofe getroffen und mit mir genommen hätte.

Der Hauptmann nickte schweigend mit dem Kopfe. „Ich bin Ihnen dankbar," sagte er dann, „bitte, nehmen Sie doch Platz." Während ich mich setzte, ließ er sich wieder vor dem Schreibtische nieder.

„Komm her," wandte er sich an Männchen, der an der Stelle stehen geblieben war, wo er neben mir gestanden hatte. Das Kind warf einen scheuen

Blick auf den Vater, that einen halben Schritt auf ihn zu und blieb wieder stehen.

„So komme doch, ich thue Dir ja nichts," sagte der Hauptmann ungeduldig. Er streckte den Arm aus und zog den Knaben an sich, so daß Letzterer zwischen seinen Knieen zu stehen kam.

„Bist Du hungrig? willst Du Abendbrot essen?" fragte der Hauptmann, indem er dem Kinde über die Haare strich. Männchen schüttelte schweigend den Kopf; dann verzog er das Gesicht, als ob er zu weinen anfangen wollte.

„Du sollst ja nicht immer weinen," sagte der Vater; das Kind fuhr zusammen, schluckte die Thränen hinunter und stand, ohne den Vater anzusehen, starr und regungslos da; sein kleines Gesicht war leichenblaß. Plötzlich bog der Hauptmann sich herab und mit einer beinahe wilden Bewegung riß er den Knaben auf seinen Schoß, an seine Brust. Mit beiden Armen hielt er ihn umschlungen, sein Gesicht neigte sich so tief zu ihm nieder, daß sein schwarzer Bart wie eine dunkle Wolke über dem Antlitz des Kindes lag; und so gewaltsam preßte er den Knaben an sich, daß derselbe wie erstickt an seiner Brust lag.

Alles dies geschah in tiefem, lautlosem Schweigen; des Knaben Haupt war hinten über gesunken, er hatte die Augen geschlossen und sah einen Augenblick aus, als wäre er todt; auch der Hauptmann sprach kein Wort, nur ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust hervor, und indem er den Knaben wie eine Puppe handhabte, sah es aus, als würde er vom Krampfe der Verzweiflung regiert. Endlich ließ er sein Haupt tief, bis auf die Brust des Kindes niedersinken und verharrte eine Zeit lang in dumpfer Apathie.

Der ganze Vorgang war herzzerreißend und schaurig zugleich. Die Worte fielen mir ein, die Gottlieb Bänsch gesagt hatte: „er ist den Kindern sehr gut, er kann es nur nicht so von sich geben" — und ich staunte von Neuem über die Fähigkeit des Volkes, welches mit seinen schlichten Ausdrücken Dinge beim Namen trifft, die wir mit unserer geschulten und gebildeten Sprache vergeblich zu bezeichnen streben. Er konnte seine Liebe nicht von sich geben; wie ein unterirdischer Strom arbeitete sein Gefühl sich stumm und wühlend in sein Inneres hinein, und wenn es einmal aus ihm hervorbrach, dann geschah es mit so rasend leidenschaftlicher Gewalt, daß es den Gegenstand, den es umfaßte, mit Vernichtung bedrohte. Der Hauptmann erhob den Kopf, reckte sich auf, und mit derselben Heftigkeit, mit der er vorhin den Knaben an sich gerissen hatte, setzte er ihn jetzt wieder auf den Boden. „Geh' zu Bette," sagte er.

Der Knabe stand mitten im Zimmer, als wenn er von dem Erlebten nicht zu sich kommen könnte; ich erhob mich, trat zu ihm und als ich ihn berührte, fühlte ich, wie er am ganzen Leibe zitterte. „Schlaf' wohl, Männchen," sagte ich, „nun kommst Du wieder zu uns in die Schule, und ich zeige Dir schöne Bilder und Bücher." Das Kind sah mich mit weit offenen, angsterfüllten Augen sprachlos an.

Der Hauptmann klingelte, und als der Bursche über die Schwelle trat, zuckte der Kleine auf und lief ihm entgegen. — Aber es war nicht mehr Gottlieb Bänsch, und den Blick, mit dem das Kind zu dem fremden Gesicht empor-

sah — ich werde ihn nie vergessen, denn er war jammervoll kläglich in seiner hilflosen Noth.

Als er hinausgegangen war, wandte ich mich an den Hauptmann. „Ich glaube," sagte ich, „daß das Kind noch angegriffen von der überstandenen Krankheit ist, und daß es sich empfehlen würde, ihm heftige Gemüthsbewegungen zu ersparen."

Der Hauptmann hielt den Blick zur Erde gesenkt, dann sprang er auf, indem er den Stuhl mit einem Ruck zurückstieß. Mit weit ausholenden Schritten durchmaß er das Zimmer von einem zum anderen Ende, hin und her und immer wieder hin und her, dann blieb er stehen, ich sah in seine rollenden Augen, und wie an jenem Tage, da man die Kinder begrub, sah ich nur das Weiße darin. Er schwang die geballten Fäuste zum Himmel. „Wenn er einmal ein Henker sein will," sagte er mit einer vor Wuth und Verzweiflung ächzenden Stimme, „warum treibt er sein Handwerk dann so stümperhaft? Warum mußte er mir den Einen lassen? Warum nicht alle nehmen? alle miteinander? Es wäre mir lieber gewesen! ja, wahrhaftig, ja! dann wäre es ausgewesen und ich hätte mich todtschießen und mit meinen Jungen zusammen einscharren lassen können!"

Ich vermochte kein Wort zu erwidern, auch schien er es nicht zu erwarten. Er warf sich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtische, ergriff ein Bild, welches dort vor ihm auf dem Tische in braunem Rahmen stand und hielt es mit beiden Händen vor sich hin. Es war ein Knabenporträt, das Bild des kleinen Edmund. Mit stieren Blicken hing er an den Zügen des geliebten Gesichts, dann legte er das Bild auf den Tisch, seine Arme breiteten sich darüber hin, sein Antlitz sank in die Arme, so daß der Mund über dem Bilde zu liegen kam, und indem ich sah, wie ein furchtbares Schluchzen seinen ganzen Körper durchschütterte, erschien er mir wie ein Baum, den die Axt in's Mark getroffen hat und dessen Zittern den nahenden Sturz verkündet.

Geraume Zeit verging, endlich gab ich ein Lebenszeichen. Er fuhr empor und sah sich um. „Entschuldigen Sie," sagte er, indem er aufstand.

„Hier ist nichts zu entschuldigen," erwiderte ich, „aber wenn ich Sie um eins bitten darf: vergessen Sie nicht, daß das unglückliche Kind Niemanden auf der Welt mehr besitzt als Sie."

„Das ist es ja eben —" versetzte er dumpf; „hier ist es aus" — und er schlug sich an das Herz — „und wer nichts mehr hat, kann auch nichts mehr geben."

Seufzend schüttelte ich das Haupt — hier war nichts mehr zu sagen. Ich verließ ihn, und als ich aus dem Hause trat, hatte ich ein Gefühl, als stünde hinter mir in dem dunklen Flur der Tod und schlüge die Pforte des Hauses wie den Deckel eines Todtenschreines zu. —

Der Winter kam, und bald nach Beginn desselben erschien Männchen zum ersten Male wieder in der Schule. Ich ließ ihn wieder in seine frühere Classe eintreten, ich setzte ihn auf die Bank, auf der er gesessen — der Platz war derselbe, aber der Knabe, der darauf saß, war es nicht mehr.

Schwer war ihm das Lernen auch früher schon geworden, aber er war

fröhlich und fleißig gewesen, vielleicht hatte ihm auch das ältere Brüderchen geholfen, und so war er mit seinen Aufgaben fertig geworden — jetzt war das anders; Niemand war mehr da, ihm zu helfen, und auf ihm selber lag es wie ein allgemeiner Druck, der seine Fähigkeiten und Kräfte lähmte.

Ich hatte den Lehrern äußerste Schonung ihm gegenüber empfohlen und ich weiß gewiß, daß er kein böses Wort in der ganzen Zeit zu hören bekommen hat — wer hätte es auch über's Herz gebracht gegenüber dem blassen Kinde, dem man ansah, wie gern es wollte und wie schwer es vermochte. Aber man kann eine Blume wohl vor Frost und Hitze, vor allem äußeren Ungemach schützen, nicht aber vor der Krankheit, die von der Wurzel aufgesogen ward und unsichtbar von Zelle zu Zelle emporsteigt, bis daß sie den Organismus zerstört. Das Leid, vor dem wir ihn zu schützen strebten, wuchs aus ihm selbst heraus, aus der ihm angeborenen verschlossenen Natur, die er von seinem Vater geerbt hatte, wie er die blonden Haare und lichten Augen der Mutter verdankte.

Dies Alles ist mir erst später klar geworden, als die Dinge sich bis zum Ende entwickelt hatten und wie ein zusammenhängendes Bild vor mir lagen, als ich zurückblickend, mit Schrecken inne ward, welche Qualen das unglückliche Kind in jener Zeit erlitten hat. Das was ich damals bemerkte war, daß er von Tag zu Tage scheuer ward und immer träumender in sich selbst versank. An keinen seiner Mitschüler schloß er sich an, vor seinen Lehrern fürchtete er sich, der einzige Mensch, dem er noch Vertrauen zeigte, war ich. Allmälig aber nahm auch das ab. In den ersten Tagen war er, wenn er zur Schule kam, an mich herangetreten und hatte mir die Hand gereicht; das hörte auf; im Bogen ging er um mich herum und schlich sich in das Classenzimmer, ich sollte ihn nicht mehr sehen.

Des Nachmittags, wenn ich meinen gewohnten Gang machte, sah ich manchmal eine kleine Gestalt, die auf der schneebedeckten Wiese drunten einsam umherlief und Schneehaufen zusammenschaufelte — das war er, der sich wie ein kleiner Wildling dort umhertrieb. Einmal, den Damm entlang schreitend, gewahrte ich ihn, wie er sich hinter einem Baume versteckt hielt und mich von fern beobachtete. Ich rief ihn an, er trat aus seinem Versteck hervor; es sah aus, als wollte er auf mich zukommen, dann drehte er plötzlich um und wie von unsäglicher Angst gejagt huschte er vom Damme hinunter fort, weit fort von mir.

So ging der Winter hin, und es kam Ostern, die Zeit, der so manches Schülerherz sorgend entgegenschlägt, weil sie die Entscheidung über Versetzung und Nichtversetzung bringt. Den Knaben zu versetzen, war nicht möglich, und ob es mir gleich ein Gefühl bereitete, als geschähe mir selbst ein tiefes Leid, mußte ich mich entschließen, ihn sitzen zu lassen. Ich kam selbst in die Classe und theilte es ihm und seinen Mitschülern so schonend als möglich mit, indem ich alle Schuld auf seine Krankheit schob und ihm für die Zukunft Trost und Hoffnung zusprach. Der Knabe saß regungslos auf seinem Platze und sah nicht empor zu mir.

Nachher, als die Schüler das Thor verließen, sah ich ihn, der gesenkten Hauptes unter den Andern davonschlich. Ich hielt ihn an und heischte, daß er mir die Hand geben sollte; er that es, ohne den Kopf zu erheben. „Sieh mich

doch einmal an," sagte ich; er that es, und ich blickte in ein Gesicht voll hoffnungsloser Traurigkeit. Es war mehr als Trauer, es war jener herzzerreißende Ausdruck, den man in den Augen kranker Kinder wahrnimmt, die plötzlich wie Erwachsene aussehen, als ahnten sie, daß sie dicht vor der Lösung des Räthsels von Sein und Nichtsein ständen und bald weit mehr wissen würden als alle die Erwachsenen, von denen sie bisher gelernt.

„Bist Du krank, Männchen?" fragte ich — er schüttelte schweigend den Kopf.

„Weißt Du, daß ich Dir gut bin?" fragte ich. Er nickte langsam mit dem Kopfe, aber es sah nicht aus wie „ja", sondern als wollte er sagen, „laß nur gut sein — ich weiß schon, wie es steht."

Zum Sprechen war er nicht zu bringen.

Am Morgen eben jenes Tages hatte der Frühling Macht bekommen über den Winter. Das Eis war auf dem Strome gebrochen, und die Fluthen des Letzteren kamen, von Stunde zu Stunde wachsend, ihren tobenden Gang daher. Ein heulender Wind, der um die Mittagsstunde aufgesprungen war, begleitete das Wasser-Gebrause, so daß es war, als hätten die beiden Naturdämonen sich verschworen, den geängsteten Menschen einen schreckensvollen Tag zu bereiten. Und in der That entsinne ich mich nicht, vorher oder später einen gleichen erlebt zu haben. Es wurde kaum hell; die Sonne schien erstickt von den schwarzgrauen Wolken, die aus der Südwestecke des Himmels wie aus einem unerschöpflichen Born hervorquollen und in sinnloser Hast, tief niederhangend, über dem Flusse dahinjagten; das graue Wasser unten, das immer gurgelnder an dem Damme emporstieg, immer donnernder seine Schollen an die hölzerne Brücke warf, als müßte heute aufgeräumt werden mit dem verhaßten Eindringling in sein Gebiet, der graue Himmel darüber — es war ein Bild der denkbar furchtbarsten Oede.

Dazu die wundersamen Töne, mit denen sich der Sturm, der keinen menschlichen Laut aufkommen ließ, an tausend Ecken und Kanten brach und mit denen er die Ohren der Menschen täuschte und äffte. Noch heute fühle ich den eisigen Schreck, der mich plötzlich überlief, als ich über die zitternde, schwankende Brücke zur Stadt zurückging und jählings stehen blieb, weil ich den schrillen Schrei einer Kinderstimme zu hören glaubte. Ich erkannte bald, daß ich mich getäuscht hatte, daß es nur der Wind gewesen war, der in dem Tauwerk der Schiffe rüttelte, die am Fuße der Brücke lagen, und der von den straffen Tauen wie von pfeifenden Sägen durchschnitten ward — aber noch einmal wiederholte es sich, noch einmal bannte mich der Schreck an die Stelle, über die ich ging, denn wieder glaubte ich einen fernen, klagenden Schrei gehört zu haben. Es war auch diesmal eine Täuschung — hoch über mir gewahrte ich eine Krähe, die vergebens dem Winde entgegen zu streben versuchte und die endlich, wie ein Fetzen schwarzen Papiers herumgewirbelt und zurückgeschleudert ward — von ihr ging der heiser klagende Schrei aus, den ich vernommen.

Trotzdem verließ mich von dem Augenblick an ein dumpfes, unheimliches Gefühl nicht mehr, eine drückende Beängstigung, deren ich nicht Herr zu werden vermochte, obschon ich mir nicht klar darüber werden konnte, was es war, wovor mir graute.

Mit zunehmender Dunkelheit wuchs dieses Gefühl; es duldete mich nicht mehr in meinen vier Wänden, denn es lag über mir wie die Ahnung eines schweren Unglücks, das in dieser, allem Menschlichen verfeindeten Nacht geboren werden müßte. Ich ging noch einmal auf die Brücke, ich wollte noch einmal hinüber auf den Damm — was ich dort suchte, ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Man ließ mich aber nicht mehr hinüber, denn die Brücke drohte jeden Augenblick mit den Wellen abzugehen. Ich blieb eine Zeit lang bei den Männern stehen, welche die Brückenwache hielten, und sah ihnen zu, wie sie beim düsterrothen Scheine von Pechfackeln das Steigen des Wassers an den Pfeilern der Brücke untersuchten.

„Was schwimmt denn da?" rief plötzlich einer der Männer, indem er mit der Fackel so tief als möglich hinableuchtete, und als ich das hörte, stürzte ich an das Geländer der Brücke und ich glaube, ich stieß einen Schrei aus.

Es war wieder ein unnöthiger Schreck gewesen, denn was dort unten angerauscht kam, war nichts weiter als ein junger Birkbaum, den der Strom irgendwo aus dem Boden gerissen und mitgenommen hatte. Seltsam freilich war es zu sehen, wie die Zweige der jungen Krone aus dem Wasser ragten, daß sie von ferne beinah' wie ausgereckte, hilfeflehende Arme erschienen. Ich schämte mich meiner Schwäche vor den Leuten, obschon sie alle wohl zu erregt gewesen waren, um weiter darauf zu achten, und ging nach Haus.

Die Nacht verlief, ohne daß ein Unglück geschehen wäre; so rasch das Wasser gestiegen war, so schnell begann es wieder zu sinken, und als es Morgen ward, war die Gefahr vorüber. In den Vormittagsstunden aber, denn die Schule hatte ja Ferien, machte ich mich auf, um zu sehen, wie mein alter Damm draußen dem Hochwasser widerstanden hatte. Als ich ein Stück Weges hinausgelangt war, sah ich etwa zweihundert Schritt vor mir eine Gruppe von Menschen, die an der Kante des Dammes standen und auf etwas hinunterblickten, was sich dort am Fuße des Dammes zu befinden schien. An der Stelle war ein Gestrüpp von Erlen und Weiden. „Der Damm hat wohl ein Loch bekommen?" fragte ich einen Arbeiter, der mir von dort entgegenkam.

„Nein," antwortete er, „es is ein Kind."

„Ein Kind?" — aber er war schon an mir vorüber.

Alles Blut floß mir plötzlich vom Herzen, und mir war, als ob der Damm unter meinen Füßen zu wogen begann. Ich weiß nicht mehr, ob ich rasch, ob ich langsam ging; ich weiß nur noch, daß ich unter die Leute trat, die sich dort zusammendrängten, daß ich hinunterschaute und daß ich mich, ohne ein Wort zu sagen, auf der Kante des Dammes niedersetzen mußte, weil es mir plötzlich schwarz vor den Augen ward.

„Es is dem Hauptmann seines," hörte ich die Leute um mich her einander zuflüstern — ja es war des Hauptmanns Kind — sein letztes.

Unten in dem Gestrüpp, zwischen zwei Weiden geklemmt, das Haupt eben wieder auftauchend, den übrigen Körper noch vom Wasser überströmt, lag Männchen — und war todt.

Wie er dorthin gekommen — ob es ein Ausgleiten gewesen, was ihn hinuntergeschleudert hat — Niemand hatte es gesehen — Niemand weiß es und wird

es jemals erfahren. Manchmal aber, in schlaflosen Nächten, da höre ich ihn wieder weinen, da sehe ich, wie sein Köpfchen mir zunickt mit dem trostlosen Ausdruck: „ich weiß schon, wie es steht“ — und dann erhebt sich eine schreckliche, flüsternde Stimme in mir, die mir einreden will, daß es kein Zufall, kein Ausgleiten, daß es etwas anderes war, was ihn dort hinunterflüchten ließ, von dieser Erde hinweg, wo Niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, von dem Kinde, dessen Schuld darin bestand, daß es als Letztes übrig blieb von seinen Geschwistern.

Als wir die von der Kälte des Wassers und des Todes verklammten und erstarrten Glieder des Knaben aus dem Gestrüpp gelöst hatten und mit ihm auf den Damm hinaufgestiegen waren, sah ich durch die Gärten der Häuser, welche dort in der vom Damme geschützten Niederung lagen, einen Mann herangelaufen kommen. Es war der Hauptmann. Er war ohne Kopfbedeckung, so daß ihm der Wind das schwarze Haar durchwühlte, ohne Säbel, nur im Ueberrock, und der Rock war halb zugeknöpft. Er kam geradenwegs auf uns zu, quer durch die Gärten der Häuser hindurch, die zwischen dem Garten seines Hauses und dem Damme lagen; er schwang sich über die Stackete hinweg, welche die Gärten von einander trennten, über die Beete, über die Pflanzen ging es dahin, und als die Gitterpforte des letzten Gartens, die zu hoch war, um sich darüber zu schwingen, nicht gleich sich öffnen wollte, warf er sich dagegen, daß sie aufbrach.

Indem er den Damm herauf kam, vernahm ich seine Stimme: „Wo? Wo? Wo?“ rief er.

Im nächsten Augenblick hatte er den Körper des Knaben, den ich in meinen Armen hielt, an sich gerissen, mit wüthender Gewalt preßte er denselben an seine Brust, und dreimal, viermal nach einander küßte er das todesblasse, schweigende Gesicht. Das Haupt des Kindes lag an seinem Herzen, das wasserschwere blonde Haar hing lang herab — vor meiner Seele erschien das Bild, wie das Kind, da es noch lebte, in seinen Armen gelegen und ausgesehen hatte, als wäre es schon todt.

Die Männer standen lautlos, zu einer scheuen Gruppe zusammengedrängt, und brachten dem ungeheueren Menschenleide, das sich vor ihren Augen entrollte, den Tribut schweigender Ehrfurcht dar.

Der Hauptmann wandte keinen Blick auf uns, er schien kaum mehr zu wissen, daß wir da waren; mit öden Augen schaute er über sein Kind hinweg in den grauen Himmel, an dem die Wolken in zerfetzten Haufen dahinzogen. Dann riß er den Uniform-Ueberrock auf, schob den Körper des Knaben so weit als möglich hinein, als sollte der todte Leib an seinem Leibe erwarmen, und so machte er sich mit ihm auf den Weg. Niemand wagte, ihm zu helfen; Niemand, ihm dreinzureden. Wir ließen ihn gewähren und gehen; denn wir sahen, daß wir es mit einem Verzweifelnden zu thun hatten.

Ich blickte ihm nach, wie er mit seiner Last dahin schritt, blind für die Schaaren von Neugierigen, die sich unterdessen gesammelt hatten, taub für das Gemurmel und Geflüster rings umher, und indem ich ihn dahinwanken sah, kam mir der Gedanke, er sei ja nun so weit, wie er es damals gewünscht, als

er gegrollt hatte, daß er sich nicht todtschießen und mit seinen Jungen einscharren lassen könnte. —

Ich war so an Schreckliches gewöhnt, so auf Schreckliches vorbereitet, daß ich nicht gestaunt haben würde, wenn man mir die Nachricht gebracht hätte, daß er seinen Kindern nachgegangen wäre. Vielleicht hegten seine Vorgesetzten ähnliche Befürchtungen; denn unmittelbar nach diesem Vorgange erhielt er ein Commando, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm und ihn auf mehrere Monate aus unserer Stadt hinwegführte. Als er von demselben zurückkehrte, war soeben die Mobilmachung der Armee ausgesprochen, der Krieg mit Frankreich stand vor der Thüre.

Nun gab es Chassepot-Gewehre und Mitrailleusen, die Liebesdienste zu erweisen bereit waren, wie er sie sich wünschte. Die Reservisten wurden eingezogen, und unter ihnen erschien ein bekanntes Gesicht, Gottlieb Bänsch. Er wurde wieder in die Batterie des schwarzen Hauptmanns eingestellt und zog mit ihr in's Feld. Wenige Wochen später war er schon wieder zurück, mit einem Gewehrschuß im Beine, den er auf den Spicherer Bergen erhalten hatte und der einen dicken Strich unter seine militärische Laufbahn machte. In meinem Hause wurde er, auf mein Bitten, untergebracht; ich pflegte ihn und darf es sagen, ich pflegte ihn recht.

Auf der Verlustliste, die nach dem blutigen Tage wie ein düsteres Echo des ruhmvollen Waffenklanges zu uns gelangte, stand als Erster der Gefallenen der schwarze Hauptmann. Seine Batterie war eine derjenigen gewesen, die das Unmögliche möglich gemacht, die Spicherer Berge erklommen und die siegreiche Entscheidung der Schlacht herbeigeführt hatten.

„Wir hatten jar nich jeglaubt, daß wir's fertig kriegen könnten," erzählte mir Gottlieb Bänsch; „aber der Hauptmann war immer vorne weg und schrie immer ‚feste Kinder, es jeht'."

Im Augenblick, als er das Abprotzen der Geschütze befahl, hatte er drei Chassepotkugeln auf einmal in die Brust bekommen. Gottlieb Bänsch hatte ihn aus dem Feuer tragen wollen, aber er hatte gesagt: „Laß man sein, Jottlieb, es is nich mehr nöthig." Und so zufrieden wie in dem Augenblick, meinte Gottlieb Bänsch, hat er sein janzes Leben lang nich ausgesehen. „Denn is er schwach jeworden," erzählte Gottlieb Bänsch weiter, „und denn hat er mir an die Hand gekriegt und gesagt: ‚Jottlieb', sagt er, ‚ick danke Dir auch, daß Du so jut zu meine Jungens jewesen bist — und wenn Du nach Hause kommst, denn jeh' da 'raus, wo sie liegen und sieh' nach die Gräber — und denn' " — Gottlieb Bänsch machte eine Pause — „und denn war's aus." —

Da hinaus, an die Stätte unter dem Hollunderbusche, wo einst drei gelegen hatten und jetzt viere lagen, war denn auch sein erster Gang, als er so weit genesen, daß er an meinem Arme humpelnd den Weg unternehmen konnte. Als wir zurückkehrten, fanden wir eine Vorladung für Gottlieb Bänsch, am nächsten Vormittage auf dem Gerichte zu erscheinen. Der schwarze Hauptmann hatte ein Testament dort hinterlassen, das war eröffnet worden — Gottlieb Bänsch mußte etwas damit zu thun haben, aber wir wußten nicht, was.

Am nächsten Tage sollten wir es erfahren. Das Testament, in welchem

der schwarze Hauptmann über sein geringes Vermögen letzte Verfügung traf, enthielt diese Worte: „Meinem ehemaligen Burschen, dem Kanonier Gottlieb Bänsch, vermache ich zum Danke für Alles, was er an meinen Kindern gethan hat, die Summe von Eintausend Thalern. Ich wünsche ihm, daß er selbst dereinst Kinder haben und daß Gott ihn segnen und ihm vergelten möge an seinen Kindern, und ich bitte ihn, zuweilen an seinen alten Hauptmann und die Kinder seines Hauptmanns zurückzudenken." —

Als der Soldat das hörte, legte er seine breite Hand über die Augen, und zwischen den Fingern hindurch sah ich seine Thränen herabtröpfeln.

Es dauerte lange, bis er sich gefaßt hatte, und er stützte sich schwer auf meinen Arm, als er sich erhob. Draußen zog er sein baumwollenes Taschentuch und wischte sich die Augen. „Ja," sagte er, „er konnte es nich so zeigen; aber ick hab's immer jewußt — es war ein juter Mann."

---

## II. Die Landpartie

oder

### Wie Hänschen und Fränzchen die Vorsehung kennen lernten.

Ein Punkt war es, über den Hänschen nicht zu der Klarheit zu gelangen vermochte, die er sich wünschte, über den ihm auch Fränzchen, sein Schwesterchen, obschon es doch siebeneinhalb Jahre alt und mithin ein ganzes Jahr und zwei Monate älter war als er, keine genügende Auskunft zu geben vermochte; das war die Frage: was eigentlich die Vorsehung sei?

Daß sie vom lieben Gott besorgt würde, darüber waren Hänschen und Fränzchen unter sich einig, denn jeden Abend, wenn die Mutter sie zu Bette brachte, wenn sie ihnen die Händchen über der Bettdecke gefaltet hatte, sprach sie ihnen einen Vers vor, in welchem sie Beide der Vorsehung Gottes anempfohlen wurden; auch darüber, wie der liebe Gott aussähe, und daß er so ungefähr aussehen mußte wie der Vater — nur viel, viel älter, und mit einem langen, langen weißen Barte — herrschten keine Zweifel mehr unter ihnen; aber die Vorsehung! — Sie hatten die Mutter danach befragt! aber grade die Erklärung, die sie von ihr erhielten, hatte ihre Dunkelheit vermehrt: Der liebe Gott, hatte es geheißen, weiß Alles, Vergangenes und Zukünftiges, er weiß daher auch im Voraus, wenn ein Kind unartig sein und anders thun wird, als es soll. Und in seiner Güte sorgt er dann dafür, daß die Unartigkeit der Kinder keine bösen Folgen hat, und wendet Alles wieder zum Guten.

Das war doch zu merkwürdig; er wußte vorher, daß die Kinder unartig sein würden und ließ es dennoch geschehen? Er hatte doch so viele Engel zur Verfügung — Hänschen schätzte ihre Zahl auf mindestens tausend, Fränzchen aber hatte ihm versichert, daß es zum wenigsten zehntausend sein müßten — warum schickte er nicht, sobald er merkte, daß ein Kind vor einer Unartigkeit stände, ganz rasch einen Engel herunter, der ihm zurief: „Du — Hänschen — oder Du

— Fränzchen, der liebe Gott läßt Dir sagen, daß Du das, was Du jetzt thun willst, hübsch bleiben lassen sollst."

Und nachher, wenn es trotzdem geschehen war, sorgte er wieder, daß es keine bösen Folgen hätte? Er wußte also vorher, was ihm die Kinder für eine Menge von Mühe und Arbeit machen würden und trotzdem traf er keine Vorkehrungsmaßregeln?

Hänschen und Fränzchen verfitzten sich, je mehr sie darüber nachdachten, in immer tiefere Räthsel. —

Da hatte an einem Sommertage, als Beide mit den Eltern beim Mittagsessen zusammensaßen, der Vater verkündigt, daß am nächsten Tage, wenn gut Wetter wäre und wenn Beide bis dahin artig gewesen sein würden, eine Landpartie unternommen werden sollte.

In Gemeinschaft mit den Eltern würden sie Nachmittags nach der Meierei hinausspazieren, etwa eine Stunde Weges von der Stadt, dort würden die Eltern Kaffee, Hänschen und Fränzchen aber Milch trinken und dazu Kuchen bekommen. Glücklicherweise hatten Beide sich schon satt gespeist, sonst würden sie vor Entzücken über diese Nachricht vermuthlich die Mahlzeit unberührt gelassen haben. Und was das Merkwürdigste war: als sie den Eltern ihre „gesegnete Mahlzeit" wünschten, und als sie, Hänschen auf dem rechten, Fränzchen auf dem linken Knie des Vaters saßen, hatte dieser mit einem so ganz besonderen Lächeln gesagt, „man könne nicht wissen, aber vielleicht würden sie morgen bei der Gelegenheit die Vorsehung kennen lernen."

Das gab der Sache einen neuen, geheimnißvollen Reiz, und Hänschen und Fränzchen hatten ein Gefühl, als müßten sie bis zu dem morgigen Nachmittage wie auf Eiern gehen, damit sie nicht bewußt oder unbewußt in eine Unartigkeit verfielen, die der Landpartie einen Riegel vorschöbe.

In der Nacht träumten Beide von der Vorsehung: Hänschen sah sie in der Gestalt einer alten Frau, die mit dem lieben Gotte Arm in Arm spazieren ging und sich mit ihm über artige und unartige Kinder unterhielt; Fränzchen sah einen ungeheuer langen Arm und eine Hand daran, die sich aus den Wolken hervorreckte, die alsdann einen Zeigefinger, so lang wie einen Pappelbaum, ausstreckte und mit diesem auf der Erde Linien zog — das waren offenbar die Wege, welche artige Kinder zu gehen hatten.

Endlich war der ersehnte Tag angebrochen, und der liebe Gott hatte aus besonderer Freundschaft für Hänschen und Fränzchen dafür gesorgt, daß es ein prächtiger sonniger Tag war. Das Mittagessen war verzehrt, und die Mutter zog mit ihnen in die Schlafstube, um sie zur großen Unternehmung zu rüsten. Hänschen bekam ein Matrosenjäckchen von blauem Kattun und einen dunkelbraunen Strohhut mit flatterndem schwarzem Bande; Fränzchen eine schneeweiße Pellerine und einen gelben Strohhut mit flatterndem weißem Bande.

Vom Rathhausthurm schlug es vier Uhr, als Hänschen und Fränzchen, den Eltern voran, aus der Thür des Hauses traten. Kaum hundert Schritte waren sie die Straße entlang gegangen, als auf Anordnung des Vaters die erste Station gemacht wurde, und diese Station bedeutete eine weitere Stufe auf der Leiter zur Glückseligkeit:

Es war an der Ecke, wo der große Conditorladen sich befand, bei dem Hänschen und Fränzchen nie vorübergegangen waren, ohne mit ahnendem Schauer den süßen Kuchenduft einzuathmen, der aus den Kellerräumen, wo die Backstuben lagen, emporstieg. Und es war kein seliger Traum nur, heute sollten sie wirklich in diese Behausung aller Freuden eintreten. Der Vater öffnete selber die Thür und sprach: „Nun kommt hier einmal herein."

Jauchzend vor Wonne trappelten sie hinein, und ganz erstarrt blieben sie vor dem großen Ladentische stehen, auf dem lauter, lauter Kuchen, einer immer herrlicher als der andere, lagen. „Seht's Euch an," sagte der Vater, der hinter ihnen stand, „Jedes von Euch darf sich ein beliebiges Stück vom Tische dort aussuchen und mitnehmen."

Das war zu viel — Hänschen und Fränzchen konnten nur noch stöhnen, sprechen war bei einem solchen Glück nicht mehr möglich — sie sahen erst gegenseitig einander an, als wollten sie sich fragen, ob sie wirklich noch auf Erden sich befänden, oder plötzlich in's Schlaraffenland versetzt wären; dann reckten sie die Hälse, um den Ladentisch überschauen zu können. Dazu aber waren sie zu klein; die freundliche Conditorfrau, die lächelnd hinter dem Ladentische stand, eilte rasch herzu und stellte zwei Fußbänkchen hin, auf welche die Kinder traten, um von dieser erhöhten Warte aus das Gebiet ihrer Schätze zu überblicken. Nun erst konnten sie die ganze Fülle in allen ihren Einzelheiten wahrnehmen und nun begann auch mit der Wahl die Qual. Ein gewaltiger Baumkuchen, der wie ein Thurm auf dem einen Flügel des Ladentisches stand, fesselte zunächst die Augen Beider.

„Sieh' mal die vielen Nasen!" raunte Hänschen, indem er in seiner Aufregung Fränzchen einen Stoß in die Seite gab, daß sie beinah von der Fußbank gepurzelt wäre.

„Ach und sieh' mal hier den großen Apfelkuchen — und so viel Zucker drauf," stammelte Fränzchen.

Lange, außerordentlich lange dauerte die Besichtigung, und wenn nicht endlich ein Machtwort des Vaters erfolgt wäre, der sie zu beschleunigter Wahl aufforderte, so ständen Beide vielleicht heute noch vor dem Kuchentische. In der Mitte des Tisches, leuchtend wie der volle Mond an einem Sommerabend, stand ein großer, frisch angeschnittener Käsekuchen — und der war es, an welchem Hänschens Wahl schließlich hängen blieb, nachdem er von den übrigen Herrlichkeiten mit einem betrübten Blicke Abschied genommen hatte. Fränzchen blieb dem Apfelkuchen treu und wählte sich ein Stück von ihm.

Die Conditorfrau nahm aus jedem der beiden Kuchen eine große Schnitte heraus, streute noch eine besondere Lage Zucker darüber und steckte sie in je eine Düte, die sie alsdann über den Tisch hin in die ausgestreckten Hände der Kinder legte. Vorsichtig, als trügen sie das zerbrechlichste Gut der Erde in Händen, stiegen Beide von ihren Fußbänken herunter und warteten, die Düten in der Hand, weiterer Anweisungen.

„Nun gebt einmal Acht," sagte der Vater; „jetzt werden wir sehen, ob Ihr artige und enthaltsame Kinder seid. Ihr werdet Euren Kuchen selber tragen, und in der Meierei draußen werdet Ihr ihn dann zur Milch essen — wer sein

Stück aber unterwegs aufißt, bekommt keinen anderen Kuchen und auch keine Milch."

Andächtig, als hörten sie die Stimme des jüngsten Gerichts, lauschten Hänschen und Fränzchen diesen inhaltschweren Worten, und unwillkürlich drückten sie die Oeffnungen der Düten fester in ihren Händen zusammen, als wollten sie den duftenden Versucher darinnen in seine tiefste Tiefe bannen.

„So," sagte der Vater, „nun wißt Ihr's — nun kommt."

Vom Rathhausthurm schlug es halb fünf, als Hänschen und Fränzchen, den Eltern voran, aus der Thür des Conditorladens traten. Sie schritten vor dem Vater und der Mutter her, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie Menschen, die da wissen, daß ihnen eine große und bedeutsame Aufgabe zu Theil geworden ist, die Düten möglichst weit von sich gestreckt. Als sie jedoch die Brücke überschritten, drückten sie dieselben leise an sich — es wäre doch zu schlimm gewesen, wenn sie in's Wasser gefallen wären.

Jenseits der Brücke, in der freien Natur, löste sich die strenge Ordnung des Zuges, und während die Eltern gemächlich den Weg entlang schritten, machten sich Hänschen und Fränzchen zur Rechten und Linken des Weges zu schaffen. Die Eltern ließen sie gewähren, und so kam es, daß sie bald ein Stück hinter den Letzteren zurückblieben. Nun kam der Moment, da man zum ersten Male die Düten näher betrachten konnte; geöffnet wurden sie nicht, das hätte der Versuchung zu großen Vorschub geleistet, nur von Außen wurden sie betrachtet. — Was für schönes, glänzendes Papier das war, und wie stattlich sich die Firma des Conditors darauf ausnahm!

Während sie noch damit beschäftigt waren, kam ihnen ihr gemeinsamer, kleiner Freund, Menne der Dachshund, entgegen, der mit seinem Herrn vom Spaziergange heimkehrte. Sobald er die Kinder erkannt hatte, die ihn mit Jubel begrüßten, kam er im Galopp auf sie zu; er spitzte seine braunen Ohren und drängte seine spitze, kalte Schnauze in Hänschens Hand, indem er eifrigst an der Düte herumschnoberte. Das war nun ein Hauptvergnügen, und Fränzchen ruhte nicht, bis daß er auch ihre Düte beschnobert hatte. Menne's verlangende Blicke blieben jedoch unerhört, und er mußte sich damit begnügen, daß Hänschen und Fränzchen ihn zärtlichst von allen Seiten umarmten, streichelten und küßten. Dann, als er sah, daß es nichts gab, wandte Menne sich ab, nieste und galoppirte mit seinen krummen, kleinen Teckelbeinen hinter seinem Herrn her, begleitet von den wehmüthigen Blicken der Kinder, die ihn ungefähr wie einen entfernten Vetter betrachteten.

Menne's Vorgang war indessen nicht ohne Nachwirkung geblieben; denn nach einigen weiteren Schritten hob Hänschen die Düte an die Nase. „Ach," — wandte er sich an Fränzchen — „riech einmal; riecht Deiner auch so schön?"

Das mußte festgestellt werden, und eine Zeit lang schnüffelte Hänschen an Fränzchens, und Fränzchen an Hänschens Düte herum. Das Ergebniß war äußerst befriedigend; die Kuchenschnitte dufteten ganz verführerisch schön. Indem Fränzchen ihre Düte emporhob, hörte sie ein gewisses Bröckeln und Rollen darin. „Horch doch mal," sagte sie, die Düte vor Hänschens Ohren schüttelnd.

„Er ist wohl entzwei gegangen?“ fragte er; „Du solltest doch einmal nachsehen.“

Fränzchen mochte die Gefahr erkannt haben, die in diesem Vorschlage schlummerte; denn sie blieb stehen und warf einen Blick auf die Eltern. Letztere aber setzten, ohne sich umzusehen, ihren Weg fort; die Düte zu öffnen war ja nicht verboten — mit vorsichtiger Hand knitterte daher Fränzchen die Oeffnung der Düte auseinander und beide Kinder steckten ihre Köpfe darüber zusammen und schauten in die Düte nieder, als blickten sie in die Schatzkammer eines Märchenschlosses. Richtig — ein einzelnes Stückchen Apfel nebst zwei Rosinen hatte sich vom Teige losgetrennt und vagabondirte in der Düte neben dem Hauptstücke einher.

Hänschen sah schweigend auf Fränzchen, Fränzchen schweigend auf Hänschen; dann plötzlich wurden beide gleichzeitig roth. Fränzchen schloß wieder die Düte, und schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Nachdem sie fünfzig Schritte weiter gegangen waren, kam Hänschen zu Fränzchen heran. „Weißt Du,“ sagte er, und er sagte es ganz leise, „das abgegangene Stückchen gehört eigentlich nicht mehr dazu, das könntest Du eigentlich essen!“

Fränzchen zerknitterte ihre Düte, erwiderte nichts und wurde bis über beide Ohren roth.

Wieder dreißig Schritte weiter fing Hänschen noch einmal an: „Weißt Du,“ sagte er, „wenn Du Dich so fürchtest, können wir es auch Beide zusammen? Sonst — will ich es auch allein essen? Dann hast Du ja keine Schuld.“

Fränzchen blieb standhaft und setzte den Vorhaltungen des kleinen Sophisten passives Schweigen entgegen. Abermals verrann einige Zeit.

Plötzlich öffnete Hänschen seine Düte und blickte hinein. „Ich gebe Dir dafür auch was von meinem,“ sagte er, „sieh mal her.“

Wie vorher über Fränzchens, so steckten sich jetzt Beider Köpfe über Hänschens Düte zusammen. In verführerischem Glanze leuchtete der Käsekuchen, mit schwarzen Corinthen geschmückt. Hänschen drückte an der Düte, und pink — pink — fielen ein paar Corinthen aus dem gelben Rahm auf das Dütenpapier. Hänschen schüttete sich dieselben in die hohle Hand und bot sie der Schwester hin. Fränzchen fuhr anfänglich zurück, dann verschwanden ihre Finger in ihrer Düte, und während sie mit zwei Fingern die Corinthen des Bruders nahm, reichte sie ihm mit den anderen das Stückchen Apfel nebst den zwei Rosinen, und die Corinthen sowie das Stückchen Apfel verschwanden nach entgegengesetzten Richtungen im Munde der Kinder. Sobald dies geschehen war, drückten Beide krampfhaft ihre Düten wieder zu und gingen lautlos neben einander her, indem sie entsetzte Blicke auf die voranschreitenden Eltern richteten. Letztere gingen, ohne sich umzusehen, gemächlich ihren Weg dahin.

Um zur Meierei zu gelangen, mußte man jetzt rechts abschwenken und einen breit gelagerten Wiesengrund durchschreiten. Da war kein Baum, kein Strauch, da war nur volle, heiße Nachmittagssonne, und was dazu gehört: Trockenheit und Durst. Wenn man jetzt schon die kühle, schöne Milch gehabt hätte, die es in der Meierei draußen geben sollte! Aber bis dahin war es noch weit.

Jetzt ein Paar Rosinen, oder ein bischen von dem schönen gelben Rahm des Käsekuchens — das wäre immerhin eine Erquickung gewesen. — „Schüttle doch noch mal Deine Düte," wandte sich Hänschen mit plötzlichem Entschlusse an Fränzchen.

Sie that es, — nichts ließ sich hören — leider.

„Wir wollen doch mal nachsehen," entschied er; und es schien, daß er dem halsstarrigen, unzerbrechlichen Apfelkuchen gern nachgeholfen hätte.

Man kann nicht sagen, daß Fränzchen ihre Düte hingegeben hätte; aber sie ließ es geschehen, daß er dieselbe mit seiner einen, freien Hand öffnete und daß er von Neuem in die geöffnete Düte hineinblickte. Der Apfelkuchen lag wie ein Felsblock, in unzerstörbarer Ganzheit. Mit zorniger Energie riß Hänschen seine eigene Düte auf, und eine Weile gingen beide Kinder, die Augen in ihre Düten gesenkt, dahin, als wenn sie mit ihren beiderseitigen Kuchen Monologe hielten.

Dann raufte Hänschen einen Halm aus der Erde und fuhr mit demselben in seine Düte. „Ich will nur die Löcher wieder glatt machen," erklärte er, „wo die Corinthen gesessen haben."

Plötzlich hielt er den Halm, der ganz mit gelbem Rahm bedeckt war, Fränzchen vor's Gesicht.

„Leck' mal," sagte er — Fränzchen leckte.

Und nun geschah etwas, das Fränzchen bis in's Tiefste erbeben machte: mit einem jähen Griffe hatte Hänschen die ganze Spitze seiner Käsekuchen-Schnitte abgebrochen und streckte sie Fränzchen zu.

„Aber dafür mußt Du mir auch was von Deinem abgeben," sagte er.

„Aber wir sollen's doch nicht," wandte Fränzchen ein, indem sie ängstlich nach den Eltern schaute.

„Sie sehen sich ja nicht um," beschwichtigte Hänschen, „und dann ist es ja so wenig, und es bleibt ja noch so viel übrig."

„Aber dann auch nichts, nicht ein bischen mehr," sagte Fränzchen, indem sie mit zögernder Hand an den Apfelkuchen griff.

„Nein, dann ganz gewiß nichts mehr," versprach Hänschen, und gleich darauf wanderte ein Stück Apfelkuchen in seinen, und ein Stück Käsekuchen in Fränzchens Mund. O — das schmeckte in der Hitze! — Die beiden Kinder schnalzten vor Wonne, und mit diesem Bissen glitt der Verführer über ihre Lippen in sie ein.

Im Augenblick, als Fränzchen die Düte wieder schließen wollte, kam Hänschen auf sie zugestürzt: „Nur noch ein Stückchen," rief er ganz flehentlich, „nur noch ein ganz, ganz kleines Stückchen! dann auch ganz gewiß nichts mehr, gar nichts, gar nichts mehr! O bitte, bitte, bitte!" Er stammelte förmlich vor Erregung, und Fränzchens Widerstand, an sich schon nicht grade stark, brach völlig entzwei, als Hänschen blindlings in seine Düte griff und seine Hand mit einem großen Brocken Käsekuchen wieder herauszog.

„Jetzt ist nur noch die Hälfte da," sagte Fränzchen mit dumpfem Tone, als sie danach den Schaden besah. Aber nun bemächtigte sich der Beiden eine Art von Verzweiflung, so daß sie noch zweimal rasch hintereinander in die

Düten griffen und sich gegenseitig ihren Kuchen in den Mund stopften. Dabei hatten sie ein Gefühl, als wenn sie mit jedem Griffe in die Düte und mit jedem Male, daß der Kuchen kleiner ward, ein Stück von ihrer ewigen Seligkeit davongäben. Daher fingen sie beide plötzlich, wie auf Verabredung, zu weinen an, und zwar lautlos, damit die Eltern es nicht hörten, und während sie mit beiden Backen kauten, liefen ihnen die Thränen stromweise über die Wangen.

In die Düten hineinzuschauen wagte man jetzt nicht mehr, man fühlte nur noch mit tastenden Fingern daran herum, und was man fühlte war entsetzlich: auf dem untersten Boden der Düte ein letztes Schnipsel des Kuchens. Hänschen und Fränzchen sahen sich bei dieser Entdeckung mit thränenverschleierten Augen eine Zeitlang starr und wortlos an, dann steckte er ihr seine Düte, sie ihm die ihrige in die Hand und unter herzbrechendem Schluchzen und leisem Jammern aß Hänschen den Rest von Fränzchens Apfelkuchen und Fränzchen den Rest von Hänschens Käsekuchen auf. Kaum war der letzte Bissen hinunter, so brachen sie gleichzeitig in ein jammervolles Gebrüll aus, indem sie sich wie zwei Schächer ansahen, und als die Eltern sich, von dem Geschrei erschreckt, umwandten, sahen sie Hänschen und Fränzchen, die sich jetzt Beide den Rücken zugedreht hatten, wie zwei Thränenweiden zu beiden Seiten des Weges stehen und in ihre leeren Düten hineinstarren.

Von drüben leuchtete jetzt das rothe Ziegeldach der Meierei durch die schattigen Wipfel der Bäume, und als man noch hundert Schritte weiter gegangen war, befand man sich am Ziele der Reise. An der Pforte des Gartens, in welchem man sich niederzulassen gedachte, blieben die Eltern stehen und wandten sich mit ernsthaftem Gesichte zu den Kindern um. Langsam, als hätten sie Blei an den Füßen, mit gesenkten Köpfen, kamen Hänschen und Fränzchen, wie zwei arme Sünder herangeschlichen, die leeren Düten krampfhaft in der Hand zusammengedrückt.

„Nun kommt," sagte der Vater, der den Unwissenden spielte, „wir wollen jetzt die Milch bestellen, gebt mir Eure Kuchen her."

Ein fürchterliches Jammergeschrei, in welches Hänschen und Fränzchen wie auf Commando ausbrachen, war die einzige Antwort auf diese Aufforderung; Beide blieben stehen, und während sie mit dem einen Arme das Gesicht versteckten, verschwand der andere Arm mit der leeren Düte hinter dem Rücken. Der Vater zeigte ein befremdetes Gesicht und kam ihnen entgegen, und wenn in diesem Augenblicke zwei Mäuse ihnen den Gefallen gethan hätten, ihre Existenz mit der ihrigen zu vertauschen, so wären Hänschen und Fränzchen mit tausend Freuden auf den Handel eingegangen. Leider geschah etwas Derartiges nicht, und so mußte denn der schreckliche Augenblick ertragen werden, da der Vater die Düten hinter ihrem Rücken hervorholte, scheinbar staunend in dieselben hineinblickte und feststellte, daß sie leer waren.

„Das ist freilich sehr schlimm," sagte er kopfschüttelnd, und ein verzweifeltes Schluchzen, Schlucken und Stöhnen beider Kinder bestätigte, daß es sehr schlimm war. Hätte man ihnen verkündigt, daß ihnen nun sogleich der Kopf abgeschnitten werden müßte, sie hätten es in der Fülle ihres Schuldbewußtseins nur als verdiente Buße empfunden.

„Ja," sagte der Vater, indem er der Mutter heimlich mit den Augen zuzwinkerte, „ich habe Euch vorhergesagt, welches die Folgen sein würden, wenn Ihr den Kuchen unterwegs aufäßet; der Mensch muß die Folgen seiner Handlungen tragen, mit der Milch wird es nun nichts sein."

„Ach wäre doch nur Menne nicht gekommen!" sagte Hänschen mit trostlosem Tone, „aber er roch immerfort an meiner Düte, und es roch doch auch gar zu schön."

„Menne ist ein unvernünftiges Thier," versetzte der Vater, während er sich heimlich auf die Lippen beißen mußte, „Ihr aber seid vernünftige Kinder, Ihr hättet nicht an den Düten riechen sollen."

Hänschen und Fränzchen ließen diese Vorhaltungen schweigend über ihre gesenkten Häupter dahin gehen, dann wurden sie auf eine Bank gesetzt, jedes in eine Ecke, und dort versanken sie in schmerzlich brütende Betrachtung ihrer traurigen Lage. Es dauerte jedoch nicht lange, so machte sich die durch den Spaziergang hervorgerufene Müdigkeit geltend, dazu kamen die erschütternden Gemüthsbewegungen und der Thränenverlust, und nach einiger Zeit schlossen sich die feuchten Augen, und beide Kinder nickten in den Ecken ihrer Bank in süßem Schlummer ein. —

Nachdem sie etwa ein Viertelstündchen geschlafen hatten, fühlten sie eine weiche Hand, die liebkosend über ihr Gesicht strich; es war die Mutter, die sie geweckt hatte, und als sie aufschauten, rissen sie die Augen weit auf: Vor ihnen auf dem Tische standen zwei große Schalen voll herrlichster Milch, und daneben lag auf Hänschens Platz ein großes Stück leuchtenden Käsekuchens, neben Fränzchens Schale ein großes Stück Apfelkuchen.

War das Wirklichkeit? War das ein berückender Traum? Hänschen und Fränzchen wagten kaum zu athmen; lautlos blickten sie auf ihre Kuchen nieder, und die Corinthen des Käsekuchens, sowie die Rosinen des Apfelkuchens erschienen ihnen wie schwarze Augen, die vorwurfsvoll zu ihnen emporschauten. „Siehst Du, was für ein unartiger Junge Du bist," sagte der Käsekuchen zu Hänschen, und „siehst Du, wie unrecht es von Dir war, daß Du, die Du doch ein ganzes Jahr und zwei Monate älter bist als Hänschen, ebenso unartig gewesen bist, wie er," sprach der Apfelkuchen zu Fränzchen.

Eine schamvolle Rührung, ein tiefes Bewußtsein von ihrer Verworfenheit bemächtigte sich Beider und spiegelte sich auf ihren erglühenden Wangen. Scheuen Blickes wagten sie endlich zu den Eltern hinüberzuschauen, die ihnen am Tische gegenübersaßen, und als sie deren Augen lächelnd auf sich gerichtet sahen, kamen sie aus den Ecken ihrer Bank hervor und kletterten, ohne ein Wort zu sagen, von rechts und links zum Vater hinauf.

„Wißt Ihr denn nun auch," fragte der Vater, als Hänschen auf seinem rechten, Fränzchen auf seinem linken Knie saß, „wer Euch die beiden neuen Kuchenschnitte besorgt hat?"

Hänschen und Fränzchen verharrten in lautloser Andacht.

„Das hat die Vorsehung gethan," fuhr der Vater fort, „die vorher gewußt hatte, daß Ihr Euren Kuchen unterwegs aufessen würdet und mir darum in der Stadt den Rath gegeben hat, gleich noch zwei andere Stücke für Euch einzustecken,

damit Euere Unartigkeit keine bösen Folgen hätte, und Alles sich wieder zum Guten wenden ließe."

Mit einem stummen Blicke voll unermeßlicher Ehrfurcht sahen die Kinder den Vater an. Er hatte mit der Vorsehung gesprochen, und sie hatten es gar nicht bemerkt; ja es war klar, der liebe Gott konnte nur so aussehen wie er. — Dann kam ihnen das Gefühl, wie gut die Vorsehung sei und was sie der armen Vorsehung für Mühe und Leid bereitet hätten, und eine letzte Thräne der Rührung fiel in die Milch, die sie nun langsam auszutrinken begannen. —

„So — und nun der Kuchen," sagte die Mutter, indem sie die beiden Schnitten vor Hänschen und Fränzchen schob — und nie ist ein Stück Käsekuchen, nie ein Stück Apfelkuchen mit weihevolleren Empfindungen verspeist worden, als es jetzt durch Hänschen und Fränzchen geschah. —

# Die spanische Brautfahrt des Prinzen von Wales
## im Jahre 1623.

Von

**C. Justi** in Bonn.

### I. Bildnisse der Infantin Maria.

Unter den Gemälden, welche im Jahre 1874 aus der Suermondt'schen Sammlung in die Berliner Gallerie übergingen, war auch das Bildniß einer Dame, durch welches die Sammlung des Alten Museums zum ersten Mal in den Besitz eines unbestritten echten, wenn auch nicht hervorragenden Velazquez kam [1]). Die Dame hieß bisher Elisabeth von Bourbon, Tochter Heinrich's IV. und erste Gemahlin Philipp's IV. von Spanien; indeß die Vergleichung beglaubigter Bildnisse ergab leicht, daß es die Infantin Marie war, eine Schwester desselben Philipp. Wahrscheinlich liegt die Aufnahme zu Grunde, welche der „Maler des Königs" im Jahre 1630 zu Neapel gemacht hat, und zu der die Halbfigur im Museum in Madrid in noch näherer Beziehung steht.

Es ist eine blonde bleiche Erscheinung, diese bereits 24jährige königliche Braut, gewinnend durch den Ausdruck sanfter Weiblichkeit, die mit einem Zug von Festigkeit und fürstlicher Würde sich wohl verträgt. Gewisse Familienzüge: der vorgeschobene Unterkiefer, die breite Unterlippe, die schwere Stirn, hat die Natur in einer ihrer guten Launen so gnädig gegeben, daß sie unter dem Pinsel eines weniger unbestechlichen Charakteristikers wohl auch ohne absichtliche Schmeichelei fast unbemerkbar geblieben wären. So ist es in der That der Fall in einem anderen Bildniß von der Hand des Rubens, das zwei Jahre früher in Madrid gemalt wurde. Bekannt ist dagegen das Glück des spanischen Malers im Blond, und das verleugnet sich auch hier nicht. Sie trug nach der Mode der Zeit die gekräuselten Haare aus der Stirn gestrichen, hinten etwas aufgethürmt, mit einem schwarzen Spitzenschleier umwunden; an der Seite zu einem traubenförmigen Gelock anschwellend, bis zur Höhe der Ohrringe. Das Gesicht ist fast schattenlos, bis auf kleine zur Modellirung unentbehrliche Flecken z. B. unter der Nase. Der breite gezackte, blau gestärkte Halskragen ist in

[1]) Gestochen in der Gazette des Beaux-Arts 1874, I, S. 532 von Leop. Flameng, beschrieben von Paul Mantz, unter der irrigen Bezeichnung.

einem durchsichtigen, jetzt formverschwommenen Grau skizzirt, das den hellen Gesichtston belebt. An der schweren goldenen Halskette hängt ein Medaillon mit der von Engeln verehrten Hostie. Die klugen blauen Augen blicken in der frischer gemalten Halbfigur zu Madrid, wo das Kleid von anderer, brauner Farbe ist (Museo del Prado N. 1072), eine Idee freundlicher, als in unserem Bild, wo über dem Antlitz ein leiser Zug geringschätzigen Stolzes zu schweben scheint.

Ihre Stellung ist die bei den meisten vornehmen Frauenfiguren der Zeit vorkommende. Die Rechte stützt sich auf die Ecke der Stuhllehne; sie erscheint in einem nicht glücklichen, geballten, durch Verkürzungen wie verkümmert aussehenden Profil. Und doch hatte sie ohne Zweifel schöne Hände, wie ihre Schwester Anna; aber Velazquez behandelt die Hände oft stiefmütterlich. Die herabhängende Linke gräbt die Fingerspitzen in ein weißes Tuch. Dies mit wenigen breiten Zügen von deckendem Weiß über die rothe Untermalung hingeschleuderte Spitzentuch war wahrscheinlich ein Werthstück von vielen hundert Ducaten[1]). Sie trägt ein ganz glattes Kleid von schwerem gelbgrünen, gehackten Taffet, die augenförmigen Schlitzchen sind mit Goldlitzen gesäumt und mit weißer Seide gepufft. Das kegelförmige Reifgestell gibt dem Kleide die Gestalt einer Glocke. Es war wahrscheinlich dasselbe Kleid, das sie bei ihrem Abschied von Madrid getragen und mit Thränen benetzt hat[2]). Ein scharlachrother Vorhang (von einem sonst bei dem Maler unerhörten Brand), complementär gestimmt zu der Farbe des Kleides, war vielleicht bestimmt den vornehmen Goldschimmer der Gestalt zu verstärken, vermehrt indeß noch den fast kränkelnd blassen Ton des Gesichts durch den Contrast.

Dies Bildniß stimmt zu der Schilderung, die der Italiener Michelangelo Baglioni entwirft, der ihr in demselben Jahre im Namen des Großherzogs von Toscana nach Barcelona entgegengereist war[3]). „Sie empfing mich stehend, an der Wand neben dem Fenster ... Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammt ... Ihr Kopfputz war hübscher als ihr Anzug. Es ist ein Engelsgesicht, der schönsten Damen eine, die ich in meinem Leben sah: sehr weiße Haut, blonde Haare, mehr in's weiße als goldene, echt königliche Miene, das Kinn ein wenig vorstehend, der Schopf zugespitzt und gekräuselt ... Sie hörte meinem Vortrag aufmerksam zu, antwortete freundlich, aber so leise, daß ich mit größter Mühe kaum einige Worte verstand." Dies war schade, denn der Abate Scaglia[4]), der savoyische

---

[1]) Ein solches „Nasentuch" (pañuelo), das aber auch als Kelchtuch dienen könne, und das von einer verstorbenen Braut herrührte, bietet dem Großherzog Ferdinand II. sein Agent Paolo di Sera in Venedig 1648 für 200 Ducaten an (Br. v. 6. Februar, Medic. Archiv).

[2]) La Regina stava vestita di verde guarnito d'oro (Br. des Bischof Gandolfo v. 4. Januar 1630, Turiner Archiv). Auch in Neapel sah sie Padovino in einem Kleid von grünem Taffet.

[3]) Tiene una faccia d' angelo, et credo che sia una delle belle signore che io habbia visto in vita mia; carne bianchissima, pelo biondo, che tira più al bianco che al dorato; aria veramente regia, il mento un poco poco in fuora, il ciuffo alto appuntato, et alquanto arricciato, ma disfatto col pettine, et à me non pare che si possa vedere più bella cosa (13. April 1630, Medic. Archiv).

[4]) È gentilissima, e con molto gratia sà corrispondere ad ogni compimento, e parla molto bene. 1. Januar 1630, Turiner Archiv.

Bevollmächtigte (bekannt durch das schöne Bildniß des van Dyck), fand, daß sie sich sehr gut ausdrückte, und auch sonst die Observanzen der Etikette mit Grazie ausführte.

Marie besaß einen festen Charakter, vollkommene Selbstbeherrschung und große Gewissenhaftigkeit in ihren religiösen Uebungen. Dort in der reizenden Hauptstadt Cataloniens, wo sie sich ihre Tagesordnung selbst zusammenzustellen hatte, brachte sie einen Theil ihrer Zeit damit zu, die Kirchen, in welchen Ablaß zu haben war, zu besuchen, und Nachmittags in den reichen Nonnenklöstern das Vesperbrot zu nehmen. In der Fastenzeit speiste und bediente sie zwölf arme Weiber. Sie unternahm die beschwerliche Reise nach dem Montserrat, wobei sie sechs Stunden zu Fuß und auf des Abts Esel machte. Allabendlich probirte sie mit ihren Damen die von Madrid mitgebrachten Ballete. Zuweilen veranstaltete die Dienerschaft ein Privatstiergefecht mit burlesken Costümen und Erfindungen; daneben lernte sie beim Grafen Khevenhiller, dem kaiserlichen Gesandten, Deutsch. Die zarte Blondine war eine kühne Jägerin; es gibt eine Canzone Gongora's, auf einen Eber, den diese Cintia española mit der Büchse erlegte (Obras de Gongora, Brüssel 1659 p. 227). In Gefahren, z. B. bei der stürmischen Landung in Genua, beschämte sie oft durch persönlichen Muth ihre Cavaliere. Kurz sie war eine Spanierin, wie sie im Buch steht, auch ist sie mit dem größten Widerstreben in's Ausland gegangen.

Von den Bildnissen des Velazquez hat man bemerkt, daß sie ein Interesse an den Personen erwecken, das mit deren sonstiger Bedeutung oder Anziehungskraft nicht zusammenhängt und fortdauern würde, selbst wenn diese längst der Vergessenheit verfallen wären. Nicht bei allen großen Bildnißmalern macht man ähnliche Beobachtungen; weniger als man denken sollte bei den durch malerisch-geistreiche Auffassung und Ausführung sonst so unwiderstehlichen Werken der gefeierten Meister des siebzehnten Jahrhunderts. Weit mehr bei den Cinquecentisten: Tizian und Raphael, Holbein und Mor. Rubens z. B. pflegt den Betrachter oft mehr für seine berauschende Manier, als für die dargestellte Person zu interessiren. Auch bei blutarmen und phlegmatischen Personen durchglüht er die Oberfläche mit seinem Schein sinnlicher Lebensfülle, ja Lebenstrunkenheit. Wenn große Schauspieler die Gabe besitzen, ihr Gesicht, wie den biegsamen Thon des Modelleurs, in die Maske der verschiedensten Charaktere zu verwandeln, so ertheilt Rubens umgekehrt den der äußern Form nach verschiedenen Physiognomien dasselbe Wesen und Gebahren. Nimmt man eine Reihe seiner Bildnisse und vergleicht sie mit guten Bildnissen derselben Personen von anderer Hand, so staunt man zuweilen, wie bei einer so unerschöpflichen Erfindung die individuelle Natur, die er sich vor die Augen gestellt sah, so wirkungslos abprallt an dem Bilde, das seine sinnliche Phantasie beherrscht. Am meisten ist dies bei seinen Frauen der Fall, und nicht bloß bei den jungen. Man vergegenwärtige sich die Marchesa Gonzaga in Mantua, die Isabella im Altar von S. Ildefonso, die Maria von Medici — glaubt man nicht dieselbe Person in etwas verschiedenem Alter vor sich zu sehen? Jedem Modell wird ein Typus aufgedrungen von Gesichtsfarbe und Blick, Bewegung und selbst Form, an denen seine Einbildungskraft bei all ihrer scheinbaren Schrankenlosigkeit gekettet ist. —

es ist wie eine Transfusion des Modells mit dem Lebensstrom einer fremden Person; das Ergebniß ist oft (Ausnahmen kommen vor) vom Standpunkt historischer Wahrheit — eine Bastardbildung.

Velazquez, eine reine Beobachternatur, erzählt nie von sich selbst, aber desto mehr von seinem Gegenstand: diesem ordnet er seine Kunst unter, ihm paßt er stets eigene, wechselnde Darstellungsmittel an. Er hat den Respect vor der individuellen Natur auch in ihren bescheidensten Vertretern. Man wird nicht behaupten können, daß seine Personen weniger Leben haben als die des Rubens, aber es ist ihr eigenes Leben und es kommt aus ihrem Inneren. Kein Maler seiner und der Folgezeit hat den Zauber des Individuellen in Form und Seele wie er in Farben zu fesseln verstanden. — Keinen schlagenderen Beleg für diese Bemerkungen gibt es als die von beiden Malern in ganz naher Zeit aufgenommenen Bildnisse des spanischen Hauses.

Man sieht es auch an den beiden Bildnissen unserer Infantin. Auf dem des Rubens im Louvre[1]) ist aus dem burgundischen Familienmerkmal ein ziemlich normaler Mund geworden, die Augen quellen etwas vor, übrigens ist es ein coloristisch reiches, harmonisches, fast blendendes Bild. Den Geschmack der Meisten wird es ohne Zweifel weit mehr ansprechen, als das nüchterne Porträt des Spaniers; aber man wird sagen, eine Dame von Rubens, damit ist alles gesagt, das andere ist Nebensache, es steckt nichts weiter dahinter. Velazquez hat die unschönen Züge, die ihn als Charakteristiker interessirten, sogar betont, selbst in der Farbe; der banale Geschmack wird sich vor seinen Frauen zuweilen entsetzen. Aber es ist als wäre man in die Gegenwart der Person versetzt. Der eine wird anfangen in ihren Zügen zu lesen, über den Charakter Vermuthungen anstellen, die sich wahrscheinlich bestätigen werden; dem Historiker werden Dicta aus der Zeit einfallen, die ein solcher Mund gesprochen haben könnte; ein Dritter wird das Conversationslexikon über ihren Civilstand befragen (diesmal vergebens); wer novellistische Triebe hat, wird sie bald in Action und Scene erblicken.

So ging es dem Verfasser z. B. vor sieben Jahren im Alten Museum. Das Bild fiel ihm immer ein, wenn er Papiere aus ihrer Zeit und Umgebung in den Händen hatte, und so kamen die Notizen und Inedita zusammen, aus denen die folgende Erzählung gemacht ist. Die Archive von Venedig, Mantua, Florenz, Turin haben Beiträge dazu geliefert. Die historische Episode, in wel-

---

[1]) Écoles flam. 458 „Élisabeth de Bourbon“, gestochen von Blanchard père. Die Züge sind von dem authentischen Bildniß der Isabel de Bourbon von Velazquez (Museo del Prado 1067, Belvedere zu Wien 613) nicht nur, sondern auch von der Rubens'schen Auffassung dieser Fürstin (Münchener Pinakothek 254), die durch den Pontius'schen Stich verbreitet ist, ganz verschieden. Isabel hat ein rundliches Gesicht, große Stirn, große runde Augen und eine kurze concave Nase. Das im Louvre-Katalog angeführte Bildniß derselben Dame in Blenheim ist die Schwester der Maria. Der feine Stich von Wolfgang Kilian ist nach einem unbekannten Bildniß. Der des Cornelius Galle jun. nach van Dyck (1649) stellt sie alt und corpulent dar und hat als Bildniß wenig Werth. — Rubens hatte 1629 die Geschwister Philipp's IV. in Halbfiguren gemalt, „für Flandern“, d. h. für die Statthalterin Isabella (Pacheco, El Arte de la Pintura, I, 132).

cher die Prinzessin prima donna ist, ist kürzlich in einem großen Werk [1]) behandelt worden, in welchem die politischen und kirchenpolitischen Verwickelungen das Hauptinteresse bilden; meine Gesichtspunkte als Liebhaber der Malerei und Ikonographie bei der Auswahl des Stoffes waren natürlich ganz andere. Die „spanische Brautfahrt des Prinzen Carl" gibt uns einen Blick in das spanische Wesen und Treiben in der für die ästhetische Cultur dieser Nation so ausgiebigen Epoche, die ungefähr in die Jahre des dreißigjährigen Krieges fällt.

Doña Maria Teresa de Austria war am 18. August 1606 zu Valladolid geboren; ihre Eltern waren Philipp III. und Margaretha von Oesterreich. Es war bereits eine Schwester vorhanden, die bekannte Anne d'Autriche, welche wenige Jahre vor unserer Geschichte mit Ludwig XIII. vermählt worden war. Ihr Bildniß von Miguard begegnet uns oft, z. B. in Versailles in den Zimmern Ludwig's XIV., ihres Sohnes, in vorgerückten Jahren. Eine bessere Vorstellung von ihr als diese Bildnisse einer ganz conventionellen Hofkunst gibt das Gemälde des Rubens, in der Galerie des Herzogs von Marlborough zu Blenheim (Dining Room), von dem das Bild im Madrider Museum (Nr. 1610 als eine „Prinzessin vom Hause Frankreich") eine Wiederholung ist. Wenige Bildnisse des Rubens sind so frei von seiner Manier. Sein künstlerischer Tact lehrte ihn, daß für eine solche Schönheit Einfachheit der passende Stil sei. Ihre Schönheit war der Schwester sehr verwandt, aber in größerem Schnitt; sie hatte die stolzen weichen Linien und die Weiße des Schwans; doch war der Ausdruck Maria's intelligenter, lebhafter. Madame de Motteville sagt von ihr: „Ihre Augen waren vollkommen schön, grau, mit einem Stich in's Grün; ihr Mund war klein und roth ... Nie hat es eine so schöne Haut gegeben, wie ihre weiße Haut. Ihre Hände und Arme waren von überraschender Schönheit, und ganz Europa hat ihr Lob verkündigen hören." Diese Hände sieht man denn auch auf dem Bilde, ohne Ringe und Armbänder, in ihrer ganzen plastischen und coloristischen Pracht vorgelegt, wie anders als die Rudimente, welche Velazquez in dem Berliner Bildniß aus den ähnlichen Händen der Schwester gemacht hat. Der mit besserem Tact für Contraste der Farbe gewählte grüne Vorhang mit goldenen Lilien gibt der zarten blonden Carnation Wärme und Frische. Der fächerförmige Halskragen zeigt den schönen Hals und die Schultern in schwungvoller Umrahmung. Die Steifheit der Etikette, die den Frauenbildern des spanischen Malers anhaftet, weil er das malte was er sah, ist hier durch einen wärmeren Hauch freier französischer Anmuth aufgelöst, obwohl man einen Rest überwundener Scheu zu bemerken glaubt, ihre Schönheit so dem allgemeinen Blick zu zeigen; als erinnere sie sich der strengen Lebensregeln, die ihr Vater vor der Hochzeit für sie aufsetzen ließ. Nach diesen sollte sie unter anderen nicht gestatten, daß man in ihrer Gegenwart über ihre Schönheit disputire [2]).

---

[1]) Gardiner, Prince Charles and the Spanish Marriage. London 1869. 2 vol.

[2]) Documentos inéditos, t. LXI, S. 19. Leben Philipp's III. von Matias de Novoa — ni consentireis que delante de vos . . . se trate si sois hermosa ó no.

## II. Die Reise des Prinzen nach Madrid.

König Jakob I. von England hatte seit etwa sechs Jahren die Idee gefaßt und mit dem ihm eigenen Starrsinn festgehalten, eine Verbindung seines Sohnes Carl mit der Infantin Maria herbeizuführen. Beide Nationen betrachteten das Project wohl mit der gleichen Abneigung. Ein lebhaftes politisches Interesse kam hinzu durch die Katastrophe seines Schwiegersohnes, des „Winterkönigs", für dessen Wiedereinsetzung ihm das spanische Cabinet behilflich sein sollte. Der Wunsch ihrer Familie war, Maria mit einem Prinzen der deutschen Linie des Hauses zu verbinden: diese Verbindungen galten für allein glücklich; ihr Vater selbst hatte im Beisein vieler Zeugen auf dem Sterbebette dem Kronprinzen an's Herz gelegt, „sie nicht zu verlassen, bis er sie zur Kaiserin gemacht habe." Als nach dem Ableben Philipp's III., bei dessen ängstlich frommer Gemüthsart wohl nie im Ernst an eine Zustimmung zu dem englischen Plan zu denken war, sein 16jähriger lebenslustiger Sohn Philipp IV. den Thron bestieg, gewann das Project neues Leben und würde auch ohne die nun zu erzählende Reise wahrscheinlich von dem britischen Gesandten seiner Verwirklichung entgegengeführt worden sein.

Die Idee einer geheimen Brautfahrt des Prinzen ging von dem bekannten George Villiers, Herzog von Buckingham aus, der dem Gesandten, Sir Kenelm Digby, Grafen Bristol, das Verdienst der Ehestiftung, deren Vorverhandlungen dieser bisher mit besonderem Eifer und Erfolg betrieben hatte, aus der Hand winden wollte. Bristol hatte von der Reise keine Ahnung, ebensowenig irgend Jemand am Hofe zu Madrid, mit Ausnahme des bisherigen Gesandten Sr. katholischen Majestät am Hofe von Whitehall, D. Diego Sarmiento de Acuña, Grafen Gondomar. Dieser gewandte und liebenswürdige Diplomat (giovialità e discretezza schreibt ihm Corner zu; sein Bildniß von Mytens ist in Hamptoncourt N. 377), hatte hauptsächlich das Verdienst, das gute Einvernehmen zwischen beiden Höfen wieder hergestellt zu haben. Ihm hatte im Mai 1622 der Prinz seinen Plan, mit nur zwei Begleitern incognito nach Madrid zu reisen, anvertraut. Der junge König von Spanien hatte diese Meldung wohl nur als eine überspannte Redewendung betrachtet. Carl aber hatte den Plan mit jugendlicher Aufregung ergriffen: er erschien ihm umgeben vom Nimbus eines Abenteuers im gelobten Lande der Romantik. Der alte König, als ihm die Sache eröffnet wurde, war außer sich vor Angst und Entzücken über „seine zwei süßen Jungen und lieben verwegenen Ritter, werth in eine neue Romanze gebracht zu werden" (sweet boys, and dear venturous knights, worthy to be put in a new romanso). Er ahnte, daß die politischen Vortheile, die England aus der Verbindung zu ziehen im Begriff war, durch diesen höchst „unpolitischen" (Hardwicke p. 399) Schritt vereitelt werden würden. Sir Francis Cottington, der den spanischen Hof aus langer Erfahrung kannte, stand bei der Kunde zitternd und wie gelähmt vor Schrecken. Aber seine Bedenken wurden durch den aufbrausenden Buckingham niedergeschmettert. Außer ihm begleitete den Prinzen Endymion Porter, der in Madrid aufgewachsen war, und der Stallmeister Buckingham's, Balthasar Gerbier, später diplomatischer Agent, dessen Großmutter aus guter spanischer Familie war, Catalina de Laloe.

Die Reise wurde in demselben strengen Geheimniß angetreten und vollendet. Sie kostete nur elf Tage, man hatte Wirthe und Posten dreifach bezahlt. Auf der Durchreise in Paris besuchten die Fremden eine Hofmaskerade, und hier wollte es eine seltsame Fügung, daß der Prinz im Schimmer der Wachskerzen und in der Blüthe der Jugend die Prinzessin Henriette Marie sah, die liebliche jüngere Tochter Heinrich's IV., die Schwägerin der Infantin Marie, mit der er zwei Jahre später eine glückliche Ehe geschlossen hat.

Es war zu Madrid, am 27. März 1623, gegen 8 Uhr Abends, als an der Posada ihres Gesandten zwei maskirte Engländer anhielten, die sich melden ließen als John und Thomas Smith. Tom ging hinauf und begann Sir Kenelm eine verabredete Geschichte vorzutragen, wurde aber alsbald als Herzog von Buckingham erkannt. Darauf wurde der Prinz hinaufgeholt. Diese Art der Ankunft ist von noch unaufgehellter Räthselhaftigkeit. Die anderen Begleiter kamen erst am nächsten Morgen. Aber an demselben Abend, fast zu derselben Minute, war auch Gondomar von ihrem Eintreffen benachrichtigt worden. Er eilte zum Minister Grafen Olivares, den er beim Abendessen traf. „Was bringt Sie so spät hierher?“ fuhr dieser auf. „Man sollte glauben, Sie hätten den König von England nach Madrid gebracht.“ — „Wenn ich auch den König nicht habe,“ versetzte D. Diego, „so habe ich doch den Prinzen.“ Sie eilten hinauf in den Palast und in's Schlafzimmer Seiner Majestät. Als der junge König vernahm, daß der britische Thronerbe heimlich die Reise durch Frankreich und Spanien gemacht habe, und nun hier in seinem Madrid weile, um die Hand seiner Schwester Marie anzuhalten, schien er erst nicht zu wissen, ob er die beiden Herren ernst nehmen dürfe. Dann aber ergriff ihn tiefe Bewegung. Er trat vor ein Crucifix und gelobte mit bebender Stimme, daß Nichts in der Welt, auch nicht der Verlust seines Reiches, ihn je bewegen solle, etwas gegen das Interesse der katholischen Kirche zuzugeben. Hierauf wandte er sich an Olivares mit den Worten: „In dem aber was weltlich ist und mein, sollen alle seine Wünsche erfüllt werden, in Anbetracht der Verbindlichkeit, die er uns durch sein Kommen hierher auferlegt hat.“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am folgenden Morgen die Nachricht am Hofe und in der Stadt; Niemand der nicht zuerst sprachlos war vor Erstaunen (con stupore universale, Nerli 18. März). Die fremden Diplomaten waren einstimmig über die Unmöglichkeit, daß ein Prinz von Wales ohne diesseitige Einladung nach Madrid kommen könne; aber was wollte der Hof? dem Papst den schwebenden Dispens abzwingen? Der Nuntius, in der Schloßkapelle von den Gesandten umdrängt, konnte bloß sagen, daß ihn die Geschichte freue, er wußte aber nicht, ob der Prinz katholisch sei; der kaiserliche Gesandte konnte seinen Verdruß nicht verbergen und ließ bittere und höhnische Worte hören. Die Politiker des Platzes zerbrachen sich den Kopf über König Jakob, dem sie raffinirte Combinationen in ihrem Geschmack zuschrieben, welche dieser selbst kaum begriffen hätte. Das Volk von Madrid, eine sehr neugierige, aber in feinerer Kannegießerei sehr geübte Race, vermochten sich das Ereigniß nur unter der Voraussetzung zu erklären, daß Carl, der Enkel der „schottischen Märtyrin“, hier seinen Uebertritt zur römischen Kirche bewerkstelligen wolle. Man sah schon

ein Bündniß abgeschlossen, in Folge dessen beide Nationen die Herrschaft des Weltmeers unter sich theilen würden. Hatte doch der König öffentliche Gebete für den Erfolg einer wichtigen Angelegenheit angeordnet. Beweggründen, wie die, welche den Prinzen wirklich geleitet hatten, waren sie gewohnt, nur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu begegnen [1]). Daher der allgemeine Jubel, der den englischen Besuch empfing, ein Jubel, der sonst dort nicht so billig zu haben ist, als anderwärts. Ja diese Festlichkeiten erstreckten sich, wie Cespedes sagt [2]), von den Pyrenäen bis zu den Abhängen Galiziens. Lope de Vega, der alte Góngora, Antonio de Mendoza ließen sich hören: doch fehlte es auch nicht an satirischen Versen, die von den Feinden der gegenwärtigen Regierung kamen.

Der Hof, völlig überrascht, ohne jeden Schlüssel, ohne jede Vorzeichnung seiner Handlungsweise, sah vor der Hand keinen andern Weg, als den, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen Geschäft und Höflichkeit. Die Verhandlungen über die Heirathsbedingungen sollten mit allem Phlegma zwischen dem Minister, dem Papst und den beiden theologischen Juntas geführt werden. Was dagegen den zweiten Punkt betraf, so beschloß der König, dem dieser Beweis des Vertrauens auf seine ritterliche Gesinnung sehr nahe ging, England und der Welt zu zeigen, was spanische Cortesia bedeute. Zwar stand auch hier ein ebenso starres Gesetz: die Etikette! Sie konnte nicht gebrochen werden, aber alle Casuistik der Erfindung, wie sie einem Moreto und Lope bei Schürzung und Lösung ihrer Knoten zu Gebote stand, sollte angestreugt werden, ihre Vorschriften den Umständen gemäß zu biegen. Die Lösungen, die man fand, waren so neu, daß selbst den trockenen italienischen Geschäftsmännern ihre stärksten Ausdrücke nicht genügten [3]).

Nachdem am folgenden Tage, dem 18. März, eine Zusammenkunft zwischen Buckingham und Olivares im Schloßgarten stattgefunden hatte, erhielt der Erstere eine Audienz im „Neuen Saale“ des Alcazar. Der König beauftragte seinen Minister, dem Prinzen „seine große Freude auszusprechen“; er hoffe aber nicht, daß er wegen der Heirath gekommen sei. „Denn ich selbst hatte die Absicht gehabt, im Fall der Verwirklichung Seiner Hoheit persönlich meine Schwester nach

---

[1]) In der Komödie Agradecer y no amar hat Calderon einen Prinzen von Ursino aufgeführt, der incognito die ihm bestimmte Prinzessin aufsucht und ähnliche gegen die Art der fürstlichen Ehestiftungen gerichtete Bemerkungen mit großer Beredsamkeit entwickelt, wie die, durch welche Buckingham den Prinzen überredet hatte. Comedias, ed. Keil III, 10. Lope de Vega, jederzeit das Echo der die Stadt und die Nation bewegenden Ereignisse, sang:

Carlos Estuardo soy  
Que, siendo amor mi guia,  
Al ciel de España voy,  
Por ver mi estrella Maria.

Carl Stuart bin ich,  
Liebe war meine Geleiterin,  
So wallt' ich zu Spaniens Himmel,  
Zu schaun meinen Stern Maria.

[2]) Céspedes, Historia de d. Felipe IV, 133.

[3]) Così sta il fatto, che maraviglioso riesce — — causando nell' universale stupore — — stravagante (Corner).

England zu bringen." Hierauf wurde abgemacht, daß noch vor dem feierlichen Einzug des Prinzen in die Hauptstadt, ja noch vor seiner Vorstellung bei Hof, dessen Verlangen, die Infantin zu sehen, erfüllt werden solle, und zwar sogleich morgen.

Sonntags, den 19. März, an einem sonnenhellen castilischen Frühlingsnachmittag, bewegte sich ein Wagenzug mit Cavalcade durchs dichte Volksgedränge vom Schloß am Westende, durch die große Ader der Straßen Mayor und Alcalá nach dem Prado, der alleen- und brunnenreichen Promenade am Ostende. In der königlichen Kutsche saßen die Könige, die Infanten und die Infantin, letztere hatte den Rücksitz; an ihrer Seite wurden die Vorhänge zurückgeschlagen. Die Granden und anderen Herren vom Hofe ritten voran, die Palastdamen folgten in Wagen. Als man ans Guadalajara-Thor kam, an eine Stelle, wo das fast tumultuarische Volksgewoge etwas nachließ, sah man eine verschlossene Kutsche halten. Sofort trat aus einer daneben stehenden Sänfte der Graf Gondomar und schlug eine Spanne Vorhang zurück: der Prinz von Wales saß darin. Seine Augen ruhten zum ersten Mal auf der Prinzessin. Keine Begrüßung fand statt: der König lüftete den Hut — vor dem Gesandten. Jener fuhr dann auf einem Umweg nach dem Prado, die königliche Familie begab sich in die nahe Kirche der Barfüßer Augustiner zur Vesper; und die seltsame Begegnung wiederholte sich noch zwei Mal. Buckingham schrieb darüber nach London: „Es war eine Privatvisite des Königs und der Seinen, vor den Augen des Nuntius, der Gesandten und aller Welt, die doch Niemand bemerken durfte. Wir saßen in einer unsichtbaren Kutsche." Als die Gesandten am Sonntag darauf von der Loggia des savoyischen Ministers dem Einzug zusahen, erzählte Graf Khevenhiller dem Venezianer, der König habe seine Schwester fortwährend geneckt: „Das ist Dein Liebhaber; siehst Du wohl, was Deine Schönheit für eine Macht hat: aus so fernem Lande hat sie ihn hierher gebracht und unter so folgenschweren Umständen!" [1]) Diese aber sei sehr zurückhaltend geblieben, und ohne eine Miene zu verziehen, habe sie bloß gefragt, ob er auch wirklich katholisch sei? — „Das weiß ich nicht," versetzte Philipp vorsichtig, „hoffe es aber." — „Nie werde ich einen Ketzer heirathen; eher nehme ich den Schleier bei den Barfüßernonnen, um Ew. Majestät Interesse zu retten." Sie sprach von den Descalzas reales, dem vornehmen Madrider Kloster, neben der alten königlichen Residenz, wohin die königlichen und kaiserlichen Wittwen und unverheiratheten Damen sich zurückzuziehen pflegten.

Carl, von Olivares, der ihm königliche Ehre erwies, nach der Gesandtschaftsposada zurückbegleitet, war offener; er sprach sich lebhaft über die Schönheit der Prinzessin aus, an der es ihm gefallen hatte, daß sie nicht nach der Mode der Zeit geschminkt war [2]). Buckingham schrieb an den Vater: „ohne zu schmeicheln, ich glaube, es gibt kein holderes Geschöpf (sweeter creature) in der Welt." Auch den anderen Engländern erschien sie recht hübsch (comely), von mehr flä-

[1]) Qui sta il vostro g a l a n o (che inamorato chiamiamo noi), gran forza è nella vostra bellezza a levarlo con tante consequenze da così paesi lontani. Corner, Depesche vom 20. März.

[2]) Particularmente perchè li sia parso che non fosse p r o c u r a t a, come è il solito delle Dame di questo clima per mostrar buona cera. Ebenda.

mischem als spanischem Teint, mit sehr reiner Mischung von Weiß und Roth; ihr blondes Köpfchen nehme sich gut aus zwischen den schwarzäugigen Hofdamen. Die Spanier dagegen fanden Carl Stuart nicht schön genug; besonders fiel auf seine bräunliche (olivastro) Gesichtsfarbe, die wohl eine Folge der langen Reise war; dagegen gefiel ihnen sein Ernst und seine Gemessenheit.

Noch am selben Abend folgte eine Zusammenkunft mit Philipp, „der vor Verlangen starb, seinen Gast zu sehen.“ Da es nicht passend war, daß der König ihn im Gesandtschaftshotel besuche, so verfiel man auf die unerhörte Auskunft eines Stelldicheins unter freiem Himmel, vor der Stadt, um Mitternacht bei Mondenschein. Die beiden Vertrauten sollten den König im Palastgarten abholen. Sie standen an der verabredeten Stelle im Jardin de la priora, da sahen sie einen Cavalier, mit Degen und Schild, in einem der Laubgänge herankommen, den Mantel über's Antlitz gezogen; Olivares flüsterte: „Das ist der König!“ Buckingham entfiel ein Ausruf bewundernder Ueberraschung über die Erscheinung des Monarchen, die er sich wohl ganz anders vorgestellt hatte[1]). Die drei fuhren nun zum Alcaláthor hinaus nach dem Prado und trafen dort den Prinzen mit den beiden Gesandten. Beide stiegen gleichzeitig aus und umarmten sich; Bristol machte den Dolmetscher. Philipp entschuldigte zunächst diesen seltsamen Empfang eines so hohen Gastes; aber da dieser selbst seiner Ankunft in Madrid den Charakter der Heimlichkeit gegeben habe, so habe er durch dieses Eingehen auf das Spiel des Prinzen dessen Wunsche zu entsprechen geglaubt. Der wahre Empfang aber würde alsbald folgen. Eine raffinirte Form spanischer Höflichkeit auf den Fall anwendend, erklärte Philipp, er wolle die Sache so angesehen wissen, daß fortan nicht er König von Spanien sei, sondern sein Gast. In der That wurde am nächsten Sonntag (dem 26.) ein feierlicher Einzug vom Kloster S. Gerónimo aus, das hier vor dem Stadtthor lag, in Scene gesetzt; und dieser Einzug glich einer Copie des Einzugs, den die Landesherren nach ihrem Regierungsantritt zu halten pflegten, auch der Jubel der Menge war derselbe. In den königlichen Gemächern des Klosters machten die hohen Räthe dem Prinzen ihre Aufwartung. Beide Fürsten ritten unter dem Baldachin, getragen von den zwölf Regidoren von Madrid; der Prinz zur Rechten des Königs, etwas voran, Olivares und Buckingham folgten; ringsum der Adel in reicher Campagnatracht, 140 Reiter, darunter achtzehn Granden. Die Häuser waren mit flandrischen Teppichen und den Bildnissen der früheren Könige und Königinnen behangen; auf sechs Brettergerüsten spielten Komödianten; auf den Plätzen tanzte man die Nationaltänze[2]). Das Volk nannte ihn etwas ominös den neuen Hermenegild, bestimmt, das der Ketzerei verfallene Königreich zum Glauben zurückzuführen. Sanct Hermenegild, der Sohn des letzten arianischen Gothenkönigs Leuvigild, war durch seine lothringische Gemahlin Ingundis zum Katholicismus geführt worden und wurde auf Befehl seines Vaters 586 im Kerker enthauptet.

---

[1]) Es posible que teneis Rey que assí sabe andar? gran cosa! — El M. F. Francisco de Jesus, El hecho de los tratados del matrimonio ec. London 1869.

[2]) Abbildung bei Khevenhiller, Annal. Ferdin. X, 237.

Darauf begaben sie sich in den Alcazar zur Vorstellung bei der Königin. An der Thür spielte sich eine Scene ab, die selbst den Höflingen etwas chinesisch vorzukommen schien. Der König und der Prinz traten gleichzeitig auf die Thür des Palasts zu, dann aber schienen sie nicht über die Schwelle kommen zu können. Endlich faßte Philipp seinen Gast bei der Schulter und schob ihn hinein: „Ea, señor, entre vuestra alteza!“ worauf dieser dieselbe Gewaltthätigkeit an Seiner Majestät verübte, und Beide zugleich eintraten[1]). Die Königin und die Infantin sahen der Scene hinter dem Fenster zu, dann aber ging die erstere allein in ihr Empfangszimmer, wo sie dem Prinzen an der Thür entgegentrat, der ihre Verbeugung mit einer auffallend tiefen erwiderte. Die Stühle waren unter dem Baldachin aufgestellt, die Unterhaltung, welche in französischer Sprache geführt wurde, währte eine halbe Stunde. Die Fürstin, der er sich gegenübersah, war die edle Tochter Heinrich's von Navarra, die ältere Schwester seiner späteren Gemahlin. Sie hätte mit Shakespeare's Elisabeth Grey von sich sagen können: „Ich habe wenig Freud' auf Spaniens Thron.“ Und noch weniger Freiheit; ihre Kerkermeisterin (camerera mayor), war die verwachsene, intriguante Gräfin Olivares. Sie war, wie sich leider zu spät zeigte, fähiger zum Regieren als ihr Gemahl, der Held zahlreicher galanter Abenteuer; aber schon als Französin wurde sie eifersüchtig von jedem Einfluß ferngehalten.

Der Prinz wurde nun in die ihm bestimmte Wohnung des Palastes geführt, dieselbe, welche der kürzlich verstorbene Minister Zuñiga inne gehabt hatte, wo ihn die Brüder des Königs, Don Carlos und Don Fernando, der 14jährige Cardinal-Erzbischof von Toledo empfingen. Letzterer hat sich sehr an ihn angeschlossen. Die Wohnung lag im unteren Stock mit Fenstern nach Süden, hinter dem „Garten der Königin“. Hier fand er ein reiches Geschenk Ihrer Majestät: köstliche, wohlriechende Truhen, Handschuhe, einen Schlafrock, feines Leinenzeug.

Zum Begleiter und Führer (mayordomo mayor) war ihm der Graf Monterey bestimmt, der Schwager des Olivares, ein seltsam kleines, stolzes Männchen, später so berühmt geworden durch die Kunst- und anderen Schätze, die er aus seinem Vicekönigthum Neapel nach Spanien mitbrachte.

Und nun begann eine Reihe von Festlichkeiten, wie sie Madrid in so kurzer Zeit noch nicht gesehen hatte. Drei Nächte durch war die Stadt erleuchtet, Feuerwerke prasselten empor auf allen Plätzen. Die Gefängnisse wurden geöffnet, alle Gnadensachen förmlich in Carl's Hand gelegt, die Luxusgesetze gegen die verbrämten Kleider und Spitzen-Kragen suspendirt. Alle Gesandten machten sofort ihre Besuche, mit Ausnahme des Nuntius, der erst den Dispens abwarten mußte. Sie redeten ihn jeder in seiner Sprache an, italienisch, französisch, der kaiserliche sprach lateinisch; der Prinz ließ durch den Dolmetscher spanisch antworten. Sogar die Prälaten mußten heran, der Patriarch beider Indien an der Spitze; am längsten sträubte sich der Großinquisitor Pacheco, aber auch er kam[2]).

---

[1]) Villaamil, Rubens diplomático español, S. 29. Der Prinz war etwas linkisch. Als er Khevenhiller empfing und sich dabei an einen Tisch lehnte, entfiel ihm der Mantel, und als er ihn aufheben wollte, der Hut, und so fort drei bis vier Mal. An. Ferd. 276.

[2]) Franc. Nerli's Depesche an den Herzog von Mantua v. 7. April. Gonzaga-Archiv.

Ein wunderliches, gestaltenreiches Mittelalter zog an dem Engländer vorüber in diesen ritterlichen und höfischen, kirchlichen und volksthümlichen, meist höchst fremdartigen Festen, deren ganzes Arsenal jetzt aufgestört wurde. Täglich tausend Escudos soll der Gast dem Hofe gekostet haben. Komödien, Caroussels, Tourniere in der Osternacht, sechzig maskirte Cavaliere mit Windlichtern; Jagden im Pardo, am 8. April des Königs Geburtsfest in Aranjuez, wo der italienische Ingenieur Julio Cesare Fontana eine allegorische Aufführung ersonnen hatte[1]). Im Rohrspeerrennen (cañas), einem von den Arabern gelernten Scheintournier, überraschend durch die Menge der schweren Rosse, in deren Bewegungen, blitzschnellen Wendungen die Virtuosität der hohen Schule (gineta) sich entfaltete, übertraf der König alle seine Cavaliere. In dem „Ochsenfest" auf der plaza mayor am 3. Mai wurden achtzehn Stiere geopfert; es kämpften die Herzoge von Macheda und Lea und der Graf von Villamar, gefolgt von Scharen ihrer Lakaien. Dann kamen die Processionen der heiligen Woche mit ihren plastischen Gruppen (pasos); die Procession des Fronleichnamsfestes mit ihren mittelalterlich grotesken Maskeraden und Riesenpuppen; endlich die Büßerprocession. Bei dieser erschienen die reformirten Bettelorden, die Barfüßerfranciscaner, die strengen Augustiner, die Mercenarier und Trinitarier, alle mit Asche bestreut und in mysteriöser Verkappung: einige mit Dornenkronen auf blutigen Köpfen; andere an ein Kreuz gefesselt mit verbundenen Augen; andere sich kasteiend mit dem Stein des hl. Hieronymus, andere tiefgebückt mit schwerem Stein um den Hals oder mit Knochen im Mund; der Eindruck auf die Engländer war verschieden[2]). Endlich wollen wir nicht die spanischen Lieder vergessen, welche dem feinfühligen Prinzen vielleicht mehr Vergnügen machten, als alle jene Nationalsports. Noch sieben Jahre später erinnerte sich König Carl gern der Doña Francisca und ihrer „engelgleichen Stimme"[3]), sowie ihres Vaters Vincente Juarez. Ein Auto da Fe mit anzusehen war leider keine Gelegenheit.

Das Programm dieser Kette von Festen war das Werk desselben vielbeschäftigten Mannes, der auch die Fäden der geheimen Verhandlungen in der Hand hielt, und außerdem die ganze Politik und Verwaltung der Staatsmaschine auf seinen Schultern trug, Don Gaspar Guzman, Graf von Olivares, genannt der Conde Duque. Er war einer der Schicksalsmenschen, die ihr böser Genius den Staaten auf ihrem Wege abwärts beschert. Eins der Mittel seiner Herrschsucht war die Erfindung immer neuer phantastischer Feste, durch welche er den König, für den er eine schwärmerische Verehrung zur Schau trug, von den Geschäften abzulenken wußte. Dabei kam allerdings gelegentlich auch der Kunst und der dramatischen Dichtung Manches zu Gute.

Unter seiner lauernden Aufsicht waren der achtzehnjährige König und der dreiundzwanzigjährige Prinz nun täglich beisammen. Ein Abenteuer hatte Beide

---

[1]) v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur III, 13 f.

[2]) Il che ai Catolici fu di molto essempio e mortificazione, ma degli heretici chi l' approvava, e chi l' improvava: ch' essi potevano andar in paradiso senza far così prave e austere penitenze. L'Arciv. di Tarantasia, Mgr. Anast. Germonio, Depesche vom 18. April, Turiner Archiv.

[3]) N. Sainsbury, Unpubl. papers . . of Rubens. London 1859. 294 f.

in ihrem hellen Jugendmorgen, im Glanz und Geräusch der Feste zusammengeführt, während in der Ferne das Schicksal bereits die Stürme sammelte, unter deren Brausen einst ihre Sonne in Nacht versinken sollte. In ihren Gestalten war eine gewisse Verwandtschaft. Ein Zug der Ermattung und Melancholie sinkender Geschlechter lag auf ihren kalten, bleichen Gesichtern, eigen verschmolzen mit dem Königsadel, der, auch dem Feinde unverkennbar, in langer Vererbung einen Familientypus durchdringt. Der Verfall zeigte sich in Gebrechen des Willens. Bei dem Habsburger war es die Furcht und Abneigung, selbst zu regieren, ein stoisch-orientalischer Fatalismus; sonst war nichts Unmännliches in seinem Wesen. Er war zwar kein guter Familienvater wie Carl, aber ein redlicher, ritterlicher Charakter, und so erscheint er auch in seinen Bildnissen als der vollendete Cavalier, der erste Cavalier Spaniens, der er war, und in der Folge nimmt er immermehr das Ansehen eines alternden Haudegens an. Seine Schwester Maria liebte er zärtlich und die Gesandten bemerkten, daß seine während ihres Vortrags fast unbewegliche Maske sich bei ihrer Erwähnung plötzlich aufheiterte. In den Zügen des von der Natur ungleich reicher ausgestatteten Stuart bemerkte man leicht einen Zug von Verschlossenheit und Unentschlossenheit, und weltbekannt ist, wie Bernini, als ihm sein Bildniß von van Dyck in drei Ansichten für die Modellirung geschickt wurde, etwas Unglückliches in den Zügen gefunden hatte. Dank den Künsten, die sie liebten und den großen Genien, die sie in ihre Nähe erhoben, ist ihre Erscheinung der Nachwelt vertrauter geblieben als die Mancher, welche auf ihr Andenken gegründetere Ansprüche besaßen.

## III. Gemäldeliebhaberei des Prinzen.

Während die Couriere zwischen Madrid, London und Rom hin- und hereilten und die Junten über das Loos der Infantin und des Prinzen mit bekannter Umständlichkeit Rath pflogen, überließ sich dieser ganz den ihm so neuen Eindrücken der Hauptstadt. Damals gab es selbst für einen Prinzen von Wales dort manches zur Vervollständigung seiner Bildung Werthvolle. Carl besaß ein gutes Kunsturtheil, Kenntniß der Alterthümer und eine seltene Leichtigkeit für Kunstfertigkeiten aller Art; er fand Geschmack an Unterhaltung mit Künstlern und Technikern. Er wußte oft mit Glück in Gemälden Linien, Lichter, Mienen vorzuschlagen, deren Richtigkeit die Maler selbst anerkannten. Aber was kann er in England Bedeutendes außer Holbein gesehen haben! Seine kleine Sammlung war das Erbe des älteren Bruders Heinrich. Es war in Madrid, wo ihm die großen Maler Italiens zum ersten Mal entgegentraten. Wenn Horace Walpole seine Regierungszeit „die erste Aera wirklichen Geschmacks in England" nennt [1]), so gewinnt diese in sonstiger Beziehung so vergebliche Reise eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Zukunft: sein Geschmack, seine Kennerschaft, sein Sammeleifer wurden hier durch Sehen, Geschenke und Ankäufe geweckt.

Und es liegen Anzeichen dafür vor, daß die Wirkung eine wechselseitige war. Die Engländer fanden im Jahre 1623 bei Philipp und seinem Hof noch wenig

[1]) Walpole, Anecdotes of painting in England. London 1786. Vol. II, 71.

Kenntniß oder Interesse für Malerei [1]). Wenn dies nach zehn Jahren ganz anders geworden war, wenn im Anfang der dreißiger Jahre jene lebhafte Bewegung begonnen hatte, von der uns die Gespräche des Carducho eine Andeutung geben [2]), so ist dies dem Besuch des Rubens, der Stellung des Velazquez, der Schöpfung von Buen Retiro zu danken; aber den ersten Anstoß scheint die spanische Brautfahrt gegeben zu haben. Die Erscheinung eines fremden Thronerben, der Jagd auf Bilder macht und dort unerhörte Preise zahlt, war neu; und Cean Bermudez datirt von da die nun dritthalbhundertjährige Geschichte der Ausführung italienischer und flandrischer Bilder aus Spanien [3]).

Philipp II. war wohl der erste Kunstsammler Spaniens gewesen, ihm zur Seite stand ein Kenner und Patron der Künstler wie Granvella; die Herren seiner Umgebung, wie Antonio Perez ahmten ihm nach, Alba selbst ließ aus Italien Alterthümer kommen für sein Schloß und Garten in Alba de Tormes. Aber das war noch etwas wie eine exotische Pflanze gewesen; die spanischen Großen glichen noch immer den von Michelangelo bei Francisco de Holanda Geschilderten, die für Bilder schwärmen und Kunstsinn zur Schau tragen, aber nicht das kleinste Stück bestellen und bezahlen [4]). Die Prachtliebe und Großartigkeit des Sinnes zeigte sich bei dieser Nation von jeher nur, wo Devotion und Familienstolz ihr Phlegma aufregten: in Stiftung und Ausstattung von Kapellen, Mausoleen, Altären. Seit Philipp's II. Tode hatte sich Niemand mehr um Kunst bekümmert, und Rubens schrieb 1603, daß ihn Gott behüten möge, ihren Malern in irgend Etwas zu gleichen. Es gab wohl schon damals einen Platz für Gemäldekenntniß, -liebhaberei und Kunstunterhaltung, aber das war die Hauptstadt Andalusiens. Am Hofe warfen sich die Reichen auf Waffensäle, Kunstschränke, venezianische Gläser, flandrische Tapeten, illuminirte Gebetbücher und Zimmeraltärchen. Die antiquarische Liebhaberei, die zu Philipp's II. Zeit und in Sevilla bei den Alcalás eine Rolle spielte, hatte sich verloren; im Jahre 1606 nennt der Florentiner Tarugi den Pompeo Leoni den einzigen Alterthumskundigen Spaniens [5]). Werthvolle Gemälde fanden sich gelegentlich unter der Beute der zurückkehrenden Vicekönige und Statthalter, welche von dem italienischen Geschmack an dieser höchsten Art der Kunst berührt worden waren. Zu diesen gehörte Juan Alfonso Pimentel, Graf von Benavente, der im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts Vicekönig von Neapel gewesen war; noch 1629 läßt der Graf Arundel den Sir Fr. Cottington nach seinen Gemälden forschen (Sainsbury 335 f.). Eine Gelegenheit, diese sonst schwer zugänglichen Sachen zu sehen, waren

[1]) They are now become more judicious in & more affectiond unto the Art of Paynting, than they have beene (nämlich 1623) Sir A. Hopton to L$^{d}$ Cottington. Madrid $\frac{\text{Juli } 26}{\text{ag. } 5}$ 1638. N. Sainsbury, p. 353.

[2]) V. Carducho, Diálogos. Madrid 1633. p. 147 ff. C. Bermudez, der diese Schilderung abschreibt (Diccionario II, 148 ff.) gründet darauf die Behauptung, daß schon 1623 „estaba la pintura en la corte en la mayor estimacion".

[3]) Cean Bermudez, Diccionario II, 151.

[4]) Raczinsky, Les Arts en Portugal, 33.

[5]) Per esser lui il primo e forse solo antiquario in questo paese. Tarugi, Depesche vom 31. December 1606 im medic. Archiv.

die großen Kirchenfeste, besonders das Corpus Domini, wo sie vor den Palästen aufgestellt wurden.

Die Möglichkeit zu Erwerbungen war gegeben auf Auctionen (Almonedas), durch Tausch, weniger durch den Handel. Eine Anregung zur Belebung und Verbreitung der Liebhaberei gaben damals die Veräußerungen der großen zu Philipp's II. Zeit zusammengebrachten Mobiliare [1]). Diese Veräußerungen pflegten sich oft viele Jahre lang hinzuziehen. Um die Gemälde des Antonio Perez hatte sich schon im Jahre 1585 Graf Khevenhiller für Kaiser Rudolf II. bemüht; noch im Jahre 1637 fragt Graf Arundel danach (Sainsbury 298). Das größte Ereigniß auf dem Kunstmarkt des Jahrhunderts war der Verkauf des Nachlasses Philipp's II., dessen Inventar im Palastarchiv fünf Foliobände umfaßt. Der Monarch hatte durch letztwillige Verfügung den Verkauf seiner Guardaroba angeordnet, und den Erlös zur Bezahlung seiner Privatschulden und zu frommen Zwecken (ad pias causas) bestimmt. Aber erst im Jahre 1608, fast ein Jahrzehnt nach seinem Tode, wurde diese Almoneda eröffnet, nachdem der König, Lerma und andere Herren vom Hof sich über das geeinigt hatten, was sie für sich herausnehmen wollten [2]). Das Meiste bestand in Tapisserien, Studioli in Marqueterie mit Gold und Edelsteinen, Silberservicen, Juwelen und Krystallarbeiten — „zahllose Curiositäten und Nippessachen von äußerster Schönheit (gentilezze di estrema bellezza)“. Aus dieser Almoneda stammt wahrscheinlich der Band mit Dürerzeichnungen, aus dem Pacheco ein Crucifix mit vier Nägeln erwähnt und der vielleicht derselbe Band mit 250 Zeichnungen von Dürer u. a. war, den Granvella besaß [3]). Die Almoneda, auf der Carducho den Band mit der Passion (Bartsch 3—18) sah, scheint eine andere gewesen zu sein [4]). Die Erwerbung wurde bequem gemacht. Alles war in einem Privathause ausgestellt; jedes Stück hatte einen Zettel mit dem Preis, wer den zahlte, konnte es sogleich mitnehmen.

Zwei solche Almonedas waren jedenfalls noch im Jahre 1623 im Gang, und der Prinz fand sich dabei ein. Es war die des Don Juan de Tarsis, Grafen von Villamediana, der am 24. August 1622 auf geheimnißvolle Weise in Madrid erschossen worden war [5]), wahrscheinlich auf Anstiften des Hofes, wegen seiner kühnen Galanterie gegen eine portugiesische Hofdame, und wegen ..ner bissigen Satiren auf die Regierung; und die jenes Mailänder Bildhauers ..peo Leoni, einer der Kunstgrößen, die der Bau des Escorial in Castilien ve..melt hatte († 1610). Das Beste war freilich schon weg. Tarugi sah bei

[1]) Dergleichen (Handzeichnungen) und andre sachen so curios sein, möcht ich allhie und offt umb ein leicht geldt zu handen pringen. Khevenhiller, 13. December 1586 (in v. Lützow's Zeitschrift V, 136).

[2]) Girolamo Soranzo's Depesche vom 6. Juli 1608. Venez. Archiv.

[3]) Yo alcancé uno (dibujo) de su mano, de un libro que fué de Su Majestad, digno de suma veneracion. Pacheco, Arte de la Pintura II, 165. 341. Pacheco ist bei Lebzeiten Philipp's II. nicht in Castilien gewesen. Ueber Granvella's Band vgl. Urlichs a. a. O.

[4]) Me entré en una almoneda, donde hallé este librito de estampas de Alberto Durero, cortadas por su mano en láminas. Carducho, Diálogos 117.

[5]) v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur III, 413. Depesche vom 30. August im Turiner Archiv.

ihm viele gute Gemälde, Statuen, eine Münzsammlung und drei große Bände mit Zeichnungen von Michelangelo. Vielleicht erwarb Carl auf einer derselben jenen Tizian, der im Catalog Marques Guasto heißt, d. h. die allegorische Abschiedsscene, deren Original, vielleicht unser Bild, im Louvre ist [1]). Auch Rodrigo Calderon, der habsüchtige Secretär Lerma's, der 1621 auf dem großen Platz zu Madrid enthauptet wurde, hatte eine Gallerie zusammengebracht. Als 1615 bei Gelegenheit einer Procession die königliche Familie sein Haus beehrte, führte er die Königin mit ihren Damen in diese Gallerie, wo sie sich aussuchte was ihr gefiel [2]).

Der Prinz besuchte die Häuser der vornehmen Kunstfreunde, in welchen er Manches fand, was seine Wünsche reizte. „Der Prinz von Wales", sagt Lope de Vega [3]) „jetzt König von England, als er nach Spanien kam, ließ mit merkwürdigem Eifer alle Gemälde zusammenbringen, die zu haben waren, welche er mit übermäßigen (excesivos) Preisen bezahlte und schätzte." Die besten Sachen, die er fand, waren von den Besitzern auf der Almoneda Leoni's gekauft worden. Dem Andrés Velazquez bot er vergebens 2000 Escudos für einen kleinen auf Kupfer gemalten Correggio, den Leoni aus Italien mitgebracht; doch erhielt er ihn später „durch andre Hand und zu einem andern Preis." Von diesem Correggio habe ich keine Spur finden können. Dem Juan de Espinar, der auch feine Elfenbeinschnitzereien sammelte, suchte er zwei Bände Handschriften mit Zeichnungen des Leonardo da Vinci (de particular curiosidad y doctrina) abzuhandeln, aber ohne Erfolg; der Besitzer hatte sie nach seinem Tode dem Könige bestimmt; noch vierzehn Jahre später läßt Lord Arundel den britischen Gesandten forschen, ob Espinar noch immer bei seiner närrischen Laune beharre [4]). Auch diese hatten ohne Zweifel einst aus dem Mailänder Handschriftenschatz ihren Weg in das Studio der Leoni gefunden. Die Großen, Olivares, als sie diese Neigung bemerkten, machten dem Prinzen Geschenke. Oft kam er in das Haus des D. Gerónimo Fures y Muñoz, eines Sammlers und Erfinders gemalter Sinnbilder (empresas), um dessen Cabinet von Gemälden und Originalzeichnungen großer Italiener zu sehen. Dieser schenkte ihm acht Gemälde und eine Anzahl kunstreicher Waffen, die ihm gefallen hatten. Carducho zählt noch eine Menge Namen solcher Liebhaber auf, aber offenbar um der vornehmen Gesellschaft Madrids den Hof zu machen; sie sind oft abgeschrieben worden; da er aber bei den wenigsten irgend Etwas namhaft macht, und auch Niemand sonst: so kann man sich die Wiederholung leerer Namen ersparen. Der Einzige, von dessen Sachen Näheres bekannt ist, ist wieder ein Italiener,

[1]) In Bathoe's Katalog S. 98: The picture of the marquis Guasto, containing 5 half-figures so big as the life, which the King bought out of an Almoneda in Spain. 3' 4". 3' 5". Die Allocution (ebenda N. 8) stammte aus Mantua. Vgl. Louvre, Éc. ital. 470. 1,21. 1,07.

[2]) Entrata dopo Sua Maestà a vedere una galaria adornata di pitture di gran mano, fece scielta di esse per lei: et le altre il Duca di Lerma commandò che fossero mandate alla sua casa. Franc. Morosini Dep. v. 1. August 1615.

[3]) Dicho y deposicion etc. bei Carducho S. 376; verfaßt 1628.

[4]) Sainsbury 299, if his foolisch humour change. Dies war wirklich der Fall; sie kamen in die Arundel'sche Sammlung und befinden sich noch in Windsor und im britischen Museum, wie mir Dr. J. P. Richter mittheilte.

Giov. Battista Crescenzi, römischer Patrizier und Bruder des Cardinals, einst Präfekt der Bauten Paul's V., vor sechs Jahren vom Cardinal Zapata an den Hof Philipp's III. mitgebracht, der ihm den Bau der Gruft des Escurial übertrug und ihn zum Marques de la Torre machte.

Er besaß einen Schiffbruch des Paulus von Adam [Elzheimer?], die Eherne Schlange von Caracciolo (Caracci), eine Diana von Paris Bordone und vier Landschaften des Labrador u. a. Er zeigte sich aber damals nicht geneigt zu verkaufen, erst bei einem spätern Aufenthalt Cottington's in Madrid (1629) gab er diesem eine Liste mit den Preisen für den König, „da er bedauere, nicht in der Lage zu sein, sie Sr. Majestät zum Geschenk zu machen". Cottington erhielt mindestens von ihm das Gemälde Rossi's, den Streit der Musen und Pieriden, das zu 400 Ducaten taxirt war, und zwar unter dieser richtigen Benennung; wunderlicher Weise nahm es in der Gallerie Carl's I. den Namen Perin del Vaga an, wanderte als solcher in die Sammlungen Jabach, Mazarin und in den Louvre, wo es erst kürzlich auf Grund eines Stichs von Enea Vico Rossi zurückgegeben worden ist [1]).

Die für spanische Verhältnisse hohen Preise fielen um so mehr auf, als der Prinz sonst sehr sparsam war, und das dortige Volk besonders dadurch verstimmte, daß er es in der Erwartung, die Engländer würden das Geld mit vollen Händen ausstreuen, betrog. Der Umstand, daß sich so zahlreiche Wiederholungen in Spanien befindlicher, besonders venezianischer Gemälde in den Sammlungen Carl's und seiner Großen befanden (von den fünf Tizian's der Buckingham'schen sind vier solche Repliken), führt auf den Verdacht, daß den Engländern auch Copien aufgehängt wurden. Die Kunst der Unterschiebung von Copien wurde ja gelegentlich in großem Maßstab geübt [2]).

Sehr verbreitet war auch in Madrid unter den Liebhabern die Sitte, Kunstsachen durch Tausch zu erwerben. Man konnte so durch Ablassung eines Besitzstückes, an dem man sich satt gesehen, ohne Kosten Neues bekommen, und von Leuten Sachen erlangen, bei denen Geldgeschäfte nicht für standesgemäß galten. Der Katalog der Sammlung Carl's I. ist voll von Angaben über solche durch Tausch, z. B. von Lord Berkshire, Graf Pembroke, Hamilton, der Herzogin von Buckingham erworbenen Gemälde. Diese Sitte gab Anlaß zu geselligen Zusammenkünften der Liebhaber.

So beschreibt Vincenz Carducho [3]) den Besuch in einem Hause (dessen Herrn er leider verschweigt), wo man sich Abends zu solchem Zwecke vereinigt. Gemälde, Zeichnungen, Modelle, Statuen wurden dort „mit viel Geschmack und Kenntniß" kritisirt und umgetauscht; in den Gesprächen zeigte sich eine Kennerschaft „aller Originale Raphael's, Correggio's, Tizian's, Tintoretto's, Palma's, Bassano's und auch der zeitgenössischen Maler". Die besten Künstler fanden sich ein, auch Herren von Stande, die an solchen Kunstunterhaltungen

[1]) Sainsbury 354 f. The challenge of the Goddesses and Muses, by the hand of Rosso. Der Herausgeber setzt dies Verzeichniß in's Jahr 1614, wo Crescenzi noch nicht in Spanien war. Das Bild wurde am 8. October 1651 für 200 Pf. Sterl. verkauft (J. Hunter's Certificates etc.).

[2]) S. die Anekdote in meinem Aufsatz über Rubens in v. Lützow's Zeitschrift 1880, I, 262.

[3]) Carducho Diálogos 333.

(virtuoso divertimiento) Geschmack fanden. Außer Gemälden sah man „Rüstungen, Degen berühmter Waffenschmiede, damascirte Dolche, Arbeiten von Bergkrystall, Schreibtische, Pyramiden und Kugeln von Jaspis und Glas". Der Herr des Hauses war gerade damit beschäftigt, ein Tauschgeschenk (unas ferias) zusammenzustellen, über das er mit dem Admiral [von Castilien, D. Juan Alfonso Enriquez de Cabrera, geboren 1597, 1644 Vicekönig von Neapel] eine Verabredung getroffen hatte. Es bestand in einem Original Tizian's, sechs Köpfen von Anton Mor, zwei Bronzestatuen und einer kleinen Feldschlange für sein Cabinet. Der Admiral hatte ihm die gute Copie eines Bacchanals von Caracci überlassen. Sie sahen dort auch eine Madonna Raphael's mit dem Kinde und dem heil. Joseph, die dem Grafen Monterey gehörte, der sie in Italien restauriren lassen wollte. Sie stammte aus dem Kloster der barfüßigen Carmeliterinnen zu Valladolid. Es war wahrscheinlich die so oft in Spanien (zweimal in Valladolid) vorkommende Madonna della Rosa.

Bei solchen Gelegenheiten fand der Prinz auch Geschmack an einheimischen Malern. In seiner Sammlung fehlte es nicht an solchen; es kommen Stillleben vor von dem als Blumenmaler sehr geschätzten, jetzt verschollenen Juan Labrador († 1600), von denen er einige durch Cottington erhielt und von Hamilton eintauschte. Es war da ferner ein Nachtstück der „Hirten" von Pedro Orrente, dem spanischen Bassano [1]), der dieß sein Vorbild oft übertroffen hat.

Alles verschwand vor dem Reichthum der königlichen Schlösser. Der werthvollste Bestandtheil ihres Gemäldeschatzes waren damals ohne Zweifel die Tizians, deren das Inventar des Alcazar von 1684 76 aufzählt (die heutige Gallerie hat nur 42 echte und 9 zweifelhafte und Copien). Nur wenige darunter waren seit 1623 hinzugekommen. Allein in den sogenannten Bóvedas de Ticiano befanden sich elf jetzt fehlende Stücke: die Venus mit dem Spiegel, die schlafende Venus, die zwei Dianenbäder, der Raub der Europa, Orpheus unter den Thieren, dreimal die Allegorie mit der sitzenden Frau links, Tarquin und Lucrezia, eine Enthauptung des Täufers; und fast ebenso viele, damals in der Galeria de Mediodia befindliche, werden jetzt vermißt. Kein Wunder, daß der Prinz von dem so glänzend vertretenen Meister, der überdies von allen Italienern dem Zeitgeschmack am meisten zusagte, hingerissen war. Der König beraubte sich mit echt spanischer und königlicher Freigebigkeit vieler seiner besten Stücke, Juwelen, die sein Großvater zum Theil selbst angegeben und bestellt hatte. Carducho (S. 352) sah die beiden Dianenbilder, die Danae und die Europa „mit den übrigen" bereits eingepackt (encajados), in der Folge blieben sie freilich zurück. Doch nicht alle: das größte und beste von ihnen, die Antiope, auch Venus des Pardo genannt, die wohl Tizian's reichste Alpenlandschaft enthält, nahm er mit [2]). Beim Brande des Pardo 1608 war die erste Frage Philipp's III. nach diesem Bilde gewesen; Jabach zahlte dafür 6000 L.

Warum der Prinz die andern in Madrid ließ, wird nicht gesagt. Philipp

---

[1]) Bathoe's Katalog 133, 17. A night-piece . . . done by the Spaniard who was an imitator of Bassan's manner.

[2]) „Ein Gemähld, die Venus, von Ficiano". Khevenhiller, Ann. Ferd. X. 333. Derselbe nennt noch einen Correggio, U. L. F., S. Joseph und das Kindlein.

wird sein Geschenk schwerlich zurückgenommen haben, und sein Gast hatte sich vor der Abreise dem ganzen Hof gegenüber auf's Freigebigste revanchirt. In der That scheinen später (1629) Versuche gemacht worden zu sein, diese Bilder los zu bekommen [1]); aber inzwischen hatten sich die Aspecte dort geändert. Im Jahre 1628 war Rubens wieder dort gewesen und hatte die meisten Tizians für sich copirt. Philipp war selbst ein eifriger Sammler und Käufer geworden.

Ein ganz besonders bemerkenswerthes Geschenk war das Bildniß Carl's V. mit dem großen Hunde, werthvoll als die einzige dort vorhandene Darstellung des Kaisers im jugendlichen Alter. Ein solches Bild des großen Ahnherrn konnte man wohl bloß einer Person verehren, die im Begriff stand, Mitglied der Familie zu werden [2]).

Noch zwei andere Tizians werden als aus Spanien mitgebracht aufgeführt, das Mädchen, welches mit den Händen einen Pelzmantel an die bloßen Schultern drückt, nach den Maßen wahrscheinlich das Exemplar der Ermitage, das aus Crozat's Sammlung stammte [3]), und ein Johannes der Täufer mit dem Rohrkreuz, vorwärts zeigend.

Endlich beschenkte ihn der König noch mit der Bronzegruppe „Kain und Abel", richtig Simson und der Philister, die Gian Bologna 1559 für das Casino des Großherzogs Franz in Florenz gearbeitet hatte, und die später dem Herzog von Lerma verehrt worden war. Sie befand sich in Buckingham's Garten bei Yorkhouse [4]). Auch dieser war mit Gemälden beschenkt worden; unter ihnen war wahrscheinlich die Grablegung Tizian's, welche Antonio Perez besessen hatte, und die sich jetzt im Belvedere (N. 495) befindet.

Diese Geschenke und Ankäufe waren die Anfänge der Gallerie, die später eine der ersten Tiziansammlungen Europa's wurde. Noch nicht zwei Jahre waren verflossen, als König Carl den Musikmeister Nicolaus Lanier mit ausgedehnter Vollmacht nach Italien sandte, „um ihm einige vorzügliche Gemälde zu verschaffen"; und schon im Jahre 1628 wurde der Ankauf der Gonzaga-Gallerie in Mantua abgeschlossen. Aus den Katalogen hat Waagen 45 Tizians zusammengestellt, darunter Hauptwerke aus der besten Zeit, wie die Grablegung, die sogenannte Geliebte Tizian's u. a., welche die größere Zahl der Madrider aufwiegen. In dem first privy lodging room von Whitehall, wo zwölf der

[1]) I wyll inquire for thos pictures of the Conde de Benavente; & indever to gett allso thos of Titian, wch I left in ye Palace ye lst time. Sir Fr. Cottington to End. Porter. 2. Nov. 1629. Sainsbury 293.

[2]) Meiner Ansicht nach ist das im Besitz Philipp's II. vorkommende Bildniß identisch mit dem von Carl aus Spanien mitgebrachten und mit dem vom spanischen Gesandten später zurückgekauften. Im Inventar Philipp's II. Pieza primera de Guardajoyas: Un retrato entero del Emperador Carlos quinto . . . de ticiano con un lebrel de trailla, $2\frac{1}{3}$ Elle hoch, $1\frac{1}{2}$ breit. — In Bathoe's Katalog: The Emp. Charles V. brought by the King from Spain, being done at length, with a big white Irish dog — Titian 6, 2. 4. — In der Memoria des Velazquez von 1658 (Ed. Davillier p. 50) [D. Alonso de Cárdenas] traxo de Inglaterra — — del mesmo artífice [Ticiano] et retrato del Emp. Cárlos V. cuando moço, puesta la mano sobre un lebrel. — Museo del Prado 453, 1,92. 1,11.

[3]) Bathoe's Katalog 3,11. 2. Ermitage $3\frac{3}{4}$. $2\frac{3}{4}$. Wien 86 70.

[4]) Horace Walpole, Anecdotes II, 76. Baldinucci V, 558.

herrlichsten vereinigt waren, hatte der König nun ein Gegenstück zu der einst von ihm bewunderten, ganz mit Venezianern gefüllten Galeria de Mediodia im Alcazar zu Madrid. Wo er die Originale nicht bekommen konnte, ließ er Copien anfertigen; Carducho (S. 70) erzählt, daß er durch Miguel de la Cruz die im königlichen Schloß befindlichen copiren ließ, welchen die im Escorial folgen sollten. Dies ist der Maler Michel Croß, der in einem Pensionsgesuch an Carl II.[1]) anführt, daß er für einen Gehalt von 200 £ achtundzwanzig Jahr lang dessen Vater gedient habe, „alte Stücke berühmter Maler in Italien und Spanien zu copiren und neue Sammlungen anzulegen“. Ebenso ließ er durch den Miniaturmaler Peter Oliver viele Tizians reproduciren[2]).

Als Carl zur Abreise sich rüstete, war er noch Zeuge vom Aufgang eines neuen Gestirns am dortigen Kunsthimmel. Velazquez war es diesmal gelungen, am Hof Eingang zu finden. Der König entschloß sich, mitten in dieser zerstreuungsvollen Zeit ihm für ein großes Reiterbild zu sitzen. Es geschah am 30. August, zehn Tage ehe der Prinz Madrid verließ. Dieser scheint die Begabung des einundzwanzigjährigen Malers erkannt zu haben, er wollte ihm ebenfalls sitzen, aber es kam nur zu einer Skizze. Das Honorar war hundert Escudos; aber er gab ihm außer „besondern Beweisen der Liebe“ noch eine Pension von 300 Ducaten, die Velazquez jedoch wegen des päpstlichen Dispenses erst drei Jahre später ausgezahlt erhielt. Diese Pension weist darauf hin, daß er ihn noch fortwährend, wahrscheinlich für Bildnisse der königlichen Familie, zu beschäftigen gedachte. Jene Skizze ist verschollen, ebenso wie der Marmorkopf, den Bernini modellirt hatte; wie interessant wäre es, den König auch einmal in andrer Auffassung als der des Van Dyck zu sehen.

## IV. Die Heirathsverhandlungen und deren Ausgang.

Aber wir haben den eigentlichen Zweck der Reise aus dem Auge verloren. Damit ging es weit langsamer vorwärts, als man geglaubt hatte. Der Prinz war gekommen mit dem Wunsch und der Erwartung sich zu verlieben, aber das war auch der einzige Punkt, in dem seine Hoffnungen nicht getäuscht wurden. Er war überzeugt, daß vor einem solchen Schritt alle politischen Bedenklichkeiten die Segel streichen würden. Eine Verbindung, so hatte ihm Buckingham vorgestellt, die bloß durch die Federn der Diplomaten zu Stande gebracht wird, bietet wenig Aussicht auf eine glückliche Ehe. Die Prinzessin wird sich als Opfer der Politik betrachten und mit Widerstreben in das fremde Land ziehen: ihre Abneigung gegen den unbekannten Gemahl wird sich vielleicht nie ganz verwischen lassen. Ganz anders, wenn der Prinz sich persönlich um sie bewirbt. Aber auch politisch wird ein Schritt, der ein so schmeichelhaftes Vertrauen beweist in eine Nation, mit der vor nicht langer Zeit erst ein vieljähriger gewaltiger Kampf beigelegt worden ist, ein guter Schachzug sein; man wird es für Ehrensache halten, den Wünschen König Jacob's entgegenzukommen.

---

[1]) The Academy 1874, I, 268.

[2]) Bathoe's Katalog 1, 34, fünf Stücke aus den Jahren 1628—39, limned pieces in double shutting cases, mit Glas und Schloß.

Die zwei jungen Männer ahnten nicht, mit welch schroffen Principien, eingerosteten Maximen, kleinlichen Vorurtheilen, mit was für zähen und verschlagenen Köpfen sie zu thun bekommen würden! Wie Cottington vorausgesagt und auch Jacob geahnt hatte, hielten es die Spanier im Gegentheil für angezeigt, aus der Gegenwart des Prinzen möglichst viel Capital zu schlagen; sie lächelten über die Einbildung, daß man solche Knoten mit bloßen Höflichkeiten (con solas cortesias) lösen könne.

Aber nicht bloß bei den Politikern hatten sie sich verrechnet, auch bei dem nächsten Gegenstand der Reise, und dies war das Niederschlagendste. Die Infantin, weit entfernt auf das Abenteuer eitel zu sein, dessen Veranlassung ihr schönes Gesicht sein sollte, fuhr fort, sich tragischen Empfindungen zu überlassen, bei der Aussicht, durch die Politik einem ketzerischen Gemahl ausgeliefert zu werden. Um ihre Unsichtbarkeit zu entschuldigen, verbreitete man, sie habe das Wechselfieber; aber es war eine „fixe Melancholie". Zwar bedeutete Olivares ihren Beichtvater, bei Vermeidung der Amtsenthebung, ihr begreiflich zu machen, „die göttliche Majestät habe sie zur Erlösung jenes Reichs auserwählt"; der Prinz neige sich zum Katholicismus, aber er wolle es aus Furcht vor seinem Vater noch nicht bekannt geben. Sie weinte nur noch mehr, die Minister hätten mit ihrer Person Spiel getrieben, das königliche Interesse verpfändet, ihr Trost sei, als Märtyrerin zu sterben.

So war ein Monat bereits vergangen, ohne daß der Prinz der Erkorenen auch nur hätte vorgestellt werden können. Nach mehreren ungeduldigen Anspielungen wurde endlich der Ostersonnabend (der 19. April) für diesen Schritt ausersehen, — jene Stunde, wo sich der König mit den Granden, zur Ankündigung der Osterbotschaft, in die Gemächer der Königin begibt. Dieser selbst nahm Platz zur Seite der Schwester, Carl neben der Königin. Dann näherte letzterer sich Marien, und richtete an sie eine ausstudirte, mit der Sprache des Affects gefärbte Ansprache, die aber so etikettewidrig lang währte, daß im Zimmer ein Gemurmel hörbar wurde, und die Königin Zeichen machte, die ihn bestimmten abzubrechen. Die Infantin antwortete mit der vorgeschriebenen kurzen, nichtssagenden Formel: zur Verwunderung derer die wußten, was sie im Stillen dachte: moriré martire, war keinerlei Bewegung in Zügen und Stimme zu bemerken gewesen. Diese Reden wurden mit Hilfe Bristol's als Dolmetscher geführt.

Buckingham konnte sich nicht versagen, auch einige Worte hinzuzufügen. „Der König von England hoffe, daß die in seinem Reiche unter den beiden alten Marien vorgekommenen Ereignisse ihre Versöhnung finden würden in der dritten Maria, Ihrer Hoheit"; — was wohl den Spaniern zu verstehen geben sollte, daß das früher gewaltsam und erfolglos Versuchte nun durch Politik und persönliche Liebenswürdigkeit glücken werde[1]).

Von da an wurde ein Minimum von Annäherung gestattet. Balthasar Gerbier, der Master of the Horse, malte ihr Miniaturbild für König Jacob[2]).

[1]) Che le occorrenze passate ne' suoi regni nelle due Marie antiche, dovessero essere ben restorate nella terza Maria, ch' era l'Altezza Sua. Franc. Nerli, Dep. v. 19. April Gonzaga-Archiv.

[2]) Walpole II, 91.

Sie erschien unter dem großen Baldachin neben dem Bruder, z. B. an den Wochentagen, wo die Schauspieler in den Palast befohlen wurden, oder bei dem Cañas-Rennen; dann beugte sich der Prinz aus dem Fenster seines Zimmers, harrte auf ihr Erscheinen, „wie die Katze auf die Maus“, spottete Olivares, starrte sie unverwandt an, ohne dem Spiel und den Leistungen Seiner Majestät in der Gineta Beachtung zu schenken. Bei dem Stiergefecht auf der Plaza mayor saß der Prinz zwischen der königlichen Familie, aber durch einen Balkonvorhang von der Infantin getrennt. Er machte Verse auf sie, man sah ihn weinen, ja einmal überstieg er eine Gartenmauer und erschreckte sie auf ihrem einsamen Spaziergange. Die Spanier, denen die unbedingte Zurückhaltung und Selbstbeherrschung als erste Eigenschaft königlichen Benehmens galt, wunderten sich, daß ein Engländer ihnen Lectionen in Romantik geben wolle. Dort, wo jeder Anklang an Ausländisches unangenehm berührte, wurde auch der fremde Gast hineingeschmeichelt und -genöthigt in die Anpassung an Sitten und Sonderbarkeiten bis in's Kleinste, deren Alleinberechtigung Niemand bezweifelte. Corner erzählt als Beweis, „wie sie ihre eignen Sachen vergöttern und auf jede Weise unter dem Schein der Höflichkeit befehlen wollen“, folgende Anekdote. Eines Tages entsetzte der Prinz die Hofgesellschaft durch sein Erscheinen in blauen Strümpfen und mit einer englischen Halskrause. Der Graf von Puebla, einer von den Staatsmännern, die nie aus dem Lande herausgekommen waren, trat auf ihn zu, bewunderte die blauen Strümpfe und bat sie sich zum Geschenk aus. Darauf sandte ihm die Gräfin von Olivares unter Anderen auch einen orthodoxen Halskragen, mit der Bitte, sich desselben bei der nächsten Cour bedienen zu wollen. Durch eine Verordnung vom 11. Januar 1623 waren nämlich, zum Theil um den Holländern, mit denen man wieder das Bedürfniß empfand anzubinden, einen kostspieligen Einfuhrartikel abzuschneiden, die Riesenkrausen verboten worden und jene gesucht einfachen, glatten, fast horizontalen Kragen befohlen worden, in welchen alle Cavaliere aus der Zeit Philipp's IV. erscheinen. —

Was war inzwischen hinter den Coulissen vorgegangen? Wie dachten die mehr oder weniger maßgebenden Persönlichkeiten über die Heirath? Der König hatte sich aus purer Gewissenhaftigkeit zum Grundsatz gemacht, keinen eigenen Willen zu haben; seine Brüder aber und die Königin haben in starken Ausdrücken abgerathen, indeß war ihr Einfluß gering. Der Mann, der in Spanien am Meisten, eigentlich Alles zu sagen hatte, Olivares, war der Verbindung günstig; schon weil er es in seinem Interesse fand, die (wie der savoyische Minister sagt) „für ihr Alter sehr kluge und beim König viel geltende“ Infantin vom Hofe zu entfernen; wie er denn stets und mit Recht von Seiten der Verwandten seinen Einfluß bedroht sah.

Die Cardinalfrage war die der Religion. Die Schwester des katholischen Königs sollte die Fürstin eines Landes werden, in welchem der römische Cultus als ein Staatsverbrechen behandelt wurde. Olivares übernahm es, den wichtigsten Punkt, die religiösen Ansichten des Prinzen zu erforschen. Schon bei der zweiten Zusammenkunft brachte er die Rede auf seine Großmutter, „die ihr Blut vergossen für die Kirche, das nicht aufhören werde zum Himmel zu schreien, bis ihre Kinder zur Erkenntniß des Glaubens zurückgekehrt seien“. Es schien schwer, eine

deutliche Erklärung zu vermeiden; dennoch versuchte Carl auszuweichen. Er erbot sich, Don Gaspar Maria Stuart's Bildniß zu verschaffen und Berichte über ihr Ende suchen zu lassen. Andere Gespräche auf Spazierfahrten, Jagden, endlich theologische Colloquien, z. B. eins über den Primat Petri, zeigten klar, daß man sich in Betreff seiner geheimen Absichten vollkommen im Irrthum befunden hatte. Der Prinz erwies sich so gut beschlagen in der Polemik seiner reformirten Reverends, daß man (nach Corner Depesche, 26. April) „in einem Lande, das sich so stark dünkte in der Theologie, in Verlegenheit war, einen Mann zu finden, der der Aufgabe gewachsen war"; und der Nuntius einen welschen Kapuziner, Fra Zaccaria von Saluzzo, der im Begriff war Spanien zu verlassen, aus Barcelona zurückrief. Auf eine bezügliche Frage des Gesandten seines Vaters, Bristol, fuhr er auf, „wie man ihn einer so niedrigen und unwürdigen Handlung habe fähig halten können, einer Frau wegen seinen Glauben zu wechseln[1])." Aber den Spaniern gegenüber fand er für zweckmäßig, sich weniger deutlich auszudrücken. Er schrieb an Se. Heiligkeit in mehrdeutigen Wendungen über Trennung und Vereinigung der beiderseitigen Kirchen, und der Nuntius fand ihn ben inclinato. Bei der Fronleichnams-Procession kniete er nieder. Als er, so erzählt Khevenhiller, der zugegen war, im Kloster der Descalzas reales die fromme Erzherzogin Margarethe besuchte (sie war die Tochter Maximilian's II., geboren zu Wien 1569), und diese ihn fragte, wie ihm ihr Kloster gefalle, ließ er durch Bristol seinen Dolmetscher antworten, „es gefalle ihm gar wohl, hab zuvor nie kein Kloster gesehen, denn es hat's in England nit". Als darauf die alte Dame meinte, „Dieweils Jme so wöll gefalt, so hoff sie, Er wirdt seiner königl. Vor-Eltern exempel nach Dieselben wiederumbe zu Gottes lob auferbauen und neuwe fundiren lassen", antwortete er, diesmal ohne Interpreten: „Ansi espero en Dios." (So hoffe ich zu Gott)[2]). — Doch täuschte er sich, wenn er wähnte, die Jesuiten würden nicht merken, daß er ihre Beweisführungen nur aus Höflichkeit so aufmerksam mit anhöre und nur den Schein erwecken wolle, als wünsche er in dem Irrthum seines verbrecherischen Glaubens (scellerata fede, sagt der Venezianer) erleuchtet zu werden.

Klar ist, sobald dieser Hauptpunkt aufgehellt war, so konnte man von spanischer Seite der Verwirklichung des Projects nur noch mit sehr kühlen Empfindungen entgegensehen. Ohne Uebereinstimmung in der Religion hielt man eine einträchtige Verbindung für nicht möglich. Um so nachdrücklicher beschloß man auf dem zu bestehen, was der Papst als Bedingung stellte und was Ehrensache des spanischen Monarchen war: Garantie für die Religionsfreiheit der künftigen Königin, Milderung des Looses der englischen Katholiken. — Der Dispens Urban's VIII., der am 12. April eintraf, war das Signal zur Eröffnung langwieriger, immer peinlicher werdender Verhandlungen. Gefordert war in offenen und geheimen Artikeln, die Erziehung der Kinder bis zum

[1]) Sein Vater machte sich über diesen Punkt so wenig Sorge, daß er, als Gondomar einst die Rede darauf gebracht, aufgelacht hatte und gesagt: „Laßt Euch dies ein Gedicht sein: wenn sie bei einander wohnen und in einem Bett zwischen zwei Leilachen liegen werden, wird die Infantin thun, was der Prinz, ihr Mann, wird haben wollen." Ann. Ferdin. X, 282.

[2]) Ebenda 331.

zwölften Jahre durch die Mutter, Ernennung ihres Hofstaats durch Philipp, Bischof, Priester und öffentliche Kirche an ihrem Wohnsitz; Nichtausführung der antikatholischen Gesetze und immerwährende Toleranz, mit Gottesdienst in Privathäusern. Bei Nichterfüllung dieser Bedingungen sollte der Dispens null und nichtig sein und König Philipp verpflichtet, die Waffen zu ergreifen. Waren diese römischen Bedingungen politisch bedenklich und verletzend für das englische Selbständigkeitsgefühl, so waren die von dem spanischen Staatsrath gestellten Forderungen persönlich beleidigend. Die Infantin sollte nämlich nach der Vermählung noch bis mindestens zum nächsten Frühjahr (also acht Monate) in Spanien zurückbleiben, bis der Anfang zur Erfüllung der Toleranzbestimmungen gemacht sei. Carl, der sich nicht bedachte, zu verhandeln was nicht sein war, die Gesetze des Staats, verlor hier die Geduld; er richtete ein Schreiben an den König, worin er auf das Entehrende dieses Zweifels am Königswort seines Vaters aufmerksam machte. Doch fand er sich plötzlich, zum Erstaunen seiner Begleiter und des Olivares (der ausrief: „Ist's möglich? hätte mich eher des Todes versehen") auch zu diesem Zugeständniß bereit; nur wollte er dann selbst so lange in Madrid bleiben. Ohne die Braut zurückzukehren aber nannte er einen unglaublichen Flecken an seiner Ehre. Man verlangte, daß er dann alle Protestanten seines Gefolges entlasse und auch das ließ er sich gefallen. „Er wolle sich der Rücksichten entkleiden, die er seinem Ruf als Prinz schuldig sei, und nur als verliebter Cavalier handeln." Jetzt waren die Spanier entwaffnet, die Acten konnten für geschlossen, die Heirath als gesichert gelten. —

Wahr ist, das Benehmen der Engländer hatte den Spaniern Ursache zur Mißstimmung gegeben. Sie erschienen z. B. am Fest des h. Kreuzes (3. Mai) in der königlichen Kapelle ohne Zeichen der Ehrerbietung bei der Messe, die umstehenden Cavaliere hatten sie auf die Kniee gezogen. Zwei Jesuiten, die zu einem sterbenden Engländer gerufen worden waren, schickte man mit blutigen Köpfen heim. Selbst bei dem Prinzen, dem Gast des königlichen Hauses, vermißte man die „Scheu, die schon jene Mauern zu fordern schienen, die bisher so rein geblieben waren". Die Entdeckung der Sekte der Alumbrados in Sevilla erinnerte daran, daß auch bei Rückkehr Philipp's II. aus England die Ketzerei hier zuerst aufgetaucht sei. Die Predigten waren voll von grauenerweckenden alttestamentlichen Vergleichen aus den Büchern der Könige, gerichtet an die Adresse des armen Philipp. Die Inquisition verbot die Landung englischer Bücherkisten in Coruña; zwei Capläne, die Jacob geschickt hatte, in der Meinung, daß ihre ritualistische Garderobe die Spanier von der Uebereinstimmung der beiderseitigen Religionen überzeugen werde, mußten zurückkehren. Das Volk nannte die Fremden „diablos", und noch Jahre später glaubten Pasquillanten dem Olivares keinen schlimmeren Schimpf anthun zu können, als wenn sie ihn „Buckingham" schalten.

Da ist begreiflich, daß es den Spaniern auch nach so weit getriebener Unterwürfigkeit nicht in den Kopf wollte, ihren Gast noch den ganzen Winter über bei sich zu behalten. Sie hatten ihn und die Seinen vollkommen satt. Auch die Maschine altspanischer Cortesia war nicht auf ein so langes Arbeiten mit Hochdruck eingerichtet. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um das Eis zu

brechen. Eines Tages erschien der Prinz bei dem Könige mit einem von seinem Vater der künftigen Schnur übersandten Angebinde. Es war darunter, außer kostbaren Kleidern und Schmucksachen, ein ehrwürdiges altes lothringisches Doppelkreuz und ein Spiegel mit dem Bildniß Jacobs und einer galanten Bemerkung des Gebers dazu, von einem Zauberglas, das ihr stets das Bildniß der schönsten Dame der Welt zeigen werde. Philipp aber versprach, seiner Schwester Alles bis zum Tag der Hochzeit aufzuheben. Noch nie war die Empfindlichkeit Carl's so tief verletzt worden. Er ließ Olivares gegenüber das Wort Abreise fallen, er dachte seinen Willen doch noch durchzusetzen. Als habe man darauf gepaßt, nahm man ihn beim Wort. Don Pedro de Toledo drängte den Staatsrath, diese Gelegenheit um keinen Preis vorbeizulassen. Der König billigte den, wie er sagte, festen Entschluß S. Hoheit; seine Gegenwart in England werde gewiß zur Ebnung der Schwierigkeiten helfen. Die Ehepacte wurden in Gegenwart des Patriarchen beider Indien am 7. September von den Parteien beschworen. Carl vertheilte reiche Geschenke an den ganzen Hof, von welchen er nur drei Herren, die offen als seine Gegner aufgetreten waren, darunter Toledo, ausschloß. Beim Abschiedsbesuch, als er die Infantin um die Gunst eines Befehls bat, empfahl sie ihm den Schutz der englischen Katholiken, an die sie ihm ein Schreiben mitgab; das werde sie ansehen wie eine ihrer Person erwiesene Gunst. Philipp begleitete ihn bis zum Escorial; an der Stelle, wo sie sich verabschiedeten, ließ er später einen Denkstein setzen. Der Cardinal Zapata, Gondomar, Aytona und Messia bildeten sein Ehrengefolge. Als der Cardinal einmal fragte, ob er nicht die Aufdeckung der Kutsche bei der Hitze befehlen solle, meinte Carl, „Das möchte ich mich nicht unterstehen zu erlauben, wenn nicht vorher nach Madrid geschrieben ist, und die Junta darüber gesessen hat."

Wie frei und leicht mag er sich gefühlt haben, als er im Hafen von Santander die Wogen des cantabrischen Meeres branden sah (in Hamptoncourt war noch die Ansicht des Hafens von Percellis, Nr. 338), die ihn nach Altengland heimwärts tragen sollten, wo er in Portsmouth von den die Küste bedeckenden Volksscharen jubelnd empfangen wurde.

Von nun an schienen die Rollen vertauscht. Philipp hatte erklärt, daß keine Macht der Welt ihn davon abbringen werde, Alles zu erfüllen, was ausgemacht war. Die Infantin legte ihre bisherige Zurückhaltung ab. Es war kein Zweifel, daß die Verbindung ihren Glaubensgenossen nützen werde und so glaubte sie sich dem Eindruck, den ihr ebenso beharrlicher wie wenig ermuthigter Galan denn doch im weiblichen Herzen zurückgelassen hatte, hingeben zu dürfen. Sie machte aus ihrer Neigung kein Geheimniß mehr; sie sprach von dem Verlobten mit Wärme (show of affection), sie wies Ohrenbläsereien unwillig zurück. Sie hieß nun Prinzessin von Wales und lernte die englische Sprache. Schon war die hölzerne Brücke gezimmert, welche bei der Trauungsfeierlichkeit zur Capelle führen sollte.

Da trat das Unerwartete ein. Carl hatte dem Gesandten die Vollmacht zur Vollziehung der Vermählung zurückgelassen, die im December stattfinden sollte. Aber es war eine geheime Weisung nachgesandt worden, die Urkunde nicht abzuliefern ohne Eintreffen ausdrücklichen Befehls. Dieser Befehl blieb aus, die Vollmacht wurde am Termin zurückgehalten; nach dessen Ablauf war sie ungültig.

Die Forderung der Wiederherstellung des Winterkönigs diente als Vorwand. Alles war zu Ende. Der diplomatische Bruch folgte, und bald war zwischen beiden Kronen nach zwanzigjähriger Pause der Krieg von Neuem entbrannt.

Die Beweggründe sind kein Geheimniß. Alles zu versprechen, Alles zu dulden war Carl bereit, so lange er seinen Zweck zu erreichen hoffte: die Braut mit nach England zu bringen. Die Schmach, daß er nun mit leeren Armen zurück kam, konnte er nicht verzeihen. Buckingham war eifrig, den Groll zu schüren; als er sich überzeugt hatte, daß er von einem spanischen Hofstaat keine Freundschaft zu gewärtigen habe, beeilte er sich, das von ihm angezettelte Gewebe wieder aufzulösen. Als der Zauber der Gegenwart gebrochen war, als Carl sich erinnerte, wie er nicht ein vertrauliches Gespräch mit Maria gehabt in einem halben Jahre, wie nicht das kleinste Zeichen des Herzens ihm seine schwärmerische That gedankt hatte, als der Jammer der Rolle, die er da gespielt, über ihn kam, da befestigte sich in ihm der Vorsatz, der ritterlichen Brautfahrt einen freilich weniger ritterlichen Schluß zu geben, — indem er die Braut sitzen ließ. Wir brauchen ihn nicht hart zu beurtheilen. Nicht selten geschieht es, daß die Willenskraft, welche für ein Unternehmen zur Verfügung stand, in dem Augenblick verbraucht ist, wo sie die Hindernisse besiegt hatte. Man spricht von Charakterlosigkeit, Wankelmuth. Aber vielleicht war die aufgewandte Kraft eine bedeutende, nur doch wie jede Kraft, eine bemessene. Nun ist sie gerade bis auf den letzten Rest zugesetzt, selbst bis auf den kleinen Rest, der nöthig wäre, bloß um zuzugreifen. Der feine Gondomar hatte so etwas vorausgesagt. „Die Junta macht es wie unsere Aerzte“, sagte er, „welche ihre Kunden durch Aderlässe um's Leben bringen.“

So unerfreulich Gang und Ausgang des Heirathsprojects für beide Theile gewesen war, so sehr man bei ihnen eine Abneigung annehmen möchte, die Erinnerung an diese Monate zu berühren, so ist doch das Gegentheil der Fall gewesen. Offenbar sind, nach Ablauf des ersten feindseligen Zerwürfnisses, in London wie in Madrid, die angenehmen Eindrücke in den Vordergrund getreten, hier das Gedächtniß der einer spanischen Prinzessin und dem noblen Geist der Nation erwiesene Huldigung, das Bild eines edlen für alles Schöne jugendlich offenen Jünglings, dort der Eindruck, welchen auf ein feinfühliges Gemüth die einzige Reise in den europäischen Süden gemacht haben mußte. Solche Reisen pflegen ja meist in der Erinnerung die Beschwerden und Enttäuschungen abzustreifen und eine, wenn auch nur platonische Sehnsucht zurückzulassen nach jenen der Urheimath der menschlichen Race näherliegenden Himmelsstrichen. Auch ein dauerndes persönliches Interesse an dem spanischen Hause ist bei Carl I. bemerkbar. In den Sammlungen befanden sich viele Bildnisse seiner Mitglieder; und die englischen Großen wußten, daß solche Geschenke ihm besonders angenehm waren. Vom Graf Arundel erhielt er ein Bild Philipp's II. von A. Mor und des Herzogs von Alba; von Lord Ankrom das noch jetzt im Buckingham-Palast aufbewahrte der beiden Töchter Philipp's, Isabella und Catharina als Kinder, von Sanchez Coello. Sogar von einer Verbindung zwischen dem Kronprinzen Balthasar und einer Tochter Carl's I. ist einmal die Rede gewesen, und davon

ist ein Andenken zurückgeblieben in einem Bildniß des ersteren, das vor einigen Jahren im Schloß zu Windsor zusammengerollt entdeckt wurde und sich als ein schöner Velazquez herausstellte. Die Beziehung des Geschenkes zu dem Projekt geht aus einem Brief des toscanischen Residenten in Madrid hervor[1]). Die Bildnisse Philipp's IV. und der Elisabeth von Bourbon in Hamptoncourt, von welchen nur das erste (schauerlich mitgenommen und übermalt) auf Velazquez zurückgehen kann, das zweite ein Schulbild ist, sind im Jahre 1638 für die Königin geschickt worden[2]).

Auch in Madrid finden wir Carl Stuart's noch bei seinen Lebzeiten öfters freundlich gedacht, und nirgends mag wohl sein tragisches Ende lebhafteres Mitgefühl geweckt haben, als dort, wo man sich seiner Erscheinung so genau erinnerte. Hier, wo das Geld immer fehlte, bemerkte man mit Beifall die freigebige Gunst, die er den Künsten und Alterthümern schenkte. Carducho in seinen 1633 erschienenen Dialogen führt ihn unter den Mäcenaten auf; er rühmt den Aufwand, mit dem er nicht nur in unserem Welttheile, sondern auch in Asien und Afrika Statuen und Alterthümer suchen lasse und die geforderten Preise zahle, also daß ihm sein Palast bereits zu enge geworden sei. Wahrscheinlich war durch die Gesandten etwas bekannt geworden von den Ausgrabungen im Apollotempel zu Delos durch Digby und von den Ankäufen in Smyrna und Chios durch Sir Peter Wyche (Sainsbury 352 f.).

Als das Parlament am 23. März 1648 die Inventarisirung und Veräußerung des Nachlasses des ermordeten Königs beschloß, und die Potentaten eilten, sich ihren Antheil an der Beute zu sichern, traf es sich für Spanien günstig, daß es einen Diplomaten in London hatte, der sich von Anfang an mit den Parlamentariern auf guten Fuß zu stellen gewußt hatte, Don Alonso de Cárdenas. Theils auf eigene Hand, theils im Auftrag des Ministers Don Luis de Haro, hat er seinem kunstliebenden König mehrere der Perlen der Sammlung verschafft. Ihre Zahl ist bis jetzt noch nicht sicher festzustellen gewesen. In den Protokollen der Auction zwar sucht man vergebens nach den Namen jener hohen Kunstfreunde; ihre Commissionäre verbergen sich unter zahlreichen obscuren Personen, Palastdienern, abgedankten Officieren, Malern, Handwerkern und Trödlern. Dieser fünf Jahre (bis zum 9. August 1653) dauernde Verkauf der in 19 Schlössern vertheilten Schätze ist eines der dunkeleren, um nicht zu sagen beschämenden, Blätter in den Annalen der englischen Civilisation[3]). Diese gottseligen Republikaner, welche ihre Parlamentssitzungen mit Gebet eröffneten, interessirte bei Werken der bildenden Kunst nur die Unterscheidung von abergläubischen (superstitious) Gemälden (der

---

[1]) Es befindet sich jetzt im Buckingham-Palast, wo ich es 1879 durch die Güte des Mr. Doyne Bell sah; es stimmt überein mit dem Bildniß in der Gallerie des Haag und ist anscheinlich identisch mit dem im Katalog Karl's I. (170 N. 14) als The picture of the now prince of Spain angeführten. — In der Depesche vom 31. December 1639 im medic. Archiv heißt es: Si è fatto un ritratto del gran principe, armato e con tutta la gala, et mandato in Inghilterra, come se fusse molto vicino l'accasamento di S. A. con quella principessa.

[2]) I shall have the King and Queens picturs for the Queen. Sir A. Hopton to L. Cottington. 26. July 1638 (Sainsbury 353).

[3]) Vgl. The Academy, 1874. I, S. 267.

Jungfrau Maria, der zweiten Person der Dreifaltigkeit), die verbrannt werden müßten, und von indifferenten, aus denen Geld für das Gemeinwesen geschlagen werden konnte; wie das römische Volk im Mittelalter aus den Marmorbildern Kalk für seine Ziegelhütten brannte. Wahr ist, daß Cromwell den Verkauf nicht gern gesehen zu haben scheint: er hat die Cartons Raphael's England gerettet; die Herodias mit dem Kopf des Täufers hat er sinniger Weise für sich herausgenommen.

In der Handschriftensammlung des britischen Museums befindet sich das Notizenbüchlein eines Londoners, der in den Jahren 1651 und 52 die dort in Privatbesitz befindlichen Gemälde gesehen und aufgezeichnet hat[1]). „Der spanische Gesandte, heißt es darin, war der erste, der diese Sachen kaufte und dafür Ausgaben machte. Er hat von dem Holzhändler Harison dergleichen bis zu fünfhundert Pfund an Werth erworben; von dem Schneider Murray und Anderen zwei Gemälde Tizian's, eine Venus, Halbfigur, und die Juweliere für fünfzig Pfund" (das dreifache Bildniß des Juweliers, im Belvedere Nr. 508, das Don Alonso wohl dem Agenten des Erzherzogs Leopold überlassen haben wird). „Ein Cardinal sitzend und zwei Greise hinter ihm, alle auf Tafeln von sehr dickem Weidenholz (sallow), von Tintoretto, achthundert Pfund. Der Staat gab ihm die elf Kaiser Tizian's, mitsamt dem Zwölften, gemacht von Van Dyck. Diese kosteten dem König hundert Pfund das Stück, für welche ihm zwölftausend Pfund geboten wurden." (Nach Walpole II, 116 kaufte sie der Gesandte für zwölfhundert Pfund). „Er hat die berühmte Venus von Tizian, für welche dem Könige fünfundzwanzighundert Pfund geboten wurden; sie wurde von Walker copirt. Er hat verschiedene Tapeten (hangings), welche von Tizian gezeichnet waren."

Nach spanischen Nachrichten waren unter den von dem Gesandten erworbenen Gemälden die sog. Perle Raphael's, (für die ein Major Edward Baß am 23. October 1651 zweitausend Pfund zahlte), eine heilige Familie des Andrea del Sarto, Paolo's Hochzeit zu Cana, Tintoretto's Fußwaschung, (250 £). Diese von Velazquez in seiner Memoria angeführten galten für die Besten, er fügt noch hinzu das Bildniß Carl's V. (150 £), das Sir Balthasar Gerbier an einem Tage mit dem van Dyck'schen Reiterbildniß Carl's I. (200 £), am 21. Juni 1651 kaufte. Sicher kam damals aus England noch Tizian's Ruhe auf der Flucht (Museo del Prado 472), als Geschenk von Alonso's, Palma's Bekehrung des Paulus (£ 100, Nr. 325) und David mit dem Haupt Goliaths (£ 100, Nr. 324); das frühe Bild Tizian's mit dem Admiral Pesaro vor Alexander VI. im Museum zu Antwerpen; die oben genannte „berühmte" Venus mit dem Orgelspieler[2]) (1651); endlich die zwölf Cäsaren Tizian's; die sich noch zur Zeit Carl's II. (1686 und 1700) in der Galeria de Mediodia des Alcazar befanden. Der florentinische Gesandte nennt noch ein „Porzia Romana;" d. h. Lucrezia. Correggio's „Schule des Amor" kam in den Besitz der Alba. —

Diese Gemälde waren jedoch nur ein Theil der englischen Beute, von der

---

[1]) Egerton Ms. 1636.

[2]) Galeria del Prado 459 oder 460.

die Anhänger des verewigten Königs und seines Sohnes mit großer Bitterkeit sprachen. Sir Edward Hyde war mit dem 76jährigen Cottington in Madrid als Gesandter Carl's II., als das Schiff in Coruña ankam. Im Januar 1651 erhielten sie plötzlich ihre Pässe. Sie erfuhren erst später den wahren Grund: sie sollten nicht Zeuge sein, wie das Eigenthum ihres Königs in das Schloß zu Madrid gebracht wurde. Der Transport geschah auf achtzehn Maulthieren [1]) und muß sehr lange gedauert haben, wenn die Sendung dieselbe ist, von deren Ankunft der florentinische Resident am 9. September 1652 berichtet: „Fünfzehn Gemälde Tizians für 16000 Scudi, darunter die zwölf Cäsaren."

Philipp IV. bestimmte die religiösen Darstellungen für den Escorial und beauftragte 1656 Velazquez mit deren Aufstellung. Die Denkschrift des Malers darüber ist 1658 gedruckt und im Jahre 1874 von Baron Charles Davillier zu Paris in mustergültiger Ausstattung neu herausgegeben worden. Diese Memoria beginnt mit einer merkwürdigen, in den schlichten Worten eines mit der Feder wenig geübten Malers verfaßten, aber persönlichen Antheil verrathenden Erinnerung an Carl Stuart. Sie beweist, wie treu dieser spanische Maler, der auch nach anderen Anzeichen ein ebenso edler Mensch wie außerordentlicher Künstler gewesen sein muß, die Erinnerung an die dreiunddreißig Jahre vorher ihm vergönnte Begegnung mit dem liebenswürdigen und unglücklichen Fürsten bewahrt hatte.

„Carlos Estuardo, König von England, eines besseren Loses werth, wegen der herrlichen Eigenschaften, mit denen die Natur ihn ausgestattet, hat mit dem rühmlichen hochherzigen Ehrgeiz, seinen Palast zu zieren und sein Land reich zu machen durch das Edelste, Köstlichste und Ausgewählteste, was im Ausland zu finden war, Männer von feinem Sinn (gentil espiritu), Geschmack und Kenntnissen ausgesandt, reichlich und verschwenderisch versehen mit allem für ihren Zweck Erforderlichen, und indem sie durch Glück, Eifer und Gold viel von dem Besten, was dort zerstreut war, sammelten, brachten sie es nach England, und nach seinen königlichen Palästen von Westminster und Nonsuch, damit sie durch solche Zierden würdiger diesen Namen verdienten. Der erste Platz aber, der höchste Beifall wurde der Malerei zu Theil, nicht bloß wegen der Herrlichkeit dieser Kunst, sondern weil sie gerade dort hoch vertreten war durch Originale von erstem Werth und Namen; von jenen Künstlern, denen unsere Zeiten geweiht haben und weihen eine Verehrung und einen Cultus, wie das Alterthum seinen Apelles, Parrhasius und Zeuxis. Aber als Carl eines tragischen Todes starb, brach an einem Tage die lange Arbeit so vieler zusammen." —

## V. Maria, Königin von Ungarn, in Neapel. (1630)

Sechs Jahre nach der eben erzählten Geschichte kam die schon früher geplante Verbindung der Infantin mit dem Sohne Kaiser Ferdinand's II. endlich zu Stande. Am 5. April 1629 fand die Vermählung durch Vollmacht im Schlosse zu Madrid statt, bei der ihr königlicher Bruder, fieberkrank und im Bette sitzend, selbst den Consens übergab. Aber erst am Schluß des Jahres waren die Vorbereitungen zu der langen Reise nach Wien, die Zusammensetzung des überaus

[1]) Clarendon, History of the rebellion, VI, 457. Oxford 1826.

zahlreichen Gefolges beendigt. Die Hauptpersonen waren der kaiserliche Gesandte Graf Khevenhiller, der Ex-Vicekönig Alba, der Cardinal von Sevilla, Diego de Guzman. Philipp IV. hatte den Stephanstag (26. December) wegen des heiligen Stephans von Ungarn zur Abreise bestimmt. Der Widerwille der Prinzessin vor der Reise nach Deutschland war so groß, daß sie wieder vom Kloster sprach; der Staatsrath mußte darüber sitzen; er hielt die Heirath für so wichtig, daß Ihre Majestät schlimmsten Falls mit Gewalt fortgeschafft werden müsse.

Diese Reise, die sich mit nicht weniger als 963 Cavalieren und Dienern vorwärts bewegte, hat ein Interesse der Völkerpsychologie und Zeitphysiognomik. Die Depeschen, welche der Venezianer Padovino von Neapel aus an seine Regierung richtete, sind Comödiendichtern als Studium zu empfehlen. Die Spanier schrieben nicht bloß die besten humoristischen Romane, sie schufen auch die Stoffe dazu, bei denen freilich dem unfreiwilligen Mitspieler nicht immer heiter zu Muthe war. Dennoch würde man nicht wagen, Lesern eines vom Byzantinismus ja so weit abgekommenen Zeitalters dieses Nachspiel zuzumuthen, wenn sich die Puppen nicht diesmal als Staffage des Golfs von Neapel bewegten.

Daß die Königin, nachdem fast ein Jahrzehnt lang die Heirathsberathungen über ihrem Haupte geschwebt, den Weg zu dem ihrer mit Ungeduld harrenden Gemahl von Barcelona nach Wien über Neapel nahm und sich Zeit gönnte, dort fast fünf Monate zu verweilen, ist sonderbar genug, aber noch sonderbarer war die Ursache.

Der Mann bei dem sie sich dafür zu bedanken hatte, daß sie in ihrem Leben auch Neapel gesehen, war D. Antonio Alvarez de Toledo y Beaumont, Herzog von Alba, Enkel des berühmten Ferdinand, mit dessen Feldherrnstab, dem Geschenke Carl's V. in der Hand er seine erste Heeresschau in Neapel abgehalten hatte. Er war der Großneffe des Vicekönigs don Petro (1532—53), des Oheims jenes niederländischen Alba. Sieben Jahre (1622—29) hatte er das Königreich regiert; als der Vertrauteste mit den italienischen Verhältnissen war er der Königin mit dem Amt ihres Mayordomo mayor (Obersthofmeister) beigegeben worden.

Der alte Vicekönig Olivares, Vater des Conde Duque, hatte einst gesagt, das Vicekönigthum sei ein so köstlicher Bissen, daß man sich nicht darnach gelüsten lassen dürfe, wegen der Pein der Abreise. Wenige aber der Hochbegnadigten, denen der Hof von Madrid diesen Bissen bestimmte, hatten Neapel mit soviel Verstand genossen, wie dieser edle Greis. Er versagte sich keinen Tag seinen Spaziergang an der Chiaja, deren wüsten Strand er zum Lustort umschuf, und er versicherte, wenn es sein Stand erlaubte, würde er an dem geliebten Posilipp sein Leben beschlossen haben. Da er für seinen Geschmack viel zu kurze Zeit Vicekönig gewesen war, wie groß war sein Jubel, als ihm eine Gelegenheit aufleuchtete, sich noch einen Nachgenuß der siebenjährigen Regierung zu verschaffen, ohne die Last der Regierung, auf Kosten des Reichs und mit der besonderen Würze, seinem Nachfolger Alcalá alles mögliche Herzeleid zu bereiten. Wegen dieses Plans hatte er es nicht für nöthig gehalten, in Madrid, wo nie davon die Rede gewesen war, oder in Wien um Genehmigung zu bitten. Er meldete nur aus Genua, daß die Pest, die in Oberitalien spuke, jetzt den Weg durch die

Lombardei verbiete, es gezieme sich, daß die Königin nicht in Genua, wo sie Doria tausend Scudi täglich koste, sondern in casa propia d. h. in Neapel ihr Quartier nehme.

Im Frühling — Ende April — verbreitete sich in Neapel das Gerücht, die Königin von Ungarn werde kommen. Aber erst am 11. Juni erhielt der Vicekönig, D. Ferrante Afan de Ribera y Henriquez, Herzog von Alcalá die förmliche Anzeige. Zugleich kam die Weisung, sämmtliche aufzutreibende Schiffe zusammenzubringen für ihre Einfahrt in den Golf. Alcalá sah den Dingen, die da kommen sollten, mit Angst entgegen. Sein Schatz war erschöpft, der der Stadt nicht minder. Zwei weniger zu einander passende Herren gab es nicht unter allen Granden Spaniens als Alba und Alcalá. Alba war ein alter Lebemann, er färbte sich Haar und Bart, man sagte seine geheime Absicht sei, eine alte Flamme in Neapel wiederzusehen;[1]) er war der empfindlichste der castilischen Edlen und glaubte, daß man ihn behandeln müsse wie seinen Großvater Ferdinand, mit dessen Kriegsthaten er den königlichen Palast zu Neapel von dem Griechen Belisar Correnzio in Fresko hatte ausmalen lassen. Alcalá war ein Freund der Gelehrten, Künstler und Dichter, und einer der wenigen Vicekönige des Jahrhunderts, die den Versuch machten, Etwas für das Wohl des Reichs zu thun; man wunderte sich, daß er eine große Bibliothek mit sich führte, was nicht standesgemäß schien; Alba nannte ihn spöttisch „den Doctor", welchen Grad er wirklich besaß. Nach Morosini (Relation von 1581) galten beim spanischen Adel Studien (wie Handel) für beinahe ehrlos (poco meno che infame).

Es hieß nun zwar es werde bloß eine Durchreise sein; aber der Befehl, daß der Prinz von Colombrano drei Paläste am Posilipp in Stand setzen sollte, verrieth ganz andere Absichten. Zwei Hofmarschälle (aposentadores) der Königin erschienen, und verlangten vom Vicekönig die Räumung des Palazzo reale; der eine sagte sogar laut: „Entweder geht Alcalá aus dem Palast heraus, oder die Königin geht nicht hinein". Alcalá zog hierauf nach dem Pizzofalcone und dann in's Castel nuovo.

Die Schiffe, über Livorno und Civitavecchia kommend, landeten am 29. Juli in Gaeta, und zwei Tage darauf war die Königin in Procida, wo sie einige Tage die Vorbereitungen zu ihrem Empfang abwartete. Sie bewohnte den Palast des Herrn der Insel, Marchese von Pescara; erbaut von dem Sohn des Feldherrn Carl's V., Cardinal Inigo d' Avalos. In diesen heißen und unbequemen Palast war in der Eile von dem Schwiegersohn des Marchese, Prinzen von Avelino, Silber und Mobiliar geschafft worden. Hier sah sie Marc' Antonio Padovino, den die Venezianer an die Königin gesandt hatten; er kam mit einem ansehnlichen Gefolge venezianischer Herren, um ihr die Dienste der Republik bei der Fahrt durch den Golf anzubieten. Wie er später erfuhr, war die Gewährung der Audienz erst auf Schwierigkeiten gestoßen; die Damen behaupteten, „sie habe heute nicht ihr schönes Gesicht, sie sei ohne Farbe" (descolorida). Alba geleitete ihn in's Zimmer, er stand neben ihm, etwas zurück; die Cavaliere mußten alle von

[1]) Le fiamme, che l'ardevano quando fu Vicerè, sono ravvivate tutto che egli sia settuagenario, et l'odio che porta al Vicerè, è acerrimo. Padovino, 19. Nov.

außen zusehen, die Damen standen seitwärts an der Wand. Padovino schrieb: „sie ist ganz schön (di conveniente bellezza); doch reicht sie nicht an ihre Schwester von Frankreich“. Sie stand gelehnt an ein Tischchen; den viertelstündigen Vortrag beantwortete sie mit einer für sie ziemlich langen Rede (Zeit ein Credo zu sagen); wahrscheinlich hatte sie gesagt, daß man über diese Frage den kaiserlichen Courier abwarten müsse; aber sie sprach wieder so leise, daß der Gesandte nicht ein Wort verstand; und bei der letzten Verbeugung des Gesandten nickte sie ein klein wenig mit dem Kopf.

Schon auf der Reise bis hierher war es keine Kleinigkeit gewesen, zwischen so vielen mehr oder weniger querköpfigen Personen hohen Rangs, mit der Etikette in's Reine zu kommen. Die Annalen Khevenhiller's geben davon einen Begriff. „Um alle puntillos, Verwicklungen, Prätendenzen zu schreiben, dazu würden zwei Wochen nicht hinreichen .... kurz, mit solcher Eitelkeit machen sie sich lächerlich vor der Welt.“ (Padovino, 6. August). Zwischen Spaniern und Italienern, und unter dem Gefolge selbst, erhoben sich täglich Streitfragen, welche die am Platz verfügbare Intelligenz und Autorität nicht hinreichte, zu lösen: es mußte expreß in Madrid angefragt werden. Die Königin sah sich in allen ihren Bewegungen gehemmt. Die Spanier waren ebenso empfindlich und exact für sich, wie geizig mit Titulaturen und kurz angebunden gegenüber anderen. In Saragossa hatte sich Alba wegen Unpäßlichkeit einen Tabouret in's Zimmer Ihrer Majestät setzen lassen, er berief sich auf seinen Großvater, dem die Königinnen Isabella und Anna solches gestattet; der Beichtvater protestirte dagegen als unschicklich: Anfrage in Madrid. Im Toscanischen fiel es Alba ein, den Großherzog Eccellenza statt Altezza zu tituliren: Beschwerde des Gesandten in Madrid. Der Marques von Barajas und der Obercaplan konnten sich nicht darüber vergleichen, wer von ihnen die letzte Serviette bei Tafel abzunehmen habe: Bericht nach Madrid.

Diese Schwierigkeiten wuchsen ihnen in Neapel über den Kopf. Seit Carl V. war keine Person des königlichen Hauses dort erschienen. Der Kaiser wäre ein unanfechtbares Präcedens gewesen; aber der Fall war viel verwickelter. Der Empfang mußte z. B. einige Grade höher stehen, als der des Vicekönigs; und ebenso, als der kürzlich vorhergegangene des Prinzen Philibert von Savoyen, spanischen Generals zur See: der Ponte, der vom Schiff zum Land führte, mußte also viel länger sein, mit mehr Bogen, ausgeschlagen mit Silberstoff u. s. w. Als Carl V. einzog, ritten ihm zur Seite der Vicekönig und der Sindaco, der hier das Reich und die Stadt Neapel repräsentirte „und alles was in Neapel nicht König ist“, und die Eletti als erste Magistratsbehörde. Aber jetzt waren da außerdem noch der Exvicekönig, der Cardinal Erzbischof Guzman von Sevilla, der Cardinal Erzbischof von Neapel, der päpstliche Nuntius Serra, der kaiserliche Gesandte Graf Khevenhiller. Die Stadt hatte ihrem hohen Gast zu Ehren den Sindaco Ettore Capecelatro gewählt, aber die Königin sagte, sie wolle von keinem Sindaco empfangen werden. Für keinen konnte man den Platz finden. Die hohen Beamten des Regno, viele vom neapolitanischen Adel (der baarhaupt erscheinen sollte), reisten vorher ab. Die Königin, ungeduldig, meinte im Ernst, sie wolle bei Nacht einziehen. Der Einzug fand statt am 13. August unter Kanonendonner, gefolgt vom Feuerwerk auf S. Elmo.

Maria kam angefahren vom Posilipp her nach dem Molo, mit einer Flotille von 36 Galeeren: vier spanische, zehn neapolitanische, vier genuesische, zehn von Doria, drei sicilianische, auch päpstliche und flandrische; sie selbst befand sich auf der Capitana von Neapel, die mit zwei Galeeren zum Molo fuhr. Es war nichts übrig geblieben als das Programm des Einzugs halb förmlich, halb tumultarisch zu machen: zuerst etwa vierzig vom Adel ohne Rangordnung, dann der Cardinal zwischen Alba und Alcalá, die Sänfte der Königin, an den Seiten offen, hinter ihr ihre Camerera mayor, Gräfin von Siruela, die Carossen der Hofdamen. Der kaiserliche Gesandte erwartete sie in der Antecamera. Die Neapolitaner fühlten sich für den erlittenen Uebermuth gerächt durch die Dürftigkeit dieses Einzugs und durch die Komik mancher Figuren. Der Cardinal Guzman, ein kurzer fetter häßlicher Mann von bleierner Farbe, mit pechschwarzen Haaren, ritt ein feuriges Maulthier, das nach seinen unschulmäßigen Sprüngen zu urtheilen, gar nicht mit seinem Reiter einverstanden war.

Maria wohnte zuerst eine Woche im Palast Colombrano am Posilipp, um, wie Alba sagte, die Wonne dieses köstlichen Strandes in der schönsten Jahreszeit zu genießen, die Seeluft, und den Anblick der hier stets vorbeigleitenden Nachen mit Damen, Cavalieren und Musik. Seit dem Tode des Herzogs von Savoyen erschien sie in Schwarz, das ihre Schönheit erhöhte; besonders gut machten sich ihre weißen Hände in den schwarzen netzförmigen Seidenhandschuhen. Dann bezog sie den Palast. Und nun gedachte sie Runde zu machen durch die prachtvollen Kirchen der Stadt, sich vom dortigen Adel Bälle, lebende Bilder, Singspiele aufführen zu lassen. Wo konnte sie einen besseren Führer finden als Alba? Zu Hause hatte sie so oft von dieser Wunderstadt erzählen gehört. Hatte nicht einst eine alte Frau ihrem Bruder, dem König, als höchsten irdischen Segen gewünscht, einmal Vicekönig von Neapel zu werden?

Aber es fand sich, daß das nicht so einfach war. Obwohl der König gewollt hatte, daß man alle Adligen gleich behandele, so hatte doch die Königin im Widerspruch mit Alba darauf bestanden, daß die neapolitanischen Titolati den Hut nicht aufsetzen dürften. Die Damen des neapolitanischen Adels sollten bei Hof an der Erde auf Teppichen sitzen; nur fünf konnten als Granden behandelt werden und erhielten Polsterkissen; auch diese Gunst mußte mit Gold erkauft werden. Die Folge war, daß einen vollen Monat lang kein Besuch kam. Man hatte einen Maskenball all' ungarese veranstaltet, achtundvierzig Cavaliere und Damen; damit den Damen Stühle erlaubt werden konnten, wurde eine bedeckte Loge erfunden, in der die Königin, nicht öffentlich, hinter versilberten Jalousien saß. Nur eine Enkelin don Juan's de Austria, Margarita Branciforte, Prinzessin von Butera, wurde als Verwandte besser behandelt.

Als die Sehenswürdigkeiten der Stadt besucht werden sollten, erhoben sich neue Schwierigkeiten über die Formen, wie der Erzbischof, die städtischen Behörden sich dabei zu verhalten hätten. Darüber vergingen vier Wochen. Endlich rief sie zornig: „Ich will aus dem Kloster heraus!“ Man beschloß nun, daß sie die Kirchen privatim sehen solle. Als das Volk sie bei der Ausfahrt begrüßte, neigte sie nicht einmal den Kopf, „sie schien eine Marmorstatue.“

Zuerst begab man sich nach dem Dom des heil. Januarius. Aber gleich

beim Eintritt machten alle anderen Empfindungen der des Zornes Platz, als der Erzbischof Buoncompagni nicht zu sehen war, die Canonici sich weigerten, die Reliquien aus dem Tesoro heraus in die Kirche zu bringen, und zur Seite des Altars über dem erzbischöflichen Thron der Baldachin stehen geblieben war, dessen sich die Cardinäle beim Empfang königlicher Personen nicht bedienen. Zur Genugthuung wurde ein zweiter Besuch veranstaltet, der Cardinal Guzman ließ den Baldachin durch den Grafen Barajas und dessen Trabanten herunternehmen, obwohl zur Zeit das Allerheiligste ausgestellt war, er nöthigte die Domherren, unter Androhung der Zertrümmerung der Thüren des Schatzes, die Reliquien ihm entgegenzutragen. Die Neapolitaner fühlten sich in der Seele ihres San Gennaro tief gekränkt, und erzählten später, daß der Cardinal vom Fieber gepeinigt gerufen habe: „Was will San Gennaro von mir?"

Eine alte, den Italienern wunderlich vorkommende Sitte war der Gebrauch, daß die Teppiche, die bei solchen Besuchen von den Klöstern und Kirchen gebraucht worden waren, von der begleitenden Wache der Hellebardierer als provecho mitgenommen wurden, z. B. der schöne Baldachin, den die Mönche von S. Maria di Piedigrotta aufgerichtet hatten. Noch sonderbarer aber war die „Galanterie" d. h. die Sitte der Gäste, was sie in ihren Quartieren fanden, Silber- und Seidengarnituren, zum Andenken einzupacken. Die Familien, welche Silber und Möbel in den königlichen Palast zur Ausstattung der Gemächer leihweise zu liefern hatten, liehen deshalb ihre Sachen nicht an den Hof, sondern an Privatpersonen, die dafür gerichtlich belangt werden konnten.

Der Papst Urban VIII. hatte Maria die goldene Rose zugedacht. Monsignor Serra sollte sie ihr in der Palastcapelle überreichen. Aber sie erinnerte sich plötzlich, daß sie als kleines Mädchen bei ihrer Mutter gesehen hatte, wie die Rose dieser mit Pomp und Cavalcade überbracht wurde, fühlte sich beleidigt, und wollte ebensoviel Umstände mit sich gemacht wissen.

Während dieser Zeit kam Velazquez von Rom nach Neapel, um im Auftrag Philipp's IV. ihr Bildniß aufzunehmen. Der Hofmaler hatte fünf Monate vor ihrer Abreise Madrid verlassen, um sich mit Spinola nach Genua einzuschiffen. Wahrscheinlich war es dem König erst kurz vor der Trennung eingefallen, daß er kein Bildniß seiner Schwester, wenigstens keins aus ihren letzten Jahren besaß. Dieses Bildniß ist wahrscheinlich das Madrider; in dem Berliner scheint manches später ausgeführt, z. B. die Hände.

Inzwischen aber hatten sich schwere Zorneswolken in Madrid und Wien gesammelt; und mitten in die schönsten Herbsttage und in die Aussicht einer parthenopeischen Wintersaison, fiel ein Brief des Kaisers aus Regensburg (20. September) mit dem Befehl, die Abreise unter allen Umständen anzutreten. Alba, der sich dort verjüngt fühlte und sogar vom Volk mit Evviva begrüßt wurde, konnte bei allem Nationaltalent für Erfindung von Hindernissen, die Anstalten zum Aufbruch doch kaum auf drei Monate ausdehnen. Der Kaiser hatte selbst an seine Schwiegertochter sehr ernst in italienischer Sprache geschrieben, sie aufgefordert selbst zu handeln und einen Entschluß ihrer würdig zu fassen. Alba war so aufgeregt, daß es beinahe zwischen ihm und dem Grafen Khevenhiller zum Duell gekommen wäre. Er hatte in Gegenwart Marien's dessen

Ankündigung, die Galeeren seien in Ancona bereit, in Zweifel gezogen und die Vorlegung schriftlicher Belege vermißt. Hierauf erhob der Gesandte die Stimme sehr laut und gab, zur Königin gewandt, zu bedenken, daß Gesandte nicht nöthig haben, ihre Befehle zu zeigen; Ihre Majestät dürfe nicht dulden, daß die Glaubwürdigkeit eines kaiserlichen Gesandten angezweifelt werde, dabei käme des Kaisers Ehre in's Spiel, das möge sie wohl bedenken. Darauf erhielt er einen Besuch ihres Beichtvaters, des Capuzinerpaters Diego de Quiroga, der ihm zu überlegen gab, daß man zu Ihrer Majestät demüthiger sprechen müsse, daß er sich zu entschuldigen habe, die zukünftige Königin von Ungarn und Böhmen könne ihm nützen und schaden. Graf Khevenhiller fand keine Veranlassung zur Entschuldigung, aber als er wieder bei Hof erschien, zeigte ihm die blonde Dame ein finsteres Gesicht (brusca ciera), und aus ihrem Gemurmel verstand er nur die Worte, er sei zu laut gewesen (ablado mas alto).

Als die Nachricht vom Frieden zu Lübeck ankam, dem das Restitutionsedict folgte, tobten die Herren über den Kaiser, nannten den Frieden eine unförmliche Fehlgeburt, erzählten, Ferdinand II., seine von Frankreich gekauften Minister sowie die Churfürsten seien in der Sitzung betrunken gewesen. Da die Königin dazu still schwieg, hieß es, sie sei am Ende doch wie alle Weiber, ja noch unvollkommner. Noch ehe sie ihren Mann nur gesehen habe, sei sie mehr für den als für ihren Bruder und ihr eigenes Haus.

Endlich, am 13. October hatte Alba die Genugthuung, seinem Nachfolger in Castel nuovo ein Actenstück zuzustellen, das diesem wohl mehr als eine schlaflose Nacht gemacht hat. Es wurde ihm darin auferlegt, tausend Maulesel, achtzig Wagen, vierzig Sänften und siebenhundert Sattelpferde bereit zu stellen. Da das letzte Geld für Tourniere und Feste draufgegangen war, so wurden die Provinzialerheber angewiesen, alle vorräthige Münze zu schicken und auf allen ersinnlichen Wegen das Nöthige aufzutreiben. Dieser gewaltige Troß stand seit dem 20. November bereit, und jeder Tag kostete zweitausend Scudi.

Und so kam es, daß die Königin am 18. December aufbrechen mußte zur schaurigen Winterreise durch Apulien und die Abruzzen. Sie verließ den Palast in grünem goldgesticktem Kleid und in einer grünsammtnen Sänfte, sie trug einen „Salatkragen" (gorguera á lechuguilla). Vier Cavaliere wurden vorangeschickt zur Reparatur der Wege und Brücken, von denen das Wasser einige weggerissen hatte. Alba bekam vorher schon eine Gesichtsgeschwulst; aber er gelobte: „gesund oder krank, lebendig oder einbalsamirt, werde ich Ihro Majestät auf der Reise dienen, und von Ancona ab (wo seine Vollmacht erlosch) ihr wenn's sein muß folgen als ihr Diener" (criado). Sie hätte am liebsten ihn und die anderen an der Grenze des Reichs Neapel verabschiedet; sie sah, daß die deutsche Gemüthlichkeit und Mangel spanischer Gemessenheit (sosiego) zu Auftritten Anlaß geben werde; sie schien mehr Geschmack zu finden am Grafen Khevenhiller (cavaliere gentilissimo: Padovino). Sie quälte den alten Beau, indem sie ihm erlaubte, zur Seite ihres Wagens zu reiten, auf den holprigen Gebirgspfaden, wo die Karosse oft im Schlamm stecken blieb. Am Weihnachtsabend war man vor dem Bergstädtchen Bovino; aber wegen des Eises mußte man unten am Berg bleiben, und Weihnachten in einer durch ihre Prellerei weithin berüchtigten Hosteria feiern.

Der erste Weihnachtstag wurde in Foggia zugebracht. Sie besuchte und beschenkte auch das heilige Haus von Loreto. Die düstere Reise erhielt einen umheimlichen Abschluß in Ancona, wo am 14. Januar 1631 der Palast Guidubaldo Trionfi abbrannte, viel Menschen ihr Leben verloren, viele Kostbarkeiten geplündert wurden und die Königin im Nachtkleid in einer fliegenden Sänfte den Flammen entkam. Der Cardinal Guzman, der dabei seine Pantoffeln verlor, erkrankte und starb nach drei Tagen.

Die Neapolitaner trösteten sich über den Besuch mit einer Strophe, in welcher die Königin als eine neue, zu der schon ansehnlichen Reihe der über ihr so schwer zu ruinirendes Land bereits verhängten Prüfungen hinzukommende Nummer gebucht wurde.

Il Vicerè passato, e lo presente, e lo futuro, [Monterey]
La Regina e la Reginella,
L'Infante, e l'Elefante,
La Guerra, la Peste et il Visitatore
Hanno posto il Regno a rumore.

Der Vicekönig — der da war und der da ist und der da kommt;
Die Königin und das Königinchen,
Der Infante und der Elefante,
Der Visitator, der Krieg und das pestilenzialische Fieber,
Die brachten das Reich drunter und drüber.

Die Reginella ist die schöne reiche Doña Catalina Manrique, Prinzessin von Marano, Tochter des Castellans von S. Elmo, eine der vielen Damen, die Philipp IV. verehrt hatte. Der respectlos mit dem klugen Dickhäuter zusammengestellte Infant ist der am 17. October 1629 geborene Prinz Balthasar.

Die zweite Hälfte der Reise ging zur See von Ancona nach Triest. Diese Seereise hatte schon ein Jahr lang den Politikern schwere Sorgen gemacht. Die Spanier hatten sich vorgenommen, die Königin mit ihren dreißig Galeeren selbst nach Triest zu fahren. Hier aber legte Venedig Protest ein, die Serenissima verweigerte ihre Erlaubniß. Sie behauptete, die Gewährung werde einen Präcedenzfall abgeben, den die Osmanen sich nicht entgehen lassen würden. Sie gaben zu, daß ihr Staat eifersüchtig sei auf seine Freiheit; aber er habe auch Grund dazu. Nicht dem Könige von Spanien, aber seinen Ministern mißtraue sie. Sie erinnerte an jene dunkele Verschwörung von 1618 und an Osuna's Verhöhnung ihrer Souveränetät auf der Adria. Die Eroberung Mantua's hatte die Gefühle der Furcht und des Hasses in den Herzen aller Italiener neu entfacht. — Sie boten der Königin aber ihre eigene Flotte an. Schon zweimal waren spanische Fürstinnen von der Republik durch ihr Meer escortirt worden, zuerst die Kaiserin Maria, später die Königin Margarethe. Der königliche Stil, in dem diese kostspielige Galanterie ausgeführt worden war, die Bequemlichkeit, die Geschenke, standen noch bei vielen Damen und Herren als das höchste in seiner Art in gutem Andenken. Aber diesmal hielt es der spanische Stolz für ungeziemend, daß die Schwester ihres Königs auf anderen als königlichen Galeeren in die Arme ihres Gemahl geführt werde. Alba versicherte der Königin, die Venezianer seien Betrüger (Venecianos engañan). Man werde auch ohne Genehmigung der Republik durchfahren. Aber der Admiral Pisani antwortete,

er müsse es dann, die Rücksichten auf Ihro Majestät bei Seite setzend, darauf ankommen lassen, daß sie ihre Hochzeitsfahrt unter Seegefechten und Kanonendonner mache. Da auch der Kaiser keinerlei Bedenken fand, die Einladung anzunehmen, so hielt man es für das Beste, nachzugeben.

Alle schlimmen Eindrücke verschwanden vor dieser Fahrt durch den Golf von Venedig. Der Provveditore dell' Armata Antonio Pisani empfing die Königin am 24. Januar zu Ancona, die Reise nach Triest glich einem Triumphzug. Der alte Alba sprach in Madrid von nichts als der Größe und Munificenz Venedigs. In Mürzzuschlag, am 22. Januar, traf Maria mit ihrem Gemahl zusammen.

Von nun an verliert sich ihr Leben in den Gemächern der Wiener Hofburg. Man hörte in Madrid nur noch von ihr sprechen, als die Geburten des kleinen Erzherzogs und mehrerer Erzherzoginnen gefeiert wurden, und bei den zweimonatlichen Festen nach der Kaiserwahl im Februar 1637. Ihre Tochter Marianne wurde später die zweite Gemahlin Philipp's IV. — Dann starb sie plötzlich, in ihrem vierzigsten Lebensjahre (1646), zwei Jahre vor Carl Stuart. Niemand hat sie tiefer betrauert als ihr einziger überlebender Bruder, der damals verwittwete Philipp. Von unerhörten Unglücksschlägen bestürmt, rief er von Schmerz überwältigt aus: „Sie war meine einzige Schwester, der Augapfel meines Herzens, der Trost meiner Seele, meine einzige Hoffnung auf Erden.“ [1]) — Und so schließt das Schattenspiel, das dem Leser schon zu lange gedauert hat, doch mit dem Ausdruck einer reinen menschlichen Regung, vor dem Gleichmacher Tod.

[1]) La morte dell' Imperatrice . . . è stata dalla Mtà sua sentita nell' interno del cuore, et hà dato per così dire trabbocco alla sua connatural placidezza, et a quella compostura d'animo, con che suol il Rè ricever i colpi della fortuna. Udito l'aviso proruppe in lacrime, et essagerationi di dolore, dicendo che questa era l'unica sua sorella, la pupilla del core, il conforto dell' auimo, ogni sua speranza. Depesche Giustiniani's vom 15. Juni 1646.

# Die Fidschi-Inseln als britische Colonie.

Eines der frühesten Hefte der „Rundschau", December 1874,[1]) gab eine Schilderung des Besuches, welchen im April des genannten Jahres Sr. Maj. Kriegscorvette „Arcona" auf ihrer Weltumsegelung den Fidschi-Inseln abstattete, sowie des feierlichen Empfanges, welchen der letzte Herrscher, König Cakobau oder Thakombau, der Schiffsmannschaft bereitete. Jener Aufsatz, aus der Feder des Marine-Stabsarztes an Bord der Corvette, Dr. Boehr, entwarf ein Bild der Inseln und ihrer ungeordneten Zustände, wie sie damals, unmittelbar vor der nicht viele Monate später erfolgenden britischen Besitzergreifung, waren. Seitdem sind acht Jahre verflossen und es wird, zumal bei der inzwischen immer lebhafter fortschreitenden colonisatorischen Bewegung in unserem Vaterlande, für die Leser dieser Zeitschrift von nicht geringem Interesse sein zu erfahren, wie die Fidschi-Inseln sich unter dem Einflusse der britischen Colonial-Politik entwickelt haben.

Wir verdanken den nachstehenden Bericht Herrn Gust. Truppel, welcher die letzten vier Jahre als „acting manager" einer der größten deutschen Südsee-Firmen in Levuka, Fiji, thätig war und gegenwärtig sich im Auftrage der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft nach den Samoa-Inseln begeben hat. Was der britischen Regierung auf den von der Natur überaus reich gesegneten, in jeder andern Hinsicht aber verwahrlosten Fidschi-Inseln in kurzer Zeit gelungen ist, kann in diesem Augenblick, wo der so eben begründete deutsche Colonial-Verein den Versuch unternommen und die Aufgabe sich gestellt hat, die Frage der deutschen Colonisation zu einer nationalen Angelegenheit zu machen, vorbildlich und anregend auch für uns sein. Dies um so mehr, als hier, in der jüngsten englischen Colonie Polynesiens, zum ersten Male der Weg der Cultivation mit Geschick betreten worden ist[2]).

Bekannter Maßen hat eine eigentliche „cultivatorische" Befähigung der nur als „Colonisatoren" unübertroffenen Engländer in Neuseeland und auf dem australischen Continent, gleichwie in Indien und Afrika, bisher sich nicht

---

[1]) „Deutsche Rundschau", 1874, Bd. I, S. 380 ff.: „Die Fidschi-Inseln" ꝛc.

[2]) Ueber den zuerst von Hübbe-Schleiden aufgestellten Unterschied von „Colonisation" und „Cultivation" s. „Deutsche Rundschau" 1882, Bd. XXX, S. 206: „Deutsche Colonisation".

gezeigt. Auch läßt sich für Fidschi noch kein sicheres Prognosticon auf einen nachhaltigen Erfolg stellen; hängt doch Alles davon ab, ob sich Männer von der rücksichtslosen Energie eines Sir Arthur Gordon, des ersten Gouverneurs der Colonie [1]), auch ferner als Leiter der internen Politik finden werden. —

Für das Verständniß der jetzigen Situation der Colonie wird es nöthig sein, mit einigen Worten die Geschichte derselben zu recapituliren.

Wir übergehen die Periode von der Entdeckung der Inseln durch den bekannten holländischen Seefahrer Abel Jansen Tasman im Jahre 1643 bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo ein Ereigniß zunächst die Aufmerksamkeit Australiens auf dieselben lenkte. Im Jahre 1804 entkamen nämlich eine Anzahl (27) Verbrecher von der Strafcolonie Neu-Süd-Wales und landeten in Fidschi, wo sie sich auf Mbau und an dem Rewaflusse auf Viti Levu, der größten der Inseln, ansiedelten. Mittelst ihrer todtbringenden Feuerwaffen wußten sie bald die terrorisirten Insulaner, denen die Eindringlinge als überirdische Wesen erschienen, ihrem Willen dienstbar zu machen und die so mühelos erworbene absolute Herrschergewalt in solch' bestialischer Weise auszubeuten, daß sie zuletzt selbst jenen wilden Cannibalen Abscheu einflößten. Wie von solchen Elementen vorauszusehen, rieben sie sich nach und nach in gegenseitigen Kämpfen selbst auf, so daß im Jahre 1840 nur noch ein Ueberlebender sich fand. Dieser Letzte seines Stammes, ein Irländer Namens Connor, war vollständig fidschianisirt oder nahezu verthiert; wie der Revd. Thos. Williams in den Schriften „Fiji and the Fijians" erzählt, ging sein Ideenkreis nicht über das Züchten von Schweinen und Geflügel hinaus. Uebrigens belief sich auch die Zahl seiner Kinder damals auf 48.

Um diese Zeit fanden nun auch vage Gerüchte über die Pracht und den Reichthum jener Koralleninseln ihren Weg nach Australien und lockten kühne Seefahrer und Abenteurer, einen nutzbringenden, wenn auch gefahrvollen Handelsverkehr anzuknüpfen, bei welchem das kostbare, damals noch vielgefundene, jetzt ganz ausgerottete Sandelholz eine große Rolle spielte.

Im Jahre 1835 bestand bereits eine kleine Ansiedelung Weißer in Levuka auf Ovalau, die sich um 1851 durch den Fidschi berührenden Verkehr nach Californien immer mehr verstärkte; das freie, zügellose Leben in üppiger Tropennatur konnte vagabondirenden Glücksrittern nur zusagen. Aber trotz der etwas zweifelhaften Qualität dieser ersten „Pioniere der Civilisation" consolidirten sich die Verhältnisse im Ganzen in friedlicherer Weise als man erwarten sollte und der Tauschhandel, verbunden mit Bootbau und anderen kleinen Industrien, nahm allmälig größere Dimensionen an. Inzwischen waren auch im Reiche der Fidschianer selbst tiefgreifende Veränderungen vor sich gegangen. Der Häuptling Cakobau (spr. engl. Thakombau) — jener „dunkle Ehrenmann", der seinen eignen Bruder und Schwager meuchlings erschlug und gemäß damaliger Landessitte verspeiste, heutigen Tags aber als Exkönig von Fidschi seine vollwichtige von Großbritannien ihm gezahlte Pension von £ 1200 p. a. genießt. — Cakobau, dieser Cannibale unter den Cannibalen, hatte nach langen blutigen Kämpfen die meisten anderen Stämme der Oberherrschaft von Mbau, seiner Residenz, unterworfen;

[1]) Jetzt Gouverneur von Neu-Seeland.

das Christenthum breitete sich, Dank der unermüdlichen Missionsthätigkeit, immer mehr aus — bis endlich der König selbst durch seinen Uebertritt das Signal zu nahezu allgemeiner Bekehrung gab. Bereits im Jahre 1859 sah sich indeß Cakobau bewogen, infolge einer aus kleinlichem Anlaß entstandenen Verwickelung mit der amerikanischen Regierung, sein Reich der britischen Krone gegen Zahlung der ihm auferlegten Geldbuße von £ 9000 zu offeriren, wurde aber nach den ungünstigen Berichten einer entsendeten Commission abschlägig beschieden. Es folgten mehrfache Versuche der weißen Ansiedler, deren Zahl nunmehr zwischen zwei- und dreitausend variirte, eine verfassungsmäßige Regierung zu constituiren, die sich indeß in der Einseitigkeit ihrer Tendenzen nicht lebensfähig erweisen konnte, so daß endlich im Jahre 1874 ein abermaliges bedingungsloses Cessions-Anerbieten an Großbritannien herbeigeführt wurde, welchem dann auch entsprochen ward, — nicht ohne daß ein noch in letzter Stunde erhobener Protest seitens der versammelten Häuptlinge durch gewisse indirecte Zwangsmittel wirksam unterdrückt worden wäre. So übernahm denn am 1. September Sir Arthur Gordon als erster Gouverneur die unumschränkte Leitung der als Kroncolonie (crown-colony) dem britischen Reiche einverleibten „colony of Fiji“, und nachdem im folgenden Jahre eine Revolte der damals noch heidnischen Gebirgsbewohner (mountaineers) des Innern von Viti Levu im Keime erstickt wurde, ist die friedliche und stetige Entwickelung des Landes nicht wieder gestört worden. —

„Der gute Colonisator ist der größte Staatsmann, den es nur geben kann," sagt Dr. Fr. Kapp treffend in seinem Referat im Congreß deutscher Volkswirthe von 1880. Ist es nun an und für sich keine leichte Aufgabe, die heterogenen Elemente einer jungen Colonie europäischen Stammes zu einem von solidarischem Interesse beseelten Ganzen zusammen zu schweißen, so wird einleuchten, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um die Gefahren einer Collision der numerisch verschwindenden weißen Bevölkerung von jetzt ca. 2500 Seelen mit einer fünfzigmal stärkeren von Eingeborenen, ca. 120,000, zu vermeiden. Dazu kommt noch, daß, wie bemerkt, die Engländer als Colonisatoren bis jetzt sich unfähig erwiesen haben oder nicht ernstlich Willens waren, ideelle Cultur auf tiefer stehende Rassen zu übertragen. Der Engländer, welcher in solchen Handelscolonien sein Glück versucht, will, verwöhnt durch so viele Beispiele raschen Erfolges auf diesem Gebiete, in möglichst wenig Jahren ein möglichst großes Vermögen erwerben, um dann sorgenfrei in der Heimath das Leben genießen zu können. Hier aber auch prägt sich die coloniale Uebersättigung Englands aus, von welcher Dr. Fabri in seiner bekannten Schrift [1]) spricht. Es bedurfte daher eines leitenden Staatsmannes wie Sir Arthur Gordon, um unbeirrt von einer allseits anstürmenden Opposition den einmal als richtig erkannten Weg zu verfolgen.

Ich bemerke jedoch, daß sich meine Bewunderung dieses jedenfalls eminenten Mannes lediglich auf seine administrativen Leistungen, vornehmlich mit Bezug auf die Eingebornen, beschränkt; denn Deutschlands Interessen in Polynesien haben sich seiner Gunst eben nicht zu erfreuen!

Die Fidschi-Gruppe nimmt die weitaus bedeutendste Stellung unter den

---

[1]) „Bedarf Deutschland Colonien?" Gotha, 1879.

Inseln der Südsee im engeren Sinne ein. Mit einem Flächeninhalt von 378 Quadratmeilen übersteigt sie vergleichsweise den des Königreichs Württemberg noch beträchtlich; hiervon kommen allein 211 Quadratmeilen auf Viti Levu, die größte der Inseln, nächst welcher Vanua Levu mit 116 Quadratmeilen rangirt. Als besonders charakteristischer Vorzug ist die reiche Bewässerung selbst der kleineren Inseln hervorzuheben, Viti Levu aber kann sich eines der herrlichsten größeren Ströme rühmen, in der bis 50 engl. Meilen aufwärts schiffbaren Rewa. Und wie die Natur auf diese Weise am besten für Verkehrsstraßen gesorgt hat, so sind auch in gleichem Maße durch die jedes Eiland umgebenden Barriere-Riffe, mit entsprechenden Passagen für Schiffe, wohlgeschützte Häfen geschaffen.

Wie selten findet man ferner mit der üppigen Tropennatur, in der fast jedes Product verschwenderisch gedeiht, ein auch für Europäer zuträgliches Klima vereint! Hier wird letzteres seines tropischen Charakters durch die mit ziemlicher Regelmäßigkeit anhaltenden Passatwinde wesentlich entkleidet, daneben bewirkt auch schon die Größe und Elevation [1]) der einzelnen Inseln mehr Abwechselung in der Temperatur als man voraussetzen möchte — das Thermometer bewegt sich zwischen 17 und 29° Celsius, bei einer mittleren Jahreshöhe von 25° (= 20 Réaumur).

Was nun den Charakter der Fidschi- (nach eigener Schreibweise „Viti-") Insulaner selbst angeht, so kann man von ihnen sagen, daß sie jedenfalls besser als ihr Ruf sind, dem noch gewisse Cannibalen-Reminiscenzen anhaften. Schon der Umstand, daß in keinem anderen Lande unter ähnlichen Umständen die Europäer sich so weit mit dem Volke vermischt und die wichtigsten isolirten Punkte ohne einen nennenswerthen Aufwand von Blutvergießen occupirt haben, spricht für die im Ganzen friedfertige Disposition dieses Stammes, den wir als ein Mischvolk der Papua's von Neu-Guinea und der eigentlichen Polynesier ansehen müssen. Auch die überraschenden, geradezu einzig dastehenden Erfolge der englischen (Wesleyan) Mission documentiren die Culturempfänglichkeit der Fidschianer: die ganze Bevölkerung bekennt sich jetzt zum Christenthum und die aus den Eingeborenen herangebildeten Hilfsmissionäre und Lehrer werden über einen großen Theil Polynesiens entsendet. An Kirchen und gottesdienstlichen Plätzen gibt es im Lande über 1100; an Tagesschulen 1600 mit 3000 Lehrern [2]). — Ueberhaupt darf hier betont werden, welcher Antheil der aufopfernden Missionsthätigkeit bei Erschließung neuer Culturen gebührt, mag man sich mit dem System auch nicht immer einverstanden erklären. —

Körperlich sind die Insulaner ein schlanker, wohlgewachsener Menschenschlag von olivenbrauner Hautfarbe, die bei den Gebirgsbewohnern mehr in's Schwärzliche übergeht.

Die Regierungsform, unter welcher der Fidschianer der Civilisation allmälig zugeführt werden soll, basirt im Wesentlichen auf dem Princip, zunächst die schon vorhandene sociale und politische Organisation des Volkes nach Kräften zu verbessern und die resp. Gesetze oder Regulative durch Eingeborene

[1]) Die Gebirgszüge des Innern der größern Inseln erreichen Höhen von 4000 bis 4500'.

[2]) Nahezu drei Viertel der Bevölkerung kann die Bibel lesen und die Hälfte kann schreiben.

selbst administriren zu lassen. Nur auf diesem Wege können Conflicte mit den noch immer in gewaltigem Ansehen stehenden Häuptlingen vermieden werden, welche jetzt nach verschiedenen Rangclassen — als „Roko Tui" und „Bali" — mit der internen Verwaltung von Provinzen resp. Districten betraut [1]), mit den Bestrebungen des Gouvernements Hand in Hand gehen, wobei ihnen freilich leider oft Zeit genug bleibt, ihre an Frohndienst gewöhnten Unterthanen noch zu Privatzwecken auszubeuten. Dieser wunde Punkt des Systems ist es auch, welcher von den Gegnern desselben — so ziemlich der gesammten weißen Bevölkerung — zu seiner Bekämpfung ausgenutzt wird und dessen Linderung und gänzliche Beseitigung sich nur mit der Zeit, nach längerer Praxis und Erfahrung erwarten läßt. Erwägt man indeß die schweren Gefahren einer unvermittelten Befreiung einer solchen uncultivirten Volksmasse von allen traditionellen Schranken und die unvermeidlich im Gefolge stehende, dadurch erweckte Feindseligkeit mächtiger Häuptlinge, — nicht zu sprechen von dem für eine junge Colonie unerschwinglichen Kostenaufwand, welcher ein dann unumgängliches weißes Beamtenheer erheischen würde, — so wird ein vorurtheilsfreier Beobachter über die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges nicht im Zweifel sein.

Ein mit diesem groß angelegten Erziehungssystem in engem Zusammenhang stehendes Experiment erblicken wir ferner in der Methode der Erhebung der Steuern von den Eingeborenen [2]), dem sogenannten „native taxation scheme" — wie es in der Grundidee ähnlich von den Holländern unter dem genialen Jan van der Bosch auf Java in's Leben gerufen. Um einestheils die Unzuträglichkeiten — um nicht zu sagen Unmöglichkeit — der Eintreibung einer Geldsteuer (wie sie früher als „poll tax" üblich) zu vermeiden, und anderntheils die ausgesprochene agriculturelle Befähigung der Fidschianer zu heben und in die rechten Bahnen zu leiten, werden nämlich die jährlichen Steuerabgaben gemäß Einschätzung seitens des Finanzdepartements für jede einzelne Provinz, ausschließlich in Landesproducten, deren Cultivation von der Regierung geleitet wird, erhoben und von letzterer wieder alljährlich in öffentliche Submission gegeben. Die Producte — hauptsächlich Copra und Baumwolle, neuerdings aber auch Zucker und Kaffee — werden dann in centralen Depots angesammelt und endlich den contrahirenden Exporthäusern in den Verschiffungshäfen Levuka oder Suva [3]) zugeführt. Es ist einleuchtend, daß auch diese Maßregel, deren

---

[1]) Die erste sociale Einheit bildet auch hier der matagali oder die Familie, eine Vereinigung von matagalis mit den gali (die gens), und diese wiederum formen den matarita oder Stamm, der jetzigen „Provinz" entsprechend. Die Gesetze sind theils feudalen, theils patriarchalischen Charakters; — ein gesunder communistischer Zug findet sich auch in der gemeinschaftlichen Cultivation der Felder innerhalb der Gemeinde während der Pflanzzeit, sowie dem Erbauen der Häuser und Canoes &c. mit vereinten Kräften.

[2]) Die Hauptlast der Regierungskosten wird natürlich von den weißen Colonisten getragen, theils in Form einer sehr hohen Gewerbesteuer, theils indirect durch die enormen Zölle auf fast alle Consumtionsartikel.

[3]) Der Sitz des Gouvernements soll in diesem Jahre von dem herrlich und gesund gelegenen Levuka nach Suva auf Viti Levu, nahe der Mündung der Rewa, verlegt werden. Es ist dies um so mehr bedauerlich, als sich ersteres Städtchen bereits in erfreulicher Weise zu entwickeln begann; Levuka besitzt europäische Kirchen und Schule, ein stattliches Mechanic's Institute mit öffent-

mit der Zeit sich abschleifende Nachtheile ich hier nicht weiter erörtern will, bei den Exporteuren und hauptsächlich kleinen Traders (Händlern) großen Unwillen erregt hat, da das freie Operationsfeld derselben dadurch sehr beschränkt worden ist.

Eine erst ganz neuerdings in's Leben gerufene Institution, welche von weitgehender Bedeutung für die Culturentwickelung zu werden verspricht, sei hier noch erwähnt. Es sind dies zwei, auf Viti Levu und Vanua Levu etablirte Industrieschulen, in welchen auf einer freien und umfassenden Basis qualificirten jungen Leuten die verschiedenen Handwerke und Professionen gelehrt werden, wie sie den derzeitigen Erfordernissen und Gebräuchen des Landes entsprechen. Daß es dem Fidschianer an Anlage in dieser Beziehung nicht fehlt, bekunden nicht allein die Erzeugnisse der bisherigen einheimischen Industrie, als schön ausgearbeitete irdene und hölzerne Gefäße, Waffen, Matten, Baumwollzeuge u. s. w., sowie die mit besonderer Sorgfalt erbauten Wohnstätten und Canoes —, sondern auch das rege Interesse, welches Viele von ihnen bei den jetzigen großen industriellen Bauten an den Tag legen. Dem Psychologen bietet sich da ein unerschöpfliches Beobachtungsfeld, wollte er die verschiedenen Eindrücke analysiren, welche die in gewaltigen Maschinen verkörperten geistigen Errungenschaften unserer Civilisation auf das reine Naturkind ausüben; ein nicht zu unterschätzendes Moment ist der unwillkürliche Respect vor unserer so manifestirten Ueberlegenheit, mehr zuweilen als kriegerische Machtentfaltung ihn einflößen würde. Noch lebhaft steht mir eine charakteristische Scene bei dem Bau eines großen eisernen Leichters auf der bedeutendsten Zuckermühle am Rewaflusse [1]) vor Augen. — Ein alter graubärtiger Häuptling kam zu mir, um mich mit einer Art mitleidsvoller Theilnahme auf das Sinnlose jenes Unternehmens aufmerksam zu machen. „Wenn," so argumentirte dieser kundige Thebaner, „eine einzige dieser Eisenplatten sofort im Wasser versinkt, um wie viel mehr muß dann dieser große, plumpe Koloß unfehlbar eine Beute der Wellen werden!" An eine Erläuterung physikalischer Gesetze war natürlich nicht wohl zu denken, sodaß sich der Biedere ungestört seiner heimlichen Schadenfreude über diese in sicherer Aussicht stehende Niederlage der „papalagi's" (Fremden) hingeben konnte. Wer beschreibt nun die vor Erstaunen versteinerten Gesichter der Eingebornen, als eines Tages das Fahrzeug vom Stapel lief und gelassen durch die Wellen strich! — Seit diesem Tage hält jener alte Herr die weißen Männer jeder übermenschlichen That fähig und bezweifelt principiell gar nichts mehr.

Was die eigenartige Form des Provinzial- und Communalsystems betrifft, so werden zunächst alle Verwaltungs-Angelegenheiten und sonstige auf das Allgemeinwohl sich beziehenden Fragen in den dreimonatlichen Provinzialversamm-

---

licher Bibliothek, mehrere gute Hôtels, Club, zwei Banken rc. Die für diese außerordentlich kostspielige Maßregel geltend gemachten Motive, hauptsächlich der Terrain-Mangel für eine größere Stadt bei Levuka, dürften bei der insularen Natur der Colonie wenig stichhaltig sein. — Ein dritter Hafen, Loma-Loma auf Vanua Balavu (Windward-Inseln), ist aus sanitätspolizeilichen Rücksichten vor Kurzem wieder geschlossen worden. Dagegen steht die Erklärung von Savu-Savu Bay auf Vanua Levu und Vanua Point auf Tavinni zu Zollhäfen nahe bevor.

[1]) Siehe weiter unten.

lungen der kleinen Häuptlinge (Bali's) unter dem resp. Roko discutirt, worüber dem Gouverneur direct berichtet wird; dann aber findet alljährlich ein großer Congreß sämmtlicher Ober- und Unterhäuptlinge unter dem Vorsitz des Gouverneurs selbst statt, wo alle eingehenden Vorschläge oder Beschwerden gemeinsamer Erörterung unterzogen werden. Auf diese Weise bleibt den Eingeborenen das Bewußtsein, daß sie nicht als Unterdrückte von einer überlegenen Rasse nur geduldet werden, sondern, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „noch eine Stimme im Land" sind —, wenn auch de facto die Entscheidung über ihr Wohl und Wehe allein in den Händen des Gouverneurs liegt.

Viel bleibt freilich noch zu thun, besonders mit Bezug auf sanitäre Maßregeln, wobei besonders manche zähe, abergläubische Vorurtheile zu besiegen sind. Trotzdem z. B. unverkennbar eine der Ursachen für die bis in allerjüngste Zeit permanente Bevölkerungsabnahme in der ungesunden Lage vieler Ortschaften (in der Nähe von Sümpfen) zu suchen ist, so gelingt es doch fast nur mit Gewalt, den Fidschianer zu einer Verlegung seiner Heimstätte zu bewegen. „Warum," ruft der Jammernde, „sollen wir nicht leben und sterben, wo unsere Vorfahren hausten? Tranken sie nicht von demselben Wasser, das Ihr jetzt giftig nennt? u. s. w."

Das große Problem der Lebensfähigkeit der Südseerassen harrt natürlich auch für die Fidschiinseln noch seiner Lösung. Jedenfalls ist das Factum eruirt, daß die Abnahme schon lange vor der ersten näheren Berührung mit Weißen bemerkbar war; anderntheils erzählen aber auch die alten Legenden von einem trostreichen Wiedererwachen der Lebenskraft des Volkes, welches „die Inseln und leeren Städte wieder füllen wird". Die Nachwehen jener furchtbaren Masernepidemie, welche im Jahre 1874 von Cakobau bei seiner Rückkehr von Sydney eingeführt, über 40,000 Menschen hinwegraffte, werden sich auch noch auf lange Zeit hinaus fühlbar machen [1]).

Nach dem letzten Census von 1879 ist die Einwohnerzahl übrigens stationär geblieben, ja sie zeigt sogar eine geringe Zunahme in einzelnen Districten. —

Nach den Resultaten dieser wenigen Jahre sind wir berechtigt, der Hoffnung Raum zu geben, daß hier zum ersten Male es gelingen dürfte, eine interessante und vielversprechende Rasse vor dem Untergange zu bewahren, dem nach fast allgemeinen bisherigen Erfahrungen beim Contact der weißen und schwarzen Rasse die letztere unfehlbar geweiht schien —

Der derzeitige Status der Colonie in agricultureller und commerzieller Beziehung steht in causalem Zusammenhang mit der Land- und Arbeiterfrage.

Ob sich Sir Arthur Gordon bei der Behandlung dieser beiden Lebensfactoren einer jungen Colonie, namentlich aber bei der Landfrage, zu sehr von einer einseitigen Interessenpolitik hat leiten lassen, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Gewiß mag es in der Sturm- und Drangperiode Fidschi's, in den

[1]) Diese schreckliche Heimsuchung (herbeigeführt durch die unverantwortliche Nachlässigkeit der damaligen Behörden und potenzirt durch den Mangel an ärztlicher Hilfe), womit sich die englische Regierung introducirte, wurde nebenbei als böses Omen von den Annexionsfeinden beträchtlich ausgenutzt, ja sogar als absichtliche Vernichtungsmaßregel hingestellt.

40er und 50er Jahren, mit dem Landerwerb der ersten Ansiedler nicht immer sehr rühmlich zugegangen sein. Aber man darf nicht aus dem Auge verlieren, unter welch' abnormen Verhältnissen, in einem von fortwährenden Kämpfen zerrissenem Lande ohne jegliche anerkannte Oberhoheit, diese Transactionen stattfanden. Eine Werthvergleichung der damaligen Kaufpreise — wie sie zuerst meist in Waffen oder Waaren bestanden — wäre darum auch nur unter Würdigung der jeweiligen Umstände thunlich, könnte aber selbst dann kaum mit jetzigen Valuationen in Connex gebracht werden.

Nun aber — nachdem der Grundbesitz natürlich inzwischen öfters die Hände gewechselt — hat die englische Regierung bei Uebernahme der Gruppe als „Schenkung an die Krone" eine stricte Prüfung sämmtlicher Besitztitel auf ihre ursprüngliche Gesetzmäßigkeit hin durch eine specielle Commission[1]) angeordnet, welcher es denn auch unter Anwendung aller denkbaren juristischen Spitzfindigkeiten (vornehmlich wird das Verkaufsrecht oder die Autorität des betr. Häuptlings oder Stammes angefochten)[2]) gelingt, einen großen Theil der land-claims zur nicht geringen Enttäuschung manches bisherigen „Großgrundbesitzers" abzuweisen und für die „Krone" zu beanspruchen.

Hierbei haben auch unsere Landsleute in Fidschi, in deren Händen ein bedeutender Privatgrundbesitz sich befindet, trotz der diplomatischen Zusicherung „coulantester Behandlung dieses Punktes" bei der Annexion arge Schädigung erfahren. Es steht aber zu hoffen, daß die dieserhalb noch schwebenden Reclamationen durch die Reichsregierung dazu führen, uns vor dieser evidenten Vergewaltigung deutscher Rechte nachdrücklich zu schützen.

Diese Unsicherheit des Landbesitzes hat begreiflicher Weise die bedauernswertheste Stagnation in der Cultivation des Landes nach sich gezogen. Erst jetzt, beinahe 8 Jahre nach der Annexion, sind die Untersuchungen der Landcommission beendet und damit wenigstens eine sichere Basis für die Bodenverwerthung geschaffen.

Die nächstdem auftretende Frage des Arbeitermaterials ist oft als Schreckgespenst für beabsichtigte Südseeunternehmungen hingestellt worden. Nach meinem Dafürhalten sind solche Besorgnisse grundlos. Daß vornehmlich das westliche Polynesien (Salomons-Inseln, Neu-Britannien, Neu-Irland) ein noch für lange Jahre unerschöpfliches Recrutirungsfeld bietet, ist unbestritten. Es handelt sich nur darum, einen Modus zu finden, welcher den sich in erschreckender Weise mehrenden Massacres bei Gelegenheit der Anwerbung steuert. Wem übrigens die Greuelthaten weißer Sklavenhändler und abenteuernder Seefahrer in vergangenen Jahren einerseits, und die bei solchen beklagenswerthen Ereignissen immer wieder constatirte leichtsinnige Sorglosigkeit der betr. Capitäne resp. Agenten andererseits bekannt sind, kann sich über dieselben kaum noch wundern; denn

[1]) Als letzte Instanz fungirt ein „appeal court" unter dem Vorsitz des Gouverneurs, welcher doch als Vertreter der Krone interessirt ist!

[2]) Der alleinige Grundeigenthümer in Fidschi ist, nach den maßgebenden Forschungen des Rev. Lorimer Fison, gemäß historischen Rechts nur der matagali (Familie); wie sich aber die späteren centralisirenden Tendenzen, hier im „law of the club" gleich dem „jus in cuspide ensis" seinen rohen Ausdruck findend, hierzu stellen, ist eine andere Frage.

von dem auf so tiefer Culturstufe stehenden Insulaner (der überhaupt den Begriff des Individuums kaum kennt, sondern nur die „Stammeseinheit") ist eine Unterscheidung zwischen der ganzen Rasse und der derselben zufällig angehörenden einzelnen Persönlichkeit nicht zu erwarten.

Ein Mittel zur Herstellung eines gedeihlichen Verhältnisses würde also zunächst in der Erstrebung eines dominirenden und dabei Zutrauen erweckenden staatlichen Einflusses zu suchen sein, wie ihn England bereits durch Entsendung von Deputy Commissioners nach den wichtigeren Inseln bezweckt; dies würde dann in zweiter Linie eine Ueberwachung des Systems an Ort und Stelle ermöglichen, dessen rationelle und vor Allem vom strictesten Gerechtigkeitssinne getragene Durchführung ja schon im Interesse des Arbeitgebers liegen sollte.

Für Fidschi dürfte der polynesische Arbeitermarkt sehr wahrscheinlich bald verschlossen sein, Dank der heimischen Agitation der sehr einflußreichen in Exeter-Hall zu London tagenden „society for the protection of aboriginals", der sog. „Exeter-Hall-Politiker".

Um der Eventualität des Versiegens der bisherigen Arbeiterquelle in Zeiten entgegen zu treten, ist die Regierung bereits im Jahre 1879 zur Einführung indischer Kuli's geschritten, welche, trotz der noch fast allgemeinen Abneigung der Pflanzer, anscheinend doch wohl in Zukunft auch dieses Feld monopolisiren werden.

Der Kuli, obgleich ein erheblich theuerer Immigrant als der Polynesier (die jährlichen Kosten sind nicht unter 420 Mark pro Kopf zu veranschlagen, gegen 290 Mark pro Polynesier), compensirt indeß für diese Mehrkosten durch seine größere Intelligenz und Leistungsfähigkeit [1]), wie auch den längeren Termin seines Engagements, auf fünf Jahre gegen drei Jahre des Polynesiers. Dagegen macht die Unehrlichkeit und Ränkesucht dieser unglaublich geldgierigen Söhne Indiens den mit ihrer Behandlung noch nicht vertrauten Pflanzern oft genug zu schaffen.

Einer Verwendung der Fidschianer als Arbeitskräfte in größerem Maßstabe stellt sich die interne Regierungspolitik entgegen, welcher eine, durch unumschränkte Freizügigkeit bewirkte Verschiebung der Populationsverhältnisse nachtheilig wäre. Sie dürfen indeß in gewissen, dicht bevölkerten Districten bis zur Dauer von einem Jahr unter amtlicher Controle engagirt werden, erweisen sich übrigens in Folge eines mehr entwickelten falschen Selbstbewußtseins gemeinhin als nicht so gefügig und brauchbar wie ihre polynesischen Brüder. —

Ueber das Recrutirungswesen und die Stellung der Arbeiter auf den Plantagen sind s. Z. bei der Samoa-Debatte im Deutschen Reichstage und in bez. Reiseschilderungen schon so eingehende Mittheilungen gemacht worden, daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht. Es genüge, zu bemerken, daß in Fidschi alle bezüglichen Angelegenheiten einer peinlichen Beaufsichtigung seitens der Regierung unterliegen, welcher die Ausübung von Vormundsrechten über die schutzlosen Einwanderer im allseitigen Interesse zur Pflicht gemacht ist.

Die Bodenproducte, welche bestimmt scheinen, den Fidschiinseln einen her-

[1]) Er arbeitet fast nur im Accord, und zwar in Rotten unter einem selbstgewählten Aufseher.

vorragenden Platz unter den tropischen Besitzungen Englands zu sichern, sind hauptsächlich folgende: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Copra, Cacao, Thee, Tabak, Cinchona, Arrowroot, Tapioca, Vanille, Ingwer, Candlenuts, verschiedene Gewürzarten, Nelken, Pfeffer, Kampher u. s. w.; daneben mehrere werthvolle Holzarten und eine Fülle der herrlichsten tropischen Früchte, von denen nur die Ananas, Bananen, Apfelsinen, Lemonen und Citronen genannt seien.

Das Product, welches Fidschi zuerst einer größeren weißen Ansiedlung erschloß, war die Baumwolle, deren abnorm hohe Preise im Jahre 1869—70 einen Einwanderer-„rush“ veranlaßte. Leider befanden sich unter diesen ersten Baumwolle-Pflanzern nur wenige von genügender Energie und Sachkenntniß, so daß bei dem ebenso rapiden Fallen der Preise im Jahre 1872 die Meisten von ihnen sich plötzlich ruinirt sahen, da sie es nicht verstanden hatten, die guten Jahre ökonomisch auszunutzen. Jene kurze Blütheperiode des „King Cotton“ steht noch heute in glorreichem Andenken; die Summen, welche damals allerdings zunächst nur in Gestalt eines höchst primitiven Privat-Papiergeldes (einfacher J. O. Ns.) circulirten, waren ganz enorme.

Den wenigen Pflanzern aber, welche der Cultivation mit Fleiß und Geschick auch die schlechten Jahre hindurch treu blieben, hat der Lohn nicht gefehlt, nachdem die „Fiji Sea Island“ durch verschiedene Prämiirungen auf Weltausstellungen[1] sich einen festen Ruf begründet und auch die Werthe in den letzten Jahren wieder erheblich gestiegen sind. Namen wie Ryder Brothers auf Mango (jetzt Actiengesellschaft) und George Mc Evoy, Cicia, haben einen Klang weit über Fidschi hinaus.

Der bis jetzt noch bedeutendste Export-Artikel der Colonie ist die Copra (d. i. das zerschnittene und getrocknete Fleisch der Cocosnuß), das Haupterzeugniß der Südsee-Inseln, welchen jener werthvollste aller Bäume, die Cocospalme, ja als Wahrzeichen dienen kann. Die systematische Cultivation desselben, welche wenig Mühe beansprucht und am Sichersten lohnt, hat in den letzten Jahren großartige Dimensionen angenommen, so daß die Production sich in nächster Zeit schon verdoppeln und verdreifachen wird. Im Jahre 1881 hat der Coprahandel in Folge des niedrigen europäischen Marktes und der aller Orten auftretenden Concurrenz freilich eine schwere Krisis durchmachen müssen; jetzt sind aber wieder normale Verhältnisse eingetreten.

Das Product jedoch, welchem die größte Rolle in der nächsten Entwickelung Fidschi's zufallen dürfte, ist der Zucker. Mit dem Tage, an welchem vor ungefähr drei Jahren die „Colonial Sugar Refining Company“, eine der größten colonialen Unternehmungen mit ihrem Sitz in Sydney, sich entschloß, diese Inseln mit in ihr Operationsfeld hereinzuziehen, hat eine neue Epoche für dieselben begonnen. Diese mächtige Compagnie, deren Mühlen und Raffinerien weit über Australien verbreitet sind, erbaut an der Rewa ein Etablissement, welches das größte in seiner Art in der ganzen Welt sein wird: eine Zuckermühle von einer täglichen Productionsfähigkeit von zwanzig Tons! Daneben betreibt sie selbst in ausgedehntem Maße Plantagenwirthschaft, um nicht

[1]) Philadelphia 1876, Paris 1878, Sydney 1879.

von den, wenn auch contractlich gebundenen Pflanzern abhängig zu sein —, wie überhaupt der ganze großartige, zum selbständigen Export nöthige Apparat, bis hinauf zu den zwischen Australien und Fidschi laufenden Dampfern, Eigenthum der Compagnie ist und unter deren einheitlicher Leitung steht. Dieselbe — eine Commandit-Gesellschaft reicher und einflußreicher australischer Kaufleute — soll denn auch durch ihr mustergültiges System ganz ungeheure Gewinne einheimsen und da ihr Vorgehen natürlich für Zucker-Industrielle tonangebend ist, so zieht sie eine Menge anderer solcher Unternehmungen nach sich. So waren bei meinem Weggang im December 1881 nicht weniger als sechs größere und kleinere Mühlen theils nach England in Auftrag gegeben, theils schon unterwegs, was natürlich einen ungeahnten Aufschwung des Plantagenbaues zur Folge hat. — Außer mehreren älteren kleineren Anlagen ist eine Fünf-Tonnen-Mühle (englisches Actien-Unternehmen) seit Kurzem mit gutem Erfolg in Betrieb, während jener Zwanzig-Tonnen-Coloß in diesen Monaten fertig sein und, je nachdem die Cultivation des Zuckerrohrs Schritt halten kann, in Thätigkeit gesetzt werden wird.

Als eine ferner besonders lohnende Cultivation ist zunächst die des Kaffee's zu nennen. Bereits existiren mehrere Erstlingsplantagen vornehmlich auf der wegen ihrer besonderen Fruchtbarkeit der „Garten von Fidschi" genannten drittgrößten Insel Tavinni. Die Qualität des Kaffee's, dessen Bau sich hauptsächlich in den Händen von ehemaligen Pflanzern aus Ceylon, jener Bodencultur-Schule par excellence, befindet, wurde auf den australischen Weltausstellungen hoch gerühmt; zum Glück ist die Panik, welche vor zwei Jahren das Auftreten der Blattkrankheit (Hemileja vastatrix), jenes unheimlichen, in Ceylon grassirenden größten Feindes des Kaffeebaumes [1]), verursachte, nur eine vorübergehende gewesen, indem die noch jungfräuliche Kraft des reichen Bodens die verheerenden Wirkungen des schlimmen Gastes auf ein Geringes reducirt.

Der Anbau von Thee, welcher von competenter Seite warm empfohlen worden ist, soll durch eine in der Gründung begriffene Actien-Gesellschaft demnächst inaugurirt werden; kleine Versuchsfelder haben die besten Resultate ergeben. Auch die Cinchona-Cultivation, welche so brillanten Nutzen abwirft, ist mit gutem Erfolg angefangen, desgleichen die des Arrowroot, Tapioca u. a. m. — Tabak hat man bis jetzt fast nur für die Eingeborenen und Arbeiter gebaut; doch ist eine mehr systematische Pflege dieser wichtigen Pflanze auch nur eine Frage der Zeit.

Noch muß ich des riesigen Aufschwunges des Fruchthandels gedenken, welcher nach Australien und Neuseeland hin in den letzten Jahren ganz bedeutende Dimensionen angenommen hat und hauptsächlich den Versandt frischer Bananen sowie Ananas umfaßt; dem Handelssinn der Eingeborenen ist dadurch ein neuer, sehr entwicklungsfähiger Impuls gegeben.

Wenden wir uns nun dem commerciellen Vertrieb dieser nach einander kurz vorgeführten Landesproducte zu, so wäre zunächst die erfreuliche Thatsache zu

---

[1]) Ueber diese „Coffee-leaf-disease" auf Ceylon s. Haeckel's „Indische Reisebriefe", Deutsche Rundschau 1882, Bd. XXXII, S. 52, und XXXIII, S. 216.

constatiren, daß derselbe bislang hauptsächlich in deutschen Händen sich befand; freilich figurirten im Export bisher nur Copra und Baumwolle in größeren Quantitäten, welche in deutschen Schiffen (meist combinirte Ladungen mit Samoa und Tonga)[1]) nach Europa, vorwiegend Hamburg und Liverpool, verschifft wurden. Sobald erst Zucker und Kaffee die Hauptstapelartikel geworden sein werden, wird sich der Schwerpunkt des Ausfuhrhandels nach den australischen Colonien[2]) und damit in englische Hände verlegen. Wie ja überhaupt die begreifliche Tendenz der Regierung dahin geht, das bisherige Prestige des deutschen Handels in dieser Colonie, wie in der ganzen Südsee, zu untergraben.

Was den Importhandel anbetrifft, so steigert sich derselbe natürlich im Verhältniß zu der culturellen Entwickelung und entsprechenden Consumtionsfähigkeit der Eingeborenen — was ja bekanntlich einen charakteristischen Vorzug solcher tropischen Handels-Colonien ausmacht; auch die verstärkte Immigration von Europäern und Arbeitern zeigt hier ihre erfreuliche Rückwirkung.

Nachfolgende Ziffern sind der zollamtlichen Statistik entnommen; sie werden sich mit einem Schlage verdoppeln und verdreifachen, sobald erst die Artikel Zucker und Kaffee in ihre Rechte getreten sind.

Die Werthe des Ex- und Imports sind von £ 198,264 in 1876 auf £ 311,252 in 1879 gestiegen, also ca. 75½ % in 3 Jahren; ebenso weist die Production der Colonie während derselben Periode eine Steigerung von £ 80,786 auf £ 132,512, also über 60 %.

Nachfolgende Tabelle zeigt die Entwickelung der Colonie von 1875 bis 1878:

| | 1878. | 1877. | 1876. | 1875. |
|---|---|---|---|---|
| Einnahmen . . . . | £ 61,021 2/8 | £ 46,688 9/7 | £ 40,524 11/11 | £ 16,433 2/5 |
| Ausgaben . . . . . | „ 65,266 10/8 | „ 64,512 8/11 | „ 68,636 10/2 | „ 41,522 14/7 |
| Import . . . . . . | „ 136,607 15/1 | „ 132,855 12/5 | „ 94,805 13/3 | „ 118,646 15/5 |
| Export . . . . . . . | „ 146,845 8/— | „ 114,222 1/— | „ 80,786 —/3 | „ 77,806 5/6 |
| Südsee-Producte in Transito von anderen Gruppen . . | £ 46,020 —/— | £ 26,671 10/— | £ 22,673 —/— | £ 16,460 —/— |
| Total Import und Export | £ 329,573 3/1 | £ 279,749 3/5 | £ 198,264 13/6 | £ 212,913 —/10 |

Exporte von 1876—1879.

| | | |
|---|---|---|
| Copra | £ | 308,849 17/— |
| Baumwolle | „ | 97,532 10/— |
| Zucker | „ | 71,932 7/— |
| Mais | „ | 38,927 7/— |
| Bêche-de-mer | „ | 12,286 —/— |

[1]) Die beiden hauptsächlichen deutschen Exportfirmen in Fidschi sind Agenturen, resp. Schwesterhäuser der bekannten Samoa-Etablissements.

[2]) Eine vierzehntägige Dampfer-Verbindung an Stelle der bestehenden monatlichen nach Sydney, Melbourne, New-Zealand ist nur noch Frage der Zeit.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Fibre | £ | 11,507 | —/— |
| Candlenuts | „ | 9,956 | 19/— |
| Peanuts | „ | 7,941 | —/— |
| Perlmuttersch. | „ | 4,554 | —/— |
| Schildpatt | „ | 1,751 | —/— |
| Cocosnüsse | „ | 1,974 | 14/— |
| Arrowroot | „ | 1,575 | —/— |
| Melasse | „ | 3,675 | —/— |
| Cocosnußöl | „ | 1,989 | —/— |
| Baumwollsamen | „ | 2,999 | 8/— |
| Hölzer | „ | 1,500 | —/— |
| Wolle | „ | 2,544 | —/— |
| Grüne Frucht | „ | 5,828 | 5/— |
| Kaffee | „ | 683 | —/— |

Total-Export pro 1879: £ 169,040 8/—

Total-Import pro 1879: £ 142,112 —/—

Davon von Großbritannien-Colonien: £ 135,398 —, bleiben von andern Ländern: £ 6714 —, ein neuer Beleg des sich überall bewahrheitenden Axioms: „Trade tends to follow the flag".

Der Beweis, daß die Südsee-Inseln in eminenter Weise entwickelungsfähig sind, ist auf's Eclatanteste in den noch vor wenig Jahren kaum dem Namen nach bekannten Fidschi-Inseln erbracht; denn ganz analoge Verhältnisse, wenn auch in kleinerem Maßstabe, finden wir auf den meisten, hier in Betracht kommenden Gruppen. Und die immer prompt auf dem Actionsfeld erscheinenden Engländer sind sich dessen auch wohl bewußt. Hat doch Sir Arthur Gordon's Politik kein anderes Endziel, als die Gründung eines britischen Polynesiens, worauf auch die eigens für ihn geschaffene Würde eines „High Commissioner for the Western Pacific" deutlich hinweist.

Es kann hier nicht beabsichtigt sein, auf die durch Reichstagsbeschluß erledigte Angelegenheit noch einmal in ihrer damaligen Gestalt zurückzukommen. Aber jetzt, wo durch Privat-Initiative die Frage der deutschen Colonisation in ein neues und ihrer praktischen Verwirklichung vielleicht näheres Stadium getreten ist, darf auch, mit dem glänzenden Beispiel der Fidschi's vor Augen, die Südsee-Frage wohl noch einmal zur Debatte gestellt werden.

Die hier zunächst in Betracht kommenden Landobjecte lassen sich allerdings in der Größe nicht mit anderen Colonisationsprojecten vergleichen; fassen wir indeß, wie der scharfsinnige Vorkämpfer deutscher Colonialpolitik, Dr. Hübbe-Schleiden, sagt, die Cultivation der Tropen und ihrer Bewohner als unsern eigentlichen Weltberuf auf, so wird auch da aus kleinem Keime ein stattlicher Baum sich entwickeln können.

# Schiller und Fichte.

Von

Professor **L. v. Urlichs.**

Fast an demselben Tage trafen im Mai 1792 die beiden größten Männer in Jena ein, welche die Universität unter ihren Lehrern gezählt hat. Beide Professoren mit dem Rathscharakter und 200 Thlr. Gehalt, fast gleich alt, gleich unternehmungslustig und durch ihre Verschiedenheit zur Ergänzung auf einander angewiesen. Schiller kehrte am 15. aus Schwaben zurück, voller Eifer und Pläne für sein „epochemachendes Journal", schriftstellerisch aus innerem Trieb und äußerer Noth trotz seiner Kränklichkeit unermüdlich; in voller Rüstigkeit des Geistes und Körpers eilte am 18. der drei Jahre jüngere Fichte seinem Lehrstuhle zu, dem nicht allein die Studenten, sondern auch ältere Gelehrte (u. A. Professor Reuß aus Würzburg) wißbegierig zuströmten, in Rede und Schrift gleich fruchtbar und gleich unwiderstehlich. Beide Männer kannten einander von Tübingen her, und freuten die Frauen sich auf näheren Umgang, so wußten die Männer, was sie von einander zu erwarten hatten. Sie traten gleich in ein enges freundschaftliches Verhältniß, welches durch Humboldt's Aufenthalt noch lebendiger und genußreicher wurde. Namentlich verband sie die Philosophie und die neue Zeitschrift. In jener fand Schiller damals seine höchste Befriedigung, an der Ausbildung der Aesthetik arbeitete er mit aller Anstrengung, und wenn auch Fichte noch Einheit in seinem System vermißte, so erwartete er doch viel von seinen Bemühungen. Schiller aber verfolgte seines Freundes glänzenden und raschen Aufschwung mit Bewunderung. „Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft," schreibt er am 12. Juni an Körner, „aber mehr durch seinen Gehalt als durch seine Form." Selbst dessen Beiträge zur Beurtheilung der französischen Revolution (1793) vertheidigt er am 1. Juli: „Bei allem Fehlerhaften trägt dieses Buch doch immer das Gepräge eines schöpferischen Geistes, und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat." Freilich machen ihn die Consequenzen stutzig, und „die alleinige Realität des Ich", die er aus mündlichen Aeußerungen des Philosophen erfahren hatte, verspottet er am 8. October Goethe gegenüber: „Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir

neulich erwarteten.“ Aber die Bewunderung überwindet seine Zweifel, und am 21. November ruft er aus: „Fichte's überlegenes Genie wird Alles zu Boden schlagen, denn nach Kant ist er gewiß der größte speculative Kopf in diesem Jahrhundert“ (v. Hoven, Autobiographie S. 382). So war denn nichts natürlicher, als daß Fichte vor Allen als Mitarbeiter an den Horen gewonnen wurde, und zwar für die Redaction selbst. „Schiller, Goethe, . . und ich spielen — Schiller als genannter Redacteur, wir andern ungenannt — die Hauptrollen dabei“, schreibt er seinem Freunde Weißhuhn mit vollem Rechte; denn Goethe, Fichte, Woltmann, Humboldt, Körner bildeten den Ausschuß, der nach dem Contract die eingesandten Stücke zu beurtheilen hatte.

Jenes Zutrauen verdankte Fichte seiner geistigen und sittlichen Größe. Denn sehr verschieden waren beide Naturen und ihre Denkungsweise. Die Begeisterung für die französische Revolution, welche Herder und Knebel tapfer beibehielten, sowie seine Ideale von Freiheit hatte der Dichter längst abgestreift, und mit der steigenden Geringschätzung der Massen hatte seine Neigung, selbst bestimmend in das Leben einzugreifen, sich vermindert; Fichte blieb seiner demokratischen Gesinnung treu; der vorsichtige Voigt hatte alle Mühe, das Mißtrauen des chursächsischen Hofs zu beschwichtigen und muthete Fichte das finanzielle Opfer zu, auf eine zweite Auflage seiner „Beiträge“ zu verzichten. Handeln, umgestalten, bessern wollte auch seine Philosophie: Schiller schüttelte den Kopf.

Der Winter 1794/95 war stürmisch. Die Anfechtungen, welche die arglose Wahl eines Sonntagsmorgens für öffentliche moralische Vorlesungen von Seiten des Oberconsistoriums erlitt, scheiterten an der Einsicht des Herzogs, welcher das Verbot, andere als die Nachmittagsstunden nach dem Gottesdienste zu wählen, mit einer unbedingten Anerkennung des Werthes jener Vorträge verband. Aber schwieriger war die nächste Verwickelung, in welche die edelste Absicht den Reformator stürzte. Indem er die Auswüchse der Ordensverbindungen unter den Studenten angriff, über seine Bemühungen mit Umgehung des Senats direct nach Weimar berichtete, reizte er erstere, ohne den Beistand des letzteren sich zu sichern. Mitten unter den wilden Excessen, wodurch die Orden sich rächten, ließ ihn der Senat dem Wesen nach im Stiche, Fichte unterlag nach tapferem Widerstande. Er nahm auf den Sommer Urlaub und zog nach Osmannstädt, einem zwei Stunden von Weimar, vier von Jena entfernten Orte, von wo aus er die Angriffe seiner Widersacher ungebeugten Sinnes zurückwies. Im Sommer griff der Herzog durch, Militär stiftete Ordnung, und Fichte nahm seinen Lehrstuhl ungestört wieder ein. Während dieser Streitigkeiten, welche die literarische Welt in lebhafte Bewegung setzten, hielt Paulus treu zu dem Verfolgten. Schiller bezeichnete sie als Absurditäten. Am 4. Mai schrieb er Körner ziemlich kühl: „Fichte wird diesen Sommer nicht hier sein. Er hat sich in die akademische Ordensgeschichte gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt worden sind, daß sie ihm alles Herzeleid anthaten. Nun hat er den übeln Weg ergriffen, sich zurückzuziehen und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen.“ Schärfer am 15. Mai an Goethe: „Von hiesigen Novitäten weiß ich Ihnen nichts zu sagen, denn mit Freund Fichte ist die reichste Quelle von Absurditäten versiegt.“

Aber auch zu dem reizendsten Landaufenthalte, wie Osmannstädt von Fichte

übertrieben genannt wird, braucht man Geld, und der Philosoph hatte keines. Der allezeit bereitwillige Verleger Cotta half aus; er schoß ihm die erbetenen 50 Carolin vor, worüber dieser am 8. Mai aus Osmannstädt quittirte[1]). Er durfte hoffen, die Schuld durch seine Beiträge für die „Horen" abzutragen, da ihm der Bogen mit 6 Louisd'or = 58½ fl. honorirt wurde und die Redaction fortwährend um Manuscript verlegen war. Er versprach Schiller einen Aufsatz „über Geist und Buchstab in der Philosophie", der 9—10 Bogen füllen, also jene Schuld gerade decken sollte. Mit Befriedigung schrieb Schiller am 19. Juni Goethe'n, daß er von Freund Fichte einen Aufsatz erwarte, mahnte Letzteren am 21. dringend; schon am 12. hatte er, offenbar mit Rücksicht auf die bevorstehende Sendung, beschlossen, die ästhetischen Briefe, deren kalte Aufnahme ihn höchlich verdroß, in den „Horen" nicht fortzusetzen. Fichte erfüllte seine Zusage pünktlich, noch am 21. schickte er einen Theil seiner Abhandlung und versprach die Fortsetzung auf den Dienstag, d. h. den 23. Juni. Er rechnete mit solcher Bestimmtheit auf die sofortige Aufnahme der drei ersten Briefe, welche etwas über zwei Bogen füllen würden, daß er einen Brief an Cotta, welcher die Abrechnung auf seine Schuld enthält, gleich mit beilegt.

Aber er hatte sich verrechnet. Schiller schickte sowohl die erste als die zweite pünktlich am 24. eingetroffene Lieferung zurück, und ein höchst merkwürdiger Briefwechsel knüpfte sich an die schroffe Zurückweisung. Derselbe ist zwar, seitdem ihn der jüngere Fichte herausgegeben hat[2]), bekannt, von Palleske nach Gebühr benützt, von Brosin u. A. gewürdigt worden; aber in einer theils unvollständigen, theils unbefriedigenden Gestalt. Mir gab der verehrte Herausgeber die Auskunft, er habe sich eines Packets von Briefen bedient, welches er unter den Papieren des ältesten Sohnes von Schiller, des Oberforstmeisters Karl v. Schiller, gefunden habe, und welches in den Besitz der Frau v. Gleichen gekommen sein dürfte. Der kürzlich verstorbene Enkel des Dichters, Friedrich, hat sie nicht besessen; unter den Schätzen des Greiffensteiner Archivs befinden sie sich theilweise. Einiges mag zerstreut oder verloren gegangen sein; dagegen werden wir durch einen interessanten Fund entschädigt und auf jeden Fall ist die Herstellung der authentischen Form, welche der Herausgeber durch die Verbindung zweier Entwürfe verändert hat, ein Bedürfniß.

Schiller mußte befürchten, daß Fichte von seinem Rechte Gebrauch machen würde. Wenn der § 4 des Contracts vom 28. Mai 1794 bestimmte: „Ein engerer Ausschuß von fünf Mitgliedern beurtheilt die eingesandten Stücke, und die Majorität entscheidet über die Würdigkeit zur Aufnahme," so durfte Fichte, selbst ein Mitglied des Ausschusses, mehr als jeder Andere auf dessen Entscheidung sich berufen. Freilich scheint derselbe, sehr zum Schaden des Instituts,

[1]) Schiller schreibt am 23. November an Goethe, Nr. 125: „Ich weiß er (Cotta) steht schon mit 60 Louisd'or bei Fichte in Vorschuß, und Gott weiß wann er da zu seinem Geld kommen wird." In der That erkundigt sich Cotta am 20. October etwas besorgt nach Fichte (Bw. S. 124). Das wären 585 fl., also 45 fl. mehr. Indessen sagt Letzterer, daß er seit dem Sommer nicht geschrieben habe; jene Summe scheint also eine runde, nicht genau angegebene zu sein.

[2]) Schiller's und Fichte's Briefwechsel. Berlin. Veit, 1847 und in der zweiten Auflage von Fichte's Leben und literar. Briefwechsel, Leipzig 1862. II. Band, S. 372 ff.

gar nicht recht in's Leben getreten zu sein, und Fichte war, nachdem Schiller den Schiedsrichterspruch Goethe's sich lebhaft verbeten hatte, zu stolz, auf seinen Schein zu pochen: aber dies Resultat konnte der Redacteur nicht voraussehen, und es war immer möglich, daß Fichte in anderer Weise seinen Anspruch geltend machen würde. Jener rüstete sich deshalb vorsichtig zur Vertheidigung, in einer Weise, welche gerechten Grund zur Beschwerde dargeboten hätte, wenn sie bekannt geworden wäre. Er sandte Fichte'n zwar das Manuscript am 24. Juni zurück, aber nicht ohne in größter Eile und Heimlichkeit für eine Abschrift gesorgt zu haben. Diese hat sich nicht vollständig erhalten. Zum größten Theil rührt sie 1) von einem unbekannten Abschreiber her. Er gibt den zweiten Brief (Fichte's Werke VIII, S. 275—291) ganz, sodann das Ende des dritten (S. 298, Z. 20: „diese Weise"). 2) Das unmittelbar vorhergehende Stück (S. 297, Z. 3: „Ungezwungenheit" bis „können") hat Schiller selbst, 3) den Anfang desselben Briefes (bis S. 293, Z. 4 v. u.: „Egoist will") seine Frau abgeschrieben. Man hatte sich also in die Arbeit getheilt. Es fehlt jetzt der erste Brief, von dem dritten eine Lage (von S. 293, Z. 4 v. u. bis S. 297, Z. 3) wahrscheinlich zufällig; die erhaltenen Stücke geben sehr schätzbare Zusätze zu der Redaction, welche der Verfasser drei Jahre nachher in dem philosophischen Journal zuerst veröffentlichte, Zusätze, ohne welche die folgenden Briefe zum Theil nicht verstanden werden.

Zunächst eine philosophische Anmerkung (Werke VIII, S. 284, Z. 7). Nachdem von dem Magnet gesprochen worden ist, der das Eisen gleichsam anziehen wolle, fährt der Verfasser fort:

„Durch diesen Wink soll nicht etwa dem intelligiblen Fatalismus das Wort geredet werden. Zwar wird der Wille allemal durch die für das Subject, in seiner gegenwärtigen Stimmung überwiegenden Gründe bestimmt; aber daß diese Gründe überwiegen, und nicht die entgegengesetzten, und daß das Subject gerade in dieser Stimmung ist, und in keiner andern, davon liegt der Grund in der absoluten Selbstthätigkeit. Diese ist es, welche das entscheidende Übergewicht in die Wagschaale legt durch freye Reflexion und Abstraktion dem absoluten Anfange eines jeden innern Lebensaktes, der von da aus durch die mannigfaltigen Geschäfte des menschlichen Geistes hindurch nothwendigen Gesetzen folgt. Der Trieb treibt den Menschen nicht unwiederstehlich, wie etwa die Elasticität materieller Körper; denn es ist ein Trieb gerichtet an ein selbstständiges Wesen. Es bedarf der Reflexion auf seine Richtung; diese Reflexion ist der Anfangspunkt des fortgehenden steten Endens, und davon ob überhaupt reflektirt wird oder nicht, und davon wie reflektirt wird, ob auf die vollständige Anregung, oder nur auf einen niedern und geringen Theil derselben, davon hängt es ab, wie die Willensbestimmung ausfalle. — Der Wille ist nicht frei, aber der Mensch ist frei. Alle seine Vermögen hängen innigst zusammen, und greifen bei dem Handeln gesetzmäßig in einander ein; und nur daraus, daß man für wirklich zersplittert hielt, was nur willkührlich und zum Behuf der Spekulation zertheilt war, entstunden Theorien, die entweder dem natürlichen Gefühle, oder dem Räsonnement, oder richtiger beiden zugleich wiedersprachen. Nicht bloß — so hart diese Behauptung auch manchem vorkommen möge — nicht bloß die Willensbestimmung des empirischen Individuum, sondern sein gesammter innerer Charakter, seine Vorstellungs- und Begehrungsweise, worin er Vergnügen oder Mißvergnügen finde, sogar, hängt von eines Jeden Selbstthätigkeit ab. Man übertrug die durch das Selbstgefühl angekündigte Freyheit zuerst auf den Willen, weil dieser jeden innern Lebensakt abschließt und vollendet, und derselbe von ihm aus unmittelbar in die Außenwelt übergeht; mithin auf diesem Gränzpunkte zuerst die Verschiedenheit des freien Subjekts, und des gezwungenen Objekts bemerkt wurde. Aber gerade darum, weil er die angeführte Stelle in der Reihe der Geistesgeschäfte einnimmt, ist der Wille am wenigsten frei, denn er ist durch das mehrste Vorhergehende bestimmt. Mit dem

Willen fängt der Mensch einen neuen Zustand in der Sinnenwelt an; man folgerte daraus, daß er mit demselben Willen auch den nothwendig vorauszusetzenden neuen Zustand in sich selbst anfienge; aber diese Folgerung ist unrichtig, und sie war zugleich unwahrscheinlich."

Sodann gibt Charlottens Abschrift die in Fichtens gedrucktem ersten Briefe vom 21. Juni (Leben u. Bw. II. S. 375) versprochene Erklärung „über die demokratisch scheinen könnende Stelle" des zweiten Briefs der Abhandlung folgendermaßen:

„Den Nachbar, dem Sie meinen vorigen Brief mitgetheilt, hat in dem ganzen Briefe nur dasjenige aufmerksam gemacht, was ich über die Hindernisse sagte, welche der Mangel an äußerer Freiheit der ästhetischen Bildung in den Weg stellte; er hat geeilt, die Anwendung davon auf sein Zeitalter und sein Vaterland zu machen, und wer weiß welche gefährliche Einflößungen in meinen Worten gefunden. Ich will mich nun zu seinem Behuf noch deutlicher machen."

„In den von Germanen abstammenden Verfaßungen Europens — in den Slavischen weniger; aber bin ich denn verbunden auch auf diese Rücksicht zu nehmen, oder wenn ich in Deutschland schreibe, zu sorgen, daß meine Ausdrücke nicht gegen den Kayser von Maroko, oder den Dey von Algier verstoßen? — In den Germanischen Verfaßungen also hat es sich so gefügt, daß von Zeit zu Zeit Einzelne von den Unterdrückten unter der Last hervor kamen, Einzelne aus den unterdrückenden Ständen durch Zufall oder freie Wahl ihr Gewicht verlohren, oder aufgaben, und beide in einen glücklichen Mittelstand zusammenfloßen, dadurch das Loos der Unterdrückten erleichterten, indem sie ihnen den Raum weiter machten, und das der Unterdrückten [lies: Unterdrücker], indem sie die Zahl derer, die sie zu bewahren hatten, verringerten. Hierdurch wurde denn auch die an sich nothwendige Progreßion der Sklaverei verhindert und die Sachen konnten vermittelst des entstandenen Spielraums mehr in der gleichen Lage bleiben, wie sie es denn auch, einzelne Zwischenzeiten abgerechnet, denen aber bald günstigere folgten, so ziemlich geblieben sind. Aus jenem Mittelstande nun muß, und wird sich alles Heil entwickeln, das noch über die Menschheit kommen soll. Jeder, den das Glück in diesen schönen Stand setzte, kehre nur sein Auge in sich selbst, ehe er es nach außen um sich herum richtet; er mache sich selbst frei ehe er andere befreien wolle. Er werde einheimisch in sich selbst; er erhebe sich zu der Denkart, die auf ihr selbst ruhend, ihr selbst getreu und in sich ganz gerundet, über zeitliche Zwecke und irdische Befürchtungen hinweg setzt: und nun laße er den lebendigen Ausdruck dieser Denkart in Wort und Wandel auf seine Zeitgenossen wirken wie er kann; und überlasse es der allmächtigen Natur, vor der Jahrtausende sind, wie ein Tag, die Saat die er streut zu entwickeln, und zu reifen. Wer diesen Geist nicht hat, der will weder sich noch andere befreien, sondern er will die Gewalthaber stürzen, um an ihre Stelle zu treten, er will nur die Herren der Knechte, und die Art seiner eignen Knechtschaft verändern — er drohe nun offenbar den Tyrannen, oder er krieche an ihren Stuffen, um einen Theil der Gewalt zu erschmeicheln, die er nicht Muth genug hat, zu ertrozen, und die er durch den Erfolg kühner, ganz begehren wird. Dies ist meine wahre Meinung und ich mag wohl daß sie der Nachbar wisse."

„In unserm Innern, in welchem wir, wie so eben gefodert wurde, wohnen, und einheimisch seyn müssen, wenn eine unserer Wirkungen nach außen einen Werth haben soll, giebt der Sinn für das Aesthetische uns den ersten festen Standpunkt; das Genie kehrt darin ein" u. s. w.

Endlich drei aus der Literatur entlehnte Beispiele: ein Compliment für Wieland zu Seite 277, Zeile 4 (die Begeisterung des Künstlers wird durch ihre Wiederholung im Andenken erhalten):

„So steht Hüon fest auf seinen Füßen, indeß alles um ihn herum im Wirbeltanze sich dreht unter dem Einfluße des bezauberten [Horns], welches forttönen wird in die entferntesten Zeiten, und die Geister der künftigen Geschlechter zu demselben Taumel, zu demselben Tanze durch die fliehenden Sekunden hinreißen wird."

Zwei für Goethe, zu Seite 285, Zeile 8 (nach einer Beschreibung der Nachtigall)

„und wenn wir recht haben, so erkennt zugleich derjenige Dichter, was er so vorzüglich thut, welcher seinen Sänger sagen läßt [aus dem Gedächtnisse citiert:]

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt,
Das Lied das aus der Kehle dringt.
Ist Lohn, der selbst belohnt.“

Und zu Seite 297, Zeile 22, folgt nach einer begeisterten Lobrede auf Goethe die Anmerkung:

„Faust scheint mir den Uebergang zu bilden von der lezten Stimmung zur erstern; und im ganzen Künstlerlaufe des Dichters scheint dieses Stück mir nicht so zersplittert und so Fragment*), als einige glauben. Ich sehe im Geist Faust nach seinem mislungenen Herumtreiben nach aussen in sich selbst einkehren, da den Frieden finden, den er außer sich vergeblich suchte, und durch die Prüfung geläutert nach den Gesetzen einer wundervollen und doch natürlichen Metempsychose ihn in der Iphigenia [?] wieder hervorgehen.“

Zugleich mit der Abschrift machte sich Schiller an die Darlegung der Gründe, weshalb er die Aufnahme verweigerte. Sie ist ihm recht schwer geworden. Unmittelbar nach dem Empfang der ersten Sendung setzte er folgendes Schreiben auf; ich nenne es A und bemerke die ausgestrichenen Worte unter dem Text.

A. Jena den 23. Jun. 95.

„So sehr mich der Anblick Ihres Mscrpts erfreute, lieber Freund, und so ungern ich einen Beytrag misse, auf den schon ganz sicher gerechnet war, so sehe ich mich doch genöthigt, ihn zurück zu schicken. Ich müßte dieses, wenn der Innhalt auch noch so sehr meinen Beyfall hätte, denn sowohl seine unförmliche Größe, die der Anfang erwarten läßt, als die (wenigstens was diese erste Proben betrifft) trockene, schwerfällige und — verzeyhen sie es mir — nicht selten verwirrte Darstellung schließen ihn schon an sich von den Horen aus; ich muß es aber um so mehr, da mich der Innhalt desselben nicht viel beßer als die Form befriedigt.

„Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie überschreiben Sie diese Briefe, und die ersten Bogen handeln fast von nichts als von dem Geist in den schönen Künsten, ohne daß man den Gegenstand, von welchem gehandelt werden soll, auch nur von weitem zu Gesichte bekommt. Ich sollte meynen, Geist im Gegensatz gegen den Buchstaben, und Geist, als aesthetische Eigenschaft, wären so himmelweit verschiedene Begriffe, daß man nicht ohne eine schreckliche Digression von dem einen zu dem andern gelangen könnte. In einem Aufsatz für ein Journal, wo es bloß auf eine simple und zweckmäßige Ausführung des Gegenstandes ankommt, ist eine so diffuse Behandlung und ein so weiter Anlauf vollends nicht zu entschuldigen.

„Noch zweckwidriger wird der Aufsatz durch diesen Eingang für das gegenwärtige Bedürfniß meines Journals. Ein großer Theil meiner Briefe behandelt den nehmlichen Gegenstand, und bey aller Mühe die ich mir gegeben[1]), den abstrakten Innhalt durch die Darstellung zu beleben so findet[2]) man doch allgemein eine[3]) Unschicklichkeit darinn, das Publikum in einem Journal mit so abstrakten Untersuchungen zu behelligen. Durch Ihre Beyträge hoffte ich den philosophischen Kreis des Journals zu erweitern, der[4]) Gegenstand Ihres Aufsatzes ließ mich eine allgemein verständliche und allgemein interessierende Entwicklung hoffen. Was erhalte ich nun und was muthen Sie mir zu dem[5]) Publikum zu geben? Die alte Materie, sogar in der schon da gewesenen, unbequemen Briefform, und nicht in der geringsten Beziehung[6]) mit der meinigen. Wäre Ihre Ausführung nur wenigstens eine Widerlegung meiner Theorie[7]), so möchte es noch hingehen, der Leser hätte doch das Interesse der Vergleichung — aber verzeyhen Sie, daß ich es sage, sie widerlegt und erbaut [nicht, ist][8]) dabey entblößt von allem, was den Leser bey gutem Muth erhalten könnte. Es thut mir leid es zu sagen, aber es liege nun woran es wolle, so be-

*) In der ersten Gestalt des ersten Theils, die Fichte noch allein kannte. Die Richtung des zweiten ahnt er glücklich.

[1]) ihn mit einer gewissen Sinnlichkeit auszuführen, und — [2]) klagt — [3]) über die — [4]) und der — [5]) was soll ich einem — [6]) und, um den Leser ja recht zu verwirren [ohne die geringste Beziehung] nicht in der geringsten Verbindung — [7]) der meinigen (— „Wäre — eine“ irrthümlich ausgestrichen) — [8]) (fehlt am Ende der Seite) —

friedigt mich[9]) weder der Innhalt noch die Behandlung und[10]) ich vermisse in dieser Arbeit die Bestimmtheit, und Klarheit, welche Ihnen sonst eigen ist. Ihre Eintheilung der Triebe däucht mir schwankend und unrein[11]). Es fehlt an einem Eintheilungsgrund, man sieht nicht, welche Sphäre dadurch erschöpft wird: der Trieb zu empfinden[12]) (der Trieb nach Existenz, nach Materie) hat gar keine Stelle darinn, denn es gehörte eine sehr gewaltsame Operation dazu, ihn aus dem praktischen Trieb, so wie Sie diesen definieren, herauszubringen. Da die zwey ersten Triebe nicht rein unterschieden sind, so konnte der dritte, daraus abgeleite aesthetische Trieb nicht anders als schielend ausfallen. In der Bestimmung dieses aesthetischen Triebs herrscht noch große Verwirrung, obgleich manches einzelne, was sie darüber sagen, vortrefflich ist — Aber"

Hier bricht das Schreiben mitten in einer Seite ab. Ohne Zweifel wurde der Schreiber durch die in dem ersten Briefe von Fichte angekündigte Fortsetzung unterbrochen. Er verwarf dieses Concept und machte sich sofort an ein zweites ausführlicheres Schreiben. Dieses wurde am 24. Juni aufgesetzt; es begreift drei flüchtiger geschriebene Blätter und scheint von dem Herausgeber mit A contaminirt worden zu sein. Jenes nenne ich B. die durchstrichenen Stellen bemerke ich unter dem Text.

B. 24. Jun.

„So sehr mich der Anblick Ihres Mscrpts erfreute, l. Fr. und so ungern ich einen Beytrag vermisse, auf den in den nächsten Lieferungen der Horen schon ganz sicher gerechnet war, so sehe ich mich doch genöthigt, ihn zurückzuschicken. Ich müßte dieses schon seiner unförmlichen Länge wegen, die sich aus dem Anlauf, welchen Sie nehmen nun wohl errathen läßt; ich muß es aber um so mehr, da mich der Innhalt desselben so wenig als die Behandlung befriedigt.

„Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie überschreiben Sie den Aufsatz, und die ersten 3 Bogen handeln von nichts als von dem Geist in den schönen Künsten, der so viel ich weiß etwas ganz andres als das Gegentheil des Buchstabens ist. Geist als Gegensatz des Buchstabens und Geist als aesthetische Eigenschaft dünken mir so himmelweit verschiedene Begriffe zu seyn, daß es einem philosophischen Werk ganz und gar an dem letztern gebrechen kann, ohne daß es sich darum weniger qualifizierte, als ein Muster einer reinen Darstellung des Geistes aufgestellt zu werden. Ich sehe also in der That nicht ab, wie Sie ohne einen Salto mortale von dem einen zu dem andern übergehen können, und noch weniger begreife ich, wie Sie von dem Geist in den Göthischen Werken, den man unter der Aufschrift Ihrer Abhandlung schwerlich erwartet hätte, zu dem Geist in der Kantischen oder Leibnizischen Philosophie einen Weg finden werden. Aus der zweyten Lieferung Ihres Mscrpts sehe ich zwar wohl, daß Sie keinen so großen Umweg gemacht zu haben glauben, denn nachdem Sie vorher dem aesthetischen Geist Geistlosigkeit entgegensetzten, setzen Sie ihm durch eine mir unbegreifliche Operation den Buchstaben entgegen, und nennen Buchstäbler die, denen die Fähigkeit dazu gebricht.

„Für so zweckwidrig ich diese Einleitung in Rücksicht auf den abgehandelten Gegenstand halte, so zweckwidrig ist sie noch insbesondere für das gegenwärtige Bedürfniß der Horen. Ein großer Theil meiner Briefe behandelt den nehmlichen Gegenstand, und bey aller Mühe die ich mir gegeben den abstrakten Innhalt durch die Darstellung zu beleben, so findet man doch allgemein eine Unschicklichkeit darinn, dergleichen abstrakte Untersuchungen[1]) in einem Journal zu placieren[2]). Durch Ihren Aufsatz über G. und B. hoffte ich den philosophischen Theil des Journals zu bereichern, und der Gegenstand, den Sie wählten, ließ mich eine allgemein verständliche und allgemein interessierende Untersuchung erwarten. Was erhalte ich nun, und was muthen Sie mir zu, dem Publikum vorzulegen? Die alte, von mir noch nicht einmal ganz geendigte Materie, sogar in der alten, schon von mir gewählten Briefform[3]), und dieß alles nach einem so eccentrischen

[9]) gefällt mir — [10]) [ich fürchte, alle Welt] ohne alle Rücksicht auf einen [jetzt an] einen Gebrauch in die Horen [würde ich zu denken] — [11]) konfus — [12]) da sie den praktischen Trieb von der Vernunft —

[1]) Materien — [2]) behandeln — [3]) oft .... noch öfter in einem völlig unbewiesenen Widerspruche mit mir —

Plan, daß es unmöglich wird, die Parthien Ihres Aufsatzes in ein Ganzes zusammen zu halten. Es thut mir leid es zu sagen, aber es liege nun woran es wolle, so befriedigt mich weder die Einkleidung noch der Innhalt, und ich vermisse in diesem Aufsatz die Bestimmtheit und Klarheit, die ihnen sonst eigen zu seyn pflegt[4]). Ihre Eintheilung der Triebe kommt mir schwankend, willkührlich und unrein vor. Es fehlt an einem Eintheilungsgrund, man sieht nicht, welche Sphäre erschöpft ist. Der Trieb nach Existenz oder Stoff (der sinnliche Trieb)[5]) hat gar keine Stelle darinn, denn es ist unmöglich den Trieb nach Mannigfaltigkeit mit dem nach Einheit in Eine Classe zu bringen[6]). Aus dem practischen Triebe, so wie sie diesen definieren, läßt er sich ohne die gewaltsamste Operation nicht herausbringen. Da die zwey ersten Triebe nicht rein unterschieden sind, so konnte auch der dritte daraus abzuleitende[7]) aesthetische Trieb nicht anders als schielend und unsicher ausfallen. Kurz in der Bestimmung dieses aesthetischen[8]) Triebs herrscht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obgleich manche einzelne Bestimmungen darin mich vollkommen befriedigen. — Doch ich kann nicht hoffen, in einem kurzen Brief nur das Allernöthigste über diese Materie zu sagen. Sie werden das Urtheil anderer darüber hören; dieses und die Zeit wird mich rechtfertigen.

„Nur noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie schreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müßen aber ganz verschiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darstellung haben, denn ich gestehe, daß ich mit der Ihrigen in diesen Briefen gar nicht zufrieden bin. Von einer guten Darstellung fodre ich vor allen Dingen Gleichheit des Tons, und, [ein] wenn sie aesthetischen Werth haben soll, eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechselung zwischen beyden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist. [Ich weiß wohl, daß man tiefsinnige Deduktionen niemals in ein Spiel für die Einbildungskraft verwandeln kann, aber ein lichtvoller Ausdruck] Daher das unschickliche, daß man von den abstrusesten Abstraktionen unmittelbar auf Tiraden stößt, ein Fehler, woran man schon in ihren früheren Schriften Anstoß genommen, und der hier vergrößert wiederkehrt. Wie endlich zu einem guten Vortrage Härten nothwendig seyn können, begreife ich vollends nicht.

„Sie untersagen mir eigenmächtige Aenderungen in Ihrem Mscrpt zu machen, als wenn ich es gewohnt wäre, dergleichen ohne Einwilligung der Verfasser vorzunehmen. Habe ich an Ihrem ersten Aufsatz geändert, so haben Sie selbst mich dazu autorisiert, auch war es ein dringendes Bedürfniß. Das nehmliche würde auch hier der Fall seyn, wenn der Fehler nicht tiefer läge.

„Vergeben Sie die Freimüthigkeit, mit der ich Ihnen meine Meynung eröfnete. Ich musste, um nicht der Willkührlichkeit beschuldigt zu werden, Gründe von meinem Entschluß angeben, der bey dem großen Bedürfnisse der Horen nicht wohl begreiflich seyn möchte. Habe ich mich in einigen Stellen zu lebhaft ausgedrückt, so mag der sehr natürliche Unmuth über eine fehlgeschlagene Erwartung mich entschuldigen.

„In Ihrer Abrechnung mit Cotta kann übrigens dieser Umstand keine Veränderung machen. Er wird, wenn Sie die Schrift einzeln drucken lassen, gerne Verleger dazu seyn. Ich lege deßhalb den Brief, den Sie mir an Ihn zugeschickt mit bey. Nur müßen Sie mir erlauben, im Fall Cotta mich darüber zu Rath zieht, ihm als sein Freund zu rathen, worauf[9]) er sich ein Recht erworben hat.

„Leben Sie wohl und lassen den Freund nicht entgelten, was der Redacteur nicht wohl verschweigen konnte."

Der Ihrige
Sch.

---

[4]) ja selbst die Consequenz mit Ihrem eigenen System, welche man sonst von Ihnen zu erwarten berechtigt ist. — [5]) nach Daseyn und Stoff (Empfindungstrieb) — [6]) der Satz [denn — bringen] nachgetragen — [7]) abgeleitete — [8]) Hier fehlt zwischen [Triebs] und [und der] in B ein Blatt, welches von Karl von Schiller an den Schulinspector Dr. Fischer in Stuttgart abgetreten und von v. Keller, Beiträge zur Schiller-Literatur Nr. 42, abgedruckt worden ist. Vorher geht eine aus A entlehnte, durchstrichene Stelle mit einigen Aenderungen, z. B.: „so ist es Ihnen nicht gelungen Ihre Meynung einem Andern verständlich, viel weniger annehmlich zu machen — der Trieb nach Daseyn [nach Stoff oder Leiden] — so schielend ausfallen, wie er in dieser Deduction erscheint — u. s. w." — [9]) wozu.

Diese scharfe, ja bittere Kritik konnte Fichte's Idealismus nicht gerecht werden. Sie verkannte, daß in ihm der sinnliche Trieb keinen Ort hat, neben dem Erkenntnißtriebe nur der praktische, beide dem Geiste innewohnend, stattfindet, der letztere zuerst, sodann der andere sich geltend macht, der ästhetische als ein Höheres den Gegensatz aufhebt, im Geschmack das Gegebene beurtheilt, aus dem Geiste genial und kampflos schafft. Aber Schiller bemerkt die mangelnde Bestimmtheit des letzteren, der mit den beiden ersteren zusammen im Geiste einheitlich sein soll, und in seiner Aeußerung durch die vorwiegende sittliche Energie des Denkers gegen die Form gleichgültig in den praktischen Trieb umschlägt. Auch der Tadel der Abwechselung im Vortrage ist treffend: Fichte will allgemein verständlich werden, ergeht sich daher in Beispielen und anmuthiger Ausmalung der Erscheinungen, aber zwischen sie muß er eine knappe und harte Beweisführung setzen.

Aber berechtigen diese sachlichen Bedenken den Redacteur, einen interessanten Aufsatz von seiner Zeitschrift auszuschließen, zumal wenn er von einem mit Recht berühmten Manne, von einem ihrer anerkannten Häupter kam und auch in der Form sich den Ansprüchen eines gebildeten Publicums näherte, mehr als der in das erste Heft aufgenommene Aufsatz desselben Schriftstellers, und weit mehr als andere philosophische Abhandlungen von weit geringerem Gehalte? Schwerlich würde der Redacteur ihn unbedingt verworfen haben, wenn sich nicht der Schriftsteller verletzt gefühlt hätte. Schiller war sich bewußt, in den „Aesthetischen Briefen" das Höchste zu leisten, dessen sein philosophischer Genius fähig war; nun drohte der bedeutendste Denker neben dem alternden Kant, gerade damals im frischesten und raschesten Ausbau seines Systems begriffen, ihn zu überflügeln, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, ehe er noch die Summe seiner Untersuchungen gezogen hatte. Denn die Wirkung und Dreitheilung der Triebe hatte er, allerdings wohl durch Fichte angeregt, in seiner Weise eben in die Aesthetik eingeführt; ihrer bediente sich, anders gewendet, Fichte, ohne seinen Vorgänger zu nennen, zu berücksichtigen. Vielleicht mag ihn auch dessen Vergleichung zwischen denjenigen Künstlern, „die zuerst den Geist fassen und dann den Erdkloß suchen, dem sie die lebendige Seele einhauchen", und denjenigen, in welchen „der Geist zugleich mit der körperlichen Hülle geboren wird — von beiden Arten", meint Fichte, indem er auf Schiller und Goethe deutet, „hat unsere Nation Meister" — nicht angenehm berührt haben, obwohl sie so treffend war, daß sie der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter vorschwebt.

Genug, er war leidenschaftlich aufgeregt. Ließ er sich doch gleich am 26. Juni zu der Warnung an Cotta (Bw. S. 93) hinreißen, welche erst durch den, hier zuerst mitgetheilten, Schluß von B verständlich wird: „Sollten Ihnen von einem hiesigen Schriftsteller Anträge wegen eines Verlags geschehen, so rathe ich Ihnen, mir vorher ein Wort davon zu schreiben, ehe Sie etwas decidiren." Goethe theilte er bei dessen Anwesenheit in Jena am 29. Juni (Bw. Nr. 81 und 82) die Sache mit, ihm allein. Denn weder im Kalender, noch in den Briefen an Cotta, Humboldt, Körner wird der Streitigkeit Erwähnung gethan.

Unmittelbar nach der Abreise seines Freundes erhielt er Fichte's vom

27. Juni datirte Antwort [1]). Sie ist ein Meisterwerk. Den Stofftrieb Schiller's weist der Idealist mit den schneidenden Worten zurück: „Ein Trieb nach Existenz vor der Existenz; also eine Bestimmung des Nichtseyenden!" Seinen Stil setzt er der dichterischen Prosa Schiller's in der scharfen Charakteristik entgegen:

„Sie gehen größtentheils analytisch, den Weg des strengen Systems; und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstracten Begriffs setzen. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei seyn kann, und wollen dieselbe zwingen, zu denken. — Ich muß Alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe, und so geht es andern auch. — Ihre philosophischen Schriften sind bewundert, angestaunt, aber, so viel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden."

Man muß den ganzen ausführlichen Brief nachlesen, um zu ermessen, wie sehr sich Schiller dadurch getroffen fühlte. Halb renig erklärte er am 6. Juli Goethe: „Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat." Aber er mußte antworten, und Fichte's Duplik ließ nicht lange auf sich warten. Beide Schreiben sind verloren gegangen; auf das letztere, welches am 2. August einging, verfaßte Schiller, der lange von Krämpfen geplagt, am 25. Juli durch den Brief eines unzufriedenen Lesers, des Hrn. v. Leyen aus Crefeld („Deutsche Rundschau", September 1876, S. 389), von Neuem gereizt worden war, am 3. und 4. August die berühmte Erwiderung, worin er sich über sein Verhältniß zum Publicum ausspricht. Dem Herausgeber hat, wie mir, ein dreifaches Concept vorgelegen; er hat aus allen ein Ganzes gemacht, das von Wiederholungen und Widersprüchen nicht frei ist. Das erste Concept (ich nenne es C) ist Jena, den 3. August datirt, flüchtig auf vier Quartblättern geschrieben und bricht mit den Worten „ob Sie" ab. Das zweite (D), „Jena, den 4. August", begreift drei sauber geschriebene Quartblätter, wovon die letzte Seite leer gelassen wird; es reicht bis zu den Worten „daß nach". Das dritte (E), ein Stück des ersten Entwurfs zu D, enthält ebenfalls vier Quartblätter mit vielfachen Aenderungen; auf der siebenten Seite bricht es mit den Worten „wenn Sie" ab. Beide Schreiben sind von einander so verschieden und in ihrer Art so geschlossen, daß sie nur abgesondert gewürdigt werden können.

C. Jena den 3. Aug. 95.

„Ich beantworte Ihren Brief auf der Stelle, und folglich auch nur denjenigen Theil desselben, der sich so schnell beantworten läßt. Ueber die aesthetische Parthie unsres Streits, lieber Freund, werden wir nie einig werden, und wollen also auch nicht mehr streiten. Nicht sowohl deswegen, weil wir in Principien verschieden sind, denn diese müßten doch endlich gewürdigt werden können, sondern deßwegen, weil wir verschiedene, höchst verschiedene Naturen sind, weil wir ganz verschieden empfinden. Freylich muß auch darüber ein Ausspruch gefällt werden können, aber von einer beßern Autorität, als das Publikum, so wie es ist, [und] oder ein einzelner aus demselben seyn kann. Sie lieben, wie es scheint, den Apell an andre Richter, und es ist schon das zweyte mal, daß Sie mich an den Ausspruch des Publikums verweisen. Ich muß aber eine ganz andere Idee von dem deutschen aesthetischen Publikum bekommen, als ich habe, um in einer Sache, worüber meine Vernunft und Empfindung, nach einer langen mühseligen und ernstlichen Crise, entschieden haben, eine solche Stimme zu respektieren. Es giebt nichts roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens.

[1]) Leben u. Bw. II. S. 379 ff.

Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lecture zu machen gewohnt ist, und, in aesthetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können.

„Auch kann ich in Rücksicht auf den philosophischen Vortrag keine Vergleichung meiner Manier mit der eines andern gelten lassen, am wenigsten mit der Manier eines lediglich nur didaktischen Schriftstellers. Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen, und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben, und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken. Diese Darstellung meiner ganzen Natur auch in trockenen Materien wo der Mensch sonst nur als Genus zu sprechen pflegt macht zu Beurtheilung meiner Manier einen ganz andern Standpunkt nöthig, und indem Sie mir einen Home u. dgl. einen entgegen setzen, beweisen Sie deutlich, daß Sie [noch] nie über mich hätten urtheilen sollen.

„Sie sagten mir in einem der vorigen Briefe, daß ich meine Speculationen in Bildern vortrage, und daß man mich erst übersetzen müsse, um mich zu verstehen. Das thut mir leid, aber warlich nicht meinetwegen. Zeigen Sie mir in allen meinen philosophischen Aufsätzen einen einzigen Fall, wo ich die Untersuchung selbst (nicht bloße Anwendungen derselben) in Bildern abhandle. Das wird und kann nie mein Fall seyn, denn ich bin beynahe scrupulöß in der Sorgfalt meine Vorstellungen deutlich zu machen. Habe ich aber die Untersuchung mit precision und logischer Strenge geführt, so liebe ich es und beobachte es zugleich aus Wahl, eben das was ich dem Verstande vorlegte auch der Phantasie (doch in strengster Verbindung mit jenem) vorzuhalten. Ich verweise Sie, wenn Sie diese Bemerkung verificieren wollen, auf das VIte Stück der Horen, weil gerade hier die Anwendung bequemer ist. Wenn Sie hier in dem 19, 20, 21, 22 und 23 Briefe, wo eigentlich der Nervus der Sache vorkommt, eine unzweckmäßige Sprache finden, so weiß ich in der That keinen Punkt der Vereinigung in unsern Urtheilen mehr.

„Wenn ich gegen jede Instanz protestiere, so geschieht dieses nicht darum, weil ich nichts dabey zu hoffen habe, denn wenn ja darnach abgeurtheilt werden sollte, so könnte ich es noch immer darauf wagen, und die Instanz welche Sie vorschlagen, nehmlich Göthe, möchte Ihnen am wenigsten gefallen. Göthe kann aber nicht gerecht gegen Sie seyn, und sein Urtheil nichts wider Sie beweisen. Er ist viel zu fremd in dem philosophischen Gebieth, als daß er mit den aesthetischen Uebertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgesöhnt werden. Sonderbar genug ist es, daß Sie von mir erst hören müssen, wie wenig Göthe dazu taugt, Ihre Parthie zu ergreifen. Eben so sonderbar ist es, daß Sie mir absprechen über den Geschmack und den ganzen Ton Ihrer Schriften zu urtheilen, und dieses Amt Göthen übertragen, der in seinen eigenen Mscrpten und Schriften über diesen Punkt mich zum Richter anerkennt, und meine Urtheile befolgt.

„Ich glaube übrigens, daß Sie wohl thun, wenn Sie Sich einmal mit ihm darüber erklären, denn es könnte doch seyn, daß Sie ihm glauben, was Sie mir nie glauben werden.

„Sie berufen Sich auf das Schicksal unserer Schriften nach 10 Jahren. Ich will zwar nicht prognostizieren, denn wer kann in dem Betragen des deutschen Publikums eine Regel und eine Consequenz entdecken? Soviel ist aber gewiß, daß wenn meine Schriften auch dem Innhalt nach sich nicht halten könnten, schon der einzige Umstand, daß sie zugleich ein aesthetisches Produkt sind, ein ganzes Individuum darstellen, ihnen eine Dauer, ich will nicht sagen eine Parthie versichern würde. Eine bloß didactische Schrift kann sich, wenn sie nicht eine absolut entscheidende und dauerhafte Epoche macht, bey der Rapidität der Litteratur nicht halten, denn wenn man im Wissen fortschreitet, da weiß alsdann schon der Lehrling, was ehmals dem Meister viel zu schaffen machte. Hingegen ein Individuum, welches sich in einem Buche lebendig abgeworfen hat, ist und bleibt ewig das einzige in seiner Art, und kann zwar verkannt, aber nie ersetzt werden. [Hier Lücke von einer halben Seite.]

„Es ist traurig[1]), daß selbst unter Zeitgenossen, unter Menschen die in dem Jahrhundert worin sie leben eine eigene Familie formieren sollten und könnten, eine so enorme Differenz und

[1]) ein trauriges Naturgesetz, aber ein] durchstrichen.

ein so unauflößlicher Streit obwaltet, daß das Eigenthümliche immer isoliert bleibt, und dgl. daß dieses selbst unter den Philosophen die von der wahren Schätzung der Dinge profession machen sollten, gerade am meisten stattfindet u. dgl.

„Wir haben in einer Zeit gelebt, und die Nachwelt wird uns als Zeitgenossen zu Nachbarn machen etc. aber wie wenig haben wir uns vereinigt.

„Der verkennt mich ganz, der mich als Lehrer schätzen will. Dazu hat weder die Natur mich berufen, noch mein Bildungsgang mich qualifiziert. Der Lehrer muß gelehrt seyn, und es giebt vielleicht unter allen Schriftstellern, die[2]) man kennt, wenigstens im philosophischen Felde keinen, der es sowenig ist als ich — und in einem so enormen Grade wenig, daß wenn ich Ihnen sagen wollte, was ich in meinem ganzen Leben von philosophie u. dgl. gelesen habe, Sie nicht wissen würden, ob Sie"

Hätte Fichte diesen Brief empfangen, er würde die Blößen, die ihm sein Gegner bot, wohl benutzt haben. Vor Allem war der Grund, warum Schiller das billige Verlangen, das eines Schiedsrichters, nicht erfüllte, namentlich die Ablehnung Goethe's nebst ihrer Motivirung, hinfällig für ihn, der Goethe's philosophische Gaben höher schätzte als Schiller's Forschung (Humboldt an Schiller, Nr. 7. Fichte an Weißhuhn, Bw. II, S. 539), und in Schiller's Munde anstößig, da er gleich in seinen ersten Briefen dessen intuitiven Geist auch philosophisch fruchtbar fand, seinen Aufsatz „Ueber das Schöne" an Körner sandte; endlich konnte er von seinen früheren Aufsätzen nicht leugnen, was er selbst gegen Goethe (Nr. 4) ausgesprochen hatte, daß ihn der Poet übereilte, wo er philosophiren sollte. Auch stockte bei dem Selbstbekenntnisse seine Feder, die zuletzt stürmisch dahin geeilt war. Am folgenden Tage setzte er sie spitziger wieder an, erweiterte den Brief, in welchem er Goethe und dessen Schiedsspruch fallen ließ, zu einer Abhandlung und gerieth dabei in eine größere Hitze, die besonders in dem Entwurfe E zu Tage tritt. Während er in C die Veredlung des deutschen Geschmacks als den Plan seines Lebens bezeichnet, wirft er in D den Gedanken, für das Publikum zu schreiben, weit von sich, ja er hält eine günstige Aufnahme seiner Schriften für ein bedenkliches Zeugniß gegen deren Inhalt; Fichten, gegen welchen er in C seine Manier eingehend vertheidigt, wirft er in E vor, daß er seine Briefe gar nicht, in D, daß er sie ohne alle Aufmerksamkeit gelesen hat: kurz die heftige Aufregung setzt ihn in's Unrecht. Zwar hat sie sich in D etwas gemildert, aber der Ton bleibt doch schärfer als in C.

D (die Varianten von E unter dem Text.)

Jena den 4. Aug. 1795.

„Es thut mir leid, lieber Freund, daß ich zu einem Streit über unsere Manier zwischen uns beyden Gelegenheit gegeben, der nie geendigt werden kann, und nie hätte von mir angefangen werden sollen. Ein mißverstandenes Bestreben nach Billigkeit verführte mich dazu; ich wollte bey Ausschließung Ihres Aufsatzes von den Horen den Vorwurf der Willkühr und Caprice vermeiden, und deßhalb mein Verfahren motivieren; ich vergaß aber, daß eben das, was jenen Aufsatz von den Horen ausschloß, allen meinen Gründen den Zugang zu Ihnen sperren mußte. Ich hätte mir nehmlich billig selbst sagen sollen, daß eben weil sie so schreiben, und weil sie von dieser Schreibart so denken, weil sie ein solches Individuum sind, ihnen durch keine Gründe, die mein Individuum zur Quelle haben, würde beyzukommen seyn: denn der aesthetische Theil eines Menschen ist das Resultat seiner Natur, und durch Räsonnement lassen sich wohl einzelne[1]) Vorstellungen ändern, aber nie die Natur umkehren. Wären wir bloß in Principien getheilt, so

[2]) deren Nahmen] durchstrichen.

[1]) einzelnen etwas ändern.

hätte ich Vertrauen genug zu unserer beyderseitigen Wahrheitsliebe und Capacität, um zu hoffen, daß der eine den andern endlich auf seine Seite neigen würde[2]), aber wir empfinden verschieden, wir sind zwey[3]) ganz verschiedene Naturen und dagegen weiß ich keinen Rath. Die einzige Art, wie wir uns hier miteinander vereinigen könnten[4]), wäre diese[5]), daß wir gemeinschaftlich die Maxime der gesunden Vernunft adoptierten, welche lehrt, daß man Dinge, welche einander nicht gleich zu setzen sind, einander auch nicht entgegen setzen müsse."

„Freylich muß sich auch über die Natur[6]) und über das Aesthetische eines Menschen[7]) etwas ausmachen[8]) lassen können; aber nach Ihren eigenen Grundsätzen, wenigstens vor der Hand nicht nach Principien[9]). Sie gestehen dieß selbst einmal[10]) in Ihrem Aufsatze, und ihre wiederhohlten[11]) Appelle an fremde Urtheile in unserer gegenwärtigen Streitigkeit beweisen, daß sie in diesem Gebiet[12]) nicht von der Vernunft, sondern von dem Gefühl und von der Totalität des Individuums die Entscheidung erwarten[13]). Ich bin hierin ganz[14]) Ihrer Meinung, aber eben darum[15]) werden Sie mir verstatten[16]), daß ich in der Wahl eines solchen[17]) aesthetischen Mittels Manns gleicherweise meine Empfindung[18]) zum Führer nehme."

„Ich müßte[19]) eine ganz andere Meinung[20]) von dem deutschen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine[21]) Natur (nach einer mühsamen und hartnäckigen[22]) Crise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektieren sollte[23]). Das allgemeine[24]) und[25]) revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen[26]) Zeiten, die unbegreifliche Inconsequenz welche das ganz Elende auf demselben Schauplatze, wo man kurz vorher das Vortrefliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt[27]), die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite erwecken mir, ich gestehe es, einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegen wirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte[28]). Glücklicherweise ist mir die eine Thorheit so fremd als die andre. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeynt und geliebkoset[29]) wird, folge ich bloß dem Zwang entweder[30]) meiner Natur oder[31]) meiner Vernunft, und da ich nie Versuchung gefühlt habe[32]) eine Schule zu gründen[33]) oder Jünger um mich her zu versammeln[34]), so hat diese Verfahrungsart (die einzige welche ich, im Vorbeygehen seys gesagt einem Philosophen anständig finde[35]) keine Ueberwindung gekostet. Bey dieser Stimmung meines Gemüths muß es mir freylich sonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität[36]) des Publikums machen und nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letztern mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem partheylosen Wahrheitsforscher zu erwarten war[37]), so würden Sie ohne meine Erinne-

---

[2]) so wollte ich es herzhaft versuchen, entweder Sie auf meine Seite zu ziehen, oder zu der Ihrigen zu übergehen; — [3]) [fehlt] — [4]) können — [5]) [fehlt] — [6]) „Natur" aus „Würdigung der Naturen" verbessert — [7]) den aesthetischen Theil des Menschen — [8]) bestimmen — [9]) [Sie werden mir nach dem bekannten hoffentlich werden Sie] aus Vernunftprincipien — [10]) (fehlt) — [11]) öftern — [12]) („in — Gebiet" fehlt) — [13]) die Vernunft sondern die Empfindung (oder besser den ganzen Menschen) als aesthetischen Richter anerkennen. — [14]) vollkommen — [15]) nur — [16]) verstatten müssen — [17]) dieses — [18]) mein aesthetisches Gefühl selbst — [19]) muß — [20]) Idee — [21]) meine ganze — [22]) langwührigen und mühseligen — [23]) soll. — [24]) [entschiedene] allgemeine — [25]) und wirklich revoltante — [26]) unsern — [27]) (die unbegreifliche — aufnimmt" fehlt) — [28]) [bald rohe bald kraftlose] Rohigkeit auf der einen Seite und die verächtliche Schlaffheit auf der andern erwecken mir erfüllen mich mit einem so herzlichen Ekel vor unserm deutschen Publikum, daß ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. (Am Rande: Daß ich mich in einer unglücklichen Stunde bereden lassen könnte, diesen elenden Geschmack zu bekämpfen, aber mir niemals verzeyhen würde, ihn zu meinem Modell gemacht (zu) haben. Aber jene [Eitelkeit] ist eben so fern von mir als diese [Thorheit]). [Es ist eine sehr armselige Gerechtigkeit die ich mir selbst erweise, wenn ich mich frey spreche] — [29]) bewundert — [30]) (fehlt) — [31]) oder dem — [32]) da es mir nie eingefallen ist — [33]) Sekte zu stiften — [34]) eine Schule anzulegen — [35]) welche ich im Vorbeygehen für die einzige einem Philosophen anständige halte — [36]) den Gros — [37]) [Hätten Sie die letzten gelesen, oder sich mit dem Sinn derselben vertraut gemacht, so würden

rung wissen[38]) daß eine directe Opposition gegen den Zeitcharakter[39]) den Geist derselben ausmacht[40]), und daß jede andere Aufnahme als die welche sie erfahren[41]), einen sehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Innhalts abgeben würde[42]). Beynahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge[43]), und wenn ich gleich aus äußern Gründen, die ich mit noch mehr Schriftstellern gemein habe, nicht gleichgültig seyn kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft[44]), so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität[45]) und meinem Charakter[46]) entspricht — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte[47]). Daß ein Schriftsteller, welcher diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache[48]), denn man liebt nur was einen in Freyheit setzt, nicht was einen anspannt[49]); aber er erhält dafür die Genugthuung[50]), daß er[51]) von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind[52]), mit Begeisterung ergriffen[53]) und von knechtischen Seelen[54]) mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie sehr gesucht von dem guten oder schlimmen Effekt meines schriftstellerischen Daseyns Erkundigungen einzuziehen, aber die Proben von beydem sind mir ungesucht aufgedrungen worden, und es geschieht noch biß auf den jetzigen Augenblick.

„Dieß erinnert mich an diejenige Stelle Ihres Briefs, wo Sie Sich auf den Ausspruch des Publikums über uns beyde nach zehen Jahren berufen. Was nach 10 Jahren geschehen wird, weiß ich zwar nicht; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß wenn Sie, wie zu hoffen, alsdann noch leben, noch lehren und noch schreiben, Sie dafür sorgen werden, Ihre Philosophie und ihr Individuum bey Zuhörern und Lesern im Andenken zu erhalten, ich hingegen, wie zu vermuthen ist, alsdann weder mehr lehre noch mehr schreibe, mit meiner Philosophie so still wie jetzt durch das Publikum gehen werde. Daß aber in 100 oder 200 Jahren, wenn neue Revolutionen über das Philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar citiert und ihrem Werth nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, dieß liegt eben so sehr in der Natur der Sache als es darinn liegt, daß die meinigen (von denen versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück) alsdann zwar nicht mehr aber gewiß auch nicht weniger denn jetzt gelesen werden. Und woher möchte dieses kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten liegt die sie für den Verstand enthalten, auch wenn sie hierinn noch so vorzüglich wären, in demselben Maaße entbehrlich werden, als der Verstand entweder gegen diese Resultate gleichgültig wird, oder auf einem leichtern Weg dazu gelangen kann; da hingegen Schriften die einen, von ihrem logischen Gehalt unabhängigen Effekt machen, und in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unersetzlich[55]), ist. So lange Sie also l. Fr. in Ihren Schriften nicht mehr geben, als was jeder der zu denken weiß, sich aneignen kann[56]), so können Sie sicher seyn, daß nach —

Sie den Widerspruch nicht begangen haben, so würden Sie fühlen, daß diese Schriften] Hätten Sie die letzten mit einiger Aufmerksamkeit gelesen — [38]) nicht von mir erst zu hören brauchen — [39]) Geist des Zeitalters — [40]) der Hauptcharakter derselben ist — [41]) eine andere Aufnahme — [42]) ein [kategorischer] sehr bedenklicher Beweis gegen ihren Innhalt wäre — [43]) [bezeugt] trägt diesen Character — [44]) wenn ich, so wie leider [bey allen (den meisten) deutschen Schriftstellern der Fall ist, bey der Quantität eintreffen] = nicht [glücklich] gleichgültig — ob ich ein großes oder kleines Publicum [wenn ich es wirklich] habe — [45]) [so habe ich wenigstens meine[r] Individualität nie so weit verkannt, dieses Ziel] — [46]) (fehlt) — [47]) nicht das Publikum durch Anschmiegung an seine Vorstellungs-Art zu gewinnen, sondern es durch die kühne Aufstellung der meinigen zu überraschen, zu erschüttern, und anzuspannen — [48]) Ein solcher Schriftsteller kann der Natur der Sache nach nie geliebt werden — [49]) zwingt — [50]) Satisfaktion — [51]) (fehlt) — [52]) „Eitelkeit sind" fehlt, eine Zeile frei gelassen — [53]) aufgenommen — [54]) von der feigheit — [55]) Ein Individuum [ist] immer das Einzige in s. Art und [kann] nie ersetzt und nie erschöpft werden kann. — [56]) So [bald] lange sie in ihren Schriften nichts mehr sagen (anders enthalten), als worinn ein nachdenkender Mensch durch s. bloßen Verstand ihnen folgen kann, —

Hier bricht D ab am Ende der inneren 5. Seite des 3. Blattes; die Fortsetzung aus E[57]) lautet:

„Daß ein anderer nach Ihnen kommen wird, und was Sie gesagt haben, anders und besser sagen wird. Denn der Verstand schreitet bekanntlich ewig weiter, und ist in keinem Punkte seiner Bahn ein Unendliches. Aber nicht so dasjenige, was die Einbildungskraft darstellt. Ich gebe zu, daß jetzt und künftig manches — vielleicht das beßte — in meinen Schriften von der Beschaffenheit ist, daß es sich schwer ja manches gar nicht mittheilen läßt, und den Vorwurf den Sie mir dadurch machen, will ich Ihnen mit Freuden zugeben. Aber sobald der Effekt den sie machen (gleich viel bey wie wenigen oder vielen)[58]) aesthetischer Art ist, sobald ist dieser Effekt für alle folgenden Zeiten[59]) (in welchen man die Sprache des Autors versteht), gesichert. Ob — wie — und in welchem Grade die Extensität und Intensität meiner Schriften aesthetisch wirken, das, sehen Sie wohl ein, ist etwas, was hier nicht verhandelt werden kann. Die Minor mag also auf sich beruhen:[60]) gegen die propositio major werden Sie aber wie ich hoffe nichts einzuwenden haben[61])."

„Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß wenn ich das aesthetische allein für unsterblich erkläre, dieses keinen Vorzug gegen das andre begründen soll; denn die Unsterblichkeit kommt beyden Arten von Werken zu[62]), nur mit dem Unterschied, daß von der einen Art Schriften die Folgen und von der andern der Individuelle Effekt ewig lebt. Wenn Aristoteles[63]) nicht mehr gelesen wird, so ist sein Einfluß auf seine Wissenschaft und folglich sein Ruhm dennoch ewig, auch wenn sein Nahme vergeßen würde. Aber ich mußte ihnen dieses sagen, weil sie unsere beyden Schriften in einem Punkte vergleichen, worinn sie nach meiner Ueberzeugung ganz erstaunlich aus einander weichen[64])".

„Ueberhaupt beweisen mir mehrere Ihrer Aeuserungen, daß Sie über den Standpunkt, aus welchem mein Individuum zu beurtheilen ist, in einem sonderbaren Irrthum schweben. (Ich sollte zwar seitdem Sie über eine Schrift wie die von H. Örtel über Humanität elstasiert und mich zum Verfasser davon gemacht, den Muth nicht mehr haben, mit Ihnen über einen solchen Gegenstand zu diskutieren.) Wenn[65]) Sie —" (Ende fehlt).

In diesen merkwürdigen Torsi liegt das Große und Wahre hart neben der Unbilligkeit. Was in berechtigtem Selbstgefühl von der Persönlichkeit des Verfassers und dem Werthe seiner Schriften gesagt wird, hat die Zeit bestätigt; auch zeigen die Briefe selbst, namentlich D. E., wie sorgfältig Schiller auf die stilistische Richtigkeit, die Wahl des treffendsten Ausdrucks bedacht war. Aber der Versuch, zwischen seinen und Fichte's prosaischen Schriften eine specifische Verschiedenheit nachzuweisen, ist mißlungen. Die sittliche Eigenart des Philosophen macht sich überall, seine ästhetische Individualität in den nicht wesentlich systematischen Schriften mit einer Kraft geltend, deren Wirksamkeit die Jahrhunderte nicht abschwächen werden, und sein „treffliches Talent einer lebendigen und mit Popularität verbundenen Darstellung" erkennt ein kühler Richter, Kant, unumwunden an (Bw. II, S. 159). Wenn Schiller's Abhandlungen nicht von seinen Dichtungen getragen würden, fänden sie schwerlich mehr Leser als die Fichte'schen. Die Behauptung endlich, Einsamkeit gezieme dem Philosophen, würde Sokrates lächelnd und Aristoteles eifrig zurückgewiesen haben. Schiller war eben gereizt, und in dieser Stimmung, derjenigen ähnlich, worin er A. W. Schlegel zurückstieß, schrieb er seine Briefe. Hat er den letzten abgeschickt, und ist uns sein

[57]) (mit Auflösung der Abkürzungen) — [58]) [sobald es gewiß ist, daß der größte Theil der Wirkung, die sie machen, von der] — [59]) [ewige Zeiten die ganze] — [60]) muß also unter uns suspendiert] — [61]) [Ich möchte nicht gerne daß] — [62]) [die] Unsterblichkeit [beyder] Arten von Werken [ist] — [63]) Euklid oder Aristoteles — [64]) [von einander verschieden sind] — [65]) [Indem].

Abschluß, wie die kurz vorhergehenden, nur zufällig verloren gegangen? C und D sind unvollendet, und es kann leicht sein, daß Schiller sich auf eine kürzere Antwort beschränkte. Aber geben mußte er sie, denn Fichte hatte die Entscheidung eines Dritten, Goethe, vorgeschlagen, und er war nicht der Mann, Schiller die Erwiderung zu schenken. Sie blieb ablehnend und völlige Entfremdung trat ein. Die Wissenschaft hat den Ausbau der Aesthetik, von der Fichte 1798 in der „Sittenlehre" einen kurzen Umriß gab, und deren wissenschaftliche Bearbeitung er noch 1799 im Sinne hatte (Bw. II, S. 547), verloren. Fichte trug die Trennung mit Gleichmuth; am 2. Juli, als jene Correspondenz schon begonnen hatte, beruft er sich auf Schiller's Auffassung der Wissenschaftslehre (Bw. II, S. 212), und es dauerte lange, ehe er sich von den Horen gänzlich trennt. Nicht so Schiller. Mit merkwürdiger Energie tritt er vor den Riß: die letzten Hefte der Zeitschrift füllt er zum großen Theile (erst vom zweiten Jahrgange an gibt er seine eigene Theilnahme beinahe auf); ja im Eifer für seine Theorie und Schreibart verwechselt er wieder den Schriftsteller und Redacteur: er polemisirt gegen einen Aufsatz, den er nur in letzterer Eigenschaft kennen gelernt hatte. Denn schon am 3. September schickte er Cotta den Anfang, am 7. das Ende eines neuen Aufsatzes für das 9. Stück der Horen (Bw. Nr. 91 u. 93). Es ist die Abhandlung „von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrage philosophischer Wahrheiten"[1]). Wie Hoffmeister (Sch. Leben 3, S. 106) richtig bemerkt, zeigt sich darin eine auffallende Hitze; aber nicht gegen Nicolai, sondern gegen Fichte vertheidigt sie Schiller's Schreibart: wenn dem „gemeinen Beurtheiler" zugegeben wird, daß er den schönen Stil „erst übersetzen muß, wenn er ihn verstehen will", so wird der Tadel Fichte's in bitteren Worten gegen ihn selbst gewandt; wenn vor der Häufung von Beispielen gewarnt wird, dessen Abhandlung bemängelt. Diese Stiche konnte der Angegriffene nicht mißverstehen; er sagte sich am 15. November förmlich von den Horen los (an Cotta Bw. S. C. S. 134), und Schiller bestätigt am 21. December (ebd. S. 145), „daß Fichte für die Horen nicht viel liefern möchte". Auch seine neu erwachte Muse kehrt ihren epigrammatischen Stachel gegen Fichte und die Philosophie. Wir haben Humboldt's Zeugniß (Bw. H. S. Nr. 13 u. 28), daß der „Weltverbesserer" im 9. Stück der „Horen", sowie die „beiden Kleinigkeiten" im Musenalmanach für 1796 auf Fichte gehen. Das gleiche Versmaß beweist, daß Humboldt das „Wort an die Proselytenmacher" und „den Metaphysiker" gemeint hat. Ihnen darf man füglich den „besten Staat" anreihen; auch scheinen die „Thaten der Philosophen" im 11. Horenstück die Romanze zu sein, welche Humboldt erwartete. Es wäre auffallend, wenn bei der im Winter begonnenen Xenienjagd Fichte leer ausgegangen wäre; auch bezeichnet Schiller am 29. December (an G. Nr. 139) „die metaphysische Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs", als dankbaren Stoff. Jetzt kommt er unter den Philosophen mit einem Epigramm leidlich weg; aber ohne Zweifel waren

---

[1]) S. Schr. X, Nr. 17. — Wie ich in der „Rundschau", September 1876, S. 381, bemerkte, ist wohl ein Theil den alten Briefen über ästhetische Erziehung entnommen, aber der kleinere; der größere enthält seine Vertheidigung.

unter den später unterdrückten (vgl. E. Sauppe, die Schiller-Goethe'schen Xenien 1852) mehrere gegen Fichte gerichtet. Diese werden es gewesen sein, die später 1799 bei einem Besuche in Jena Voigt zu lesen bekam und am 29. Mai zurückschickte (Briefe an Schiller Nr. 206). Denn daß zu einer Zeit, wo der Verfolgte noch aussichtslos ein Asyl suchte, Schiller Epigramme auf „die ungeheuere Fichte" geschmiedet hätte, wäre mit seiner edeln Sinnesart unvereinbar.

Einstweilen sah der Dichter sich in Jena, nachdem nicht ohne seine Schuld der Verkehr mit dem Einzigen, den er als ebenbürtig erkannte, aufgehoben war, schauerlich vereinsamt. „Von diesem", schreibt er am 9. November an W. v. Humboldt, „höre ich nichts, da ich kaum Jemand sehe, der mit ihm umgeht." Aber die Größe des Mannes verkannte er nicht: mit edelem Unwillen wies er in den Xenien Nicolai's Angriff zurück, und am 10. Juni 1796 empfahl er Cotta, dessen Bereitwilligkeit, etwas von Fichte zu verlegen, er am 21. Dec. 1795 gebilligt hatte, die Uebernahme des „philosophischen Journals", die nur durch die Kriegsereignisse vereitelt wurde; es war ohne Zweifel der Mitherausgeber Niethammer, welcher die Beiden einander näher brachte, und die Annalen des philosophischen Tons las Schiller mit großem Interesse (an Goethe, 28. Febr. 1798, Nr. 284).

So war es denn nur eine Frage der Etikette, welche die Anknüpfung des Umgangs verzögerte. Fichte that nach seiner Rückkehr aus Karlsbad den ersten Schritt, und erfreut meldete Schiller am 28. August 1798, daß ihn jener besucht und sich äußerst verbindlich bezeigt habe (an G. Nr. 503); seine Frau ist begierig, zu erfahren, wie das philosophische Ehepaar sich in Karlsbad ausgenommen hatte (an Körner 31. August) und ihre Neugier wurde von Dora Stock's satirischer Feder befriedigt (Charl. v. Schiller 3, S. 24). „Heiter und gefällig", meinte Schiller, sollte ihr Verhältniß werden; es wurde ernst und bedeutend. Die berüchtigte Verfolgung der chursächsischen Regierung, welche am 19. November 1798 mit der Confiscation des „philosophischen Journals" ihren Anfang nahm und mit Fichte's Entfernung aus Jena endigte (vgl. Hase, „Jenaisches Fichte-Büchlein" 1856), gab Schiller Anlaß, sich seines wiedergewonnenen Freundes nach Kräften anzunehmen. Nachdem dieser ihm seine „Appellation an das Publicum" am 18. Januar 1799 zugeschickt hatte, antwortete Schiller am 26. Januar aus Weimar (nicht Jena) in einem sehr freundschaftlichen Tone u. a.: „Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber gesprochen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehrere male gethan." Er mißbilligt den Ton der Schrift und ihre vorschnelle Herausgabe, wie auch in dem Briefe an Körner vom 10. Februar, aber in der Sache gibt er dem Angegriffenen vollkommen Recht und hat das Seinige für ihn gethan. „Mündlich das Weitere" schließt der Brief. Leider verdarb Fichte seine gerechte Sache durch einen schroffen und drohenden Brief an Voigt vom 22. März (ebd. S. 89), welcher am 29. seine Entlassung herbeiführte: diesen Beschluß, welchem Goethe beistimmte (an Voigt S. 56, an J. Fahlmer S. 133), hat Schiller nicht getadelt, wenigstens äußerte er sich heftig über den Plan des Philosophen, in Rudolstadt ein Obdach zu suchen (an G. Nr. 610). Aber diese Wolke ging vorüber, Fichte selbst urtheilte über die ganze Katastrophe mit groß-

artiger Unbefangenheit: „Die Weimarische Regierung“, meint er in einem Briefe an seine Frau vom 30. August, „hatte in ihrer Art ganz recht gehabt, sowie ich in der meinigen; es hatte zwischen uns beiden als Partei eben so kommen müssen, und ich nehme ihnen nichts übel. Das Erste, wenn ich nach Jena zurückkomme, wird sein, daß ich Voigt besuche, und Goethe, und Schiller — und ihnen dies und Aehnliches sage.“ Seine persönliche Anwesenheit im Winter führte eine völlige Aussöhnung herbei. Fichte nahm den Plan Woltmann's, bei Unger in Berlin ein großes kritisches Institut zu begründen, auf, rechnete dort und später bei Cotta auf beider Dichter Theilnahme, sandte ihnen seine Schriften. „Es sind nur zwei Männer in jener Gegend“, ruft er am 15. Januar 1802 aus (an Schelling, s. Leb. u. Bw. II, S. 364), „an deren Meinung, besonders an der des erstern, mir etwas liegt.“ An letzteren wandte er sich im Jahre 1803 in einer Privatangelegenheit, an Schiller[1]). Dieser nahm sich ihrer eifrig an. Mehrere Briefe an Fichte und Niethammer bezogen sich darauf; am 27. August empfing er einen Brief des Advocaten Salzmann, am 28. September gab Goethe (Nr. 918) eine ungünstige Auskunft. Der Ausgang ist mir nicht bekannt.

Im Jahre 1804 begrüßten beide Freunde einander in Berlin herzlich; am 1. Juni 1805 schreibt Fichte an Wolzogen: „Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten. Er ist hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner eigenen geistigen Existenz mir abgestorben sei.“

---

[1]) Es handelte sich um das Haus in Jena, das Fichte im J. 1800 verkauft hatte. Er ließ eine Hypothek von 1100 Rthlrn. darauf stehen und wünschte diese der herzoglichen Kammer für 1000 Rthlr. zu cedieren. Von den drei Briefen Nr. 7, 8, 9 ist der letzte am 20. August geschrieben (Kal. S. 150). In dem ersten heißt der Hauskäufer Krieg, der Advocat Salzmann; am Schlusse folgt die Nachschrift: „Beim Einpacken finde ich, daß die oben erwähnte Beilage [von Akten] den Brief zu einem Packet machen würden. Das Kapital steht gut. Procente seit Ostern 1800. hätten jährlich 100 Rthlr. abgetragen werden sollen. Das Original, wovon die erwähnte Beilage die Copie ist, steht im Hypothekenbuche zu Jena.“

# Ueber den Zustand und die Ziele der heutigen Physik.

Von
Professor L. Sohncke in Jena [1]).

Wenn ich im Folgenden den Versuch gemacht habe, den gegenwärtigen Zustand der Physik in gedrängter Kürze zu schildern und zugleich die Ziele aufzuweisen, nach denen die Entwickelung dieser Wissenschaft augenblicklich hin gerichtet zu sein scheint, so muß ich dabei die Nachsicht meiner Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen; denn das Thema ist so umfassend, daß es im Rahmen einer flüchtigen Skizze unmöglich eine auch nur angenähert erschöpfende Behandlung finden kann. Da ich mich also darauf beschränken muß, die Physik unserer Tage nur in großen Zügen zu schildern, so werde ich gezwungen sein, eine Menge von werthvollen wissenschaftlichen Arbeiten, welche von den augenblicklich im Vordergrunde stehenden Bestrebungen etwas abseits liegen, ganz zu übergehen und nur solche herauszuheben, die nach meinem Dafürhalten der Gegenwart den Stempel aufdrücken. — Wie es überhaupt unausführbar ist, eine wahrhaft objective Darstellung von gegenwärtig sich vollziehenden Ereignissen zu geben, so wird auch die folgende Skizze von dem Vorwurfe subjectiver Auffassung gewiß nicht freizusprechen sein: ja sie wird in Folge der sehr summarischen Behandlung sogar noch stärker subjectiv gefärbt erscheinen, als bei ausführlicherer Schilderung der Fall sein würde. Wenn ich es dabei möglichst vermieden habe, von der ganzen jüngeren Generation von Physikern einzelne namhaft zu machen, und mich vielmehr darauf beschränkt habe, im Wesentlichen nur die Namen solcher Männer zu nennen, deren Hauptleistungen sozusagen schon historisch geworden sind, so daß über sie wohl allgemeine Uebereinstimmung herrscht, so ist diese Zurückhaltung nur aus dem Streben nach möglichster Objectivität hervorgegangen. — Mit solchen Vorbehalten will ich mich nun zu meinem Gegenstande wenden.

Das allgemeine Ziel der Naturwissenschaft kann heute kein anderes sein als vor Jahrhunderten; es besteht darin, die Natur kennen zu lernen und zu begreifen. Weil nun die Physik ihre Betrachtungen im Allgemeinen auf solche Naturerscheinungen beschränkt, bei denen keine stofflichen (chemischen) Veränderungen eintreten,

[1]) Diese Skizze ist aus einer akademischen Antrittsvorlesung hervorgegangen.

so ist ihr Ziel das Begreifen eben dieser Erscheinungen. Unter „Begreifen" ist aber nichts Anderes zu verstehen, als die Zurückführung der verschiedenen Erscheinungen auf so wenig als möglich Grundthatsachen und Grundhypothesen, welche selbst nicht weiter zurückführbar erscheinen. Aus ihnen läßt sich dann rückwärts die Gesammtheit der Erscheinungen durch strenge Schlußfolgerungen ableiten. So war z. B. Newton's Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Massenanziehung einer der bedeutendsten Fortschritte im Begreifen der Natur; denn viele scheinbar unzusammenhängende Erscheinungen: die Bewegungen der Planeten und Monde und das Fallen der Körper an der Erdoberfläche, das alte Räthsel der Ebbe und Fluth, sowie die Ablenkung der Lothlinie in der Nähe großer Gebirgsmassen — zeigten sich jetzt nur als verschiedene Bethätigungen einer und derselben Grundkraft: der Gravitation. Diese selbst aber ist bisher nicht weiter erklärbar gewesen; sie wird noch heute als eine Grundthatsache hingenommen.

Wenn sich beim Fortschreiten der Wissenschaft einerseits die Menge des Unbegriffenen vermindert, so entstehen andererseits durch Auffindung neuer Thatsachen immer neue Räthsel. Daher ändern sich die speciellen Aufgaben der Wissenschaft. Jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben, welche im Vordergrunde des Interesses stehen, und auf deren Lösung der jeweilige Entwickelungszustand der Wissenschaft hindrängt, während natürlich das allgemeine Ziel unverändert dasselbe bleibt.

Wollen wir nun den heutigen Zustand der Physik verstehen, so müssen wir uns frühere Zustände derselben kurz vergegenwärtigen; erst durch die Kenntniß der Entwickelung wird, wie überall so auch hier, die Gegenwart in das rechte Licht gesetzt. Zu Beginn unseres Jahrhunderts bestand die Physik aus einer Anzahl zusammenhangsloser Theile; nächst den rein mechanischen Thatsachen einschließlich der Akustik behandelte man nacheinander die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität in ebensovielen einzelnen Capiteln, die beziehungslos nebeneinander standen. Zur Erklärung jeder dieser Erscheinungsgruppen rief man besondere Fluida zu Hilfe, die der Schwere nicht unterworfen sein sollten und daher Imponderabilien genannt wurden. Eine Flamme leuchtete, weil sie Lichttheilchen aussendete; ein Körper wurde warm durch Aufnahme von Wärmestoff; für die magnetischen und elektrischen Erscheinungen waren zwei magnetische und zwei elektrische Fluida verantwortlich. So schien die Natur zusammengesetzt aus wägbarem Stoff in Verbindung mit sechs Imponderabilien. — Diese naiv-kindliche Art der Naturerklärung ist seither Schritt für Schritt einer reiferen und tieferen Auffassung gewichen. Zunächst wurde schon in den zwanziger Jahren die so lange durch Newton's Autorität gestützte Emissionstheorie des Lichts endgültig durch die Undulationstheorie verdrängt, welche unter den Händen von Thomas Young, Fresnel und F. Neumann ihre volle Ausbildung erlangte, nachdem sie schon fast anderthalb Jahrhunderte zuvor von Huygens trefflich begründet worden war. Wenn nach dieser Theorie der Vorgang der Lichtstrahlung aufgefaßt werden mußte als Wellenbewegung eines die Welt erfüllenden feinen Mediums, des sogenannten Lichtäthers, so konnte folgerichtig auch die Wärmestrahlung nicht anders gedeutet werden; denn man

erkannte bald, daß alle charakteristischen Eigenschaften der Lichtstrahlen, die eben nur durch die Undulationstheorie ihre befriedigende Erklärung fanden, — ihre Brechung, Doppelbrechung, Polarisation, Beugung und Interferenz — in gleichem Maße auch den unsichtbaren Wärmestrahlen zukamen. Jetzt konnte die Erwärmung eines Körpers bei Bestrahlung nicht mehr durch Aufnahme von Wärmestoff erklärt werden; es blieb nichts übrig, als sie dem Wellenschlage des Aethers zuzuschreiben, der die Körpertheilchen in lebhaftere Bewegung versetzte, ein Vorgang, der freilich dem Auge ebenso unsichtbar ist, wie die kleinsten Theilchen selbst.

Noch durch ganz andere Betrachtungen von ungleich größerer Tragweite gelangte man zu demselben Schlusse von der Nichtexistenz eines Wärmestoffs. Die alltägliche Erfahrung lehrte, daß durch Aufwendung von mechanischer Arbeit Wärme hervorgerufen werden kann — z. B. durch Reibung —, ja daß durch unausgesetztes Reiben auch unausgesetzt Wärme entsteht. Andererseits zeigte das Beispiel der Dampfmaschine, daß es möglich ist, aus Wärme Arbeit zu gewinnen, und daß zu größerer Arbeitsleistung auch ein größerer Wärmeaufwand erfordert wird. Durch solcherlei Ueberlegungen entwickelte sich die Vorstellung von einem gesetzmäßigen Zusammenhange zwischen dem Betrage der aufgewendeten Arbeit und der erzeugten Wärme, sowie umgekehrt zwischen der aufgewendeten Wärme und der erzeugten Arbeit. Wenn auch in den vierziger Jahren diese Vorstellung in verschiedenen Köpfen etwa gleichzeitig auftauchte, so war doch Jul. Rob. Mayer bekanntlich der erste, welcher den Begriff der Aequivalenz von Wärme und Arbeit klar und scharf entwickelte und auch, auf Grund vorhandener Data, die zahlenmäßige Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents gab. Joule aber erwarb sich das Verdienst, den Zahlwerth dieser wichtigen Größe durch eine große Reihe der sorgfältigsten und umfassendsten Versuche direct festzustellen. Die Wärme war also jetzt in ihrer wahren Natur erkannt; sie war kein Fluidum, sondern eine Größe von der Art einer mechanischen Arbeit, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als Molecularbewegung. —

Die Betrachtungen, welche auf dem angedeuteten Wege zur Begründung der mechanischen Wärmetheorie, eines seither wesentlich durch Clausius zu hoher Vollendung geförderten Zweiges der Physik, geführt hatten, wurden nun sofort noch ganz wesentlich verallgemeinert. Wie durch Reibungswiderstände Arbeit nur scheinbar verloren geht, in Wahrheit aber in dem gleichwerthigen Betrage erzeugter Wärme unverkürzt vorhanden ist, so läßt sich in allen Fällen des Verbrauchs von Arbeit nachweisen, daß das ursprüngliche Arbeitsvermögen nicht verloren ist, sondern sich in vollem Betrage in der Arbeitsleistung wiederfindet, daß also nur die Form des Arbeitsvermögens eine Veränderung erfahren hat. Wenn z. B. der elektrische Strom einer dynamoelektrischen Maschine, die etwa durch Wasserkraft getrieben wird, eine Edinson'sche Glühlampe zum Leuchten bringt, so ist mechanische Arbeit vermittelst der Zwischenform des elektrischen Stroms schließlich in Wärme umgesetzt, welche theils in dem ganzen Leitungsdrahte auftritt, theils den dünnen Kohlenfaden in der luftleeren Glaskugel bis zum Selbstleuchten erhitzt. Wenn aber derselbe elektrische Strom in eine zweite dynamoelektrische Maschine geleitet wird und den Anker derselben in Umdrehung versetzt,

wodurch eine Last gehoben oder eine beliebige andere Arbeit geleistet wird, so ist nur ein Theil der ursprünglich aufgewendeten mechanischen Arbeit zur Erwärmung des Leitungsdrahtes verbraucht worden, ein anderer Theil aber erscheint in der ursprünglichen Form, nur an einem anderen Orte, als mechanische Arbeit wieder. — Ebenso wie niemals Arbeitsvermögen verschwindet ohne gleichwerthige Arbeitsleistung, so gibt es umgekehrt auch keine Arbeitsleistung, für welche sich nicht ein entsprechender Arbeitsaufwand nachweisen ließe.

Im Lichte dieser Erkenntniß erscheinen nun alle Veränderungen in der Natur nur als Verwandlungen des Arbeitsvermögens aus einer Form in die andere. *Das Quantum des Arbeitsvermögens der Welt ist constant; Arbeitsvermögen läßt sich weder schaffen noch vernichten.* Dieser Satz von der Erhaltung des Arbeitsvermögens (oder der „Energie“) ist von fundamentaler Bedeutung; er bildet den einen der beiden Grundpfeiler der exacten Naturwissenschaften; den anderen bildet der ganz analoge Satz: *Das Quantum des Stoffs der Welt ist constant; Stoff läßt sich weder schaffen noch vernichten.*

Der Satz von der Erhaltung des Arbeitsvermögens, welcher in seiner ganzen Allgemeinheit zuerst von v. Helmholtz erkannt und ausgesprochen wurde, ist heutzutage der hauptsächlichste Leitstern bei physikalischen Untersuchungen; er ist das Band, das die verschiedenen Capitel der Physik auf's engste miteinander verbindet und scheinbar ganz entlegene Erscheinungen in den allernächsten Zusammenhang bringt; er prägt der ganzen heutigen Physik den Stempel auf und beherrscht sie so vollkommen, daß man sie wohl schon definirt hat als die Wissenschaft von den verschiedenen Formen des Arbeitsvermögens und von den Verwandlungen derselben ineinander. *Diesen Satz in alle seine Consequenzen zu verfolgen: das ist das Ziel einer großen Zahl von Untersuchungen der Gegenwart;* und diese sind keineswegs auf die reine Physik beschränkt, sondern greifen mannigfach in die Chemie, Physiologie, Meteorologie und Astronomie hinüber. Man fragt z. B. nach dem Zusammenhange der elektromotorischen Kraft einer galvanischen Batterie mit dem Wärmewerth der in ihr verlaufenden chemischen Processe. Man studirt im Allgemeinen die Thermodynamik chemischer Vorgänge. Man wendet die mechanische Wärmetheorie auf die Temperaturänderungen in auf- und in absteigenden Luftströmungen an und begreift so z. B. die Entstehung des heißen Föhnwindes, der von den eisigen Kämmen der Alpen in die tiefeingeschnittenen Thäler herabstürzt. Sogar in die Constitution gasförmiger Weltkörper vermag man vielversprechende Blicke zu thun.

Aus der Verwandtschaft aller Naturkräfte und ihrer Aequivalenz mit mechanischen Größen ergibt sich die Möglichkeit, die in den einzelnen Gebieten der Physik üblichen verschiedenen Maßeinheiten — die thermischen, magnetischen, elektrischen u. s. f. — aufeinander zurückzuführen und schließlich sämmtliche physikalische Größen durch dieselben mechanischen Grundeinheiten zu messen. Die Einführung dieses „*absoluten Maßsystems*“, welche einen wesentlichen wissenschaftlichen Fortschritt in sich schließt, ist aus der Anregung des großen Mathematikers, Astronomen und Physikers C. F. Gauß hervorgegangen; denn er war es, der zuerst die magnetischen Größen durch die Einheiten der Länge,

der Masse und der Zeit zu messen gelehrt hat. Die Ausdehnung derselben Messungsmethode auch auf die elektrischen Größen, und somit mittelbar die allgemeine Einführung des absoluten Maßsystems, verdankt man aber Wilhelm Weber, dem würdigen Mitarbeiter von Gauß auf physikalischem Gebiet. Centimeter, Gramm und Secunde (mittlerer Sonnenzeit) sind die Einheiten, welche nach den Festsetzungen des internationalen Elektrikercongresses zu Paris 1881 fortan allen physikalischen Messungen zu Grunde liegen.

Noch nach einer ganz anderen Seite hin hat die Erkenntniß des wahren Wesens der Wärme anregend gewirkt, indem sie ein weit ausgedehntes und sehr dunkles Gebiet mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt hat, nämlich das Gebiet der Molecularphysik. Wenn die Wärme als Molecularbewegung aufgefaßt werden muß, d. h. als Bewegung derjenigen Theilchen, welche die Körper zusammensetzen, so ist die Frage unabweislich, von welcher Art diese Bewegung sein mag; eine Frage, welche auf's engste verknüpft ist mit den Fragen nach der inneren Beschaffenheit der Körper und nach den Molecularkräften. Die Lösung dieser Grundprobleme der Molecularphysik bildet ein zweites hohes Ziel der heutigen Wissenschaft.

Freilich haben wir keine Hoffnung, jemals die einzelnen Molekeln wahrnehmen und ihre Bewegungen unmittelbar verfolgen zu können; denn der Leistungsfähigkeit unserer Mikroskope ist, wie Abbe's und v. Helmholtz's Untersuchungen gelehrt haben, eine unübersteigliche und jetzt schon nahezu erreichte Grenze gesteckt. Sollen wir aber deswegen an der Lösung dieser Aufgaben verzweifeln? Sollen wir uns schon hier an der Grenze der menschlichen Erkenntniß angekommen wähnen, jenseits deren Albrecht v. Haller's Worte gelten:

> In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.
> Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist.

Nein! Zu solcher Entsagung wären wir nur dann gezwungen, wenn wir allein auf das leibliche Auge angewiesen wären. Nun aber befähigt uns unser geistiges Auge zu erheblich tiefer eindringenden Blicken. Hier ist es, wo die Phantasie in ihr Recht tritt, deren der Naturforscher so wenig wie irgend ein anderer Forscher entrathen kann. Freilich darf seine Phantasie nicht wild ausschweifen, sie muß auf Schritt und Tritt durch den Verstand und die Erfahrung gezügelt werden.

Wenn es nämlich gelingt, durch möglichst einfache Hypothesen über den inneren Zustand der Körper und über die Art der Molecularbewegung Rechenschaft von dem Gesammtverhalten der Körper zu geben, womöglich sogar neue, bisher unbekannte Thatsachen dadurch vorauszusagen, so dürfen solche Hypothesen mindestens als sehr wahrscheinlich gelten. Zum Range unbestreitbarer Wahrheiten würden sie freilich erst durch den Nachweis aufsteigen, daß sie die einzig möglichen Annahmen sind. — Es kann nicht ausbleiben, daß manche Hypothese sich nicht bewährt, sondern als unbrauchbar gewordenes Rüstzeug in die historische Rumpelkammer geworfen wird. Gleichwohl ist sie gewiß nicht nutzlos gewesen; denn jede aus ihr gezogene Folgerung, die durch's Experiment geprüft wurde, hat zur Erweiterung oder Berichtigung der Naturerkenntniß beigetragen.

Unter den verschiedenen Körpern sind es vorzugsweise die gasförmigen, in

deren inneres Wesen man bisher die tiefsten Blicke gethan hat. Die kinetische Gastheorie, auch Theorie der molecularen Stöße genannt, wurde schon im vorigen Jahrhundert in ihren Grundzügen von Daniel Bernoulli aufgestellt, dann aber vollständig vergessen und in unserem Jahrhundert von Neuem und fast gleichzeitig von drei verschiedenen Forschern, Krönig, Joule und Clausius, entwickelt, und besonders von letzterem sowie von Maxwell weit ausgebildet. Dieser Theorie zufolge ist eine gegebene Menge Luft oder eines anderen Gases nicht als ein einheitlicher Körper anzusehen, sondern als eine Vielheit durcheinander bewegter Theilchen, etwa vergleichbar einem Mückenschwarm. Die einzelnen Theilchen verfolgen ihren geradlinigen Weg, bis sie aneinander oder an die Gefäßwand stoßen und zurückprallen. Diese Hypothese, welche in überraschender Weise alle wesentlichen Eigenschaften der Gase erklärt, und welche auch die Geschwindigkeit der einzelnen Theilchen, die mittlere Länge freien Weges zwischen zwei Zusammenstößen, ja sogar die absolute Größe der einzelnen Molekeln zu berechnen gestattet, regt noch fortwährend zu neuen Untersuchungen an; z. B. über die innere Reibung der Gase, über ihre Wärmeleitung, über die freiwillige Durchdringung oder Diffusion verschiedener Gase u. s. f. Aber trotzdem kann diese Hypothese noch nicht für vollständig sicher gestellt gelten.

Merkwürdige Beobachtungen von Andrews weisen, ebenso wie die älteren aber weniger beachteten Versuche von Cagniard la Tour, auf einen so innigen Zusammenhang zwischen dem gasförmigen und dem flüssigen Aggregatzustande hin, daß durch die Theorie der Gase auch die der Flüssigkeiten mit bedingt sein muß. Ein Gas läßt sich nämlich oberhalb seiner „kritischen" Temperatur unter stetiger Drucksteigerung so weit verdichten, daß es sich bei nachfolgender Abkühlung als echte Flüssigkeit erweist, ohne daß doch der Uebergang aus dem einen Zustande in den anderen irgend einmal bemerkbar gewesen wäre. Wenn wir also für den inneren Zustand der Gase die kinetische Theorie annehmen, so dürfen wir uns auch von demjenigen der Flüssigkeiten kein wesentlich anderes Bild machen, nur daß der freie Weg eines Theilchens zwischen zwei Zusammenstößen hier fast gänzlich fehlt. — Darauf, daß eine ruhig stehende Flüssigkeit in Wahrheit „still und bewegt" ist, scheinen übrigens auch die Brown'schen Molecularbewegungen hinzudeuten, jene eigenthümlich zitternden Bewegungen, welche sehr kleine in der Flüssigkeit schwebende Theilchen unter dem Mikroskop verrathen.

Wie der flüssige Zustand einerseits mit dem gasförmigen verwandt ist, so zeigt er andererseits auch zum festen nahe Beziehungen. Unter hohem Druck verhalten sich nämlich die meisten festen Körper so, wie unter gewöhnlichem Druck die Flüssigkeiten, d. h. sie lassen sich umgestalten ohne Aufhebung des Zusammenhangs der Theile. Die Molekeln werden also dabei auf die Dauer aus ihren ursprünglichen Gleichgewichtslagen gedrängt, um welche *sie* oder ihre Atome im gewöhnlichen Zustande nur kleine Schwingungs- oder Umlaufsbewegungen ausführen, von denen der Wärmezustand des ganzen Körpers abhängt. — In anderen, neuerdings genauer untersuchten Fällen verlassen die Molekeln ihre natürlichen Gleichgewichtslagen nur vorübergehend, indem sie der längeren Einwirkung mäßiger Kräfte nachgeben, um nach Entfernung derselben langsam wieder

zurückzukehren. Diese elastische Nachwirkung scheint bei weiterer Verfolgung noch tiefere Einsichten in die Natur der festen Körper zu versprechen.

Nun erhebt sich aber die Frage: Welche räumliche Anordnung kommt den Gleichgewichtslagen der constituirenden Theilchen eines festen Körpers zu? Für den weitaus größten Theil der festen Körper, nämlich für die krystallisirten, wurde die Beantwortung dieser Frage schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgreich angebahnt durch Torbern Bergman und namentlich durch Haüy, deren Ideen später besonders von Frankenheim und Bravais weiter ausgebildet wurden. In neuerer Zeit haben sich in Betreff des Aufbaues der krystallisirten Körper noch wesentlich bestimmtere und zugleich allgemeinere Vorstellungen gewinnen lassen auf Grund der einfachen Ueberlegung, daß bei solchen Körpern die Anordnung der Theilchen nothwendiger Weise eine regelmäßige sein muß. Doch kann an dieser Stelle hierauf nicht näher eingegangen werden.

Wenn wir somit schon einige Einsicht in den inneren Zustand der verschiedenen Körper besitzen, so ist dagegen das Gesetz der Molecularkräfte noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nur auf die Größe des — äußerst geringen — Wirkungsbereichs dieser Kräfte hat man einige Schlüsse ziehn können, hauptsächlich gestützt auf die von den Flüssigkeiten dargebotenen Capillarerscheinungen.

Zu dem Gebiete der Molecularphysik gehört schließlich auch die bei der Lichtbrechung eintretende Farbenzerstreuung oder Dispersion; denn sie hängt wesentlich von der stofflichen Beschaffenheit der Körper ab; namentlich zeigen sich gewisse Anomalien derselben an die gleichzeitige Lichtverschluckung oder Absorption geknüpft, und diese ist durch die Natur der Molekeln bedingt, die von den Lichtwellen getroffen werden.

Nun aber besteht zwischen der Absorption und dem Ausstrahlungsvermögen oder der Emission ein enger Zusammenhang, der in dem hier nicht weiter zu erörternden „Kirchhoff'schen Satze" seinen präcisen Ausdruck erhalten hat. Somit finden wir uns hier von der Molecularphysik hinübergeleitet zur Spektralanalyse, jener wundervollen Entdeckung, welche durch Untersuchung des ausgesandten oder des verschluckten Lichtes die chemische Natur des aussendenden oder des absorbirenden Körpers erkennen lehrt, ja welche sogar die Chemie der Himmelskörper begründet hat, eine Wissenschaft, deren bloße Möglichkeit früher auch von der kühnsten Phantasie kaum geahnt werden konnte. So viel auch schon auf dem Gebiete der Spektralanalyse von ihren Begründern Kirchhoff und Bunsen, sowie von der großen Zahl ihrer Nachfolger gethan ist, so bleibt doch noch weit mehr zu thun übrig. Also erkennen wir in der Verfolgung spektralanalytischer Untersuchungen eine weitere Aufgabe der heutigen Physik, eine Aufgabe, welche freilich mit gleichem Rechte ihrer Schwesterwissenschaft, der Chemie, zufällt.

Vorher ist gezeigt, wie eines der sechs imponderabelen Fluida, der Wärmestoff, beim Fortschreiten der Wissenschaft beseitigt worden ist. Schauen wir jetzt nach dem Schicksal der übrigen! Etwa um dieselbe Zeit, als der Wärmestoff zu Fall kam, führte Ampère den Nachweis, daß die Hypothese der beiden magnetischen Fluida ebenfalls völlig entbehrlich sei. Ein elektrischer Strom wirkt nämlich sowohl auf einen anderen elektrischen Strom als auch auf die Magnetnadel gerade so wie gewisse magnetische Massen, deren Anordnung und Menge in jedem

einzelnen Fall genau angebbar ist; umgekehrt kann man natürlich auch jeden gegebenen Magneten durch elektrische Ströme solcher Art ersetzen, daß ihre Wirkung identisch mit der des Magneten ist. Auf dieser Ersetzung beruht die Ampère'sche Theorie. Man weiß, daß jedes noch so kleine Bruchstück eines Magneten selbst ein vollkommener, mit zwei Polen begabter Magnet ist, und daß man daher den ganzen Magneten als aus lauter Elementarmagneten aufgebaut zu denken hat. Während nun nach der älteren Theorie jeder Elementarmagnet als Träger der beiden magnetischen Fluida erschien, indem in seinem Nordpol nordmagnetisches Fluidum, in seinem Südpol ebensoviel südmagnetisches Fluidum enthalten sein sollte, so sind diese Fluida gegenwärtig entbehrlich geworden, weil man nach Ampère's Vorgange jedes Elementartheilchen des Magneten einfach von einem elektrischen Strome umflossen denkt, dessen Bewegung ohne Widerstand und daher ebenso beharrlich vor sich geht, wie etwa die Bewegung der Erde um die Sonne.

So sehen wir mit einem Schlage wieder zwei Imponderabilien beseitigt, also die anfängliche Zahl (6) auf die Hälfte reducirt. Neben dem Lichtäther stehen noch die beiden elektrischen Fluida, die man als positive und negative Elektricität unterscheidet. Aber diese elektrischen Fluida fristen, wie es scheint, auch nur noch ein kümmerliches Dasein. Viele Physiker glauben heutigen Tages nicht mehr an ihre Existenz, sondern dulden sie nur noch, weil sich mit ihrer Hilfe die Erscheinungen bequem beschreiben lassen, und weil man noch nicht mit Sicherheit etwas Besseres an ihre Stelle setzen kann. Aber schon ist von Maxwell, im Anschluß an Faraday'sche Vorstellungen, ein höchst beachtenswerther Versuch gemacht, die elektrischen Erscheinungen auf Zustände und Bewegungen des Lichtäthers zurückzuführen, sowie sich denn auch umgekehrt die Lichtschwingungen als kleine elektrische Ströme auffassen lassen. Es wäre in der That ein gewaltiger Fortschritt im Begreifen der Natur, wenn es gelänge, die Zahl der Imponderabilien endgültig noch weiter zu reduciren, möglicher Weise auf den Lichtäther allein.

Durch den Nachweis der Richtigkeit der Maxwell'schen oder einer verwandten Ansicht würde zugleich die Fernewirkung der elektrischen Kräfte in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Die vollkommene Unbegreiflichkeit irgend einer unmittelbaren Wirkung in die Ferne setzt schon Newton in einem Briefe an Bentley eindringlich auseinander, indem er bezüglich der fernwirkenden Schwerkraft schreibt [1]: „Die Annahme, daß die Schwere der Materie an sich schon wesentlich zukomme, so daß ein Körper auf einen entfernten anderen auch durch den leeren Raum hin und ohne Vermittelung von irgend etwas anderem wirken könne, mittelst dessen und wodurch seine Wirkung und Kraft hinüber geleitet wird, das erscheint mir als eine so große Absurdität, daß ich nicht glaube, irgend jemand, welcher bei naturwissenschaftlichen Dingen ausreichendes Denkvermögen besitzt, könne darauf verfallen. Die Schwere muß erzeugt werden durch ein nach bestimmten Gesetzen konstant wirkendes Agens; allein ob dieses Agens ein materielles oder immaterielles ist, überlasse ich der Ueberlegung meiner Leser."

[1] Entnommen aus der deutschen Uebersetzung von Tyndall's Biographie Faraday's.

Für die elektrischen Kräfte wäre nun nach der Maxwell'schen Vorstellung der Lichtäther jenes geforderte übertragende Medium.

Auf das Zustandekommen einer solchen Uebertragung fällt in überraschender Weise Licht von einer ganz anderen Seite her, nämlich von den Ergebnissen neuerer Untersuchungen über Flüssigkeitsbewegungen. Von den verschiedenen hierher gehörigen Erscheinungen der Hydrodynamik sei nur folgende erwähnt, die von Bjerknes in Christiania zuerst durch Rechnung erschlossen und dann nachträglich durch das Experiment bestätigt worden ist. Zwei unter Wasser getauchte, in mäßiger Entfernung von einander befindliche Kugeln zeigen zunächst keine bemerkenswerthe Erscheinung. Sobald man aber, durch geeignete Vorrichtungen, beide in genau übereinstimmender Weise in kleine Schwingungen versetzt, so üben sie einen Bewegungsantrieb auf einander aus, ganz ähnlich, wenn auch nicht identisch so, als wären es zwei Magnetnadeln. Diese gegenseitige Einwirkung kommt dadurch zu Stande, daß die Flüssigkeitstheilchen durch die schwingenden Kugeln ebenfalls in Schwingungen versetzt werden; letztere konnten sogar direkt sichtbar gemacht werden. — Nähert man unter Wasser eine einzelne in kleine Schwingungen versetzte Kugel einem unter Wasser schwimmend gehaltenen kleinen Körperchen, so wird letzteres *angezogen* oder *abgestoßen*, je nachdem es schwerer oder leichter ist als das Wasser. Auf's engste verwandt hiermit ist die schon länger bekannte sogenannte akustische Anziehung, welche eine tönende Stimmgabel auf benachbarte leichte Körperchen ausübt. Diese Thatsachen sind deswegen so bedeutungsvoll, weil sie die Möglichkeit vor Augen führen, daß scheinbare Fernwirkungen durch Uebertragung vermöge eines leichtbeweglichen Mittels zu Stande kommen. Ob nun die elektrischen Fernwirkungen wirklich auf ein übertragendes Mittel — wie den Lichtäther — zurückführbar sind: das wird die Zukunft lehren. Welches aber auch das Ergebniß sein mag: *Jedenfalls ist die Erlangung tieferer Einsicht in den wahren Vorgang der elektrischen Erscheinungen ein Hauptziel der Gegenwart.* Dieses abstrakte wissenschaftliche Interesse erfährt zugleich einen mächtigen Antrieb durch die glänzenden Fortschritte, welche die Technik der elektrischen Beleuchtung, Kraftübertragung, Kraftaufspeicherung [1]), Telephonie u. s. w. fast täglich zu verzeichnen hat. Diese Umstände wirken zusammen, das Studium der Elektricität gerade in unseren Tagen wieder ganz in den Vordergrund zu stellen, wie es in früherer Zeit schon wiederholt der Fall war; so zuerst zur Zeit Franklin's, als die elektrische Natur des Gewitters erkannt wurde; sodann an der Scheide des vorigen und unseres Jahrhunderts nach der Entdeckung des Galvanismus und der Volta'schen Säule, und zuletzt in den dreißiger Jahren, als Faraday's unübertroffene Entdeckerthätigkeit gerade auf dem Gebiete der Elektricität und des Magnetismus ihre glänzendsten Triumphe feierte. — Von allen Seiten sucht man jetzt dem geheimnißvollen Wesen der Elektricität den Schleier zu entreißen. Hier studirt man die glänzenden Erscheinungen des Durchganges der Elektricität durch die stark verdünnten Gase der Geißler'schen Röhren, dort die Vorgänge bei der Strömung der Elektricität durch chemisch zusammengesetzte Flüssigkeiten; andere

[1]) Richtiger wären die Bezeichnungen: Arbeitsübertragung, Arbeitsaufspeicherung.

untersuchen den Einfluß elektrischer Kräfte auf die Volumänderung und die Doppelberechnung von Isolatoren, oder die Entstehung elektrischer Polarität hemimorpher Krystalle durch Druck; noch andere unterwerfen die elektrischen Erscheinungen einer rein mathematischen Bearbeitung, kurz: das Zeitalter der Elektricität ist angebrochen und hat das Zeitalter des Dampfes abgelöst.

Obgleich nach dem Gesagten die Zurückführung der Naturerscheinungen auf die ponderable Masse und den Aether allein noch keineswegs als völlig gelungen bezeichnet werden kann, so ist doch von William Thomson bereits der noch weiter gehende Versuch gemacht, auch diese beiden Grundmaterien auf eine einzige, den Aether, zurückzuführen, indem er die Körperatome als aus Aether gebildete Wirbelringe, vergleichbar den Rauchringen der Tabakraucher, auffaßt. Denn solche Gebilde, erzeugt innerhalb eines reibungslosen Mediums, haben allerdings, wie v. Helmholtz auf dem Wege der Rechnung fand, die Eigenschaft der Unzerstörbarkeit trotz mannigfaltigster Formänderung. Auch müssen sie, wie die Hydrodynamik lehrt, in einem bewegten Medium befindlich, scheinbare Fernewirkungen aufeinander ausüben, wodurch also die Molekularkräfte einigermaßen begreiflich würden. Bei dieser Hypothese soll aber hier nicht weiter verweilt werden, weil die eingehendere Beschäftigung mit ihr noch verfrüht erscheint.

Aus diesem flüchtigen Ueberblick über den Zustand und die Ziele der heutigen Physik, verglichen mit der Physik vom Anfange unseres Jahrhunderts, geht wohl soviel hervor, daß mächtige Fortschritte im Begreifen der Natur gemacht sind. Aber darum haben wir noch keinen Grund besonders stolz zu sein, denn die Menge des Unbegriffenen ist noch riesengroß; eine unermeßliche Zahl von Aufgaben bleibt noch zu lösen. Und bei der großen Verschiedenheit der Methoden, welche in den verschiedenen Gebieten der Physik zur Anwendung kommen müssen, ist es dem einzelnen Forscher kaum möglich, auf vielen dieser Gebiete selbständig thätig zu sein. Beschränkung ist geboten, wenn irgend ein Erfolg erreicht werden soll. Freilich würde solche Beschränkung zu Kleinlichkeit und zu handwerksmäßiger Beschränktheit führen, wenn man nicht stets den Zusammenhang der besonderen Aufgaben mit den großen Zielen der Wissenschaft im Auge behielte. So lange aber trotz kleinlichster Beschäftigung mit ganz speciellen Untersuchungen der Blick auf das große Ganze der Wissenschaft gerichtet bleibt, so lange wird auch der Specialforscher im Stande sein, die physikalische Wissenschaft in dem Sinne zu behandeln, in welchem sie nach meiner Ueberzeugung behandelt werden muß, nämlich als exacte Naturphilosophie [1]).

[1]) Hier sei daran erinnert, daß die exacten Naturwissenschaften und speciell die Physik in England „natural philosophy" heißen.

# Gift.

Roman
von
**Alexander L. Kielland** [1].
(Schluß.)

## X.

Der Propst Sparre bereitete die Confirmanden in dem alten Versammlungshause der Haugianer vor; und obwohl die Anzahl der Knaben groß war, verschwanden sie doch fast in dem weiten, niedrigen, graugemalten Saal mit Fenstern an drei Seiten. Die Plätze der Confirmanden waren so geordnet, daß eine deutliche Absonderung zwischen ihnen bestand. Auf einer langen Bank mitten vor dem Katheder saßen die Knaben aus der Volksschule — auf den äußersten Enden die Armenkinder vom Westend und den anderen entlegenen Stadttheilen. Aber zur Rechten des Geistlichen, gerade unter dem Katheder, saßen auf kürzeren Bänken, die mit dem einen Ende an die Wand stießen, wohlgekleidete Knaben aus den anderen Schulen; die von der lateinischen Schule auf der vordersten Bank, und Abraham ganz oben an, dicht beim Geistlichen.

Der Propst Sparre hatte stets eine große Anzahl von Confirmanden; denn er stand in dem Rufe, daß bei ihm leichter „durchzukommen" wäre, als bei den anderen Predigern der Stadt.

Bisweilen freilich waren die Knaben aus der Volksschule bedenklich einfältig und der Propst Sparre fühlte sich oft durch die Schüler des Gymnasiums, die vor Lachen fast ersticken wollten, in Verlegenheit gesetzt. Deshalb war er auch in den ersten Tagen etwas kalt und zurückhaltend gegen Abraham.

Dieser hatte für einen Confirmanden ein ungemein erwachsenes Aussehen und der Propst hatte nicht viel Gutes von ihm gehört, auch war die Freidenkerei seiner Mutter eine bekannte Sache. Nach und nach aber erhielt er einen besseren Eindruck vom jungen Lövdahl, der ein ehrerbietiges, gesetztes Wesen hatte und nie eine Miene verzog, wenn von der langen Bank das tollste Zeug geantwortet wurde. Dabei erwies er dem Propste kleine Aufmerksamkeiten, war ihm beim

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Capitän C. von Sarauw.

Anziehen des Ueberrocks behilflich, reichte ihm das Buch an der rechten Stelle aufgeschlagen und stürzte sich auf den Fußboden, um dem Propste den Bleistift aufzuheben. Und zuletzt fand der Propst ein gewisses Gefallen daran, den wohlerzogenen jungen Mann so nahe bei sich zu haben. So entwickelte sich allmälig eine Art freundschaftlicher Freimaurerei zwischen ihm und Abraham, so daß sie Blicke wechselten, wenn etwas Besonderes während der Examination vorfiel; oder es murmelte der Propst ein lateinisches Citat, welches Abraham mit einem verbindlichen Lächeln beantwortete — mochte er es verstanden haben oder nicht.

So ward die Vorbereitung zur Confirmation für Abraham ein Vergnügen. Es war schon an sich ganz angenehm, einige Stunden mitten am Vormittage von der Schule fortzugehen, und wenn er dann bei dem Katheder des Propstes saß, war es ihm ein erhebendes Gefühl, der Erste zu sein. Von der Schule her wußte er Pontoppidan's Erklärung ganz auswendig, so daß er von der ungeheuren Arbeit vor und der erstickenden Angst während der Examination, vermöge deren selbst die wildesten Knaben aus der Volksschule bleich und still mit aufgerissenen Augen dasaßen, keine Ahnung hatte. Was für sie die wichtigste Begebenheit in ihrem Leben war, ein Nadelöhr, durch das sie sich mit der größten Anspannung aller ihrer Kräfte hindurchzuarbeiten hatten, das konnte ihm keine Anstrengung verursachen; und es graute ihm nur vor dem Morgen, wo seine Mutter zu ihm hereinkommen würde, um ihn zu einer aufrichtigen Beichte zu zwingen. Und er stellte sich dies so oft in Gedanken vor, daß er sie gleichsam in's Zimmer treten sah — was sollte er ihr dann antworten? Die Vorbereitung zur Confirmation konnte ihn unmöglich ernst stimmen, geschweige denn tief ergreifen; und nur mit voller Aufrichtigkeit durfte er, wie er wohl wußte, vor seine Mutter treten; der geringste Versuch der Verstellung würde sofort von ihr entdeckt werden. So ging indeß der Herbst hin und bis Ostern war es noch lange.

Abraham gewöhnte sich nach und nach daran, Broch als guten Kameraden zu betrachten und Beide verkehrten am meisten mit den Schülern der obersten Classenabtheilung, die im nächsten Jahre zur Universität abgehen sollten; sie rauchten Tabak, spielten Karten und spazierten Abends mit den jungen Mädchen. Es lag etwas in Abraham's Wesen, was ihm Ansehen verschaffte und selbst unter älteren Kameraden eine gewisse Stellung gab. Die ihm angeborene Lust zur Opposition, die gewaltsam zurückgedrängt worden war, schaffte sich einen anderen Ausweg durch Spott und Lächerlichmachen. Er scheute sich nicht, seinen Witz auch an ernsten Dingen auszulassen und während er in der Schule und zu Hause ein friedliches und ehrerbietiges Benehmen zeigte, war er einer der Aergsten im Bespötteln und Nachäffen, wenn er mit den Kameraden auf einer Stube im dichtesten Tabaksrauch saß. Broch wälzte sich vor Lachen, und der gezollte Beifall trieb Abraham an, so daß er immer weiter ging und Nichts mehr schonte, als ob er sich durch recht wildes und tolles Benehmen, dort wo er sich frei gehen lassen konnte, für den ihm auferlegten Zwang schadlos halten wollte.

In der Schule ging es ihm jetzt sehr gut, er war gerade so fleißig, wie es erforderlich war, und außerdem hatte er eine eigene Manier die Lehrer zu gewinnen, so daß selbst Aalbom den „Teufel" über Abraham's einschmeichelnder

Liebenswürdigkeit vergaß und nur der Rector war ihm gegenüber noch immer etwas mißgestimmt.

Professor Lövdahl näherte sich in dieser Zeit seinem Sohne immer mehr; Sonntags machte er mit ihm weite Spaziergänge, und er sprach zu Abraham fast wie zu einem Erwachsenen. Es war dem Professor darum zu thun, sich den Sohn so viel wie möglich ergeben zu machen; aber er bedurfte auch der Aufheiterung durch den munteren Sinn des Knaben, weil ihn eine schwere Last drückte. Es entstand bald eine so große Vertraulichkeit zwischen ihnen, daß Abraham sich sogar dazu verleiten ließ, Dinge zu erzählen, die er sonst gewiß verschwiegen haben würde. So kam er eines Tages im Laufe des Gesprächs dazu, halb gegen seinen Willen, von einem Vorfall in der Schule zu sprechen. Eine Fensterscheibe war in der Classe zerbrochen und Alle wußten, daß Morten Kruse der Thäter sei; als aber der Rector fragte, wollte Keiner es sagen; Broch war zufällig nicht da, so daß Lövdahl der Erste war. Nichts konnte den Rector so in Harnisch bringen, als wenn er Widersetzlichkeit spürte oder zu spüren glaubte, und als alter Schulmeister hatte er sogleich erkannt, daß die Classe darüber einig sei, den Missethäter nicht zu verrathen. Er war auf Abraham mit den Worten losgefahren: „Nimm Dich in Acht, Lövdahl, denk daran, daß Du Dich einmal aufsässig gezeigt hast; damals kamst Du noch so davon, aber hüte Dich vor dem zweiten Mal. Weißt Du, oder weißt Du nicht, wer es gethan hat?"

„Du antwortetest doch wohl gleich?" fragte der Professor ängstlich.

„Ja, ich antwortete," sagte Abraham und sah nach der anderen Seite.

„Du sagtest, es sei Morten Kruse?"

„Jawohl!"

„Du mußtest natürlich antworten; es wäre Wahnsinn von Dir gewesen, noch einmal einen Auftritt in der Schule hervorzurufen, und namentlich jetzt, wo Du zum Prediger gehst. Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, die solch' überspanntes Zeug vorbringen könnten, man solle seinen Freund nicht verrathen, oder dergleichen; aber darum darfst Du Dich nicht im Mindesten kümmern. Gehorsam gegen seine Vorgesetzten ist unbedingt eines jungen Menschen und eines braven Bürgers vornehmste Pflicht und höchste Tugend; wenn Du Dich mit Missethätern einläßt, wirst Du zuletzt selbst ein solcher, während Du Dir selbst und der Gerechtigkeit Vorschub leistest, wenn Du das Böse und Strafwürdige offenbarst."

Als sie etwas weiter gegangen waren, warf der Professor hin: „Du thust besser daran, Deiner Mutter Nichts davon zu erzählen, die Sache hat ja Nichts auf sich." Abraham blickte nicht auf, und sie vermieden eine Weile einander anzusehen. Es war, als hätten sie Heimlichkeiten der Mutter gegenüber, und indem Abraham sich bei dem Beifall seines Vaters beruhigte, dachte er nicht weiter daran, daß seine Mutter die Sache gewiß in einem anderen Lichte gesehen haben würde.

Ihr war aber recht sonderbar zu Muthe in dieser Zeit. Ihr ganzes Wesen hatte sich verändert, denn es war noch etwas Anderes hinzugekommen, außer Mordtmann. Ihre angstvollen Zweifel waren zur Gewißheit geworden und diese Gewißheit erfüllte sie mit einem Schmerz, dessen sie sich schämte und den

sie zu bekämpfen suchte. Wencke konnte es sich nicht länger verheimlichen, daß sie wieder Mutter werden sollte.

## XI.

Einige Tage waren vergangen, ohne daß die Professorin Nordtmann bei sich gesehen hatte. An einem Mittage ging er vorbei, als er von der Fabrik kam; sie zog sich aber vom Fenster zurück und verbarg sich. Das Verhältniß zu Nordtmann war für sie etwas in den Hintergrund getreten; sie hatte jetzt nur Gedanken für das, was ihr bevorstand: daß sie noch einmal Mutter werden sollte.

Als Abraham zur Welt gekommen war, wünschte sie lange, er möge eine Schwester bekommen. Aber mit der Zeit hatte sie die Hoffnung aufgegeben und jetzt hatten sich ihre Anschauungen über Kinder und Kindererziehung so verändert, daß sie sich glücklich pries, nur für eins sorgen zu müssen. Auch ihr Mann würde nicht sehr davon erbaut sein, wenn er es erführe; das konnte sie im Voraus wissen. Aber noch weit schlimmer — ja ganz unleidlich war es ihr, wenn sie an das Verhältniß zu Nordtmann dachte. Sie ward roth vor Scham, so oft sie sich ihres letzten Zusammenseins erinnerte. Er hatte sie geküßt und gesagt, sie gehöre ihm allein — und sie — was hatte sie gethan? und was sollte sie thun? Sie konnte unmöglich allein so weiter fortgehn zwischen allen diesen Dingen; was — oder wen sollte sie wählen? Das, was kommen sollte, das mußte kommen — und was dann?

Sie setzte sich eines Abends in der Dämmerung auf's Sopha, nachdem sie dem Mädchen befohlen hatte, Niemanden, auch Herrn Nordtmann nicht, einzulassen. Sie hatte sich der Verzweiflung nahe gefühlt und es ward ihr plötzlich um ihren Verstand bange. Sie wollte jetzt Abrechnung halten, um zu sehen, wo sie sich befinde. Das war aber eine traurige Abrechnung und Wencke entsetzte sich darüber. Denn sie befand sich tief in Lüge und Unklarheit nach allen Seiten hin: sie, die so kühn und rücksichtslos sich ihren Weg durch das Leben gebahnt hatte, ohne je selbst zu lügen und ohne zu dulden, daß Andere logen, so weit dies in ihrer Macht stand; sie, die geglaubt und behauptet hatte, daß derjenige, welcher sich aufrichtig wahr und ehrlich halten will, ohne Schaden durch das Leben gehen könne, und wenn dasselbe auch noch so überladen sei mit Lüge und Feigheit!

Nun war sie selbst mitten darin. In welchem ihrer Verhältnisse, die sie am stärksten banden, war sie in diesem Augenblick völlig wahr? Sie nahm sie vor, der Reihe nach, und begann mit Abraham. Wohin war ihr Sohn gerathen? Sie hatte ihn so nahe bei sich gehabt, daß sie jede kleine Regung in seiner Seele hatte sehen, jeden kleinsten Gedanken oder Zweifel, der in seinem jungen Kopf schüchtern hervortrat, hatte verfolgen und verstehen können. Wo war er jetzt? Was wußte sie jetzt von ihm? Es konnte nur wenig nützen, daß sie sagte: man hat ihn mir genommen; denn das hätte sie eben verhindern sollen: sie hätte ihn bewachen, in einer reinen klaren Luft festhalten, und nicht erschlaffen, nicht loslassen, nicht im täglichen Kampf ermüden sollen. Das hatte sie sich tausendmal gelobt, als sie ihn auf dem Arm trug, wie er klein war; und jetzt, wo er so

groß geworden, wo es ihm Noth that, daß sie dessen eingedenk war, was sie gelobt, konnte sie jetzt vor ihn hintreten und sagen: hier bin ich; hier bin ich — Deine treue Mutter? Konnte er Vertrauen zu ihr haben, wie früher? „Nein," sagte Wencke laut, und es klang so traurig in der leeren Stube, „nein, das kann er nicht."

Sowohl bei dem Vorfall in der Schule als auch später in der Confirmationsfrage hatte sie sich zurückgezogen, ihre heiligsten Grundsätze aufgegeben und das Zutrauen ihres Sohnes für immer verscherzt. Nie hatte er sie schwanken sehen, als eben nur in diesen beiden Dingen, die für ihn die bedeutungsvollsten wurden. Und wodurch hatte sie sich überwinden lassen? Wie erbärmlich erschien ihr das jetzt im Vergleich mit ihrer großen Aufgabe: ihrer Pflicht, den Sohn aufrecht zu erhalten. Nein! Etwas Anderes hatte sie machtlos gemacht: das war Mordtmann; um seinetwillen und mit ihm beschäftigt, hatte sie ihren Sohn verlassen — verlassen? nein verrathen!

Und jetzt kam sie zu ihrem Verhältniß zu Mordtmann; wie unrein kam es ihr vor, wie wenig werth erschien es ihr in diesem Augenblick! Sie nahm ihre Liebe vor und prüfte deren Stärke, indem sie sich selbst fragte, ob sie bereit sei, ihr Haus, ihre Stellung, ihren Mann, ihren Sohn, ihren guten Namen zu opfern, und wie sie das Alles in die eine Wagschale legte, sah sie ängstlich nach ihrer Liebe hin — — sie mußte sich sagen — sie sei zu alt.

Sie sei zu alt — meinte sie — für diese rücksichtslose Liebe, die verlockend ist wie eine Seligkeit und zwingend wie eine Pflicht. Sie hatte zuviel Erfahrung vom Leben, um sich mit einer Selbsttäuschung zu blenden und sie war zu rechtschaffen und zu pflichttreu, um die Ansprüche Anderer außer Acht zu lassen. Sie liebte Mordtmann, das fühlte sie. Es gab Augenblicke, wo der Gedanke sie völlig berauschte, an seiner Seite zu stehen und ein Leben zu führen mit einem Manne, der so mit ihr übereinstimmte, so vorurtheilsfrei, kühn und edel in jeder Beziehung war. Und wenn sie dann an das Leben dachte, das ihr an der Seite ihres wirklichen Mannes bevorstand, so schauderte ihr vor all' der Lüge dabei, und sie empfand solchen Abscheu, daß sie die einzige Rettung, das einzige Mittel für sie in einem Bruch mit all' seinem gesunden schneidenden Schmerz und dann in einem neuen Leben — mochte es werden wie es wolle — mit Mordtmann sah. Aber zu Mordtmann konnte sie nicht gehen in ihrem jetzigen Zustande. Und sie vergaß für einen Augenblick all' ihren Schmerz in dem bitteren Mitleid mit diesem Kinde, dessen Mutter ihm nicht mit Sehnsucht und Liebe entgegenwinkte, und das Niemand willkommen heißen würde, wenn es käme. Sie war keine Mutter, der mit einem Kinde gedient sein konnte, keine Frau für einen Mann, keine zuverlässige Freundin — Nichts für irgend Jemand — war es denn nicht besser, fortzugehen?

Ihr war der Tod nicht schwer; oftmals hatte sie sich dem Gedanken gegenübergestellt, freiwillig das Leben zu verlassen und sie glaubte, daß wenn sie erst den Beschluß gefaßt hätte, es ihr an Muth nicht fehlen würde. Sie hatte über die Selbstgefälligkeit gelächelt, womit man gewöhnlich diejenigen, welche es vorziehen, sich selbst vom Leben auszuschließen, der Feigheit beschuldigt; denn so nahe

war ihr der Gedanke gewesen, daß sie wußte, es gehöre Muth dazu — namentlich Muth zur Entscheidung.

Ermattet von dem Wirbel, durch den ihre Gedanken sie gejagt hatten, versank sie in ein stilles schwermüthiges Brüten, ob nicht gerade sie gegen sich und gegen die Anderen am Besten handele, wenn sie die Niederlage ihres Lebens eingestände und besiegt von dannen ginge, statt auf Lügen und Trümmern und mit herabgestimmten Forderungen für das, wofür sie gekämpft und das sie im Stich gelassen hatte: volle klare Wahrheit in Wort und Handlung, weiter zu leben.

Sie war aber nicht allein. Es trat ihr das Bild eines kleinen zarten Kinderkopfs vor Augen; hatte sie das Recht ein anderes Wesen mitzunehmen, das Licht auszulöschen, ehe es angezündet worden? Neue Zweifel, neue Qualen, neue Fragen marterten sie; weshalb gab es doch bei Nichts — bei Niemandem eine Hilfe?

Endlich, gegen acht Uhr, kam ihr Mann nach Hause; sie hatte nicht auf ihn gewartet, aber sie wußte, er müsse um diese Zeit kommen. Er ging jetzt durch's Vorzimmer und stellte seinen Stock hin; sollte sie mit ihm sprechen? Er war doch ihr Mann, ihm gehörte zur Hälfte das kleine Leben, das sie hatte auslöschen wollen; er öffnete die Thür und trat ein.

„Ist Jemand hier?" fragte er.

„Ich bin hier," antwortete sie vom Sopha her.

„Bist Du allein?"

Es lag etwas in seinem Ton, das sie emporfahren machte. Sie antwortete Nichts, aber beeilte sich die Lampe anzuzünden; ihre Hand zitterte, so daß das Glas gegen die Kuppel anschlug.

„Fehlt Dir etwas, Wencke?"

„Es fehlt wohl eher Dir etwas," versetzte sie trotzig, denn ihr Mann ging unruhig umher, mit einem boshaften, unheimlichen Lächeln.

„Ach ja, mir fehlt auch etwas; ich wollte gerade mit Dir davon sprechen. Aber, mein Gott, Wencke, wie siehst Du aus!"

Plötzlich kam ihr der Gedanke, zu thun, als ob sie nicht verstände, daß er ihr verweintes und vergrämtes Gesicht meinte und sie ergriff die Gelegenheit, das zu sagen, woran sie eben gedacht hatte; „Wie soll ich denn aussehen? Ich glaubte, Du wüßtest es."

„Wüßtest es? — wüßtest? — was?"

„Du hast also nicht verstanden —"

Plötzlich faßte er sich; er fuhr mit der Hand nach dem Kopf und sah sie an mit seinen scharfen Doctoraugen, wandte sich ab und kam wieder; einige Worte murmelnd.

„Was sagst Du, Karsten?"

„Ich? Ich sage bloß: sieh, sieh!" versetzte er bleich.

„Ich fürchte, Keiner von uns wird ein Herz für das arme kleine Wesen haben."

„Welches kleine Wesen?"

„Unser Kind, Karsten! Unser armes kleines Kind!"

„Unser?“ antwortete er mit demselben verletzenden Lächeln wie vorher und wandte sich einen Augenblick nach ihr hin.

Wencke sah in sein verzerrtes Gesicht, ohne ihn verstanden zu haben. Er wandte sich wieder zur Thür, um hinauszugehn.

„Karsten!“ fuhr sie plötzlich auf. „Karsten, was sagtest Du da!“

Er drehte sich in der Thür um; sein ganzes Aussehen war verändert, das ergraute Haar stand ihm zu Berge, die Zähne traten aus dem Munde hervor und er machte Augen wie ein wildes Thier, das plötzlich seinen Käfig zerbricht; heiser und athemlos sagte er ihr gerade in's Gesicht: „Ich glaube Dir nicht.“

Sie stürzte ihm nach mit einem Aufschrei und erhob die Hände; aber er war schon im Vorzimmer, und sie folgte ihm nicht. Sie konnte ihn doch nicht zu Boden schlagen, und das hatte sie gewollt.

Einen Augenblick stand sie zitternd da; dann richtete sie sich auf, ging hinaus, dem Mädchen Bescheid zu sagen: der Professor käme wohl nicht zum Abendessen nach Hause, sie selbst ginge aus und nähme den Hausschlüssel mit, Niemand solle aufbleiben, um sie zu erwarten. Abraham war bei Broch zum Besuch; sie hätte ihn gern gesehen, doch war es wohl so besser — es hätte sie stören können. Sie nahm ihren Pelzmantel um, schlug die Kappe auf und trat auf die Straße.

Wencke ging geradeswegs zu Mordtmann; die Entfernungen in der Stadt waren nicht groß, und während sie ging, dachte sie nur daran, daß sie jetzt von ihrem Manne gelöst, ganz gelöst sei; jetzt käme sie zu Mordtmann, um ihm Alles zu erzählen; dadurch würde es endlich zur Klarheit kommen, zur Wahrheit in allen ihren Verhältnissen wie ehedem, auf Glück machte sie sich keine großen Hoffnungen.

Sie war nie bei Mordtmann gewesen, aber sie kannte seine nach der Straße hinaus liegenden Fenster; es war Licht im Zimmer. Das Haus war wie die meisten anderen in der Stadt; die Hausthür war offen und es war kein geschlossenes Vorzimmer da, sie ging geradeswegs zu seiner Thür, klopfte an und trat ein.

Michael Mordtmann stand mitten im Zimmer, im Ueberrock, den Hut auf dem Kopf, eine frisch angezündete Cigarre im Munde und war damit beschäftigt, die Lampe herabzuschrauben, um in den Club zu gehen. In der Stube war ein schwacher Geruch von warmem Abendessen, vermischt mit dem feinen Duft von den ersten Zügen aus einer guten Cigarre.

„Guten Abend, Mordtmann!“ sagte sie zu ihm mit traurigem Lächeln; „hier komme ich zu Ihnen. Warten Sie nur einen Augenblick, bis ich mich gefaßt habe.“

Er stammelte, konnte aber kein Wort sagen, legte die Cigarre weg und zog den Ueberrock aus. Die letzten Tage hatten sein Blut abgekühlt; das unheimliche Gesicht des Professors hatte ihn auf den Gedanken gebracht, daß die Sache einen gar zu ernsten Anstrich bekäme. Wencke selbst sei auch wohl zu ernsthaft und nicht elastisch genug für ein Verhältniß, wie er sich es gedacht hatte. Nun kam sie zu ihm in's Zimmer, setzte sich auf sein Sopha und sagte: „Hier komme ich!“

Was war dabei zu thun? Welchen Ton sollte er anschlagen? Wie in aller Welt sollte er sich benehmen?

Hübsch war sie — sie war reizend, wie sie dort bleich und etwas verstört auf seinem Sopha saß; aber was konnte das helfen bei diesem wunderlichen, feierlichen Benehmen?

Er schenkte ihr ein Glas Wein ein. „Liebe Frau Professorin, was ist geschehen? Ist etwas Schlimmes vorgefallen?"

„Nein," antwortete sie und lächelte ihm wieder zu, „Sie werden vielleicht sogar meinen, es sei etwas Gutes, da es mit einem Schlage Ihre Wünsche erfüllt."

„Erzählen Sie, erzählen Sie!" rief er eifrig in einem Tone, der Entzücken bedeuten sollte.

Sie bemerkte es nicht — sie war zu sehr erfüllt von dem, was sie jetzt erzählen sollte, von diesem Augenblick, wo sie ihre Gemeinschaft mit dem einen Mann löste, um eine neue mit einem anderen anzuknüpfen. Sie begann also in ruhigem Tone, als wolle sie ihn bitten Geduld zu haben mit dem langen ernsten Bericht: „Nun ja, lieber Mordtmann, ich habe mich von meinem Manne getrennt und komme jetzt zu Ihnen; aber zuerst ist noch etwas Anderes da —"

„Getrennt haben Sie sich — sagen Sie — ich verstehe nicht —" Mit einem Mal sah er die ganze kleine Stadt vor sich, aus Rand und Band über das Ereigniß, daß die Frau Professorin Lövdahl von ihrem Mann gelaufen sei, um die Nacht in seiner Junggesellenwohnung zuzubringen.

Ein leises Zucken durchfuhr die Professorin; sie warf einen raschen Blick auf ihn und sagte leicht hingeworfen: „Das heißt, ich hatte eine heftige Scene mit meinem Mann und deshalb kam ich zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir einen guten Rath zu geben."

„Ach so, liebste, gnädige Frau, ich will Alles für Sie thun. Sie erschreckten mich wirklich zuerst. Aber dennoch war es ziemlich unvorsichtig von Ihnen, zu dieser Zeit hierher zu kommen" — er setzte sich zu ihr auf's Sopha.

Wencke's Gesicht aber wurde ganz steif, und Falten, die noch nie vorher da gewesen waren, zogen sich herab um den Mund. Sie, die immer nur die Wahrheit redete, hatte ein feines Ohr für alles Hohle und Unzuverlässige bekommen; in dieser Secunde durchschaute sie ihn ganz und unerbittlich. Daß sie es nicht früher gethan, daran war ihre eigene aufkeimende Liebe Schuld, welche sie vertrauensvoll und blind gemacht hatte und außerdem hatte er wirklich, zumal bei ihrem letzten Zusammensein, viel wahre Leidenschaft gezeigt. Aber jetzt, als sie ihm in ihrem ersten Zweifel die kleine Schlinge legte, verrieth er sich sogleich. Es lag in seiner Stimme so viele Erleichterung, als er hörte, daß es nicht so schlimm sei — bloß ein heftiger Auftritt mit ihrem Manne — daß es ihr mit einem Male klar ward, sie stehe im Begriff sich wegzuwerfen, von Feigheit und Heuchelei sich der falschesten Falschheit in die Arme zu stürzen.

Sie stand auf und sah ihm in's Auge. Er erhob sich auch, stotterte unverständliche Worte und vertheidigte sich so gut er konnte gegen diese Augen, die sich, ohne daß er sie abwehren konnte, in die seinigen bohrten. Ein paar Secunden hielt er es aus; dann aber mußte er wegsehen. Und als er wieder

aufblickte, war sein Gesicht ganz bleich geworden und er hielt die Hände empor, als befürchte er, daß etwas herabstürzen und ihn zerschmettern solle.

Aber jetzt war Wencke mit ihm fertig. Sie griff nach dem Glase Wein, das auf dem Tische stand und wollte es austrinken; es überfiel sie eine Angst, daß sie in diesem qualvollen Augenblick in Ohnmacht fallen solle — hier bei ihm. Dann aber ließ sie das Glas unberührt stehen; sie bezwang sich mit ihrer ganzen Kraft, hielt sich aufrecht und ging fort. —

Sie war durch die stillen menschenleeren Straßen so weit gekommen, daß keine Gaslaternen mehr da waren; sie bemerkte es erst, als sie strauchelte und den Weg nicht mehr sehen konnte.

Längs des Wegesaumes waren große Steine gesetzt, und tief unten hörte sie den schweren Zug der Wellen, welche sich gegen die Klippen emporhoben und wieder hinabstürzten, in dem zähen Tang saugend und zerrend. Von den Lichtern in der Stadt blinkten kleine Streifen über die Bucht ihr entgegen; sie aber wandte sich ab, setzte sich auf einen Stein und sah in's Dunkel hinein. „Armer kleiner Abraham — armer kleiner Abraham!" wiederholte Wencke halblaut. Von ihm nahm sie zuletzt Abschied; er war das Einzige, was sie noch band. Denn mit Mordtmann war sie fertig, ganz fertig. Sie schämte sich, sie fühlte sich herabgewürdigt und besudelt, daß sie sich so weit von diesem Menschen hatte hintergehen lassen. Aber nicht allein ihre Liebe hatte er in den Staub gezogen, sondern vor all' ihren Ideen, ihren liebsten und muthigsten Gedanken hatte sie durch ihn Abschen bekommen; sie konnte jetzt auf Nichts — auf Niemanden sich mehr verlassen — nicht einmal auf sich selber.

Und wenn sie jetzt von ihrem Manne fortging, so hatte sie sich keinen Vorwurf mehr zu machen. Alles das an ihm, was in ihrem Zusammenleben ihn in ihren Augen aufrecht erhalten hatte, war durch die letzte Beschimpfung ganz und gar fortgewischt; es war bei ihm eine Rohheit hervorgebrochen — eben das Brutale im Charakter des Mannes, was sie haßte und was er bis jetzt künstlich vor ihr zu verbergen verstanden hatte. Nein, zu ihm wollte sie nicht zurückkehren!

Und das kleine Wesen, das sie mitnahm, machte ihr auch keine Bekümmerniß; denn nun stand es ihr klar und deutlich vor Augen, daß es eine Wohlthat sei — die letzte, die sie erweisen konnte — das Licht auszulöschen, ehe es angezündet worden, diese kleine Möglichkeit mit der zweifelhaften Gabe eines Lebens zu verschonen.

Und in ihrer ungeheueren Einsamkeit und am äußersten Rande eines Lebens, das sie aufgeben mußte, empfand sie einen kleinen Schimmer von Mutterfreude — als ob sie ihr kleines weinendes Kind in ihren Armen hielt und in den seligen Schlaf mit hineinnähme.

War Abraham denn — das Kind, das sie hatte — so ganz für sie verloren, daß sie ihn unmöglich sollte wiedergewinnen können? Immer und immer wieder stellte sie die Rechnung auf, und jedes Mal, wenn es ihr schien, daß sie aufgehen könne, kam etwas Störendes dazwischen. Nein! Sie konnte ihm nicht mehr nützen durch ihr Leben, so wie dies in Zukunft werden müßte — das war unmöglich! Dahingegen konnte sie sich vorstellen, daß die Erinnerung an sie

vielleicht einmal in seinem späteren Leben ihm eine Stütze oder eine Hilfe werden könne, sich wieder emporzurichten, wenn er je — und das war ihre Hoffnung — zur Einsicht darüber gelangen sollte, daß sie, seine Mutter, dahin gestrebt habe, ihn gesund und wahr zu erhalten, und daß die Anderen seine Jugend vergiftet und ihn feig und unzuverlässig gemacht hatten.

Wencke's Kräfte waren jetzt fast erschöpft; nur Eins stand unerschütterlich klar vor ihr: ihr Entschluß. Die qualvolle Abrechnung mit dem Leben hatte ihre Gedanken ermattet und beinahe abgestumpft; sie merkte es selbst und ging zur nächsten Gaslaterne, um nach der Uhr zu sehen.

Es war halb zwölf Uhr.

Wencke hatte sich es immer gedacht, wie sie es machen wolle und sie hatte auch der Anderen dabei gedacht, die nach ihr leben sollten.

Sie hüllte sich in ihren Mantel und sah über die Bucht hinüber und auf die Lichter in der Stadt, und sie faßte ihre Jugend, ihre Freude, ihr Glück, Alles was ihr Leben an Sonnenschein gekannt hatte, zusammen, ließ Alles in halbklaren Umrissen an sich vorüberziehen und wählte dann wiederum das Dunkel, matt, aber fest und ohne Wanken.

Dann ging sie rasch zurück durch die Stadt und nach Hause. —

## XII.

Es erregte allgemeines Erstaunen im Club, daß der Professor dort über zehn Uhr blieb und Punsch trank. Es ging bei ihm sonst so regelmäßig wie ein Uhrwerk: eine Spielpartie im Club jeden Freitag Abend, an den anderen Tagen aber Schlag neun Uhr nach Hause. Daß er heute — an einem Dienstage — dort zu Abend speiste und hernach mit einigen jüngeren Billard spielte, war etwas ganz Seltsames. Er lachte auch selbst darüber und war sehr aufgeräumt. Als er aber gegen elf Uhr nach Hause kam, ward er sehr unangenehm davon überrascht, daß seine Gattin nicht da war.

Er hatte berechnet, daß sie schliefe oder doch thun werde als ob sie schliefe, wenn er so spät heimkäme; denn um keinen Preis wollte er heute Abend, wo der Vorfall in so frischer heftiger Erinnerung war, noch eine Erörterung darüber. Er dachte nach, wo sie wohl sein könne. Viele Freundinnen hatte seine Gattin nicht, aber es gab doch drei bis vier Familien, mit welchen sie einen so nahen Umgang hielten, daß die Professorin am Abende dahin gehen konnte ohne eingeladen zu sein und ohne sich vorher anzumelden. Aber von einem solchen Besuch hätte sie schon vor elf Uhr zu Hause sein müssen.

Es kam ihm zuerst gar nicht in den Sinn, daß etwas Besonderes im Werke sein könne. Er sah nach, ob sie den zweiten Hausschlüssel mitgenommen habe, und als derselbe nicht zur Stelle war, zog er den seinigen ab, damit sie hereinkommen könne. Wo sie auch sein mochte, so wußte er, daß man dort dafür sorgen werde, sie nach Hause zu geleiten, und überdies hatte es für eine Dame, die so bekannt war, wie die Professorin Lövdahl, nicht die geringste Gefahr, selbst am späten Abend auf der Straße zu gehen. Er zog sich rasch aus und ging zu Bett, um thun zu können, als ob er schliefe, wenn sie nach Hause käme. Es war ihm vor allen Dingen daran gelegen, daß die Erörterung, die

kommen mußte, bis morgen ausgesetzt wurde. Am Abend war es unmöglich; das führte nur weiter in Heftigkeit und Unfriede.

Des Morgens aber nahm sich Alles geringer und unbedeutender aus, und die brennendsten Streitfragen ließen sich in der kühlen Morgenluft leicht behandeln, als wären es Kleinigkeiten.

Professor Lövdahl war mit sich selbst völlig darüber im Reinen, daß er sich vergangen und seine Gattin auf's Tiefste verletzt habe. Als correcter Mann schämte er sich darüber, daß er eine Stimmung verrathen, die er stets — er hatte seine Ehre darein gesetzt — sorgfältig verborgen hatte. Seiner Gattin gegenüber schämte er sich eigentlich weniger, weil er selbst wußte, daß er jene bösen Worte nicht ernst gemeint habe, und weil er durchaus davon überzeugt war, daß sie selbst mit etwas Nachdenken bald einsehen werde, sie seien ihm so im ersten Unwillen aus dem Munde entfahren.

Denn die Eröffnung, die sie ihm gemacht, hatte ihn im höchsten Grade unangenehm berührt. Er hatte sich in vielen Jahren mit dem Gedanken an diesen einen Sohn vertraut gemacht. Sowohl in seiner eigenen Armenpraxis als auch in seinen statistischen Studien waren ihm die traurigen Folgen zahlreicher Kinder oft genug vor Augen geführt worden, und selbst hatte er häufig und scharf dagegen gesprochen und geschrieben. Würde nicht jetzt ein Schimmer von Lächerlichkeit auf ihn fallen, wenn er nach Verlauf von sechzehn Jahren, in seinen alten Tagen, gegen seine eigene Theorie zu prakticiren anfinge? Wie viele witzige Andeutungen, wie viel Lächeln und durchsichtige Bosheit würde er nicht auszuhalten haben! Und dann die Störungen im Hause, die Ungelegenheit und Ungemüthlichkeit, die sich ertragen lassen, so lange man jung und die Sache neu ist, die aber höchst lästig sind und das Haus auf den Kopf stellen, wenn man einmal zur Ruhe gekommen. Alle diese Gedanken waren plötzlich auf ihn eingestürmt und hatten sich zu der bösen aufgeregten Stimmung gesellt, die ihn in der letzteren Zeit befallen, so daß der sonst so feine Mann, der sich völlig zu beherrschen verstand, ganz außer Fassung kam und sich zu den Worten verleiten ließ, die gewissermaßen sein Geheimniß verriethen, obwohl er im Grunde seines Herzens weit davon entfernt war, es so zu meinen wie er es sagte und wie Wencke es hatte verstehen müssen. Morgen aber würde Alles sich wahrscheinlich besser ausnehmen. An der Sache selbst ließ sich nun einmal Nichts ändern, und Professor Lövdahl war gerade der Mann dazu, sich in das Unvermeidliche mit allem möglichen Anstand zu finden. Er wollte seiner Gattin auch gern eine Entschuldigung machen und er war zu jeder Ehrenerklärung bereit; nur sollte dies mit Ruhe geschehen, halb im Scherz, überlegen — morgen.

Er löschte das Licht aus, und hätte am liebsten jetzt richtig schlafen mögen, das wollte ihm aber nicht gelingen, er konnte nicht in Schlaf fallen. Im Gegentheil ward er bald gänzlich wach, angespannt, erhitzt und aufgeregt; er hörte aufmerksam auf den geringsten Laut und es kam ihm vor, daß die stille Nacht, in der die Stadt schlief, während ein einzelner Fußtritt draußen auf der Straße sich verlor, voll von Geräusch sei. Und eine Angst wuchs auf in dem Dunkel der Nacht, schneller und schneller mit phantastischen Umrissen, trat immer näher zu ihm heran, legte sich immer schwerer auf ihn mit jeder fünften Minute, wenn er

glaubte, es sei eine Viertelstunde vergangen und er bei einem Zündhölzchen nach der Uhr sah.

Wo blieb sie doch? Es war über halb zwölf Uhr! Jetzt mußte etwas vorgefallen sein. Ihr letztes Gespräch, ihr Aufschrei, als er davon eilte, weil er sich fürchtete, das Gespräch fortzusetzen — das Alles stand lebhaft vor ihm — und er wußte, wie heftig und rücksichtslos sie sei. Wie gut kannte er diese überspannten Naturen, was ließ sich nicht von ihnen erwarten! Wo war sie in diesem Augenblick? Es ward ihm schwarz vor den Augen — irrte sie umher in der Nacht, oder schwamm sie schon als Leiche in den Wellen an den steilen Klippen?

Er setzte sich aufrecht im Bette und zündete das Licht an. Er sprach beruhigend zu sich selber, wie zu einem Fieberkranken, aber vergeblich.

Endlich hörte er sie die Hausthüre aufschließen.

Er löschte schnell das Licht, legte sich nieder und athmete in tiefen, regelmäßigen Zügen, als ob er schon lange geschlafen. Er fühlte eine unendliche Erleichterung und lächelte über seine Furcht.

Wencke kam in's Zimmer und zündete Licht an; sie zog ihr Kleid aus, während sie aufmerksam ihren Mann beobachtete, er schlief fest und ruhig. Still und vorsichtig, so daß kein Schlüssel klirrte, legte sie die Hand auf sein Schlüsselbund, nahm das Licht und ging hinaus.

Er merkte, daß sie das Zimmer verließ, dachte aber nicht weiter darüber nach. Jetzt war sie nach Hause gekommen, seine Angst war verschwunden, morgen sollte Alles in's Reine gebracht werden. Und wie er nun beruhigt und von Gemüthsbewegung ermattet sich stellte, als ob er schliefe, fiel er wirklich in Schlaf und schlief mehrere Stunden fest und ruhig.

Als er aber in der Nacht erwachte und das Bett seiner Gattin leer und kalt fand, fuhr er wieder auf voll Angst, zündete das Licht an und sah sich um. Alles war still, es war über drei Uhr, von seiner Gattin sah er Nichts, als nur ihr Kleid, das sie abgelegt hatte.

Der Professor fühlte sein Herz pochen, als ob es zerspringen wollte; denn nun sah er, daß dennoch nicht Alles richtig sei. Er nahm sich zusammen, und waffnete sich mit aller Ruhe, die in seiner Natur lag und welche das Leben und die Arbeit gestärkt und entwickelt hatten. Nachdem er sich halb angezogen, nahm er das Licht und ging hinaus, um nach ihr zu suchen. Durch die Stuben sah er einen Lichtstreif aus seinem Sprechzimmer, dessen Thür angelehnt war. Er mußte einen Augenblick anhalten, dann aber ging er die paar Schritte zur Thür; er wußte jetzt, welcher Anblick ihn erwarte.

Dennoch mußte er sich festhalten und der Leuchter wäre ihm fast aus der Hand gefallen. Steif ausgestreckt in seinem großen Lehnstuhl lag Wencke da als Leiche. Das Licht auf dem Tisch war fast herabgebrannt und ihrer Hand, die sie im letzten Augenblick über den Tisch ausgestreckt hatte, war eine seiner kleinen Flaschen entfallen, die er nur zu gut kannte.

Er stellte das Licht weg und wollte sich auf sie niederwerfen. Aber ein Gedanke durchfuhr ihn plötzlich und machte ihn stark und kalt: es handelte sich

darum zu überlegen, was jetzt zu thun sei, was noch verdeckt werden könne; es war Zeit, ein Mann zu sein.

Und wiederum drängte er Alles nieder mit seiner durch die Gewohnheit erstarkten Selbstbeherrschung; er hielt einen Spiegel vor ihren Mund, obgleich er wußte, daß der Tod augenblicklich eingetreten sei, wenn die Flasche leer war. Er nahm sie, setzte sie wieder hinein und suchte auf dem Fußboden nach dem Stöpsel. Dann schloß er den Schrank ab und steckte das Schlüsselbund in die Tasche.

Mit abgewendetem Gesicht beugte er sich auf sie nieder, hob sie auf und trug sie durch die Zimmer zu ihrem Bett. Nachdem er die Lichter in's Schlafzimmer gebracht, sah er sich noch einmal um und ging dann hinauf, um die Mädchen zu wecken. Eine von ihnen sollte sogleich zu dem in der Nähe wohnenden Physikus Bentzen laufen — die Professorin sei krank, bedenklich krank, es gelte Leben und Tod. Abraham solle aber nicht geweckt werden.

Während er nun allein war, ging der Professor rasch in sein Sprechzimmer und holte noch eines seiner Fläschchen.

Als Bentzen kam, begegnete ihm der Professor im Vorzimmer.

„Es ist schon vorbei — lieber Freund — hier ist Nichts mehr zu machen — ein Herzschlag — ganz plötzlich —"

„Armer Freund!" erwiderte Bentzen und drückte ihm die Hand; „kam ich zu spät, um Dir zu helfen?"

„Ach nein! Ich kam selbst zu spät. Denk' Dir: ich lag im Schlaf; sie ging nach mir zu Bett, und so still und plötzlich ist es geschehen, während sie sich auszog, daß sie schon ohne Bewußtsein und im Todeskampfe lag, als ich erwachte." Der Professor sprach angestrengt und ausführlich wie ein Mörder, der den Eindruck von Freimüthigkeit hervorrufen will.

„Du hast ihr Moschus gegeben?" fragte Doctor Bentzen etwas überrascht, indem er sich über sie beugte.

„Ja, was sollte ich thun?" erwiderte der Professor und schlug mit den Händen aus; „verzweifelt und allein wie ich war — kurz bevor Du kamst — ergriff ich, was ich gerade bei der Hand hatte. Aber sie war ganz gewiß schon todt, als ich es in ihren Mund goß. Ich war stets für Wencke's Herz besorgt — daß es aber so gehen sollte —"

Bentzen legte die Hand auf seine Schulter: „Sei ein Mann, Lövdahl! Wir Beide haben so viel Derartiges gesehen, daß wir Kraft zeigen müssen, wenn es uns selber trifft. Ich sehe auch, daß Du gefaßt bist und überdies weißt Du, Gott sei Lob und Dank, wo Du den besten und kräftigsten Trost finden wirst."

Der Physikus Bentzen fand bei solchen Gelegenheiten immer einige religiöse Wendungen, obgleich er für gewöhnlich meist Betheuerungen und unsaubere Reden im Munde führte. Aber als er fortgegangen, die Hausthür geschlossen, das Schlimmste verdeckt und die Stellung gerettet war, da brach der Professor zusammen; er schloß sich mit der Todten ein, warf sich vor dem Bett nieder und stöhnte.

So hatte sie geendet — seine Ehe! Sie war für ihn ein langer Kampf gewesen, in dem er beständig verloren hatte — und auch diesmal. Er hatte

dafür gekämpft, seine Gattin durch andere Mittel als durch Liebe zu gewinnen. Sie sollte es lernen, ihm ihre ganze Achtung zu zollen — auch darin, daß sie seine Lebensanschauung als die rechte erkenne und sich vor ihr beuge. Karsten Lövdahl's Eitelkeit war sein Charakter. Alles hatte dazu beigetragen, ihn darin zu bestärken; nur seine Gattin wollte sich nicht beugen. Und jemehr sie im Zusammenleben einander kennen lernten, desto mehr kam er zur Erkenntniß, daß die Aussicht, sie werde sich ihm in Bewunderung unterwerfen, immer schwächer würde; aber das stachelte ihn nur um so mehr zum Kampfe an. Einmal mußte es sich doch zeigen, daß sie Nichts erreichen könne, als nur mit seiner Hilfe und einmal mußte es sich ergeben, daß ihre überspannten Ideen nichts Anderes wären, als Redensarten und große Worte.

Aber dennoch flößte sie ihm unwillkürlich Respect ein. Diese rücksichtslose Freimüthigkeit, dieser feste, sichere Blick, den er auf sich ruhen fühlte — selbst wenn sie in Gesellschaften weit von ihm entfernt war, sobald er geschickt und ergötzlich einen kleinen Seitensprung von der Wahrheit machte — hatten ihn immer gedrückt und gereizt, weil er sie niemals hatte zum Wanken bringen können. Nur auf einem Punkte hatte er gesiegt: im Kampf um Abraham. Aber gleichzeitig war etwas Neues, weit Schlimmeres als alles Andere hinzugekommen, das Vernichtung mit sich geführt hatte.

Er hatte ein Geheimniß, das er sein ganzes Leben mit der größten Anstrengung verborgen gehalten hatte — nämlich, daß er eifersüchtig war — still, verbissen eifersüchtig. Denn gleichwie seine Eitelkeit sich niemals in einer Sache zeigte, welche auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit Prahlerei haben konnte, so kam auch seine Eifersucht nie in Heftigkeit und Uebereilung zum Vorschein. Er gedachte fortwährend eines Ausspruchs, den er einmal in seiner Jugend gelesen: „ein eifersüchtiger Mann ist immer lächerlich, aber am meisten, wenn er mit einem Dolch angelaufen kommt.“ Sich lächerlich zu machen war für Professor Lövdahl der äußerste Punkt menschlicher Jämmerlichkeit und deshalb hatte er sich ein für allemal das Versprechen gegeben, nie mit dem Dolche herbeizulaufen. Dies lag auch gar nicht in seinem Wesen; und wie tief er sich verletzt fühlen konnte und wie empfindlich er für die kleinste Kränkung und Zurücksetzung war, so kam doch niemals ein Schatten über ihn, den Jemand hätte bemerken können.

Deshalb hatte er, gleich von seiner Verheirathung an, die Methode angenommen, zu thun als ob er Nichts sähe oder verstände, während er gegen die jungen Männer, die sich von Zeit zu Zeit seiner Gattin näherten, liebenswürdig und zuvorkommend, und voller Lobsprüche über sie war, so daß es ihr selbst langweilig wurde. Zu gleicher Zeit hielt er sich selbst etwas im Hintergrunde, während er doch all' das Ritterliche, das an ihm war, recht zum Vorschein kommen ließ; je nach den Umständen trat er zurück oder kam er herbei, treu und ergeben, so daß die junge Frau, deren volle Liebe er doch nicht besaß, stets unbedenklich zu ihm zurückkehrte, wenn ein Verhältniß sie zu beunruhigen anfing. Im Grunde hatte sie doch zu ihm das meiste Vertrauen. Jedesmal aber, wenn eine solche Krisis überstanden war, erkannte der Professor, daß es das nächste Mal schwerer halten werde. Das war auch einer der Gründe, weshalb er die

Hauptstadt verlassen hatte. Hier in der kleinen Stadt ging es besser. Wohl machte Oberlehrer Abel ihr in seiner stillen Weise den Hof und der Professor ärgerte sich darüber, aber an und für sich war es doch ganz unschuldig; und es schien in der That, daß er endlich vor dem nagenden Wurm Ruhe haben werde — aber da kam Mordtmann!

Von jenem unglückseligen Mittagsfest an, das der Professor gegeben hatte, weil er es für seine Pflicht angesehen und weil Wencke bisher Mordtmann die unzweideutigste Gleichgültigkeit gezeigt hatte — von jenem Blick an, mit dem sie dem jungen Fremden für seinen Beistand in dem großen Gespräch über die Schule gedankt hatte — von da an wußte der Professor, wie es gehen würde, wenn er auch keine Ahnung davon hatte, daß die Sache ein so trauriges Ende nehmen würde. Er sah eine neue Prüfung voraus und nahm seine Zuflucht zu seiner alten Methode; er zeichnete Actien zur Fabrik „Fortuna“, trat in die Direction und lud Mordtmann mit dem verbindlichsten Lächeln ein. Aber er merkte bald selber, daß es nicht mehr so leicht ginge wie früher. Es fiel ihm mit jedem Tage schwerer, sich zu beherrschen; Nichts entging seinem Auge, er wußte Alles und verstand Alles; er sah wie das Verhältniß angeknüpft wurde und immer mehr an Ausdehnung gewann — er sah es weit eher und weit klarer, als Wencke selber. Und sein Blut gerieth in Wallung, es war ihm unmöglich, die Verstellung noch weiter zu treiben, während sein ganzes Haus zusammenzustürzen drohte; die alte Methode verschlug nicht mehr. Er mußte selbst eingreifen — entweder gegen den Einen oder den Anderen. Er stieß mit dem Stock auf's Pflaster an jenem Abend, als Mordtmann heraustrat und ihm der ganze leidenschaftliche Auftritt im Gesicht geschrieben stand, so daß der Professor ihn in einer Secunde lesen konnte — er stieß mit dem Stock gegen das Pflaster, aber er fühlte zugleich, es sei das letzte Mal, daß er dies noch vermöchte. Ein paar Tage war er in dieser Stimmung gegangen; aber heute kam er nach Hause, um seiner Gattin rein heraus zu sagen, wie die Sache sich vom ersten Tage an bis auf heute eigentlich verhalten habe. Er dachte nicht mehr an die Demüthigung, er wollte sich beklagen, er hatte ein Recht darauf; er wollte sie zu ihrer Pflicht zurückrufen, der sie als rechtschaffene Frau sich nicht entziehen konnte. Da, zu allem Unglück, trat sie ihm mit der so unangenehmen, so wenig geahnten Neuigkeit entgegen, und da verließ ihn die Besonnenheit, an der er mit so vieler Anstrengung festgehalten hatte; er war ganz außer sich, als er ihr die letzte Beleidigung in's Gesicht schleuderte. Er hatte ihr sagen wollen, er kam, um es ihr zu sagen, daß er ihr nicht mehr vertraue, daß er angefangen habe an ihr zu zweifeln; er wollte sie warnen, bitten und er wollte hart zu ihr reden, je nach der Wendung, die das Gespräch nehmen würde. Aber er war weit entfernt davon, sie — so wie es geschah — beleidigen zu wollen. Daß ihr Herz sich von ihm abwenden konnte, wußte er und das verursachte ihm eben seine Qualen; aber er wußte auch, daß, wenn es so weit gekommen und die Wahl mit vollem Bewußtsein getroffen sei, sie auf der Stelle vor ihn hintreten und ihm Alles sagen würde. Daß sie ihm in anderer Weise untreu werden könnte, hätte er niemals im Ernst von ihr glauben mögen. Und am allerwenigsten glaubte er es in diesem Augenblick, wo er in schwere Gedanken versunken sie anstarrte.

Sie lag so rein und still da, so überlegen in dem vollführten Entschluß. Und er mußte sich sagen, daß sie noch einmal, und entscheidend gesiegt habe. Denn er hatte sich in ihren Augen immer noch dadurch aufrecht erhalten können, daß er trotz Allem, was sie Unwahrheit und Feigheit nannte, dennoch etwas Ritterliches an sich bewahrte, das sie ansprach und dem sie ihre Achtung zollen konnte. Aber nun hatte er gerade bei ihrem letzten Zusammensein seine schlimmste Seite nach Außen gekehrt, sich selbst in dem häßlichsten Bilde dargestellt und mit diesem Bilde war sie fortgegangen.

Er erhob sich in der bittersten Bitterkeit. Seine Liebe zu ihr war in erster Reihe ein brennendes Verlangen gewesen, sie zu ehrerbietiger Bewunderung niederzuzwingen — erst dann war auch er bereit sie zu bewundern. Jetzt war er unerbittlich vernichtet; sie hatte ihm die vollste Verachtung gezeigt, ihm den Rücken zugewendet und war fortgegangen.

All' sein Schmerz und seine Enttäuschung, der ganze Rest von Liebe, der nicht von seiner Eitelkeit verschlungen war. verwandelte sich in diesem Augenblick in Haß gegen Mordtmann; von jetzt an wollte er nur dafür leben, ihn auf die Knie herabzudrücken, sich und seine Niederlage zu rächen. Für Nichts sonst hatte er noch Sinn.

Aber er hatte dabei nicht an Abraham gedacht — war Abraham doch ihr Sohn; und bei diesem Gedanken verschwand etwas von der Bitterkeit. Ihn wollte er zur Bewunderung zwingen, er sollte, die Liebe, die er ihm bot, mit Dank und Gegenliebe hinnehmen, so wie Karsten Lövdahl geliebt sein wollte. Er wollte Abraham die Trauer tragen helfen — denn trauern sollte er um sie dürfen; aber dann wollte er ihn in seinem Bilde erziehen und entwickeln, ihn so weit vorwärts, so hoch hinauf bringen, wie seine Liebe reichte; dann würde doch der Sohn ihm das bieten, was seine Mutter ihm stets versagt hatte.

Der Professor nahm die Lampe, um Abraham zu wecken, und so glimpflich wie möglich ihm die Mittheilung zu machen, daß er seine Mutter verloren habe. Die Mädchen waren nicht wieder zu Bett gegangen, sie hätten doch nicht schlafen können; sie warteten mit Ungeduld auf den Anbruch des Tages, damit sie unter die Leute kommen und die Neuigkeit verbreiten könnten; mittlerweile heizten sie die Oefen und tranken Kaffee.

Abraham hatte im Schlafe gemerkt, daß bei ihm geheizt würde und er erhielt davon den Eindruck, daß es bald Schulzeit sei. Als er nun von seinem Vater geweckt wurde, fuhr er in die Höhe und glaubte, er habe sich verschlafen. „Ist es acht Uhr?"

„Nein, mein Junge, es ist nicht mehr als sechs Uhr. Sei stark, Abraham, und bete zu Gott, er möge Dir Kraft geben, denn wir Beide haben diese Nacht einen großen Verlust erlitten. Deine Mutter ward plötzlich krank —"

„Ist Mutter todt?" rief Abraham verzweifelt und faßte den Vater an.

„Bleib' ruhig, mein Sohn; Du siehst, daß ich ruhig bin; Du mußt es tragen wie ein Mann, so jung Du auch bist. Ach ja, Gott hat uns Beiden eine schwere Prüfung auferlegt; Deine Mutter ward diese Nacht plötzlich krank — es war ein Schlaganfall, den keine menschliche Macht abwehren konnte, und jetzt — jetzt ist ihr wohl, und wir Beide sind allein."

Abraham konnte sich noch nicht recht besinnen; er griff hastig nach seinen Kleidern in dem unbestimmten Drange aufzustehen und zur Mutter hinein zu gehen.

„Nein, mein Abraham, bleib' ruhig liegen, es ist noch so früh, und Du bekommst Zeit genug zum Trauern, armer Junge."

„Aber Vater, Vater, ist es denn ganz gewiß?" rief Abraham in ein heftiges Schluchzen ausbrechend und warf sich in die Kissen.

Lange saß der Vater an seinem Bette und streichelte ihn. Aber als das Weinen allmälig nachließ, erhob er sich: „Bleib' liegen, bis es Tag wird, Abraham, oder so lange Du willst; Du sollst nicht zur Schule in diesen Tagen und ich komme bald wieder zu Dir."

Es war Abraham ganz unmöglich, es recht zu fassen, daß die Mutter todt sei, unwiderruflich todt — „todt", wiederholte er halblaut vor sich hin. Er saß aufrecht im Bette und starrte nach dem rothen Punkte im Ofen hin, bis ihm das Weinen wieder ankam und er legte sich nieder und schluchzte — gut war es nur, daß er nicht zur Schule sollte, und so weinte er, bis er einschlief, und er schlief lange. So oft er dem Erwachen nahe war, hatte er die Empfindung, daß etwas furchtbar Schweres ihm bevorstehe; aber durch den Gedanken, daß er nicht zur Schule solle, drängte er es zurück. Erst um elf Uhr stand er auf. Man hatte ihm Frühstück hineingesetzt, während er schlief; aber er konnte Nichts genießen, er war wie halb betäubt.

Endlich verließ er sein Zimmer und wollte über den schmalen Gang zur Stube der Eltern; aber die Thüre war verschlossen und er mußte deshalb den anderen Weg durch die Küche gehen. Er war sehr erstaunt, hier die Kochfrau, welche bei Gesellschaften zu kommen pflegte, beschäftigt zu finden, während auf dem Heerde ein großer Kessel mit kochender Fleischsuppe stand.

Abraham ging durch die Wohnstube, um in's Schlafzimmer zu kommen, und er sah dort Frau Bentzen und mehrere Damen, die er kannte; sie waren alle schwarzgekleidet und auf den Tischen und Stühlen war eine Menge von weißem Zeug ausgebreitet; überall spürte man Moschusgeruch. Er kam nicht recht zur Besinnung, bis er am Bette der Mutter stand. Da lag sie — nun sah er es.

„Mutter", sagte er ganz leise; „Mutter," wiederholte er lauter.

Da war ihm, als sollte er ersticken; auf einmal verstand er den unerbittlichen Tod, und er konnte nicht weinen. Der Vater kam leise herein und sprach zu ihm: „Wir Beide, Abraham, müssen jetzt zusammenhalten; sie hat ausgekämpft, sieh' wie friedlich sie daliegt." Darauf führte er ihn sanft aus dem Schlafzimmer.

Es herrschte eine liebreiche Stimmung und stille gedämpfte Geschäftigkeit im Hause; die weißen Gardinen sollten so schnell wie möglich aufgehängt werden, und das große Haus hatte viele Fenster nach zwei Straßen hin. Nur in's Sprechzimmer des Professors durfte Niemand kommen. Dorthin flüchtete Abraham.

Der Vater schrieb Telegramme, hielt hin und wieder inne damit und

seufzte. Abraham sah in den Hof hinaus, wo der Herbstregen dicht und nutzlos herabrieselte.

Der Professor ward durch einen bleichen stillen Mann, den Leichenbitter, den Abraham kannte, gestört, und während sie mit einander sprachen, schlich Abraham sich wieder in das Schlafzimmer hinein. Hier saß er und starrte die Mutter an; er weinte fast nicht, sondern starrte wie gelähmt die geliebten Züge an, in die er keine Bewegung hineinzubringen vermochte. Sollten die Anderen sich doch nicht irren können? Wenn sie sich jetzt zu ihm umwendete und sagte: „Abraham, ich bin nicht todt."

Der Vater kam und fand ihn hier; er sprach etwas zu ihm, führte ihn dann aber wieder fort aus dem Zimmer. Der Professor flüsterte im Vorbeigehen der hübschen kleinen Frau Polizeimeister ein paar Worte zu und kurz darauf bat sie, wie ganz zufällig — Abraham merkte aber doch die Absicht: „Ach bitte, komm' doch her und halt' mir die Stiege fest, Abraham, und dann reich' mir die Stecknadeln zu, die ich gebrauchen soll." Sie stand auf der Stiege und heftete Gardinen an. Abraham war ihr behilflich und die Damen wetteiferten mit einander, ihn zu beschäftigen und erschöpften sich in Lobsprüchen darüber, wie anstellig und geschickt er sei. So ging der Tag bis zur Mittagszeit.

Nun begriff Abraham auch, weshalb die Kochfrau da sei, denn es war im Saale ein langer Tisch gedeckt und all' die hilfreichen Damen sollten mitessen. Abraham erhielt seinen gewohnten Platz; als er sich aber umsah und gewahrte, daß Frau Bentzen neben ihm vor der Terrine saß und die Suppe austheilte, brach er plötzlich in lautes Weinen aus und stand vom Tische auf. Und da erst löste sich der Schmerz und ergoß sich über ihn wie ein Meer — der größte, bitterste Schmerz, für den es keinen Trost gibt in einem so jungen Herzen — der heftige Kinderschmerz, von dem die Erwachsenen glauben, daß er so schnell verschwindet, weil schnell so Vieles darüber hinwächst.

Aber mit einer nie rastenden Bitterkeit, wie kein anderer, legt dieser Schmerz sich tief auf den Grund, und Alles, was später in einem Herzen aufwachsen kann, entkeimt doch diesem heiligen Schmerze. Das Leben und die Zeit können allmälig beugen und verändern; aber ein gemeinschaftliches Merkmal, eine gemeinschaftliche Schmerzensstätte wird doch stets denen verbleiben, welche eben so weit herangereift waren, daß sie verstehen und leiden konnten, um sogleich mit dem allerschwersten Verluste beginnen zu müssen — dem einzigen, der nie ersetzt werden kann.

## XIII.

Abraham trauerte anfangs tief um die Mutter und vermißte sie bitterlich. Der Winter verging ihm still und manchen Abend saß er in der leeren Stube in der Ofenecke und weinte. Der Vater aber nahm sich auf jede Weise des Sohnes an, unterhielt sich und spazierte mit ihm und forderte ihn auf, Broch und andere Freunde zu sich einzuladen, so oft er nur wolle. Ueberhaupt erwiesen ihm Alle herzliche Theilnahme; die ganze Stadt strömte vor Mitleid über mit dem armen, der Mutter beraubten Knaben, wenn auch die Meisten in ihrem

stillen Sinne und in vertraulichen Stunden der Meinung waren, daß es vielleicht besser sei, keine Mutter zu haben, als eine Mutter, wie Wencke gewesen. Ihr plötzlicher Tod ward zu einem erschütternden Beispiele für die Gemeinde, und Viele, die lange nicht in der Kirche gewesen waren, gingen nun dahin, um die Geistlichen über die Unbußfertigen, welche vom Tode mitten in ihren Sünden aus ihrer Verstocktheit abgerufen würden, predigen zu hören.

Professor Lövdahl saß in seinem Kirchenstuhle und hörte mit traurigem Ausdrucke in seinem hübschen Gesichte und gefalteten Händen zu. Abraham saß neben ihm und senkte das Haupt vor all' den Augen, die nach ihm hinblickten. Er wußte nicht, was er von seiner Mutter denken sollte. Oftmals aber stellte sich der Gedanke bei ihm ein, daß sie jetzt nicht am Morgen des Confirmationstages zu ihm hereinkommen werde, um ihn in's Verhör zu nehmen. Er konnte sich noch deutlich vorstellen, wie sie mit diesen unentrinnbaren Augen in's Zimmer treten würde — was sollte er antworten? Nun war diese Sorge vorbei; er schämte sich darüber, daß ihm dieser Gedanke eine Erleichterung gewährte; aber er konnte es nicht ändern.

Der Professor, der sich bisher schon großer Beliebtheit zu erfreuen hatte, ward jetzt förmlich verehrt. Von Mund zu Mund gingen ausführliche Berichte über jene schreckliche Nacht, als er erwachte und seine Gattin im Sterben lag und Alle waren erbaut davon, daß er so männlich seinen Kummer trüge und in so rührender Weise seinen Trost in der Religion suchte. Was Wencke sich aber am letzten Abend vorgenommen und wo sie gewesen sei, ward genau erforscht. Die Frau Polizeimeister konnte bald den Bescheid geben, sie sei bei Mordtmann gewesen — allerdings nur kurze Zeit; zehn Minuten konnten aber wohl zu zwanzig werden, wenn man sie etwas ausdehnte. Und überdies — es ließ sich jedenfalls viel verabreden in kurzer Zeit. Mordtmann war an demselben Abend nach Bergen gereist.

Die Frage — die Hauptfrage war nun, wo Wencke von etwas über neun bis etwas über elf Uhr gewesen wäre. Das war das Schlimmste; das Dampfschiff nach Bergen ging erst um Mitternacht ab. Aber sowohl Frau With als auch Frau Bentzen mußten einräumen, daß sie wüßten, ganz gewiß wüßten — denn sie hatten sich Beide danach erkundigt — die Professorin habe den Abend bei dieser sogenannten Frau Gottwald, die sie bisweilen besuchte, zugebracht — hielt die Professorin sich doch stets zu Leuten, die nicht im besten Rufe standen. Dies durchkreuzte die Combinationen der Frau Polizeimeister und machte den Nachforschungen ein Ende. Frau Gottwald hatte noch hinzugefügt, die Professorin habe sich den ganzen Abend sehr übel befunden. In der That aber war Frau Gottwald spät Abends auf dem Kirchhofe am Grabe ihres Marius gewesen und hatte, als sie wieder zur Stadt ging, die Professorin bei der letzten Gaslaterne gesehen — dies Gesicht hätte sie nie wieder vergessen. Als nun am nächsten Morgen die Gerüchte aufkamen, begann Frau Gottwald den ganzen Zusammenhang zu verstehen oder zu ahnen und sie sprengte von ihrem Laden die kleine Lüge von dem Besuche der Professorin aus. War doch Wencke die Einzige gewesen, deren Freundlichkeit aufrichtig gemeint und nicht drückend für sie war, und dann war sie auch Abraham's Mutter!

Daß kein Gerücht über den wahren Zusammenhang entstand, lag einzig und allein daran, daß Niemand auf den Gedanken kam; es wäre gar zu unerhört gewesen. Und da der Professor und Doctor Bentzen, die Mädchen und Frau Gottwald ihre Aussagen mit völliger Sicherheit machten, war durchaus kein Anlaß zum Zweifel da. Sonst wäre es für all' die frommen Herzen mit den raschen unverzagten Zungen ein wahrer Jubel gewesen, die allerschlimmsten Beschuldigungen über das Haupt der Ungläubigen — die es mit den Freidenkern hielt und nie in die Kirche ging — ausschütten zu können. Aber es ließ sich ihr, Gott sei Dank, auch sonst genug nachsagen und die Professorin erhielt eine lange Grabschrift, in der Nichts vergessen ward.

Die Luft war von all' diesen Dingen so stark erfüllt, daß Abraham nicht umhin konnte, es vielfach zu merken. Er scheute sich bald davor, seine Mutter zu nennen und seine Trauer ward dadurch gestört, zumal da er jetzt zum Prediger ging und zwei Mal die Woche, sowie auch Sonntags, sich mit Religion beschäftigte. Es war jetzt eine völlige Veränderung mit ihm vorgegangen und selbst der Rector mußte einräumen, daß Abraham Lövdahl ein Schüler sei, auf den die Schule in jeder Weise stolz sein könne. Er ließ ganz seinen Unwillen gegen ihn fahren; alle Lehrer aber hatten längst den Vorfall mit Marius vergessen. Fleißig und unterthänig schmiegte er sich durch die Schule, an Hans Egede Broch's Seite, und Viele waren der Meinung, er sei ebenso tüchtig wie dieser. Nur unter den vertrautesten Freunden war Abraham der Alte — ja ärger als früher; und es vergingen nicht viele Wochen nach dem Tode der Mutter, so war er wieder der Mittelpunkt in ihrem Kreise. Alle waren mit ihm zufrieden, besonders aber der Propst Sparre. War er anfangs gegen den jungen Menschen etwas eingenommen gewesen, so hatte er jetzt eine ausgeprägte Vorliebe für ihn gefaßt. Das war so recht ein Knabe nach seinem Sinne, still, bescheiden, mit wohlerzogenem Wesen, bewandert in der Kenntniß des Christenthums wie Wenige, und dazu im Besitze einer seltenen Auffassungsgabe. „Er muß durchaus Theologie studiren, er hat einen ungewöhnlich klaren Kopf," sagte der Propst oft zum Professor.

„Das wollen wir dem lieben Gott überlassen," erwiderte dann Jener. Seine aufrichtige Meinung war, daß die Theologie Nichts für seinen Sohn sei.

Der Propst aber war so für Abraham eingenommen, daß er ihm Bücher lieh und ihn sogar zu sich einlud. Mit recht sonderbaren Gefühlen betrat Abraham das Haus, das vor weniger als zwei Jahren den Gegenstand seiner heißesten Wünsche umschlossen und zu dessen Fenstern er so viele verliebte Blicke hinaufgesandt hatte. Es war dort noch eine ganze Schar unverheiratheter Töchter; seine frühere Flamme war die Zweitälteste, seit ungefähr einem Jahre mit ihrem Telegraphisten verheirathet, und an Gesicht und Figur sehr verändert, als Abraham sie wiedersah. Sein Feenschloß sank zusammen. Die Ritterzeit mit dem treuen Marius unter dem Arme kam ihm jetzt lächerlich vor und er schämte sich ihrer; und am folgenden Abende wälzte Broch sich wieder vor Lachen, wenn Abraham seinen Kameraden jenen Besuch beim Propste zum Besten gab und ihnen seine frühere Geliebte als „Gruppe" vorführte.

Inzwischen näherte sich das Osterfest und der Confirmationstag; es graute

ihm davor, wie vor einer unangenehmen Sache, die durchzumachen ist, aus der man dann aber Nutzen zieht. Der Professor nahm die Confirmation seines Sohnes sehr ernst. In dem einsamen Hause und inmitten der vielen Gedanken und Erinnerungen, die ihn peinigten, war es ihm ein Bedürfniß, seinen Sohn sobald wie möglich als erwachsen betrachten zu können. Oben im ersten Stock ward für Abraham ein Zimmer mit Alkoven möblirt und eingerichtet, und der Vater wollte durchaus, daß er bei der Confirmation im Frack erscheinen solle.

Dies war nicht mehr Sitte; die Confirmanden waren jetzt so jung und klein, daß ihr Anzug aus Jacke oder kurzem Rock bestand. Abraham wollte höchst ungern darin eine Ausnahme machen, weil er sich genirte. Der Professor aber stellte ihm vor, wie er älter als die gewöhnlichen Confirmanden sei und überdies viel entwickelter und erwachsener aussähe. Abraham mußte nachgeben und er hatte gegen den Frack eigentlich auch Nichts einzuwenden, zumal er auch eine goldene Uhr mit Kette tragen sollte. Und der Professor hatte sogar daran gedacht, er wolle ihm bald die Erlaubniß ertheilen, zu Hause Tabak zu rauchen. —

Aber am Morgen des Confirmationstages selber träumte Abraham, kurz vor dem Erwachen, daß die Thür aufginge und seine Mutter einträte, ganz wie er sich dies so oft vorgestellt hatte. —

Er stand auf, verzagt und ängstlich. Von der Kirche läutete es zum ersten Mal; jetzt sollte er dahin, sollte in der Reihe obenan stehen, so daß die ganze Gemeinde ihn sehen konnte, sollte sein Gelübde ablegen. Und die Augen seiner Mutter, diese Augen, die ihn völlig durchschauten, folgten ihm, wohin er ging, er fühlte sie — sie war gekommen, um seine aufrichtige Beichte zu hören.

Konnte er jetzt das Gelübde ablegen?

Der Leibrock, der so fein und neu, mit seidenem Futter an den Schößen, ausgebreitet da lag und zu dem er sich gefreut hatte, ward ihm zuwider und er legte ihn beiseite. Es fiel ihm ein, welch' große Bedeutung eigentlich an diesen Tag geknüpft sei. Wie hatte er sich dazu gestellt? War er ordentlich vorbereitet? Oder stand nicht auf seiner Stirn geschrieben, daß er ein Unwürdiger sei? Ein Heuchler und Lügner, würde die Mutter gesagt haben.

Der Propst hatte auch am gestrigen Vormittag, als sie ihm Geld brachten, ihnen Allen recht innig an's Herz gelegt, sich selbst ernstlich zu prüfen und für Gottes Angesicht vorzubereiten. Abraham nahm das Testament und setzte sich hin um zu lesen; er war so muthlos, daß er mit den Zähnen klapperte. Da hörte er den Vater aus seinem Zimmer kommen. Abraham sprang auf und zog den Frack an.

Der Professor trat völlig angekleidet herein; er trug ein breites weißes Halstuch und seine drei Orden in voller Größe — er hatte in der Stadt die meisten. „Guten Morgen, mein Sohn! Gott segne Dir diesen Tag!"

Darauf überreichte er ihm ein großes Etui, das Abraham nicht zu öffnen wagte. „Mach' auf; es ist Deine Confirmationsuhr; steck sie zu Dir."

Abraham öffnete das Etui; es enthielt eine goldene Uhr mit Kette und Medaillon; er öffnete nun auch dies, machte dabei aber eine unwillkürliche Bewegung. Es waren die unentrinnbaren Augen, die ihm vom Traume heute

Morgen folgten. „Es ist von Deiner seligen Mutter," sagte der Professor gerührt und drückte ihn an seine Brust.

Abraham stammelte seinen Dank und befestigte die Uhr; jetzt nahm sich auch der Leibrock besser aus. Abraham war hoch- und schlankgewachsen, aber das Gesicht war noch nicht voll entwickelt, die Nase zu groß und die Haut unrein. Der Professor aber betrachtete ihn mit Stolz, und als er das Testament, das auf dem Tische lag, erblickte, klopfte er seinen Sohn auf die Schulter. „So ist es Recht, Abraham; ich sehe, es ist Dir Ernst mit der Sache."

Ostern fiel in die erste Hälfte des April und es war heute der erste etwas warme Tag mit Sonnenschein. Die ganze Stadt war auf den Beinen und die Kirche voll von Leuten; viele standen draußen, um die Confirmanden kommen zu sehen. Einige kühne Ladenjungen traten schon in ganz hellgrauem Sommerhabit auf mit rundbogigen Aermeln und unermeßlich weiten Beinkleidern, die um die Stiefel eng anschlossen; aber es war noch gar zu früh im Jahr, im Schatten war es eisigkalt.

Auf dem Kirchplatze strömten aus allen Straßen die Confirmanden zusammen; diese gingen selbst voraus, dann folgten die Eltern und ein paar Geschwister. Die Mädchen hatten mit Wasser glattgekämmtes Haar, die dürftigen gelben Zöpfe mit Nadeln im Nacken befestigt, und trugen graue oder schwarze Umschlagetücher, deren eines Ende bis an den Rand des Kleides herabhing; mit ihren schmalen Schultern und ihrer dünnen schlottrigen Gestalt sahen sie wie aus dem Wasser gezogen aus. Einige der Vornehmen waren in Pariser Shawls und kamen zu Wagen.

Waren aber die Mädchen klein und schmächtig, so sahen die Knaben noch unansehnlicher aus in ihren Jacken und Röcken, die hinten und vorn arge Falten warfen, und in den großen Mützen, die ihnen auf den Ohren hingen und wie Löschhütchen herunterzugleiten drohten. Die Hände über dem Gesangbuch gefaltet und die Augen steif auf die neuen Stiefel geheftet, gingen sie so sanftmüthig und gottergeben zur Kirche hin, als ob es für sie eine Kleinigkeit sei, dem Teufel sammt allen seinen Werken und seinem ganzen Wesen zu entsagen. Es war aber ein recht glücklicher Umstand, daß all' ihr Zeug auf das Wachsen berechnet war; denn schon am nächsten Tage traten sie als ganze Kerle auf. Und wäre man nicht gerade in der Kirche zugegen gewesen und hätte man nicht die Erklärung des Propstes gehört, welch' tiefe und durchgreifende Veränderung mit ihnen vorgegangen sei, so hätte man schwerlich diese sanftmüthigen Jünglinge in der Bande von halbbetrunkenen Jungen wieder erkannt, welche Tags darauf die Straßen erfüllten, im stolzen Triumph darüber, durch das Nadelöhr gegangen zu sein.

Es erhob sich ein Gemurmel in der Menge vor und in der Kirche, als Professor Lövdahl mit seinem Sohne ankam. Der nahm sich auch ganz anders aus als die kleinen Sanftmüthigen in der Jacke. Abraham war fast eben so groß wie sein Vater, der mit seinem hübschen etwas ergrauten Haupt und den drei Orden in großem Format die Gemeinde förmlich überstrahlte.

Die heilige Handlung nahm ihren Anfang. Abraham stand oben an, nahe beim Chore; hin und wieder blickte er auf, aber dann begegnete er so vielen

Augen, daß er sogleich wieder den Kopf senkte wie die Anderen. Die Obersten in der Reihe der Mädchen waren leichenblaß und nahe daran umzustürzen vor Angst, daß sie die Fragen des Propstes nicht beantworten könnten. In beiden Reihen herrschte große Spannung; hin und wieder aber dachte einer der gottergebenen Jünglinge: „Ach was, nun sind wir so weit gekommen!“ Abraham hegte eben keine große Befürchtung vor der Examination selber, aber dennoch war er äußerst muthlos.

Sie wichen nicht von ihm, die Augen vom Traume; er zitterte vor Angst und es gewährte ihm keinen Trost, auf die Anderen, die lange Reihe hinunter, zu blicken. Wenn jetzt eine Stimme — zum Beispiel eine Stimme wie die seiner Mutter, plötzlich durch diese ganze Schar hindurchführe, oder ihn, der obenan stand, anriefe! Er dachte bald an Diesen, bald an Jenen in der Reihe der Knaben und an viele Andere sonst; er konnte nicht der Schlimmste von Allen sein; aber dennoch war sein Inneres in der peinlichsten Aufregung und er verstand nichts von den Liedern, die er mitsang.

Und jetzt näherte sich der Propst Sparre langsam vom Chor her, um die Katechese zu beginnen. Sein Gesicht war ernst und gedankenvoll, während er im Gehen noch einen Blick in sein Altarbuch warf.

Als er vor Abraham stand, klärte sich sein Gesicht auf; dieser jedoch zitterte am ganzen Leibe. Aber sobald die erste Frage kam, richtete er sich in voller Größe auf. Die tägliche Gewohnheit, befragt zu werden, nahm der Handlung die Feierlichkeit, die ihn vorher fast erdrückt hätte. Er antwortete klar und bestimmt, die Augen auf den Propst geheftet.

„Werden denn aber nicht Viele verdammt?“ fragte dieser im Verlaufe der Katechese.

„Ja gewiß,“ antwortete Abraham schwach und seine Augen glitten an dem langen Amtskleide des Propstes nieder.

„Was ist denn die Ursache dieser Verdammung?“

„Ihre Unbußfertigkeit und ihr Unglaube“.

„Sehr richtig, mein Sohn, es ist ihre Unbußfertigkeit und ihr Unglaube,“ sagte der Propst befriedigt; er wollte jetzt das Lehrbuch verlassen und eine seiner theologischen Exkursionen unternehmen, um recht mit seinem besten Confirmanden zu glänzen: „zeigt sich der Unglaube eines Menschen immer in bösen und ungöttlichen Handlungen?“ fragte er.

„Nein, nicht immer,“ erwiderte Abraham, ohne aufzusehen.

„Nicht immer, das ist wahr,“ sagte der Propst und ließ seine Augen über die Gemeinde gleiten, um sich über die Bewunderung, die sein Liebling erwecken mußte, zu freuen.

Der Propst aber stutzte; es war lautlos still in der Kirche; Alle richteten sich auf, um Abraham anzusehen, aber es war keine Bewunderung, sondern vielmehr boshafte, stechende Neugier. Und mit einem Schlage ward es dem Propste klar, daß die ganze Gemeinde des Glaubens sei, er frage Abraham über seine Mutter aus.

Der Propst sah in dem ersten Schrecken zum Professor und dann zu Abraham hin und erkannte, daß auch sie es glaubten. Der Professor Lövdahl hielt

seine Augen fest auf den Propst gerichtet, und Abraham war ganz zusammengesunken; er verbarg das Gesicht im Schnupftuch und sah aus, als wolle er in die Erde sinken. Der Propst ward so verwirrt und beschämt über den Fehler, den er begangen, daß er vollständig den Faden verlor. Nichts konnte ihm weniger ähnlich sehen, Nichts konnte seinen Gedanken ferner liegen, als seinen Liebling — noch dazu den Sohn des Professors Lövdahl — in Verlegenheit setzen oder ihn beleidigen zu wollen. In seiner Verwirrung wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er seine Hand auf Abraham's Schulter legte und eine Lobrede auf ihn begann: „Es ist mir ein Vergnügen, ja recht eine Herzensfreude gewesen," sagte er mit Wärme, „Dich, mein Abraham Lövdahl, zur heiligen Handlung dieses Tages vorzubereiten. Selten habe ich einen Jüngling, so reich mit Geistesgaben und mit den besten Eigenschaften der Seele und des Herzens ausgerüstet gefunden. Indem Du jetzt als erwachsenes Mitglied in die Gemeinde trittst, hoffe und erwarte ich sicher, daß Du uns Aelteren zur Freude und Erbauung und den Jungen ein gutes, nachahmungswerthes Beispiel werdest."

Das war etwas ganz Unerhörtes und die ganze Gemeinde stutzte. Aber alle Augen, die auf Abraham gerichtet waren, wurden doch milder dadurch. Es machte auf Alle einen guten Eindruck, aus dem Munde des Propstes zu hören, daß gute Hoffnung da sei, diesen Sohn einer verlorenen Mutter zu retten. Abraham selbst wußte nicht, was er von sich denken sollte. Wie konnte er vor allen Anderen gelobt werden? Das war doch ganz unmöglich!

Der Propst Sparre trocknete seine Stirn und ging weiter. Es dauerte unendlich lange, bis beide Reihen abgehört waren. Auch Abraham's unruhige und ängstliche Stimmung mußte zuletzt der Ermüdung weichen; er fühlte sich allmälig sicherer, die unentrinnbaren Augen sah er nicht mehr, dahingegen lauter wohlwollende Gesichter. „So gib denn Gott Dein Herz und mir Deine Hand," sagte der Propst mit mildem Ernst zu ihm und Abraham reichte ihm seine Hand; die des Propstes war weich und glatt und gab ihm einen vertraulichen Druck.

Endlich war die heilige Handlung vorbei; sie hatte von neun bis gegen drei Uhr gedauert.

Die Kochfrau beim Professor Lövdahl war verzweifelt und sie schwor einen theuren Eid darauf, daß dies das letzte Mal sei, wo sie zu einer Confirmationsgesellschaft ginge. Dreimal hatte sie schon durch falsche und übereilte Nachrichten, von ihren ausgestellten Wachtposten verleitet, mit dem Anrichten zu früh begonnen.

Es war über halb vier Uhr, als man endlich im Saale zu Tische kam. Abraham saß zu oberst, sein Vater ihm zur Rechten und der Propst zur Linken; es waren außerdem nur ältere Herren zugegen, ausgenommen Hans Egede Broch, als Abraham's bester Freund. Unter den Eingeladenen befanden sich der Rector und die meisten der Lehrer Abraham's, der Amtmann, der Bürgermeister, die anderen Beamten, die Aerzte der Stadt — etwa zwanzig auserwählte Freunde und Collegen des Professors.

Abraham konnte sich zuerst nicht als Mittelpunkt in dieser würdigen Versammlung zurechtfinden; allmälig aber that der Wein seine Wirkung und die Stimmung ward gemüthlicher. Es war die erste größere Gesellschaft, welche

der Professor nach dem Tode seiner Gattin gab, und Alle waren froh darüber, wieder in dem gastfreien Hause versammelt zu sein. Professor Lövdahl war selbst ein Freund der Geselligkeit und er ward bald aufgeräumt. Es trug auch viel dazu bei, die gute Stimmung zu erhöhen, daß die Gesellschaft heute so wohl zusammenpaßte; kein Mißton war möglich, es konnte sogar von Politik gesprochen werden, und nachdem sowohl der Propst als auch der Rector eine Rede zur Feier des Tages gehalten hatten, wurde auf das Wohl des Königs, der Königin, der Kronprinzessin, der königlichen Familie, des ganzen königlichen Hauses, der Union und des Bruderlandes Schweden unter einstimmigem Jubel getrunken.

Man ward immer heiterer, Alle tranken ein Glas mit Abraham zusammen und dieser wechselte bisweilen einen Blick mit Broch über die Lustigkeit der alten Herren. Die Blindschleiche und das Stachelschwein schmunzelten einander zu bei einer Caraffe alten Madeira's, die sie zwischen sich stehen hatten, und nach Tische bei einem Glase Curaçao setzte sich der Oberlehrer Abel mit seinem jungen Freunde Abraham in eine Ecke und sprach von seiner herrlichen Mutter, bis er vor Rührung weinte.

Die Gesellschaft ging ziemlich früh auseinander; denn da der Anlaß ein so feierlicher war, wollte man nicht Karten spielen.

Als Vater und Sohn allein waren, sagte Professor Lövdahl: „Nun, gute Nacht, mein lieber Abraham, Du wirst müde sein. Jetzt bist Du also in's Leben eingetreten als erwachsener Mann, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich mit Dir zufrieden bin. Wie es Dir hernach in der Welt ergehen wird, steht allerdings, wie der Propst sagte, in Gottes Hand; aber es hängt auch in nicht geringem Grade von Dir selbst ab. Die Natur hat Dich in jeder Beziehung gut ausgerüstet; Du bist auf einem günstigen Platz in der Gesellschaft geboren; Du wirst mit der Zeit ein Vermögen erhalten, das für unsere Verhältnisse groß genug ist, und ich, Dein Vater, erfreue mich eines Einflusses, der Dir zu Gute kommen wird, welchen Weg Du auch einschlagen mögest. Du bist also einer von Denen, welche es weit — sehr weit in unserem gesellschaftlichen Leben bringen können und müssen. Aber, es ist ein Punkt da — den ich jetzt — ich hoffe zum allerletzten Mal zwischen uns — berühren will, ein Punkt, der mir einige Sorge verursacht. Das ist die Neigung, die sich vor einigen Jahren — Du weißt selbst, bei welcher Gelegenheit — bei Dir äußerte. Nun, die Sache lief, Gott sei Dank, besser ab, als man erwarten durfte; Du sahst damals Deine Verirrung ein und Du hast sie später, soviel ich bemerken konnte, wieder gut gemacht. Ich will Dich aber an diesem Dir so wichtigen Tage vor Dem warnen, was möglicherweise noch in Deinem Blut verborgen liegen kann. Es gibt in jeder, selbst der bestgeordneten menschlichen Gesellschaft ein mißvergnügtes Element, einen Bodensatz, eine kleine Schar, zur Hälfte aus Schwärmern, zur Hälfte aus Verbrechern bestehend, Menschen, die kein Gewissen, keine Vaterlandsliebe, keinen Gott haben. Wo Du Dich auch befindest auf der Welt, wirst Du diese Leute antreffen. Sie pflegen — und deshalb warne ich Dich eben vor ihnen — sie pflegen sich für die Beschützer der Unterdrückten auszugeben und hübsche Worte von den Kleinen gegen die Großen und dergleichen im Munde zu führen. Vor diesen Leuten mußt namentlich Du, Abraham, Dich in Acht nehmen. Das sind

die schädlichen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, welche das Volk verderben und immerfort darnach streben, die bestehende Ordnung zu untergraben. Und ich, Dein Vater, ich gebe Dir hiermit mein Wort darauf, daß hinter Allem und Jedem, was diese Menschen sagen und thun, sich bewußte Lüge und Bosheit, Hochmuth und Machtbegierde birgt, und wenn Du ihnen folgen willst, so stürzest Du Dich selbst in's gewisse Verderben. Nun kannst Du wählen zwischen Deinem Vater und Deiner — und den Anderen."

Der Professor war so heftig geworden, daß er sich versprach; sein Sohn aber reichte ihm seine beiden Hände und sagte: „Ich wähle Dich, Vater!"

Er sagte dies voll Ernst und Ueberzeugung. Seine unruhige Stimmung von heute Morgen war jetzt vollständig verwunden. Das öffentliche Lob in der Kirche, die Gesellschaft und die bejahrten Männer, die ihn wie Ihresgleichen behandelt, und nun zuletzt die Worte des Vaters hatten ihn völlig sicher gemacht; er sah sich selbst unter den Besten und Ersten und sein Leben in Ehre und Glanz.

Als er hinausgegangen war, sah Karsten Lövdahl sich vergnügt um in der Stube. In Abraham's Augen hatte er die Liebe, die Bewunderung, nach der er so lange gesucht, gelesen und er war froh darüber. Endlich hatte er so viel erreicht: der Sohn sollte ihm bringen, was die Mutter ihm versagt hatte, und dies milderte die peinliche Bitterkeit etwas, die er bei ihrem Andenken empfand.

Abraham eilte die Treppe hinauf; die Uhrkette klimperte lieblich, so oft er sich rührte. Er freute sich darauf zu sehen, wie sein hübsches Zimmer sich im Abendlicht ausnehmen werde, und seine Uhr aufzuziehen.

Als er aber Licht angezündet hatte, stand ein großes Bouquet der schönsten und seltensten Blumen auf seinem Tisch. Abraham griff vergnügt nach der Karte, die in den Blumen lag; aber er ließ sie wieder fallen, als wenn er sich an ihr gebrannt hätte. Sein Gesicht ward feuerroth und er wandte sich ab, wie voll Scham.

Auf der Karte hatte Frau Gottwald mit kleiner unsicherer Damenhand geschrieben: Von Marius!

---

# Die neue Mäßigkeitsbewegung in Deutschland.

Von

**A. Lammers.**

Der Wiedereintritt Deutschlands in die Mäßigkeitsbewegung des Jahrhunderts, von der es sich seit zwanzig oder dreißig Jahren beinahe ganz zurückgezogen hatte, ist erfolgt. Auch wir Deutsche wollen fortan wieder ernstlich daran arbeiten, den Alkoholgenuß in seinem verderblichen Uebermaß zu beschränken. So darf man nach dem Umfang der erlangten Sympathie-Erklärungen jetzt wohl sagen. Viel Beitritt und Zustimmung, wenig Widerspruch haben bisher die Männer erfahren, welche sich zuerst für dieses Unternehmen die Hand gereicht haben. Aus der großen Nationalgabe zur Silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares ist ihnen eine jährliche Bewilligung in Aussicht gestellt worden, und das erste Mitglied gleichsam des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", das schon auf der constituirenden Versammlung zu Kassel am 29. März angemeldet werden konnte, war Feldmarschall Graf Moltke. Der vorher erlassene Aufruf an das deutsche Volk trug anderthalb hundert Unterschriften, die alle politischen und kirchlichen Parteien bis auf eine oder zwei, und alle höheren Stände repräsentirten. Was da noch fehlte, hat sich zum guten Theil in den alsbald nachher gehaltenen örtlichen Zusammenkünften ergänzt. Den den Anschluß vermittelnden Comité's in Aachen, Osnabrück und Siegen sind katholische Priester beigetreten; Arbeiter nahmen eifrig, selbst redend Theil an Vorträgen und Discussionen, die der Vereinsgeschäftsführer in Hamburg, Bremen, Kassel, Bielefeld und Lüneburg veranstaltete. Es ist also wirklich eine allgemein nationale Regung, was hier zu Tage tritt, wenn dies auch nicht in der stürmischen Art geschieht, die wir uns seit zwanzig Jahren vielleicht zu sehr gewöhnt haben als ein Merkmal anzusehen, daß das Volk als solches etwas wolle. Aber nur wenn das Vaterland in unmittelbarer Gefahr ist oder die staatliche Ordnung umgestoßen werden soll, kann es nicht ohne plötzliche leidenschaftliche Erregungen Aller abgehen; sonst ist es vielmehr geradezu ein Zeichen von Gesundheit der nationalen Constitution, von befestigter Freiheit des Volkslebens und von einer gesicherten friedlichen Vorwärtsentwickelung, wenn neue öffentliche Aufgaben a l l m ä l i g in das Bewußtsein und den Willen der Massen übergehen.

Dem Gedanken der Mäßigkeitsagitation stand dabei zunächst nichts störender im Wege, als daß es auch in Deutschland schon einmal eine solche gegeben hatte, und daß dieselbe im Sande verlaufen war. Jeder derartige Untergang vor dem Ziele wirkt lange lähmend nach. „Mäßigkeitsverein" war für die meisten Menschen eine mit Spott beladene Vorstellung geworden, und trat in ihrer Seele nicht bloß zu dem wüsten Trinken, das eilends abwärts führt, sondern auch zu dem fröhlichen Zechen und Kneipen, welchem wir mehr als alle anderen Völker ergeben sind, in ärgerlichen Gegensatz. Dies war deshalb sehr natürlich, weil jene alten Vereine sich zwar nach der Mäßigkeit nannten, aber in der That Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken auferlegten

und betrieben. Insofern sie damit zu ihrer Zeit nicht durchgedrungen sind, werden ihre Stifter von Vielen nicht etwa als Märtyrer einer hohen gemeinnützigen Idee angesehen, sondern als unpraktische Thoren; und so stark ist heute noch theils die eigene persönliche Abneigung, einem solchen Radicalismus sich anzuschließen, theils die Scheu vor dem Odium, welches sich an den Ausdruck knüpft, daß es nicht thunlich erschien, in den Namen des neubegründeten Vereins das edle Wort „Mäßigkeit“ zu setzen.

Warum ist denn nun aber jener frühere Anlauf sobald wieder aufgegeben worden? Wir sehen doch in allen übrigen von der Trunksucht bedrohten Ländern den Vereinskampf ununterbrochen fortsetzen, und eben deswegen nach und nach dem Uebel, welchem er gilt, über den Kopf wachsen! Hat nur das deutsche Volk nicht Verstand genug, die Nothwendigkeit beharrlicher, langathmiger Arbeit zu begreifen, oder keine Ausdauer im Guten, wenn es sich um eine so hochernste Sache handelt?

Deutschland unterscheidet sich in diesem Stück von seinen westlichen und nördlichen Umgebungen genau durch das, was sein jüngstes Leben überhaupt sich anders hat gestalten lassen als das ihrige: dadurch, daß es verhältnißmäßig so spät zur vollen politischen Einigung und Stetigkeit gelangt ist. Während die übrigen gleichgesitteten Völker in die Bahn socialer Reform eintreten konnten, mußten wir erst noch die staatlichen Grundlagen sicher stellen. Krieg und Umwälzung nahmen Deutschland in Anspruch, als in England Minister Gladstone die Post-Sparcassen, in Belgien Professor Laurent die Schul-Sparcassen schuf, und das Gothenburger System in allen scandinavischen Städten den Kleinverkauf von Branntwein zu regeln begann; sie waren in ihren erschöpfenden Wirkungen auf das Volksgemüth auch noch kaum überwunden, als wir zuerst von der Handbeschäftigung der Schulknaben als einer ausgleichenden Ergänzung ihrer Kopfarbeiten hörten, von den englischen Volks-Kaffeehäusern, oder von den neuesten technischen und geschäftlichen Mitteln, um das Sparen populär zu machen. Im siebenten und achten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts besaß unsere Nation keine Empfänglichkeit für eine der Hauptbeschäftigungen ihrer Nachbarn, weil sie noch erst nachholen mußte, was diese seit langer Zeit glücklich besaßen; und vorher war ihr der Glaube an die Wirksamkeit vereinsmäßiger Nüchternheitsbestrebungen eben deswegen so früh vergangen, weil sie kein mächtiges politisches Centrum hatte.

Der Culturhistoriker wird die ersten Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland wohl mit günstigerem Urtheil belegen, als heute noch die Volksstimme über sie lautet. Gewiß waren sie größtentheils von oben herunter in's Leben gerufen und hatten nur zur Bildung loser örtlicher Vereine ohne festen Verband unter einander geführt, so daß dieselben an sich gegenseitig keinen Halt besaßen und meist wieder untergingen, als der politische Sturm von 1848 vorübergehend die staatlichen und kirchlichen Autoritäten erschütterte, welchen sie ihr Dasein verdankten. Aber wäre ein geschlossener nationaler Verein gegen ein sociales Uebel oder selbst nur eine solide Föderation der Localvereine denkbar gewesen zur Zeit des Bundestages, da die kleinen Souveränetäten in ihrer beständigen Angst um die Existenz eifersüchtig über die Absperrung ihrer Unterthanen von denen der Nachbar-Potentaten wachten? Und wen anders als seine Beamten und allenfalls die Geistlichkeit hätte König Friedrich Wilhelm der Dritte in Bewegung setzen sollen, als das Vorbild der Vereinigten Staaten ihm den an sich ja vollkommen richtigen Gedanken eingab, daß man gegen eine Volksunsitte das Volk selbst aufrufen und in Reihe und Glied zum Kampfe ordnen müsse? Er bleibt darum, daß so geschaffene Vereine der Mehrzahl nach in unserem noch spröden vaterländischen Boden nicht gleich dauernd haften wollten, doch der erste deutsche Mäßigkeitsbeförderer im großen Stil.

Heute können wir uns, Dank den schöpferischen Wagnissen und Thaten seines zweiten Sohnes, besser einrichten. Heute hieße es allerdings, sich muthwillig selbst um alle Aussicht des Erfolges bringen, wollte man wiederum in lockeren oder gar nicht verbundenen zerstreuten Haufen ohne Halt an einander und ohne die innere Bürgschaft planvoller nachhaltiger Arbeit einen so weitaussehenden schweren Kampf gegen tief-

eingewurzelte Volksgewöhnungen unternehmen. Die ganze Nation in's Interesse ziehen, — vor allen Dingen eine kräftig verfaßte und wirksam ausgestattete Centralgesellschaft herstellen, in deren Mittelpunkte von Tag zu Tag mit berufsmäßigem Ernste an der großen Aufgabe gearbeitet wird, während Sachverständige aller Art die der Aufhellung bedürftigen Fragen untersuchen und erörtern, — aber nicht glauben, die Begeisterung gebe auch ohne Weiteres die rechten Mittel ein, es komme nur darauf an, die Sünder zu bekehren oder die Unwissenden aufzuklären, übrigens aber brauche nur Jeder recht wacker für sich zu streiten, dann werde der Feind schon unterliegen: das ist die Lehre, welche die frühere, ergebnißlos abgebrochene deutsche Mäßigkeitsbewegung der jetzt anhebenden zweiten vermacht hat.

Ohne Vereine geht es nicht. Das sagte sich schon Friedrich Wilhelm der Dritte, der gewiß nicht übertrieben viel von der Selbstthätigkeit des Volkes in öffentlichen Angelegenheiten hielt; und die Erfahrung aller Völker hat es bestätigt. Als vor einigen Jahren die Gesetzesvorlage wegen Bestrafung der Trunkfälligkeit erschien, glaubten Manche, nun sei die entscheidende Initiative ergriffen worden, und bemühten sich nach Kräften, die öffentliche Meinung für den Entwurf zu erwärmen. Aber es zeigte sich, daß dies von heute auf morgen schwerlich geht; und an der weit mehr passiven als besonders activen und energischen Opposition, welcher die Idee deshalb begegnete, erlahmte auch der gute Wille der Regierung.

Wenn man aber einen Verein mit ausgedehnter Mitgliedschaft, reichlichen Mitteln, und deshalb auch der Verfügung über mehr als bloße gelegentliche Mußestunden tüchtiger Kräfte organisiren will, so bedarf es einer gewissen entgegenkommenden Stimmung im Publicum. Die Schwere des Unheils, gegen das man es in Bewegung setzen möchte, muß ihm einigermaßen klar sein. Wir haben uns jedoch nun schon so lange wieder entwöhnt, die Trunksucht für ein abstellbares oder mindestens merklich einzuschränkendes Uebel, den gemeinsamen Kampf gegen sie für nothwendig und verdienstvoll anzusehen, daß es im Anfang kaum irgendwo an einer sehr abkühlenden Lauheit fehlen kann. Man glaubt schon alles gesagt zu haben, wenn man die Zunahme der Trunksucht bestreitet. Den Schluß, daß sie von selber abnehme, zieht man aus den täglichen Wahrnehmungen auf den Straßen, wo es so viel weniger Betrunkene als früher gebe. Gewiß, der allgemeine wirthschaftliche und sittliche Fortschritt unseres Volkes zeigt sich auch in diesem Punkte! Aber darum haben die Verheerungen des maßlosen Branntweingenusses noch lange nicht aufgehört. Man frage nur Aerzte, besonders Irrenärzte nach seinen physischen, Staatsanwälte und Gefängnißverwalter nach seinen moralischen, Armenpfleger nach seinen ökonomischen Folgen, und Seelsorger nach der Zahl der Familien, deren inneres Leben er um allen Frieden und alles Glück bringt. Alle diese Kenner der Nachtseiten unseres Gesellschaftszustandes sagen übereinstimmend aus, daß man sich bei der allmäligen Abnahme der Trunksucht nicht beruhigen dürfe. Von ihren Zusammenkünften und Vereinigungen aus ist zuerst wieder der Ruf erhoben worden, es müsse auch in Deutschland endlich etwas Ernstliches gegen die vorhandenen mancherlei Beförderungen des Branntweintrinkens geschehen, — vor allem von dem Verein deutscher Irrenärzte und der Rheinisch-Westfälischen Gefängnißgesellschaft, welche unter den Vereinen ihrer Art den ersten Platz einnimmt.

Der Congreß deutscher Armenpfleger wird sich diesen Herbst in Dresden mit der Frage beschäftigen, in welchem Umfange Trunk als wirkende Armuthsursache anzusehen ist. Er hätte damit vielleicht noch ein Jahr länger gewartet, weil dann hoffentlich die Ergebnisse der ersten von ihm unternommenen Armenstatistik für 1883 vorliegen werden, an welcher 93 Städte- und 3 Landarmenverbände sich betheiligen wollen; allein dann wäre zu lange unberichtigt geblieben, was aus einer sehr achtbaren und werthvollen statistischen Erhebung über diesen Punkt vor Kurzem durch die öffentlichen Blätter lief. Die sächsische Armenstatistik vom Herbst 1881 nämlich, erhoben aus Anlaß der Unfallversicherungsprojecte des Reiches, hat nur in noch nicht vollen drei Procent aller Unterstützungsfälle Trunksucht als erklärten Anlaß herausgestellt. Dies weicht doch allzu auffällig von den Schätzungen ab, welche erfahrene praktische Armen-

pfleger bei Gelegenheit zu machen pflegen. Der verstorbene Harburger Oberbürgermeister Grumbrecht sprach einmal im Reichstage von neun Zehnteln aller Armuthsfälle als durch Trunksucht verschuldet, und in Kassel wurde am 29. März von intelligenten Armenverwaltungen, die allerdings nicht genannt wurden, versichert, sie führten mehr als die Hälfte der ihnen zur Last liegenden Hilfsbedürftigkeit auf die Branntweinquelle zurück. Bei näherer Prüfung des Zustandekommens jener sächsischen statistischen Ziffer erklärt sich ihre allen Vermuthungen widersprechende Kleinheit. Die Frage nach den Armuthsursachen ist die schwierigste von allen, wenn keine fortlaufende statistische Aufzeichnung stattfindet. Vom Reiche her wollte man vor allem den Antheil der Betriebsunfälle aufgehellt haben; nach der Trunksucht wurde gar nicht ausdrücklich gefragt, dagegen nach großer Kinderzahl u. dgl. Wenn man nun weiß, daß für die meisten Ortsbehörden statistische Fragen immer mehr oder weniger Suggestivfragen sind, so begreift man die Vernachlässigung einer oft so schwer festzustellenden und stets so unangenehm zu erörternden Ursache wie die der Trunksucht. Bei anderen angegebenen Ursachen wie früher Tod des Ernährers, Haft oder Auswanderung desselben u. s. f. mochte sie in zahlreichen Fällen mitwirkende oder eigentliche Ursache sein.

Der Director der Irrenanstalt zu Stephansfeld bei Brumath, Dr. Stark, berichtete 1880 dem Aerztlich-Hygienischen Verein für Elsaß-Lothringen über eine sechsjährige Erhebung bei mehr als tausend Geisteskranken. Unter 553 Männern waren 163 oder über 29 Procent Trinker, und 5 Procent hatten nachweisbar trunksüchtige Vorfahren; unter 562 Frauen waren nur 28 Trinkerinnen oder gegen 5 Procent, aber 10—11 Procent der irrsinnigen Frauen stammten von Trinkern ab. Bei jeder sechsten oder siebenten Frau also und jedem dritten Manne unter diesen Geisteskranken spielte in der Ermittelung der Ursachen die Trunksucht eine Rolle. Aus der Untersuchung ihrer Herkunft ist Dr. Stark geneigt zu folgern, daß im Elsaß die Trunksucht auf dem Lande stärker verbreitet ist als in größeren Städten. Wenn wir daher in diesen nur selten noch auf einen Betrunkenen stoßen, dürfen wir uns nicht einbilden, das Uebel sterbe von selber schon aus. Herr Dr. Stark bekannte sich in jenem seinem Vortrage auch ausdrücklich zu dem Glauben an die Zunahme der Trunksucht, sowohl im Elsaß wie überhaupt, und er zog entschieden im Zweifel, ob dieselbe im Elsaß lediglich oder vorzugsweise auf die Vertheuerung des Weines zurückzuführen sei, die dort seit der deutschen Herrschaft eingetreten ist. Eben deshalb forderte er ein allgemeines öffentliches Entgegenwirken.

Unter den deutschen Irrenärzten ist diese Anschauungsweise die herrschende, wo nicht ganz allgemeine, wie ihre äußerst zahlreiche Betheiligung an dem neubegründeten Verein beweist. Aber auch von den übrigen Aerzten wird etwas Aehnliches angedeutet, wenn wir schon unter den im März erlassenen Aufruf eine Anzahl ihrer hervorragendsten Namen finden, — darunter die Leiter des nun zehn Jahre alten Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege und den Präsidenten des Deutschen Aerztevereins-Bundes. Den Aerzten als Stand fällt diesmal offenbar die leitende Rolle zu, während in der früheren deutschen Mäßigkeitsbewegung meistens Geistliche vorantraten. Diese fehlen darum ebenso wenig. Vielmehr versagen sie sich dem Unternehmen nirgends, und aus keinerlei Parteistellung heraus, wie die übereinstimmende Haltung der kirchlichen Presse belegt. Vorzugsweise eifrig sind unter ihnen die, welche an den Werken der Innern Mission oder der praktischen Humanität thätig mitarbeiten.

Einer von diesen echten Nachfolgern Christi, den eine überall jetzt zum Muster genommene Anstalt zur Beschäftigung und Wiedererziehung von Landstreichern rasch berühmt gemacht hat, Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld, begrüßte vor Allem die in Aussicht stehende ernstliche Verfolgung der Schenkenfrage. Er schrieb dem Vereins-Geschäftsführer, sein Werk leide bitter Noth und laufe beständige Gefahr der Wiederzerstörung durch die Ueberzahl der Schenken zwischen Bielefeld und Wilhelmsdorf. In dem bewohnten Theil dieser Strecke, die etwa dreiviertel Stunden lang ist, giebt es ihrer nicht weniger als siebenundvierzig, oder auf jede Minute Wegs eine!

Wie lebhaft in den Kreisen praktischer Armenpfleger und Wohlthäterinnen die Wichtigkeit des Kampfes gegen das Uebermaß der Branntweinschenken empfunden wird, bezeugt schon deren hervorragende Betheiligung an der Aufnahme desselben. In Stettin war es der Centralverband der Wohlthätigkeits- und Armenpflege-Vereine, gestiftet durch Frau Bürgermeister Sternberg, der die Agitation dorthin übertrug, in Königsberg der Armenunterstützungsverein, dessen Leiter an der Reform der städtischen Armenpflege arbeiten; in Rostock wird es ebenfalls in unmittelbarem Anschluß an diese Reform geschehen und durch deren Urheber und Träger.

Ueberhaupt knüpft sich jetzt schon der Regel nach in unsern deutschen Städten die eine sociale Reform an die andere. Mit welcher begonnen wird, das ist mehr oder minder zufällig. Wer sich für den Fleiß und die Arbeitslust oder für die Sparsamkeit der Massen interessirt, dem pflegt auch ihre Mäßigkeit nicht gleichgültig zu sein; und umgekehrt, wer der Trunksucht entgegenwirken will, der begreift leicht den Nutzen von Veranstaltungen, welche die wirthschaftlichen Tugenden fördern.

In unserem Nachbarlande Holland, das dem Klima, der Volksart und gewissen Grundzügen des socialen Lebens nach nur eine Fortsetzung des deutschen Nordwestens ist, wenn ihm auch die Verschiedenheit der politischen Geschichte einen originalen Stempel aufgedrückt hat, ist das Ineinandergreifen der auf der Freiwilligkeit beruhenden gesellschaftlichen Reformen längst erkannt und dient großen Vereinen zur Voraussetzung. Die holländische gemeinnützige Gesellschaft Maatschappij tot nut van't Allgemeen, die seit dem vorigen Jahrhundert ununterbrochen wirkt und nach Ostfriesland blühende Zweige hinübergetrieben hat, leitet eine ganze Reihe von Bildungsanstalten und andere dem Volke dienende, uneigennützige Institute gleichzeitig. Sie ist unserer deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung dadurch überlegen, daß sie nicht den an sich schon streitigen Begriff der Bildung, sondern den keinen Widerspruch herausfordernden Gesichtspunkt des gemeinen Nutzens in den Vordergrund gestellt hat. Ebenso wie sie macht es die jüngere der beiden holländischen Mäßigkeits-Gesellschaften. Sie trachtet nicht wie die ältere — die Nederlandsche Vereeniging tot afschaffing van sterke drank von 1862 — nach Verbreitung der Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken, sondern nach Mäßigkeit in ihrem Genuß. Der Gründer dieses 1875 entstandenen Volksbond tegen den misbruik van bedwelmende dranken, L. Philippona (gestorben schon im Jahre darauf), predigte die sociale Lehre vom Ersatz. Es schien ihm grausam und hoffnungslos, dem Arbeiter die Branntweinschenke zu verleiden, wenn ihm nicht zu gleicher Zeit ein Local mit harmloseren Getränken aufgethan würde. Dann wollte er gegen den Trieb, der in die Schenke führt, andere Triebe aufbieten, die jenen mit der Zeit zu überwältigen und niederzuhalten versprächen. Seine Lieblingsvorstellung war: eine Vereinigung zu bilden, die den untersten Schichten der Bevölkerung mehr Vortheile böte als irgend eine andere, damit sie ihr unwiderstehlich zugetrieben würden, und so an jene Mäßigkeit im Alkohol-Genuß gewöhnt, deren Mangel er hauptsächlich an den rasch und stark wachsenden Einnahmen aus der Branntwein-Abgabe erkannt hatte.

Hier scheint nun der niederländische Volksfreund allerdings durch eine vielleicht schon etwas krankhaft überreizte Phantasie über das Maß des Möglichen hinausgerissen worden zu sein, und nicht den alten Weisheitsspruch bedacht zu haben: qui trop embrasse, mal étreint. Sein Programm ist zwar dem Sinne nach zur Verwirklichung gelangt, aber doch nur in Bruchstücken. Ein Sammelplatz für die Massen ist der Volksbond kaum geworden.

Viel großartiger ist nach derselben Grundansicht neuerdings in England gehandelt worden. Gerade in derselben Zeit, wo Philippona der älteren holländischen Enthaltsamkeits-Gesellschaft einen wirklichen Mäßigkeitsverein an die Seite stellte, von 1875 an, kamen die englischen Volks-Kaffeehäuser empor. Sie heißen meistens Kaffeehäuser, coffee public houses, und werden in der Zusammenfassung immer so genannt, gerade wie ihre für die wohlhabenderen Classen bestimmten Vorbilder, aber geschenkt wird in ihnen keineswegs nur Kaffee, sondern auch Thee, Cacao, kohlensaures Wasser; und Thee,

das eigentliche britische Nationalgetränk in dieser Gruppe, scheint sogar jetzt am meisten begehrt zu werden, obwohl er nicht ganz so billig herzustellen ist. Wenigstens behauptete das von Bradford der Secretär des dortigen sehr blühenden Unternehmens, als Gladstone im Unterhause bei seiner vorjährigen Budget-Einbringungsrede von der Voraussetzung des Gegentheils ausgegangen war. Er hatte damals constatirt, daß die Staatseinnahme von den Spirituosen seit sieben Jahren um rund 70 Millionen Mark abgenommen, die Zölle auf Thee und Kaffee aber starke Mehreinnahmen ergeben hätten und schob dies selbst auf die Volkskaffeehaus-Bewegung, nur daß er nicht recht begriff, weshalb der Theeverbrauch noch stärker gewachsen war als der Kaffeeverbrauch. Hierüber klärte Mr. Bentley in einer Zuschrift an die „Times" ihn auf. Kaum acht Jahre also ist diese schöpferische Agitation alt und afficirt schon so merklich die daran betheiligten Steuererträge. Das Volks-Kaffeehaus ist in der That einer der prosperirendsten Geschäftszweige. Ein demselben gewidmetes Monatsblatt hat von den Jahren 1880 und 1881 die ihm bekannt gewordenen Dividenden von Kaffeehaus-Gesellschaften zusammengestellt; beide Male war der Durchschnitt 7—8 Procent, was in dem Lande des niedrigsten Zinsfußes noch etwas mehr bedeutet als auf dem Continent, und in dem capitalreichsten Lande der Welt unbegrenzte Summen für diese Art von Unternehmungen zur Verfügung stellen muß. Der erbrachte Beweis, daß Volks-Kaffeehäuser rentiren, zieht auch die Arbeiter so in dies Gewerbe hinein, daß den Branntweinschenken im Großen und Ganzen Concurrenz gemacht werden kann. Die Hafenarbeiter von Liverpool, fünfzehn bis zwanzigtausend an der Zahl, welche durch die Entfernungen genöthigt sind ihr Mittagsmahl außer Hause einzunehmen, gehen der Mehrzahl nach zu diesem Zwecke nicht mehr in die Branntweinschenke, sondern in's Kaffeehaus. In den Fabrikstädten Bradford und Birmingham scheint das letztere ebenfalls im Begriff, der ersteren über den Kopf zu wachsen.

So jung die englische Volkskaffeehaus-Bewegung noch ist, hat sie sich doch schon, wenn auch bisher natürlich nur in vereinzelten Nachahmungsversuchen, über die Welt verbreitet, nämlich in die großen Niederlassungen angelsächsischer Sprache. Aber was noch mehr für ihre Bedeutung spricht: man eignet sie sich unter anderm Namen auch da bereits an, wo sonst ein hoher Grad von Erfolg in der Bekämpfung der Trunksucht erreicht worden ist, nämlich in Schweden. Nur heißt in Gothenburg „Lesezimmer", was in England „Kaffeeschenke" genannt wird. Seit vorigem Jahre hat die Gothenburger Ausschank-Gesellschaft, das berühmte Muster so vieler anderer in den Städten des scandinavischen Nordens, drei oder vier Lesezimmer für die Arbeiterclasse an den hauptsächlichsten Wegen derselben eingerichtet, in denen nur zum Mittagessen ein Schnäpschen gewährt wird, sonst lediglich harmlosere Getränke. Es ist ihr nicht ganz leicht geworden dies zu thun. Ihr Statut, vom König bestätigt, und deshalb schwer veränderlich, widmet sie dem Kleinvertriebe des Schnapses. Wie sollte sie es da anfangen, sich nach dem Vorbilde der zehn Jahre später aufgekommenen englischen Kaffeeschenken zu richten? Außerdem liefert sie seit 1868 ihren Ueberschuß nach Abzug sechsprocentiger Zinsen des Anlage-Capitals, welchen sie ursprünglich selbst zu gemeinnützigen Zwecken verwendet hatte, an die Stadtcasse ab, und besaß folglich keine Mittel zu andern als rein geschäftlichen Ausgaben. Sie mußte sich daher erst — auf Betrieb des Hauptschriftstellers über das Gothenburger System, Dr. Sigfrid Wieselgren — an die Stadtverordneten-Versammlung wenden, daß sie ihr von ihrem eigenen Reingewinn, auf den zu Gunsten der Stadt verzichtet worden war, 10 000 Kronen überlasse. Dann wurden die sogenannten Lesezimmer eröffnet und Frauen als mitbetheiligte Verwalterinnen hineingesetzt. Hiermit wird der Vorsprung nachgeholt, welchen England in dieser Bewegung gewonnen hatte. In England selbst sind andererseits die streitenden Mäßigkeitsfreunde noch keineswegs der Ansicht, es sei mit den spontan sich verbreitenden Volks-Kaffeehäusern Alles gethan, sie brauchten Schweden um seine neue Schankordnung nicht mehr zu beneiden. Sir Wilfrid Lawson wiederholt noch alle Jahre seinen Antrag, die Local-Option einzuführen, d. h. die Abhängigkeit der Regelung des Schenkwesens von der Mehrzahl der communalen Stimmberechtigten,

was ziemlich auf dasselbe hinauslaufen würde wie das schwedische Gesetz von 1856, das zu dem Gothenburger System die Grundlage bot; und er hat jetzt die Mehrheit des Unterhauses dafür erlangt, jedoch noch nicht die Initiative der Regierung.

Ein Reichsgesetz, das den Communen in Bezug auf den Branntweinverkauf im Kleinen Autonomie gewährte; innerhalb der Städte Bildung gemeinnütziger Actiengesellschaften nach dem Muster von Göteborg's Utskänknings-Bolag, um die Schenken sowohl wie die Schnapsläden freizumachen von gemeingefährlichen Reizen; durch diese dann, oder auch neben ihnen her, allmälige Verdrängung des Schnapses als Schenkengetränk durch Kaffee oder Thee oder durch kohlensäurehaltiges Wasser: — das würde hiernach ungefähr das Ziel umschreiben können, nach welchem wir in Deutschland zu streben hätten.

Wir sind hinsichtlich des Trunkes als Volksleidenschaft niemals ganz so schlimm daran gewesen wie die Schweden. Als dort noch fast jedes Haus, das nicht städtisch geschlossen mit Nachbarwohnungen zusammenlag, zugleich eine Brennerei war — 173,000 sollen es einmal gewesen sein —, da trank man durchschnittlich auf den Kopf im Jahre 40 Liter Branntwein. Aber dieser ungeheuerliche Verbrauch ist im Laufe des letzten Menschenalters eben durch jene großen umgestaltenden Maßregeln, erst das Verbot des allgemeinen Hausbrandes, dann die Unterdrückung der kleineren Brennereien ohne Dampfbetrieb, danach die Ueberweisung der Schenkenfrage an die Communen durch das Gesetz von 1856, und endlich in den Städten das Gothenburger System, heruntergedrückt worden auf 12 Liter jährlich für den Kopf; und auf dieser Verbrauchsstufe befinden auch wir uns noch.

Im ganzen preußischen Staate wird der Kopfverbrauch nach der Branntweinsteuer von 1881/82 auf 10 Liter jährlich angenommen; in der Stadt Osnabrück, wo man ihn wegen bestehender communaler Branntweinaccise genau berechnen kann, betrug er während desselben Rechnungsjahres 12—13 Liter.

Unser Leiden ist aber nicht, wie einst in Schweden, die Ueberzahl der Brennereien, sondern diejenige der Schenken. Gegen sie muß sich bei uns deswegen der erste Angriff richten, nachdem die frühere Schranke der Concessions-Ertheilung nach Bedürfniß ohne Ersatz hinweggenommen worden und dadurch eine ähnliche Wirkung eingetreten war wie in Schweden durch die Freigebung des sogenannten Hausbrandes. Man hat die Bedürfnißfrage in den letzten Jahren von Reichswegen wieder zugelassen und an manchen Orten daraufhin auch wieder eingeführt, aber ihr ernstlicher Gebrauch ist vielen Bedenken ausgesetzt, namentlich wegen drohender Corruption des niederen Polizeipersonals, wenn ihre Bejahung oder Verneinung thatsächlich von diesem abhängt, und unterliegt zudem den oft wechselnden, schwankenden Auffassungen der Localbehörden und -Vertretungen. Daher ist schon weit besser, was Holland seit vorletztem Jahre zur Anwendung bringt: Abmessung der zulässigen höchsten Zahl der Schenken nach der Bevölkerungszahl. Gemeinden über 50,000 Seelen dürfen höchstens auf je 500 Einwohner 1 Schenke haben, zwischen 20,000 und 50,000 Seelen auf je 400, zwischen 10,000 und 20,000 Seelen auf je 300, noch kleinere auf je 250 Einwohner. Diesem Gesetz, das am 1. November 1881 in Wirksamkeit trat, sind schon über zwölftausend Schenken oder mehr als ein Viertel der vorher bestehenden Gesammtzahl zum Opfer gefallen, und gleichzeitig ist die Steuereinnahme des Staates vom Branntwein um runde 600,000 Gulden herabgegangen. Daher zieht es begreiflicherweise die Aufmerksamkeit der Reformer in anderen Ländern ähnlich auf sich wie das Gothenburger System, das ja freilich durchgreifender verfährt und den Communalcassen auch noch rundere Ueberschüsse in Aussicht stellt.

Einerlei jedoch, ob wir der schwedischen oder der holländischen Spur folgen, oder ob wir vorziehen, uns auf die langsam reifende Frucht des Ersatzes der Branntweinschenken durch Volks-Kaffeehäuser allein zu verlassen: geschehen muß etwas, und zwar im Gegensatz zu jener früheren Agitation, welche nur eine einzige beschränkte Methode zur Bekämpfung des Uebels kannte, nämlich in dem Einzelnen den Vorsatz zur Mäßigkeit oder zur völligen Enthaltsamkeit hervorzurufen. Man sah den Trunk

vorwiegend als Laster an und dieses zu sehr als durch Bekehrung und Gelübde leicht überwindbar. Den leisen Ruf aus den Reihen der unteren Classen: führet uns nicht in Versuchung! vernahm man nicht. Man stand auf dem Boden der wohlhabenderen und gebildeteren Stände, für die freilich Unmäßigkeit im Alkoholgenuß mit keiner leidigen Nothwendigkeit entschuldigt werden kann, da sie weder auf den billigen Schnaps beschränkt sind, noch auf die Branntweinschenke als einzige Erholungsstätte. Auch für die unteren Stände ist ja immer etwas Schuldbewußtsein dabei, so daß sie sich der Zerknirschung durch eifrige, begabte Redner nicht ganz entziehen. Aber das Gelübde, das so bald abgelegt ist, wird schwer zu halten sein, wenn die Versuchung täglich wiederkehrt, der schwachen Kraft des Armen überlegen. Seine Mittel erlauben ihm keine besondere Auswahl in Trank und Speise; sein Geist ist nicht ausgebildet, sein Charakter in der Regel nicht entwickelt genug, um aus eigener Seelenstärke die Anwandlungen von Verzagtheit abzuwehren, welche ihn zum Schnapsglase greifen lassen, so oft Kummer oder Sorge irgendwelcher Art sich vor ihm aufthürmt. Kommt dazu die äußerliche Verführung, welche in der Häufigkeit und dem thatsächlichen Alleinvorhandensein von Branntwein-Schankstätten einerseits, andererseits in der gleichen Gewohnheit der Nachbarn und Kameraden liegt, so hat die Auferlegung eines so schwer durchzuführenden Entschlusses fast etwas Grausames. Man sollte ihm wenigstens zu Hilfe kommen durch Milderung der Versuchungen zum Bruche, denn mit dem Bruche erhält ja die Selbstachtung einen neuen gefährlichen Stoß, diese unentbehrliche Stütze der Sittlichkeit. Auch neben den Enthaltsamkeits-Gelübden und für dieselben sind daher die Volks-Kaffeehäuser von der größten Wichtigkeit. Sie machen es möglich sie zu halten, ohne auf alle öffentliche Geselligkeit zu verzichten. Ja es scheint, daß auf der Grundlage ihrer zunehmenden Verbreitung die Enthaltsamkeitsbewegung einen neuen Aufschwung nimmt: aber nicht mehr in der alten Art, daß geistliche Redner den Massen mit erschütternder Gewalt Buße predigen, sondern in der neuen Form der gegenseitigen Bekehrung und Aufsicht unter Gleichen.

Dies scheint der wahre Sinn der Bewegung, welche bald unter dem Namen des „unabhängigen Ordens der guten Templer“, bald mit blauen und andersfarbigen Bändchen im Knopfloch die angelsächsischen und scandinavischen Länder durchzieht. Sie ist nicht ohne alles religiöse Element; aber in den Vereinssatzungen der dänischen Total Afhold Forening, die neuerdings nach Flensburg einen Zweig getrieben hat, erscheint dasselbe doch nur noch in der bescheidenen Forderung, daß bei den Zusammenkünften „die Religion nicht verspottet werden“ dürfe, was sich wohl gegen den intoleranten socialdemokratischen Atheismus richtet. Im Uebrigen ist es eine ganz demokratische Bewegung, nicht eine aristokratische mit Leitern und abhängigem Gefolge wie unsere alten Mäßigkeits-Vereine. Auf dem Bauplatz oder in der Werkstatt und Fabrik, von Nachbar zu Nachbar, und selbst in den Wirthshäusern wird dafür geworben. Das blaue Band im Knopfloch befriedigt den allen Menschen innewohnenden Hang nach Auszeichnung vor Seinesgleichen, bekräftigt aber auch vor der Oeffentlichkeit den gefaßten Entschluß und hält bei demselben fest durch die Erleichterung, welche es sowohl der wechselseitigen Aufsicht der Genossen, wie auch der eigenen Selbstbeherrschung gewährt. Es darf nicht beurtheilt werden nach der Lage, Bildung und Stimmung der höheren Stände, sondern nur nach derjenigen des sogenannten Arbeiterstandes. Daß es sich diesem anpaßt, beweist der Fortgang der Bewegung. In Schweden wird die Zahl ihrer Anhänger gegenwärtig auf 20000 geschätzt; in Dänemark steht sie zwischen 5 bis 10000. Ein deutscher Maurergesell, der zu Stavanger in Norwegen dem Orden der guten Templer angehört hatte, schickte zu der Versammlung in Kassel am 29. März sein Entlassungs-Zeugniß gleichsam als Beleg der Aufnahmefähigkeit ein. Welche Massen in England ergriffen sein müssen, deutet schon die häufige Erwähnung eines Vorganges, der sich in so tiefen Schichten in der Gesellschaft abspielt, durch die Zeitungen an, und daß allmälig jede Farbe des Regenbogens benutzt wird, um die Nuancen der Tendenz von einander zu unterscheiden. Ein gestreiftes weiß und blaues Band erhalten z. B. neuestens diejenigen Blaubandgenossen, welche außer dem Branntwein auch dem Tabak entsagen, denn dann seien sie, meint man, sicherer vor Rückfällen.

Kein Mensch kann zweifeln, daß „die Arbeiter", was man gewöhnlich so nennt, eher gemeinsam als einzeln sich des Schenkenbesuchs und des Branntwein-Genusses entwöhnen werden, und kein Mensch es ihnen auch verdenken, wenn sie dazu die Form einer Art von Freimaurer-Orden und als Abzeichen ein am Rock zu tragendes farbiges Band wählen. Der auf alle Stände gleichmäßig berechnete neue deutsche Mäßigkeits-Verein will zwar die Enthaltsamkeits-Gelübde nicht wieder betreiben, aber ihre genossenschaftliche Auferlegung und Ueberwachung wird er gewiß auch nicht schlechthin verwerfen, sondern als eines der vielen Mittel zum Zwecke willkommen heißen. In seine Aufgabe fällt es dann, den vom Branntwein bekehrten Unbemittelten Erfrischungs- und Unterhaltungslocale ohne Branntwein zu verschaffen.

Selbständige Regungen im Arbeiterstande ersehnen wir schon seit dem Erlaß des Socialisten-Gesetzes fast in allen Lagern. Die Fähigkeit und Bereitschaft zu solchen ist die Voraussetzung des Gelingens aller socialen Reformen, welche sich auf den Arbeiterstand beziehen. Also dürfen wir sie auch nicht ablehnen, wenn sie sich etwas anders gestalten, als gerade erwartet wird. Für den Arbeiter ist die Mäßigkeit im Alkoholgenuß so entscheidend wichtig, daß es sich begreift, wenn er lieber ganz auf Branntwein und selbst auf Bier verzichten, als unaufhörlich der Versuchung zum Uebermaße ausgesetzt sein will. Schlägt er damit doch nur denselben Weg ein, auf welchem schon mancher hochgebildete, charaktervolle Mann allein das Cigarrenrauchen, wenn es ihm nachtheilig ward, wirksam einzuschränken vermocht hat. Eine ernstliche Anstrengung in dieser Richtung würde, wenn der deutsche Arbeiterstand sie von seinem scandinavischen und angelsächsischen Genossen übernähme, außerordentlich geeignet sein, die Zuversicht zu erhöhen, daß wir unsern Platz unter den Nationen würdig behaupten werden.

Denn daran kann kein Zweifel obwalten, daß die Tugend der Mäßigkeit zu denjenigen Vorzügen gehört, durch welche ein Volk sich unter anderen gleichberechtigt erhält, auf dem Schlachtfeld wie auf dem Markte und in jeder Art von umfassenden, unentbehrlichen Leistungen. Es wäre noch zu untersuchen, ob die Beschränkung des Branntweinverbrauchs im Heere, welche unser Kaiser schon vor zwanzig Jahren angeordnet hat, und andererseits die Vorliebe der französischen Officiere und Soldaten für den Absinth nicht auch das Ihrige beigetragen haben zu der großen Schicksalsentscheidung von 1870. Der erfolgreichste der lebenden Feldherren Englands, Sir Garnet Wolseley, ist zugleich derjenige General, welcher am eifrigsten darüber gewacht hat, daß ihm kein Schnaps in's Lager komme. Die Cunard-Compagnie zu Liverpool hat seit dem 1. December 1882 — also mitten im Winter zuerst — den Mannschaften ihrer zahlreichen Oceandampfer den Grog völlig entzogen, gewiß nicht um sich in der Concurrenz gegen den Norddeutschen Lloyd u. s. w. zu schwächen. Liegt hierin nicht eine Aufforderung an die deutschen Dampfschiffahrts-Gesellschaften, zu überlegen, ob nicht auch sie gutthäten, von den Grundnetzfischern zu lernen, welche Kaffee, nicht Branntwein mit an Bord nehmen, weil für ihre schwere und lange Arbeit Branntwein viel zu wenig dauernd stärkt? Ja sollten nicht alle großen Lohnzahler mit sich zu Rathe gehen, ob sie es verantworten können ihren Arbeitern Branntwein zukommen zu lassen? vor Allem natürlich die zu strenger Sittlichkeit verpflichteten Staats- und Communal-Verwaltungen?

Die Stadt Osnabrück schließt seit fünf Jahren bei allen von ihr vergebenen Arbeiten, mittelbaren ebensogut wie unmittelbaren, den Branntwein auch während der Pausen, unter allseitiger Verantwortlichkeit der Betheiligten bei strenger Strafe aus. Durch die einstige wetteifernde Mäßigkeitspredigt Stüve's, des berühmten protestantischen Bürgermeisters und Ministers, und des katholischen Caplan Seling ist dort ein Samen ausgestreut worden, der immer noch wieder zu ergiebigen Ernten aufgeht. An solchen Zeichen läßt sich erkennen, daß sittigende Volksbewegungen, auch wenn sie ihr äußeres Ziel nicht gleich oder nicht ganz erreichen, nie ganz verloren und umsonst sind; am wenigsten dann, wenn alle von dem Werthe oder der Schönheit der Tugend ergriffene Seelen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses oder kirchlichen und staatlichen Standpunktes an ihnen mitwirken.

# Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli 1883.

Mit einer Uebereinstimmung, die Angesichts der heutigen Schärfe und Gespanntheit der politischen Gegensätze mit verdoppelter Schwere in's Gewicht fällt, bestätigen die Zeitungsstimmen aller Richtungen und Parteien, daß der Schluß der längsten aller parlamentarischen Sessionen des letzten Jahrzehnts und die dadurch bedingte Unterbrechung der Arbeit am Webstuhl des Staates mit einer Ermüdung der Nation zusammengetroffen sind, wie sie seit dem Sommer des Jahres 1878 nicht mehr erlebt worden war. Wie der Mensch nicht vom Brote allein, so lebt auch die Gesellschaft nicht dem Staate allein. Die seit Jahr und Tag andauernde Windstille auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hatte die Nation so ausschließlich mit sich selbst und ihren inneren Angelegenheiten beschäftigt, daß eine Reaction dagegen schon seit einiger Zeit unausbleiblich erschien Diese Reaction ist jetzt eingetreten. Nachdem dieselben wirthschaftlichen und kirchenpolitischen Fragen achtzehn Monate lang ununterbrochen tractirt worden, ist eine Abspannung eingetreten, welche auch die wichtigen letzten Vorgänge des öffentlichen Lebens — das Zustandekommen des Gesetzentwurfs vom 5. Juni, die Mandatsniederlegung des Abgeordneten v. Bennigsen und die Kriegserklärung der Centrumspartei gegen das staatliche „Schulmonopol" — nicht zu stören vermocht haben. Täuschen die Anzeichen nicht, so wird diese Stimmung, an welcher Ueberanstrengung, Scepticismus und Resignation gleich stark betheiligt sind, länger andauern, als den Parteien lieb und erwünscht ist. Unsere nächsten Aufgaben liegen auf dem socialpolitischen Gebiet, auf welches ein Theil der Nation (und zwar der im Vordergrunde der Scene befindliche) sich nur ungern begibt, während der andere eine Zurückhaltung zu üben genöthigt ist, welche die geführten Verhandlungen des eigentlichen Resonanzbodens entbehren läßt. Der sachlichen Behandlung kann das zu Gute kommen, soweit es sich um Dinge handelt, deren Förderung nur unter der Voraussetzung leidenschaftsloser Prüfung möglich erscheint — zu der Erregung, welche die bisherigen Stadien unserer Entwickelung begleitete, würde diese scheinbare Gleichgültigkeit gegen Fragen von capitaler Wichtigkeit indessen in wunderlichem Contrast stehen. Oder trifft am Ende auch hier das Goethe'sche Wort zu: „daß das meiste Gute vi, clam vel praecario" geschieht? — Bedingung dafür, daß wir auf dem beschrittenen Wege weiter können, wird freilich die Erhaltung des äußeren Friedens sein: in der Ueberzeugung, daß dieser bis auf Weiteres gesichert sei, treffen die Friedensfreunde aber schon seit einiger Zeit mit Denjenigen zusammen, die an einer Friedensstörung das größte Interesse haben oder zu haben vermeinen.

Zunächst mit den Franzosen, d. h. mit denjenigen Franzosen, welche auf die Geschicke ihres Landes wirklichen Einfluß üben und die die Schwierigkeiten zu übersehen vermögen, in welche die Republik von Monat zu Monat tiefer hineingeräth. Die Regierung der HH. Ferry — Challemel-Lacour — Waldeck-Rousseau hat allerdings das Glück gehabt,

die allgemeine Sorge um den Gang der so leichtfertig eingefädelten chinesisch-anamitischen Angelegenheit durch einen Zwischenfall unterbrochen und abgelöst zu sehen, der, ohne direct bedrohlicher Natur zu sein, die öffentliche Meinung für den Augenblick völlig in Anspruch genommen hat. Ob die Befriedigung über die durch die plötzliche Erkrankung des Grafen Chambord geschaffene momentane Erleichterung der Lage des Ministeriums eine dauernde sein werde, ist eine freilich andere Frage. Die Spannung, mit welcher das republikanische Frankreich den Vorgängen im Krankenzimmer des letzten Sprossen der älteren bourbonischen Linie zusieht, kann als Beweis dafür betrachtet werden, daß die monarchischen Möglichkeiten keineswegs so weit abliegen, wie von den Organen der herrschenden Partei bei jeder sich darbietenden Gelegenheit behauptet wird. Räumt der Tod wirklich das Hinderniß aus dem Wege, welches der Vereinigung der beiden monarchischen Gruppen im Wege stand, so haben diese Gruppen alle Aussicht darauf, ihre Stärke mindestens verdoppelt, vielleicht verdreifacht zu sehen. Die dritte monarchische Gruppe, die kaiserliche, befindet sich seit dem Tode des einstigen „Kindes von Frankreich" und dem Fiasko des Prinzen Jerôme Napoleon im Zustande so vollständiger Rathlosigkeit und Zerfahrenheit, daß den thatkräftigen unter ihren Mitgliedern außerordentlich nahe liegt, in dem königlichen Lager Unterkunft zu suchen. Das eigentliche Gewicht hat von jeher bei den conservativen Bonapartisten, nicht bei den Anhängern des rothen Prinzen und seines Hauses gelegen. Seit die Linie des einstigen Königs von Westphalen allein übrig geblieben ist, beschränkt die von den Bonapartisten der alten Schule zu treffende Wahl sich auf Abdankung oder Vereinigung mit der Partei, die nach dem Tode Chambord's über einen großen Theil des Adels und über eine beständig im Wachsthum begriffene Schicht des Bürgerthums zu verfügen haben würde. — Während der Radicalismus die am Horizonte aufgetauchte Möglichkeit zu leugnen, bez. durch die Ausstreuung unsinniger Fabeln über die bevorstehende oder bereits erfolgte testamentarische Einsetzung des spanischen Prätendenten Don Carlos zu beschwichtigen versucht, sind die Entschließungen der Regierung darüber, was eventuell zur Sicherung der Republik gegen die orleanistischen Prätendenten gethan werden müßte, bereits gefaßt. — Inzwischen aber soll fraglich geworden sein, ob die Regierung vom März d. J. auch nur so lange leben wird, um Zeugin des Ablebens des Grafen Chambord zu sein. Es ist dieser Regierung gelungen, den Bruch mit China so weit hinauszuschieben, daß Herr Challemel-Lacour nicht mehr in Vichy zu weilen braucht; man hat fertig gebracht, daß das Gesetz über die Verbannung rückfälliger Verbrecher angenommen und daß die Möglichkeit einer Verständigung über die sog. Reform des Richterstandes offen gehalten worden ist; General Thibaudin's Gesetzentwürfe, betr. die afrikanische Armee und die Versetzung aus der Land- in die Marine-Armee, wurden als aussichtsvolle, die in dem päpstlichen Handschreiben Herrn Grévy gemachten Vorstellungen über die ungünstige Behandlung der Kirche als maßvolle bezeichnet, — Herr Ferry hat bei Gelegenheit der Einweihung des Ballhaus-Museums eine über alles Erwarten günstig aufgenommene Rede gehalten, von den Amnestie-Anträgen, welche die äußerste Linke zu stellen beabsichtigt, steht im Voraus fest, daß sie ohne Schwierigkeiten werden abgelehnt werden — selbst der seit Jahr und Tag hingehaltene Gesetzentwurf, betr. die Associationsfreiheit der Arbeiter (gewöhnlich Gesetz über die Syndicatskammern genannt), ist durch Herrn Waldeck-Rousseau's unermüdliches Drängen um einige Schritte gefördert worden: und dennoch steht eine dunkle Wolke am Himmel des Ministeriums. Gegen die mit den fünf großen Eisenbahngesellschaften geschlossenen Verträge hat sich eine Opposition gebildet, an welcher die Parteien der Rechten und der Linken gleich eifrigen Antheil nehmen und die nicht nur Herrn Tirard, sondern dessen gesammter Collegenschaft das Grab graben soll. Wie anderswo pflegen freilich auch in Paris die Brühen nicht in dem Zustande gegessen zu werden, in welchem sie aus der Küche kommen, zumal an Vorabenden parlamentarischer Sessionsschlüsse nicht, wo das Ruhebedürfniß eine entscheidende Rolle spielt. Ernsthaft sieht die Sache dennoch aus, wenn die nächste Gefahr, die einer Verschleppung der Entscheidung auch überwunden ist. Die Annahme der Verträge

steht nämlich mit dem außerordentlichen Budget in so engem Zusammenhang, daß eine Verzögerung der ersteren das letztere unhaltbar machen würde. — Hat die Mehrheit nur leidlich die Augen offen, so wird sie sich freilich sagen müssen, daß eine Beseitigung des Ministeriums in diesem Augenblicke und Angesichts der oben erörterten monarchistischen Möglichkeiten die größte aller überhaupt denkbaren Thorheiten sein würde. Nichts hat der Sache der Republik, nichts dem Credit der Erwählten vom Herbst des Jahres 1881 so schweren Schaden bereitet, wie der Unbestand der während der beiden letzten Jahre im Amte gewesenen Ministerien. Heute, wo die Folgen der unaufhörlichen Regierungswechsel ziffernmäßig zu Tage liegen und wo das wesentlich durch sie verschuldete Deficit des laufenden Budgets durch eine Anleihe von 300 Millionen gedeckt werden muß, heute würde eine Wiederholung des im Juli vorigen Jahres gespielten Stücks noch ungleich tiefer greifende Wirkungen üben als damals, wo die Beruhigung der Gemüther doch auch erst nach Verlauf einiger Monate hergestellt werden konnte. Vor dieser Rücksicht wird jede andere zurücktreten müssen, wenn die Zukunft der Republik nicht absichtlich auf's Spiel gestellt werden soll.

Es darf als Illustration der über Frankreich eingebrochenen diplomatischen Isolirung bezeichnet werden, daß Versuche zu Anknüpfungen mit dem Auslande nicht mehr von zünftigen und unzünftigen Vertretern, sondern nur noch von den Pariser Radicalen versucht zu werden scheinen. Vor vier Wochen spielte das alberne Spectakelstück eines mit den Vertretern der irridenta Italia gefeierten republikanischen Bundesfestes ab, für den Juli ist das Erscheinen einer Anzahl von Pester Gelegenheits-Politikern angekündigt worden, welche „die wahre Meinung" des ungarischen Volkes vertreten und Namens derselben die Bürgschaft dafür übernehmen sollen, daß Ungarn trotz des deutsch-österreichischen Bündnisses bei der nächsten europäischen Verwickelung auf der Seite Frankreichs zu finden sein werde. Man scheint es förmlich darauf abgesehen zu haben, der Welt zu zeigen, daß die Idee der Revanche seit dem Tode Gambetta's zu einer speciellen Angelegenheit der discreditirtesten aller Parteien geworden ist und daß nur noch diese Partei an der Hoffnung festhält, schon vor Beginn der Feindseligkeiten gegen Deutschland Verbündete gegen uns zu finden. Die geladenen Gäste haben sich nicht einfinden wollen und so wendet man sich an die politischen Lahmen und Krüppel, die in der eigenen Heimath allen Credit eingebüßt haben. Welch' ein Niedergang gegen die doch erst um wenige Jahre zurückdatirenden Zeiten, zu denen die Obrutschew und Skobelew bei Staatsmännern und Diplomaten ein- und ausgingen, wo Gambetta auf Sir Charles Dilke rechnen zu dürfen glaubte und wo Fürst Gortschakow den Redacteur des „Soleil" seiner und vieler anderer Leute unveräußerlicher Sympathieen für Frankreich und dessen internationale Wiederherstellung versicherte! — Ob es den ungarischen Gästen der Frau Adam und Genossen gelingen wird, die öffentliche Aufmerksamkeit auch nur in dem Maße zu beschäftigen, in welchem der Besuch Canzio's das fertig gebracht hatte, erscheint übrigens ziemlich zweifelhaft, da während der Tage ihrer Anwesenheit das große Nationalfest gefeiert werden soll und die Regierung daran interessirt ist, demselben ein möglichst festliches und officielles Gepräge zu geben. Zu einem solchen aber würde die Schaustellung von Brüderschaften der zweifelhaftesten Art gerade gegenwärtig nicht stimmen, wo Alles darauf ankommt, daß die Republik ernsthaft und als die Sache des maßgebenden Theils der Bevölkerung genommen werde. Berufungen auf populäre Sympathieen im Auslande, wie sie in Frankreich von jeher Mode gewesen, durften vor zwanzig Jahren auf einen gewissen Eindruck rechnen. In unseren Tagen realistischer Staatsauffassung und allgemeiner Bekanntschaft mit dem Wesen nationaler Gegensätze, Sympathieen und Antipathieen ist es damit vollständig vorbei und für Schaustellungen der bezeichneten Art kein anderer Effect als der des Lächerlichen übrig geblieben.

Während die italienisch-französischen Verbrüderungsdemonstrationen an der ernsthaften Presse in aller Herren Ländern spurlos vorüber gegangen sind, haben die Excursionen, welche der Senator Henri Martin zu Ende des vorigen Monats auf das Gebiet

der auswärtigen, speciell der österreichischen Politik unternahm, eine gewisse Beachtung gefunden. Zurückzuführen ist dieselbe auf das Interesse, welches die in der Presse noch immer tonangebende deutsche Verfassungspartei daran haben mußte, eine von ihr seit lange verkündete Doctrin von einem entschiedenen Gegner des österreichisch-deutschen und des deutschen Namens bestätigt zu sehen. Die Doctrin nämlich, nach welcher das dem Slawenthum günstige, von dem Ministerium Taaffe befolgte föderalistische System schließlich dazu führen muß, daß die auswärtige Politik des Kaiserstaats eine slawische, der deutschen Alliance feindliche wird. Daß Herr Martin noch vor wenigen Jahren ein ebenso leidenschaftlicher Anti-Slawist war, als er jetzt Slawenfreund ist (das allarmistische, von Kinkel in's Deutsche übersetzte Buch „La Russie et l'Europe" erschien erst zu Ende des Jahres 1866) und daß seine den „interessanten" Nationalitäten Oesterreichs erwiesenen Aufmerksamkeiten einen durchaus tendenziösen Charakter tragen, beweist an und für sich noch Nichts gegen das von ihm geltend gemachte, von den Wiener Liberalen natürlich utiliter acceptirte Argument. Die Gegenbehauptung, daß ein ausgesprochen deutsch-österreichisches Parteiregiment die unter dem habsburgischen Scepter lebenden Slawenstämme nicht nur dem österreichischen Staatsgedanken entfremden, sondern direct in das panslawistische Lager treiben würde, steht bekanntlich zu der herkömmlichen Auffassung in so directem Gegensatz, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Ausführungen des französischen Senators diesseits wie jenseits der böhmischen Berge als beachtungswerthe Warnungsrufe der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen worden sind. Eine Antwort auf die Frage, um was es sich eigentlich handelt, ertheilen diese Ausführungen indessen nicht. Die Erhaltung und Befestigung der habsburgischen Monarchie bildet ein deutsches und ein europäisches Interesse, weil sie die einzige Bedingung ist, unter welcher eine Fusion von Ost- und Westslawen vermieden werden kann. So lange es ein wirkliches Oesterreich gibt, wird dieses in die Nothwendigkeit versetzt sein, sich den drohenden Ansturm aus Osten vom Leibe zu halten und sich auf seinen westlichen Nachbarn zu stützen. Und nach einer Auffassung, für welche in Berlin noch gewichtigere Stimmen erhoben worden sind, als in Wien, wird es in dieser Rücksicht keinen Unterschied machen, ob die österreichische Staatsleitung sich in deutschen oder nicht-deutschen Händen befindet. Der Gegensatz gegen den Panslawismus bleibt unter allen Umständen derselbe und nur darauf kommt es an, wie die centrifugalen Elemente Oesterreichs an der Erhaltung des Reichs der europäischen Mitte interessirt werden. Das Deutschösterreicherthum kann diesen Elementen nicht zugezählt werden, weil sein Geschick mit demjenigen des Staats unauflöslich verknüpft ist und weil nur der vollendetste Unverstand an eine Unterkunft dieses Elements im deutschen Reiche denken kann. Allen vorübergehenden Irrungen und Schwankungen zum Trotz ist der österreichische Staat seiner deutschen Bürger darum ebenso sicher, wie wir der österreichischen Alliance sicher sind; gibt man diese jemals in Wien auf, so gibt man sich selbst auf, weil ein dauerndes Verhältniß zu dem slawischen Rußland an und für sich nicht möglich ist. Die drohendste Gefahr soll — dieser Auffassung nach — aber die sein, die slawischen Elemente dem österreichischen Staatsgedanken entfremdet zu sehen und dieser Gefahr würde in die Hände gearbeitet, wenn man den slawischen Stämmen eine nationale Existenz unter habsburgischem Scepter unmöglich oder doch unleidlich machte. — Eine Frage bleibt freilich auch von dem hier bezeichneten Standpunkte aus übrig, diejenige nämlich, ob im Falle beständig zunehmender slawischer Einflüsse auf die Centralstelle ein wirkliches Verständniß von Oesterreichs wahren Interessen und Aufgaben erwartet werden kann. Ausgeschlossen wird die Möglichkeit einer durch specifisch slawische Gesichtspunkte bedingten Auffassung der auswärtigen Interessen des Kaiserstaats allerdings nicht sein, — feste Bürgschaften werden in dieser Rücksicht aber auch von anderer Seite nicht geboten. — Die Lösung scheint in der Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen den verschiedenen nationalen Elementen zu liegen, welche in der österreichischen Monarchie vereinigt sind und eine solche behauptet das Ministerium Taaffe anzustreben. Die den Deutsch-Oesterreichern zugemutheten Opfer (so heißt es) sind die bloße Folge der früheren Bevorzugung derselben; ist eine gewisse Gleichheit der

Gewichte hergestellt, so wird man dafür zu sorgen wissen, daß die slawischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Zur Zeit ist dieses Wachsthum allerdings noch in bedenklicher Zunahme begriffen. Die böhmischen Landtagswahlen haben dem Czechenthum zwar noch nicht die gehoffte, für eine Umgestaltung des Wahlsystems erforderliche Dreiviertheilmajorität, aber immerhin eine beträchtliche Mehrheit gesichert. Dasselbe gilt von dem Ausfall der Wahlen in Krain, wo 11 Deutsche der nahezu doppelten Anzahl Slowenen gegenüber stehen und wo nur der deutsche Großgrundbesitz seine Position behauptet hat. In Sachen des Streites über die von den Polen verlangte Decentralisation der galizischen Bahnverwaltung ist das schließliche Resultat ein höchst zweifelhaftes, in Galizien selbst liegt das traditionell als Bundesgenosse der deutsch-centralistischen Partei angesehene Ruthenenthum infolge seiner letzten Wahlniederlage so vollständig am Boden, daß die polnischen Föderalisten sich als unumschränkte Herren der Situation fühlen, in der Reichshauptstadt aber sind Muth und Zuversicht tief genug gesunken, um die Zulassung einer privaten czechischen Elementarschule als Gefährdung des deutschen Charakters der S t a d t erscheinen zu lassen, die noch vor wenigen Jahren einen besonderen Typus deutscher Entwickelung darstellte. — Die auswärtigen Beziehungen des Kaiserstaates haben keine in Betracht kommende Veränderung erfahren. Rumänien hat eine vorübergehende Differenz mit Oesterreich in befriedigender Weise beigelegt; während aber Serbien allen slawistischen Zettelungen und Einflüsterungen zum Trotz auf seiner bisher befolgten Politik verharrt und den dem Wiener Cabinet gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachkommt, steht in dem benachbarten, als Vorposten der russischen Interessen angesehenen Bulgarien eine Wendung vor der Thür. Der Conflict zwischen den russischen Berathern des Fürsten Alexander und der großen Mehrheit der Nation hat sich zu einem Conflict zwischen den HH. Sobolew und Kaulbars und dem Fürsten selbst erweitert, der an der Grenze seiner Geduld gegen die Mandatare seines russischen Schutzherrn angekommen zu sein scheint. Gegen das ausdrückliche Verbot ihres Landesherrn hatten die beiden Minister eine Deputation der Stadt Sofia nach Moskau kommen lassen, welche die „von dem gesammten Lande befolgte Politik“ der russischen Machthaber der Unterstützung des Kaisers und der Slawophilenpartei empfehlen und jeden Widerstand gegen dieselbe als Verrath an Rußland und der slawischen Sache denunciren sollte. An diesem Widerstande aber hatte Alexander I. selbst Theil genommen, weil er die Unmöglichkeit des Beharrens auf einem allseitig verurtheilten, auf gewaltsame Niederhaltung aller nationalen Wünsche gerichteten System längst eingesehen hatte. — Dadurch ist der seit lange bekannte Gegensatz zwischen dem Fürsten und den beiden ruthenischen Ministern zu offenem Ausdruck gekommen und die Möglichkeit einer Resignation Alexanders I. so nahe herangerückt, daß das officielle Organ des Fürstenthums, die „Bulgarie“, ein Dementi derselben gebracht hat, dessen schwächliche Fassung einer Bestätigung ähnlicher sieht, als einer Ableugnung. — Noch steht die Entscheidung des russischen Kaisers aus, — an der Thatsache eines moralischen Bankerotts der bisherigen russischen Politik in Bulgarien wird dieselbe aber nichts zu ändern vermögen. Einerlei ob der Fürst zurücktritt oder ob die ihm aufgedrungenen Berather abberufen und durch einheimische Staatsmänner ersetzt werden — daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter geht und daß es keine bulgarische Partei mehr gibt, welche diesen Weg fortzusetzen und in eine bedingungslose Unterordnung unter die russischen Wünsche zu willigen geneigt wäre, steht fest. — Der Einsicht in diese selbstgeschaffenen Schwierigkeiten scheint man sich auch in Rußland nicht mehr zu verschließen. Nach Berichten, welche das Gepräge innerer Wahrheit trugen und die durch die Haltung des „Novoje Wremä“ und anderer Organe der Moskau-Petersburger Presse bestätigt worden, ist die Aufnahme, welche General Sobolew und Baron Kaulbars bei den Führern der Slawophilenpartei gefunden haben, eine kühle und zurückweisende gewesen. Sind die national-russischen Kreise auch mit der Erwählung des Fürsten von Battenberg niemals zufrieden gewesen, so sehen dieselben doch ein, daß an der Stellung Alexander's I. ohne Schaden für den russischen

Credit nicht gerüttelt werden könne und daß das System der Bevormundung des durch russisches Blut und Eisen befreiten Bulgarenvolkes Gefahr läuft, den russischen Namen in der gesammten südslawischen Welt anrüchig zu machen. — Der feindliche Gegensatz zwischen Befreier und Befreitem ist nachgerade so offenbar geworden, daß die Rathgeber Alekko-Pascha's von Ostrumelien ihn zum Gegenstande der Speculation gemacht haben. Die Summe ostrumelischer Staatsweisheit besteht bekanntlich darin, immer das Gegentheil von dem zu thun, was in dem benachbarten Fürstenthum an der Tagesordnung ist und sich dadurch die Sympathieen der jeweiligen bulgarischen Oppositionspartei zu sichern. Alekko-Pascha, der noch vor wenigen Monaten den Gegner russischen Einflusses spielte und behufs gehöriger Documentirung seiner unabhängigen Gesinnung die Händel mit dem kaiserl. Generalgouverneur in Philippopel (Plowodiw) förmlich vom Zaune brach, hat in seiner Hauptstadt den Tag der Moskauer Kaiserkrönung mit einem Aufwande von „Begeisterung" feiern lassen, durch welchen er sich unzweifelhaft auf Unkosten seines fürstlichen Rivalen in St. Petersburg empfehlen will.

In der russischen Hauptstadt spielt gegenwärtig ein Stück, das für die eigenthümliche Lage der Regierung Alexander's III. außerordentlich bezeichnend ist. Die Partei, auf welche der czarische Absolutismus sich vornehmlich stützt, die nationale Partei der Katkow und Genossen, ist an die Spitze der Opposition gegen eine Maßregel getreten, die zu den wenigen „positiven" Leistungen zählt, deren das gegenwärtige Gouvernement sich rühmen darf. Mit einer Bitterkeit und Heftigkeit, die kein Maß und keine Rücksicht kennt, fallen die nationalen Stimmführer über den Ausgleich mit Rom her, der die Wiederbesetzung der vier erledigten russisch-polnischen Bischofssitze möglich gemacht und der der Naivetät gewisser Leute bereits für den Vorläufer einer russisch-polnischen Aussöhnung auf deutsche Unkosten gegolten hatte. Herr Katkow klagt, daß alle durch zwanzigjährige harte Arbeit erreichte „national-russische Errungenschaften in den westlichen Gebieten" infolge der „plötzlichen Auslieferung" Polens, Litthauens und Weißrußlands an die polnische Hierarchie vollständig in Frage gestellt worden seien, daß man die „Verräther" belohnt, die Freunde entmuthigt und einen Zustand hergestellt habe, der demjenigen vor Ausbruch des Aufstandes von 1863 täuschend ähnlich sehe. Polen, das für seine damalige Niederwerfung durch Ausstreuung nihilistischer Saaten und systematische Pflege revolutionärer Anschauungen an dem russischen Sieger bereits reichliche Rache genommen habe, Polen bereite sich *unter indirecter Beihilfe* der in unbegreiflicher Weise getäuschten Regierung zu einem neuen Ausbruch vor u. s. w. — Begreiflicher Weise wird dem von dem gefeierten, mit Ehren überschütteten Hauptvorkämpfer des Absolutismus gegebenen Beispiel von dem oppositionslustigen Theil der Presse nach Kräften nachgeeifert. Da man nicht in der Lage ist, *liberal* thun zu dürfen, thut man mindestens hoch*national* und das um so lieber, als die Regierung Herrn Katkow gegenüber wehrlos ist. — Hand in Hand mit diesen Kundgebungen leidenschaftlichen Polenhasses geht ein erneuter, dieses Mal von Katkow unterstützter Versuch, der Ansiedlung des gefürchteten *deutschen* Elementes an der Westgrenze des russischen Reichs Schwierigkeiten zu bereiten. Die zahlreichen in Litthauen, Polen, Volhynien u. s. w. als Ackerbauer und Fabrikanten ansässig gewordenen Deutschen sollen in die Wahl zwischen Ausweisung oder Eintritt in den russischen Unterthanenverband gestellt und dadurch „unschädlich" gemacht werden. Einer solchen Unschädlichmachung aber soll es dringend bedürfen. Hat Herr Aksakow doch ausgerechnet, daß die Zahl der allein in Volhynien und dessen Nachbarschaft lebenden preußischen Reservisten und Landwehrmänner so beträchtlich ist, daß von ihnen allein sofort eine ganze Infanteriedivision formirt werden könnte. Daß diese verhaßten Colonisten die einzigen Leute sind, die es in den genannten Landschaften zu einem gewissen Wohlstande und zu geordneten wirthschaftlichen Verhältnissen gebracht haben, und daß ihre Austreibung mit erheblichen Einbußen für die Staatseinnahmen verbunden sein werde, kann man dabei freilich nicht in Abrede stellen. Und daß die finanzielle Bedrängniß und Unsicherheit trotz des moralischen

Erfolges, der durch die Kaiserkrönung errungen worden, in beständiger Zunahme begriffen ist, bezeugt der Rückgang des Courses für den Papierrubel in unwidersprechlicher Weise. Für 100 Rubel wurden vor sechs Wochen 202—203 Mark gezahlt, heute ist man ohne jede greifbare äußere Veranlassung und trotz relativ günstiger russischer Ernteaussichten wieder bei Notirungen von 198 bis 199 angelangt — denselben Notirungen, die Anfang December, in den Tagen der Beunruhigung über die Befestigungs- und Eisenbahnbauten an der Westgrenze Platz gegriffen hatten. So lange die russische Finanz- und Steuergesetzgebung in dem Marasmus beharrt, in welchen sie während der letzten Jahre verfallen ist, wird an eine Besserung dieser Verhältnisse nicht zu denken sein.

Die Verhandlungen in den beiden Häusern des englischen Parlaments — einst der Gegenstand ungetheilter Aufmerksamkeit des gesammten Europa — haben während der diesjährigen Session ein nur höchst untergeordnetes Interesse geboten. Eine gewisse Bewegung ist in die legislative Arbeit erst neuerdings gekommen, wo Alles auf den Schluß drängt. Die während der letzten Wochen zumeist besprochene Bill, diejenige betreffend die Zulassung der Schwägerschaftsehe, ist nach glücklich passirter zweiter Lesung im Oberhause bei Gelegenheit der dritten unerwarteter Weise zu Fall gekommen. Daß diese (dem Institut der alttestamentlichen Leviratsehe bekanntlich direct zuwiderlaufende) Satzung des canonischen Rechts in einem der Stammländer der Reformation und des Protestantismus die Rechtsverbindlichkeit seiner Quelle um mehr als drei Jahrhunderte überlebt hat, gehört zu den Wunderlichkeiten britisch-insularer Entwickelung, welche dem Continent wohl für alle Zeit unverständlich bleiben werden. Die diesmalige Ablehnung des zu kaum zählbaren Malen eingebrachten Antrages auf Beseitigung des sinnlosesten aller Ehehindernisse war das Werk eines kleinen torystischen Complotts, das die Sache unter dem Gesichtspunkt möglichster Erschwerung aller der nationalen Ueberlieferung zuwiderlaufenden Reformen behandelte und zur allgemeinen Ueberraschung eine geringe, aber ausreichende Mehrheit auf ihre Seite zu ziehen wußte. — Gegenstand von Beschwerden aus allen Theilen des außerbritischen Europa ist das Verhalten der Gladstone'schen Regierung gegenüber der von Indien nach Aegypten verschleppten und dort nur höchst mangelhaft überwachten Cholera gewesen. Des Pariser Akademikers Fauvel Ausführungen darüber, daß in längere Zeit verschont gebliebenen Landschaften die Gefahr schwerer, rasch ausgebreiteter Epidemien eine doppelte ist, und daß die schrecklichsten Verwüstungen in „neuen Krankheitsgebieten“ Platz zu greifen pflegen, stimmen so vollständig zu den in den Jahren 1830/31, 1848/49 und 1866 gemachten Erfahrungen, daß sie allenthalben Eindruck gemacht und zu prophylaktischen Maßregeln in allen seefahrenden Staaten des Welttheils den Anstoß gegeben haben. Die ungewöhnliche Höhe der Temperatur hat dazu beigetragen, die Besorgnisse vor einer Wiederkehr der Seuche, welche während des letzten halben Jahrhunderts ziemlich regelmäßig in 17- bis 18jährigen Perioden wiedergekehrt ist, zu einer allgemeinen zu machen, zumal der Weg, den dieselbe diesmal zurückzulegen hätte, Verkehrssperrungen ungleich schwieriger erscheinen läßt, als das bei den bisherigen von Osten nach Westen wandernden Epidemien der Fall war.

# Literarische Rundschau.

## Spielhagen's „Technik des Romans".

Beiträge zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1883.

Spielhagen's Technik des Romans ist die Technik der Spielhagen'schen Romane. Als das Muster schweben ihm, bewußt und unbewußt, seine eigenen Schöpfungen vor; und was der Praktiker, seiner eigenen Individualität gehorchend, gestaltet hat, das lehrt nun der Theoretiker, derselben Individualität unterthan. Das ist natürlich und begreiflich. Niemand kann über seinen Schatten springen; und wer mit vollem Dampf nach links steuert, kann die nach rechts Haltenden nur auf einem falschen Wege erblicken. „Wir gingen," sagt Spielhagen, von sich und Auerbach erzählend, „von den verschiedenen Gesichtspunkten aus, die jedem von uns die nothwendigen, weil seiner Individualität bequemsten und natürlichsten schienen." Bequem, natürlich, und darum zuletzt nothwendig — das ist die Stufenfolge. Spielhagen, der Dichter, kennt nur Eine Technik; und darum erscheint auch Spielhagen, dem Kunstphilosophen, nur Eine, seine Technik zuläßig. An diese glaubt er, diese, wie er sie in der Praxis rein und fein bethätigt hat, arbeitet er nun mit eindringender Beredsamkeit und glühendem Eifer, in fortreißender Begeisterung für seine edle Kunst, theoretisch aus.

Mit dieser Einschränkung können wir Spielhagen's Untersuchungen als sehr willkommen, anregend und fördernd für die Schaffenden wie die Genießenden bezeichnen. In acht Aufsätzen, die theils in geistreichen allgemeinen Erörterungen zur Theorie des Romans sich ergehen, theils auf Grund bestimmter Werke einzelne Fragen der Technik, nicht ohne scharfe Kritik des Bestehenden, zu lösen suchen, stellt Spielhagen sein System auf: nicht mit logischer Schärfe, auf Prägnanz und sachgemäße Kürze abzielend, sondern in der freien Weise eines Poeten, dessen oft glänzende Darstellung sich an keine strengere Disposition bindet und auch vor mannigfachen Wiederholungen nicht zurückscheut. Schriftstellerisch ist der Werth dieser Aufsätze nicht gering anzuschlagen, ihre voll ausströmenden Perioden, die sich besonders am Schlusse jedes Abschnittes zu starken Wirkungen erheben; ihre wie mit Feuerzungen sprechende, höchst persönliche Beredsamkeit verleihen ihnen einen eigenen Reiz; nur in dem großen Capitel vom „Ich-Roman" ist der Verfasser minder glücklich gewesen, und das alles dialektisch Zerfasernde und Zerbröckelnde, nirgends die Dinge zu großen Massen Sammelnde seines Denkprocesses macht die Lectüre zu einer schwierigen.

Als das Alpha und Omega von Theorie und Technik des Romans aber erscheint auch hier wieder das Princip der „Objectivität". Ueber diese Frage hat in einem früheren Bande der „Deutschen Rundschau" [1]) Wilhelm Scherer vortrefflich gehandelt, auf dessen Standpunkt ich in allem Wesentlichen stehe. Nach Spielhagen gibt es nur eine legitime Darstellungsweise: Alles für, Alles durch seine Personen erreiche der Romanschriftsteller. Er hat mit dem Leser direct schlechterdings Nichts zu schaffen, hat ihm kein Wort zu sagen, oder hinter dem Rücken seiner Personen

---

[1]) „Zur Technik der modernen Erzählung", 1879, Bd. XX, S. 151 ff.

zuzuflüstern: er hat einfach Menschen vorzuführen und diese Menschen handeln zu lassen. Aller Digressionen, aller Reflexionen enthalte er sich, sie sind ein unkünstlerischer Behelf und nähern den Roman der Prosa an.

Spielhagen selbst erzählt an einem hübschen Beispiel, wie schwer es sei, jene scheinbar einfachen Sätze, selbst wenn man die Richtigkeit anerkenne, in die Praxis überzuführen. Ein dichtender Freund, mit dem Verfasser eines Sinnes, bezeichnete als den rechten Anfang für den Roman das Schema: „Es waren einmal zwei Knaben, der eine hieß Paul und der andere Peter, und Paul war gut und Peter schlecht" — als ihn Jener unterbrach und die zwei Zeilen als entbehrlich, ja als von Uebel bezeichnete: denn davon, daß die Knaben wären, werde sich der Leser, wenn sie auftreten und handeln, schon überzeugen; sie bei ihrem Namen zu rufen, werde sich Gelegenheit in Menge finden, und es direct mitzutheilen, sei überflüssig; endlich, was das Gut- und Schlechtsein anlange, so könne der Leser, wenn man ihm das Material an die Hand gebe, sich schon selber ein Urtheil bilden und ihm vorzugreifen, sei eben ein Bestandtheil jener zu mißbilligenden übeln Technik.

In Allem, was der Verfasser über diesen Punkt mit nimmer ermüdendem Eifer und mit dem ganzen Enthusiasmus für die gute Sache, dessen nur er fähig ist, ausspricht, wird man ihm zustimmen und ihm Dank wissen, daß er die Stümper so energisch gebrandmarkt und auch den Großen ihre Schwächen ohne Beschönigung aufgewiesen hat. Der, wenn ich so sagen darf, technische Idealismus, der durch diese Darlegungen geht, berührt sehr sympathisch; mit voller Seele, mit innerster Ueberzeugung ist der Autor bei den Dingen und er leitet auch uns an, sie so streng und heilig zu nehmen, wie er selbst.

Anders steht es mit der Frage nach der Berechtigung, der „Reflexionen", der Betrachtungen, welche der Dichter im eigenen Namen, nicht durch den Mund seiner Personen, anstellt, — eine Frage, die Spielhagen absolut verneint. Hier mitzugehen, verweigern wir. Man mag gegen das Uebermaß eingestreuter Betrachtungen eifern, mag mahnen, sie stets mit bewußter Kunst und nur auf Höhepunkten der Erzählung zu geben, sie an die Handlung, an die Geschicke der Personen unmittelbar anzuknüpfen, nicht sie aus beliebigen Allgemeinheiten herzuholen; aber sie ganz zu verpönen, heißt über das Maß hinausschießen. Denn wenn, wie Spielhagen selbst sagt, die Reflexionen dem Ich-Erzähler „völlig natürlich kommen, so daß wir uns wundern würden, wenn sie ihm bei der betreffenden Gelegenheit nicht kämen" — so werden sie, trotz alledem, auch dem Er-Erzähler — nicht stets und Allen, aber oft und Vielen — völlig natürlich kommen, und eine unnatürliche Enthaltsamkeit würde es sein, wenn er sie je und je zurückhielte. „Einsicht in die Tiefen der Menschenseele" bezeichnet auch Spielhagen als das Ziel der Erzählung, und es sind viele Wege, die zu diesem Ziele führen.

Aber gern dürfen wir zugestehen, daß der schwierige Weg, den der Verfasser einzuschlagen räth, der Weg eines strengen und reinen Künstlerthums ist. Er täuscht sich nicht darüber, daß es Opfer kostet, ihn zu gehen, daß die Götter auch vor sein Ziel, vor seines zumeist, den Schweiß gesetzt haben; aber es sind keine wohlfeilen theoretischen Forderungen, die er erhebt, die Erfüllung Anderen überlassend: er selbst hat gezeigt, streng gegen sich wie gegen die Anderen, was zu erreichen und wie es zu erreichen ist. Theorie und Praxis sind in vollster Uebereinstimmung bei ihm, er ist ganz mit sich im Reinen und weiß, was er will, und warum er es so will. Auch in diesen Dingen heißt es: wo ist Wahrheit? und Glück ist dem zu wünschen, der wenigstens für seine Person, aller Zweifel enthoben, im Besitz der alleinseligmachenden sich fühlt.

Otto Brahm.

νδ. **Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack.** In sechs Bänden oder 30 Lieferungen. Lfg. 1/14. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Zum ersten Male werden dem deutschen Lesepublicum in einer billigen, schönen Ausgabe die gesammelten Werke des Grafen Ad. Fr. von Schack geboten. Die uns vorliegenden, bisher erschienenen Lieferungen enthalten „Nächte des Orients", „Gedichte", „Durch alle Wetter", „Lothar", „Episoden", und den Anfang des Romans in Versen: „Ebenbürtig". Ein edler, vornehmer Geist zeigt sich in all' diesen formvollendeten, gedankenreichen Dichtungen, und die Veranstaltung einer Sammlung derselben ist der schönste Tribut, welcher dem sowohl durch eigne Schöpfungen als durch hochherzige Förderung fremden Kunststrebens verdienten Manne dargebracht werden konnte. Die folgenden Lieferungen werden die übrigen poetischen Werke des Grafen Schack bringen, u. a. auch einen Band neuer, noch nicht veröffentlichter Gedichte. Die Gesammt-Ausgabe, auf welche wir nach ihrer Vollendung noch zurückkommen, ist ganz dazu geeignet, die Dichtungen Schack's in immer weitere Kreise zu tragen.

νδ. **Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich.** Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Wien, Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. 1883.

„Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich" — so betitelt sich eine in stattlichem Gewande vorliegende umfangreiche Sammlung deutscher Dichtergrüße aus Oesterreich, welche Karl Emil Franzos, der geschätzte Novellist, mit Sorgfalt und Fleiß gesammelt hat. Das Buch enthält bisher ungedruckte Beiträge von ca. 100 Autoren und weist daher eine reiche Mannigfaltigkeit auf. Unter den Mitarbeitern finden wir nicht nur Namen des besten Klanges, sondern auch eine Anzahl junger, bisher unbekannter Talente, von denen einzelne zu schönen Hoffnungen berechtigen; ferner, und dies verleiht der Sammlung einen ganz besonderen Werth, verschiedene, noch nirgends veröffentlichte, hinterlassene Werke hervorragender österreichischer Poeten, so z. B. geistvolle, scharfe Sinnsprüche von Franz Grillparzer, Balladen und lyrische Gedichte von Friedrich Halm, Anastasius Grün und Karl Beck, ein Drama von Friedrich Hebbel ꝛc. — Keine Dichtgattung ist ausgeschlossen, und an welcher Stelle wir auch den 338 Quartseiten starken Band aufschlagen mögen, wir müssen überall dem feinen Geschmack und dem Tacte des Herausgebers unsere Anerkennung zollen, wenn es auch freilich nicht in seiner Macht lag, uns nur Gaben ersten Ranges zu bieten. Denn wie schwierig es war, den Weizen von der Spreu zu sondern, werden wir ermessen, wenn wir hören, daß ihm nicht weniger als 4200 größere und kleinere Beiträge zugegangen sind; daß ihn z. B. ein „Dichter" allein in 8 Sendungen mit 114 Gedichten erfreute! Wie nicht anders zu erwarten, sind auch verschiedene Dichtungen politischen Inhalts mitgetheilt und diese athmen eine so herzliche Begeisterung für das Deutschthum, daß dem Buche bei uns die wärmsten Sympathien entgegenkommen werden. Der Herausgeber hat eine reizende kleine Novelle in Versen: „Mein Franz", beigesteuert; ein liebenswürdiges Idyll, welches kürzlich als Separatabdruck in entsprechender Ausstattung bei Breitkopf und Härtel erschienen ist.

ϱ. **Deutsche National-Literatur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch ꝛc. herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann. 1883.

Von dieser groß angelegten National-Bibliothek, welche seit unserer ersten Anzeige derselben (October 1882, S. 174) rüstig fortgeschritten ist und allgemeine Anerkennung, auch im Auslande, gefunden hat, liegen uns gegenwärtig 38 Lieferungen vor, welche sich folgendermaßen vertheilen: Goethe's „Faust" hrsg. von Prof. Dr. H. Düntzer (5 Hefte), Grimmelshausen's „Simplicissimus" (4 Hefte) und „Simplicianische Schriften" (4 Hefte) hrsg. von F. Bobertag, Schiller's „Räuber" und „Fiesko" hrsg. v. Dr. K. Boxberger (4 Hefte), Wieland's „Oberon" hrsg. von Dr. H. Pröhle (1 Heft), Kortum's „Jobsiade" hrsg. von F. Bobertag (4 Hefte); Lessing's Lieder, Oden ꝛc. hrsg. von K. Boxberger (3 Hefte), „Stürmer und Dränger" hrsg. von Dr. A. Sauer (9 Hefte), „Die Gegner der zweiten schlesischen Schule" hrsg. von L. Fulda (4 Hefte). Sorgfältige biographisch-kritische Einleitungen, reichhaltige Fußnoten, Abbildungen von den Titelblättern der ersten Drucke Facsimiles, Illustrationen ꝛc. machen diese Kürschner'schen Ausgaben zu den nützlichsten und interessantesten, welche der Bücherfreund sich wünschen kann.

βϱ. **Gemüth und Charakter.** Sechs Vorträge von Dr. Herm. Wolff, Docenten der Philosophie an der Universität Leipzig, W. Gerhard, 1882.

Von diesen populären, ursprünglich vor Damen gehaltenen, Vorträgen beschäftigen sich die vier ersten hauptsächlich mit dem Gemüth, die beiden anderen mit dem Charakter. Verf. hatte also recht, nicht tief zu gehen. Diese populären Betrachtungen über die psychologischen Vorgänge des gewöhnlichen Lebens werden selten durch Gedanken unterbrochen, welche den Leser stutzig machen könnten (S. 62). Des Verf. metaphysische Ansicht scheint eine Vereinigung von Schopenhauer und Fechner anzustreben. Nähere Aufklärung über seine Gedanken findet man in dem zwanzigmal citirten Werke „Logik und Sprachphilosophie" Berlin 1880. Seine Vorliebe für Zahlen, z. B. „50—60 Denkvorgänge", „22 Gemüthszustände" klingt altfränkisch, aber ist unschädlich. Die ethische Haltung ist ansprechend.

νδ. **Unser Jahrhundert.** Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. 2 Bde. Zweite Ausgabe. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1883.

Wir haben an dieser Stelle schon wiederholt auf Leixner's verdienstvolles instructives Werk hingewiesen, und freuen uns mittheilen zu können, daß gegenwärtig eine neue Subscription des ebenso belehrenden und unterhaltenden, wie reich illustrirten Buches stattfindet. Wir sind überzeugt, daß auch diese Ausgabe sich des ungetheiltesten Beifalls und der weitesten Verbreitung erfreuen wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Anzengruber.** — Die Kameradin. Eine Erzählung von Ludwig Anzengruber. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

**Beleno.** — Sonette aus der Alpenwelt von Wal Beleno. Zweite Auflage. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1883.

**Bötticher.** — Auf griechischen Landstraßen von Adolf Bötticher. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

**Broeckere.** — Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien (1808–1814) von Stanislaus von Broeckere. Im Originale herausgegeben von der Tochter des Verfassers Pauline v. Cybulska. Posen, in Commission bei J. J. Heine. 1883.

**Brombacher.** — Spielmanns Leid und Liebe. Ein Sang aus dem Mittelalter von Friedrich Brombacher. Freiburg i. B., Adolf Kiepert. 1883.

**Bucher.** — Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher. 2 Lfg. Wien, G. Paul Faesy. 1883.

**Circulars of information of the Bureau of education.** I. II. V. 1883. Washington, Government printing office. 1883.

**Collection of british authors, Tauchnitz edition.** Vol. 2150/52: The real Lord Byron, by John Cordy Jeaffreson. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

**Dominik.** — Quer und rings um Berlin. Eine Stadtbahnfahrt von Emil Dominik. Mit Illustrationen von H. Lüders 2c. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

**Drews.** — Anleitung zur Majolika-Malerei von M. Drews. Berlin, J. H. Schorer. 1883.

**Eckstein.** — Venus Urania. Humoristisches Epos von Ernst Eckstein. Fünfte Auflage. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. 1883.

**Ernesti.** — Ersehntes Glück. Roman von Luise Ernesti. Breslau, S. Schottländer. 1883.

**Gad.** — Ueber Erziehung und Abrichtung vom Standpunkte der Nerven-Physiologie. Populärwissenschaftl. Vortrag v. Dr. Johannes Gad. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 1883.

**Gallwitz.** — Magdalena. Roman von Valeska v. Gallwitz. Breslau, S. Schottländer. 1883.

**Goethe's Werke,** illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 24–28. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

**Groller.** — Weltliche Dinge. Neue Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1883.

**Hahn.** — Der Pilzsammler von Gotthold Hahn. Mit 135 künstlerisch ausgeführten und fein kolorierten Abbildungen auf 23 Tafeln und 6 Bogen Text. Gera, Kanitz'sche Buchhandlung. 1883.

**Heimgarten.** Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VII. Jahrg., 10 Heft. Graz, Verlag „Leykam". 1883.

**Helgoland.** In 29 Zeichnungen von Rudolph Crell, nebst einer Karte von 1649. Text von August W. F. Müller. Hamburg, Conrad Döring.

**Henzen.** — Martin Luther. Reformationsdrama in 5 Acten und einem Vorspiel von Wilhelm Henzen. Leipzig, Karl Reißner. 1883.

**Heyse.** — Buch der Freundschaft. Novellen von Paul Heyse. Sechzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz. 1883.

**Hoffmann.** — Der Hexenprediger und andere Novellen. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

**Hume.** — Eine Untersuchung über die Principien der Moral von David Hume. Deutsch herausgegeben und mit einem Namen- und Sachregister versehen von Prof. Dr. Thomas Garrigue Masaryk. Wien, Carl Konegen. 1883.

**Jäger.** — Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament von Oskar Jäger, Director des kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger. 1883.

**Jensen.** — Metamorphosen. Roman von Wilhelm Jensen. Breslau, S. Schottländer. 1883.

**Illustrirter Katalog der Kunstausstellung in Zürich** mit einer ästhetisch-kritischen Studie von Dr. Paul Salvisberg. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1883.

**Kaden.** — Die Gotthardbahn und ihr Gebiet. Von Woldemar Kaden. Mit 10 Vollbildern, 2 Plänen etc. Luzern, C. F. Prell. 1883.

**Keil.** — Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Von Robert und Richard Keil. Zweite Auflage der Festschrift zur Enthüllung des Burschenschafts-Denkmals 1883, neu bearbeitet von Robert Keil. Jena, Friedr. Mauke's Verlag. 1883.

**Kellner.** — Melchsala. Romantisches Gedicht in elf Gesängen von Albert Kellner. Berlin. Berliner Verlagsanstalt. 1883.

**Kralik.** — Offenbarung. Epistel von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1883.

**Lewald.** — Stella. Roman von Fanny Lewald. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1883.

**Lingg.** — Clytia. Eine Scene aus Pompeji von Hermann Lingg. München, Th. Ackermann. 1883.

**Lippert.** — Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. 3.–6. Lfg. Berlin, Theodor Hofmann. 1883.

**Lorck.** — Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler von Carl B. Lorck. Vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1883.

**Luthers, Martin, Schriften** in Auswahl herausgegeben von Dr. Johannes Delius, Gymnasiallehrer in Eisenach. Mit Titelbild Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1883.

**Maass.** — Christliche Philosophie. Erklärung der Welt aus einem Principe von G. Maass, Pfarrer. Jena, H. Pohle. 1883.

**Marbach.** — Licht und Leben. Gedichte von Oswald Marbach. Leipzig, Bruno Zechel. 1883.

**May.** — Der Zögling von San Marco. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Andreas May. München, Th. Ackermann. 1883.

**Nicolai.** — Geschichte der griechischen Literatur für höhere Schulen und zum Selbststudium von Dr. phil. Rud. Nicolai. (Auszug aus dem größeren Werke des Verf.) Magdeburg, Heinrichshofen's Verlag. 1883.

**Nolliée.** — Excelsior, Recueil d'odes, d'épitres, de contes, de sonnets, etc. Par Jules Nolliée de Nodnwez. Paris, E. Plon & Comp. 1883.

**Putlitz.** — Das Maler-Majorle. Novelle von G. zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

**Rasch.** — Aus dem Lande der Magyaren. Roman von J. Rasch. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf. 1883.

**Russische Geschichten.** — Deutsch von Wilhelm Wolfsohn. Inhalt: Der Mantel, von N. Gogol. Paul, von Leon Graf Tolstoy. Kleinrussische Landedelleute, von N. Gogol. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.

**Sachs.** — Die Wittenbergische Nachtigall, Die man jetzt höret überall. Ein allegorisches Gedicht von Hans Sachs. Sprachlich erneuert und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Siegen. Mit dem alten Holzschnitt sowie mit Luthers Wappen und facsimilirter Handschrift. Jena, Friedrich Mauke's Verlag. 1883.

**Schaumberger.** — Heinrich Schaumberger's Werke. X. Band. Sein Leben und seine Werke. Nach authentischen Quellen dargestellt von Hugo Möbius. Mit Schaumberger's Bildniß. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

**Schweiger-Lerchenfeld.** — Das eiserne Jahrhundert. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustr. und 20 Karten und Plänen. Lfg. 2–4. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Schwiedland.** — Die Graphologie. Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftendeutung. Von Eugen Schwiedland. Berlin, J. H. Schorer. 1883.

**Seventornen.** — Authentische Beiträge zum Leben Lessings aus der Wolfenbütteler Zeit. 1. Bändchen. Ein Nachmittag auf dem Weghause. Von Alexander von Seventornen. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1883.

**Société historique et Cercle Saint-Simon.** Bulletin Nr. 5. Paris, au Cercle Saint-Simon. 1883.

**Toifel.** — Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch v. Karl Toifel. Lfg. 4–16. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1883.

**Vining.** — Das Geheimniß des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems. Von Edward P. Vining. Aus dem Englischen von Augustin Knopflach. Leipzig, in Commission bei F. A. Brockhaus. 1883.

**Ward.** — Dynamic Sociology, or applied social science, as based upon statical Sociology and the less complex sciences. By Lester F. Ward, A. M. In two volumes. New-York, D. Appleton and Company. 1883.

**Wirth.** — Hohe Loose. Roman von Bettina Wirth. 3 Bde. 1883. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1883.

---

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

# Frau Antje.

Novelle
von
**Adalbert Meinhardt.**

Es mag wohl hundert Jahre her sein, da stand an einem klaren Frühlingsmorgen mitten in der Gasse einer kleinen holländischen Stadt, den Rücken zum Canal, ein junger Mann, der unverwandt das Haus anstarrte, das vor ihm lag. Ein Haus wie andere Häuser links und rechts, wie man sie heute noch in vielen Städten Hollands findet, mit schmalem, vielgeschnörkeltem Giebel, blinkenden Scheiben in den Fenstern und hohen Schornsteinen über dem Dach; ein Haus gar stattlich anzuschauen, mit einem schönen Garten daneben, über dessen vasengeschmückte breite Mauer grüne Baumkronen herüber nickten. Der Fremde — als solchen verriethen ihn Hut und Mantel — strich sich mit der Hand über die Augen, als glaubte er nicht recht zu sehen, und sah abermals hin, um noch dasselbe zu erblicken. Dann trat er einen Schritt zurück; die Gassenbuben, die am Rand der Gracht spielten, hielten erschrocken inne, denn sie meinten, er müsse in's Wasser stürzen, als er sich nun hintenüber bog, prüfend die Straße auf und ab zu sehen, bis seine Blicke wie zuvor an demselben Hause haften blieben. Die Bürger, die vorübergingen, standen gleichfalls still das ihnen altbekannte Haus zu betrachten, an welchem Jener so Wunderliches zu sehen schien. Er aber achtete nicht auf die Leute, er sah sie kaum, vor seinem Geiste standen deutlich zwei niedrige Häuser, gleich an Bauart und an Größe, wie er sie hier an dieser Stelle vor Jahren verlassen hatte: das eine war sein Elternhaus gewesen, in dem andern aber . . . waren die Menschen ebenso vom Erdboden verschwunden oder umgewandelt, wie diese Häuser: die Menschen, um derentwillen er heimgekommen? Ihm bangte davor, sich Gewißheit zu holen.

Erst als sich die kleine Kellerthür aufthat und eine Magd in weißem Häubchen mit dem blitzenden Wassereimer, mit Tuch und mit Bürste daraus hervorkam, um die Stufen zu der aufgetreppten oberen Hausthür abzuwaschen, als er sah, daß sehr alltägliche Menschen ein sehr alltägliches Leben hier führten, ward ihm leichter. Er wußte selbst kaum, was ihm an dem leinenen Häubchen, der altgewohnten, heimischen Reinlichkeit so beruhigend und wohlthuend schien, un=

willkürlich mochte er denken: wo Alles so unverändert zugeht, wo die Sitten so fest bestehen, da darf man vertrauen, daß auch die Menschen im Grunde dieselben geblieben sind.

Er ging auf die Magd zu: „Wem gehört dies Haus?" fragte er sie schnell; „wohnt Mynheer Pieter Rochussen noch hier?"

„Du meine Güte!" rief das Mädchen, „wer seid Ihr denn, Ihr kommt wohl weit her, daß Ihr nicht einmal erfahren konntet, was doch alle Welt weiß? Der reiche Herr Rochussen ist schon vor mehr als drei Jahren gestorben."

„Gestorben! Und jetzt, wer wohnt jetzt hier im Hause?"

„Nein, wie Ihr fragt! Wer soll denn hier wohnen, als seine Tochter, die schöne Antje?"

„Antje!" — ohne weiter zu fragen, war er drinnen im Haus, in dem halbdunklen Flur und hatte in zwei großen Sätzen die Treppe erstiegen, so daß die Magd ihm nur keuchend folgen konnte. Sie öffnete ihm die Mittelthür: „Tretet hier hinein, ich will Mefrouw holen."

„Mefrouw? Nein," rief er ihr nach, „nicht Mefrouw Rochussen; sagt nur, das Antje solle kommen, Mejuffrouw Antje!"

Doch sie war schon fort und hörte ihn nicht. Er sah sich einstweilen im Zimmer um; die geschnörkelten Möbel, der breite Schrank mit Messinggriffen, die großen Delfter Vasen darauf, Alles erschien ihm fremd und vornehm, nur dort im Erker die blauweißen Kacheln an beiden Wänden, die Bänke darunter, das Spinnrad neben dem Seitenfenster waren ihm wohlbekannte alte Freunde. Wie oft hatte er Antje an diesem Spinnrad sitzen sehen, wenn er in dem Erker seines väterlichen Hauses ihr gegenüber stand.

Antje! — sie war in's Zimmer getreten, ohne daß er es vernommen hatte, nun stand sie vor ihm und es benahm ihm fast den Athem, wie stattlich sie aussah. „Antje," sagte er halb traurig, „wie schön Du geworden bist!"

Sie sah ihn erstaunt an. „Mynheer?" fragte sie, „ich kenne Euch nicht."

„Du kennst mich nicht! Freilich zehn Jahre sind eine lange Zeit und ich mag, ohne es selber zu wissen, von Wind und Wetter wohl noch mehr verändert sein, als Du hier im geschützten Hause. Denn Dich, Antje, Dich hätte ich, obwohl Du gewachsen bist und obwohl Du so streng und ruhig dreinsiehst, immer und überall wiedererkannt an Deinen treuen blauen Augen und Deinem seidenweich blonden Haar, das Dir so glatt und wohlgescheitelt unter den goldenen Spangen liegt. Ach Antje, wie oft habe ich mich in der Fremde, bei all' den wilden Gesichtern gesehnt, ein weißes Holländerhäubchen, den goldenen Stirnreifen und blondes Haar einmal wiederzusehen."

„Ich kenne Euch nicht," wiederholte unwillig die blonde Frau und trat einen Schritt zur Thür zurück; „ich bin nicht gewohnt, von fremden Leuten über mein Haar und meine Augen reden zu hören."

„Du kennst mich wirklich nicht? Wie ist das möglich! Hast Du nicht an mich gedacht, wie ich an Dich, nicht auch mit Sehnsucht den Tag erwartet, an dem ich endlich heimkehren würde, reich genug, Deine Hand zu erbitten? Nun komme ich, Antje, kennst Du mich nicht?" Er streckte ihr beide Hände hin.

Sie war bei seinen letzten Worten ganz blaß geworden. „Jan Bles?" rief sie angstvoll.

„Ja, freilich, Jan Bles! Dein alter Freund, Dein Kindheitsverlobter, der endlich heimkehrt, Dich zu holen. Antje, meine Braut!" und er wollte sie umarmen.

Doch sie wehrte ihn ab. Mit ernster Miene ging sie still an ihm vorüber und setzte sich auf die Bank im Erker. Betreten mußte er innehalten.

„Antje," sagte er endlich bittend, da sie immer noch schwieg, „weshalb weichst Du mir aus? Zürnst Du, weil ich Dir nicht Nachricht sandte? Sieh', ich wollte nicht schreiben, so lang es mir schlecht ging; den Tod meines armen guten Vaters hatte ich durch Zufall auf Java von meinem Freunde Piet Dijens erfahren — dem einzigen Menschen, der in diesen zehn Jahren mir von der Heimath erzählen konnte —; meiner Stiefmutter, die mir stets gram war, mochte ich nicht die Genugthuung gönnen, zu wissen wie wenig meine Flucht mir gefruchtet hatte; und also schwieg ich. Du aber, Antje, dachte ich immer, seist mir so treu, wie ich Dir, verbunden und mit dem sichern Vertrauen im Herzen könnten wir warten. Irrte ich darin? Wenn Du wüßtest, wie ich in all' den Jahren mich freute, Dich durch meine Heimkehr zu überraschen! Erst heute, unten an der Gracht, wo Alles mich so verändert ansah, ward meine Freude mir niedergeschlagen. Und nun bist auch Du, wie es scheint, eine andere geworden ... Antje, so sprich doch!"

„Jan," sie stützte die Stirn in die Hand, „o Jan, wie konntest Du denken, man bliebe zehn Jahre lang dieselbe! Wir waren Kinder, als Du fortgingst; jetzt bin ich eine ernste Frau."

„Eine Frau!"

„Meintest Du wirklich, ein junges Ding, wie ich es war, vermöge ohne Hilfe und ohne Stütze an einem Jugendwunsch festzuhalten? Hättest Du geschrieben, dann vielleicht ... Und auch dann weiß ich nicht, was geschehen wäre. So aber, da Du verschollen bliebst, da Dein Vater, der immer mein Freund war, starb, Deine Stiefmutter fortzog, mein Vater, um dies Haus zu vergrößern, das Eurige niederreißen ließ und mir von Dir kein Andenken blieb, Nichts, was mir sagte, Du kämest wieder, — da that ich, was man von mir verlangte. Und ich habe es nicht einmal ungern gethan, glaube das nicht, Jan; es war eine große Ehre für mich, das Bürgermädchen, daß ein vornehmer Herr von altem Geschlecht meine Hand begehrte. Ich war sehr stolz, seine Frau zu sein."

„O Antje, Antje, Du marterst mich. Weißt Du, was das heißt, durch lange Jahre einen Gedanken im Herzen haben, eine Hoffnung, ein einziges Ziel, und dann plötzlich Alles verlieren?"

„Mein armer Freund!" seufzte sie schmerzlich; er war wie gebrochen neben ihr auf die Bank gesunken und vergrub das Gesicht in beide Hände, „es ist nun einmal so im Leben, daß man nicht froh wird."

„Das sagst Du," rief er im bittersten Schmerze, „und bist glücklich mit Deinem vornehmen Gatten."

„Er starb nach vierzehntägiger Ehe."

„Und Du bist Wittwe?"

„So ist es, Jan.“

„Oh Antje, dann will ich der Hoffnung noch nicht entsagen, dann wirst Du noch mein!“ Er sprang empor und ergriff ihre Hände: „Ich habe mich gemüht und habe gestrebt in Gedanken an Dich; und was ich that und was ich wagte, ich wagte Alles allein für Dich. Du aber hast mich inzwischen vergessen ... Ich zürne Dir nicht. Du hast Recht, Du bist noch ein Kind gewesen und konntest nicht wissen, wie ernst ich es meinte, denn ich hatte mir fest geschworen, Dich zu erringen und sollte es mein Leben kosten. Nur zu wohl begriff ich, daß Dein Vater, der damals schon ein schwerreicher Mann war, mich armen Jungen verächtlich ansah, weil ich Dir gut war; so ging ich denn, um mein Glück zu machen, hinaus in die Welt. Und was ich wollte, ist mir gelungen, als Deinesgleichen stehe ich jetzt vor Dir, nun hilf mir den Knabenschwur zu erfüllen, werde mein Weib, Antje!“

Sie sah ihn fast verächtlich an: „Weil Du es Dir einmal vorgesetzt hast, deshalb muß es geschehen? Ob Du mich kennst oder nicht, ob ich will oder nicht, darauf kommt es nicht an: Mynheer hat es beschlossen, er führt es auch aus. So seid Ihr Männer. Ich danke Dir für Dein gutes Zutrauen und sage Dir Jan, willst auch Du die Wittwe noch nehmen, sie will Dich nimmer. — Und somit laß es genug davon sein und erzähle mir von anderen Dingen. Wo warst Du denn, wie ist Dir's ergangen?“

„Ist das Dein letztes Wort?“ rief er heftig, „so kurz fertigst Du mich ab? Ihr seid sehr stolz geworden, Mefrouw. Der arme Jan dünkt Euch wohl ein Bettler, dem man freundlich einen Brosamen hinwirft, doch den man nicht an die Tafel läßt? Nun denn, so wisset, der arme Jan hält sich für zu gut, um Eure Brosamen aufzusammeln. Lebt wohl, Mefrouw.“

Sie wollte ihn halten: „So bleibe doch, Jan; was einmal geschehen, ist nimmer zu ändern. Wir wollen dennoch Freunde sein, so gut wie als Kinder. Ich muß Dir auch mein Lentje zeigen, von Deiner Stiefschwester Dir erzählen ...“

Er ließ sich nicht halten. „Erzählt mir ein andermal, Mefrouw, heute könnte ich es nicht ertragen. Vielleicht habe ich auch bis morgen vergessen, was mir bisher das Leben erfüllte!“ — Er schritt auf die Thür zu; doch indem er die Hand auf den Drücker legte, wurde sie von außen geöffnet und in der Spalte erschien ein Kind. Er wich zurück. Ein kleines Mädchen von kaum sieben Jahren im Reifrock und langem schwarzen Kleide, mit einem Brusttuch genau wie Frau Antje, mit derselben Spitzenhaube und denselben goldenen Spangen an den Schläfen. Er sah es eine Minute lang an, dann ergriff er es stürmisch, hob das erschrockene Kind in die Höhe und küßte es schnell auf die braunen Augen, das dunkle Haar und die rosigen Wangen. Und kaum hatte er es ergriffen, so setzte er es schon wieder hin, nahm den Hut auf, der ihm zu Boden gefallen war, sagte leise zu der Kleinen: „Gib Deiner Mutter diesen Kuß!“ und verließ das Zimmer.

Frau Antje stand an die Wand gelehnt, die Hände ineinander geschlungen, und sah ihm mit großen traurigen Augen wortlos nach. Das Kind lief zu ihr, zupfte sie an der Schürze und sagte: „Ich soll Dich küssen, Mutter Antje, der Mann befahl es; bücke Dich, daß ich Dir den Kuß schnell wiedergebe.“

Da kam wieder Leben in Antje's Gestalt, sie nahm die Kleine zärtlich auf den Schoß und ließ sich küssen. Ihr Gesicht, das bisher so streng geschienen, lächelte, nun die warmen Kinderlippen es schmeichelnd berührten.

„Wer war der Mann?" fragte eifrig das Kind; „er sagte: gib Deiner Mutter den Kuß — weiß er nicht, daß Du gar nicht meine wirkliche Mutter, sondern nur mein liebes Mütterchen bist?"

Frau Antje sah erschrocken auf: „Mein kluges Mädchen, Du hast Recht, das weiß er gewiß nicht. Wie konnte ich es nur vergessen, daß er von Allem, was sich hier zugetragen hat, nie Etwas erfuhr? So muß ich noch einmal mit ihm sprechen."

„Wer war denn der Mann?" fragte die Kleine wieder.

„Dein Oheim, Jan Bles."

„Der Onkel Jan!" Die Kleine klatschte in die Hände vor heller Freude; „Der Onkel Jan, der als ein halber Knabe davon lief, und von dem Du niemals wieder gehört hast? Er ist nicht gestorben? Oh, Mutter Antje, wie mußt Du Dich freuen! Ob er wohl noch auf den Apfelbaum steigen kann, wie Du mir erzählt hast, und ob er wohl noch so schöne Puppen machen wird, wie er sie für Dich machte? Mutter," sie glitt von Antje's Knieen, „ich muß nur schnell die Bibel holen, in welcher der Simson zu sehen ist, wie er mit dem Eselskinnbacken die Feinde schlägt."

„Was ist's mit dem Bilde, Kind?" fragte Frau Antje, die nur mit halbem Ohr zugehört hatte.

„Weißt Du es nicht mehr? Ich meinte immer, so müsse Onkel Jan ausgesehen haben, doch Du lachtest mich aus. Nun will ich vergleichen, ob der Simson nicht genau solch' ernstes Gesicht hat und so finstere Augen, wie dieser Mann." — Und das Kind lief davon.

Frau Antje schritt mit gesenktem Haupte durch das Zimmer; in ihren Gedanken stritten sich zwei Empfindungen: der Stolz, mit dem sie sich so fest umgeben hatte, daß es sie fast unmöglich dünkte, Den, den sie eben abgewiesen, zurückzurufen, und das Gefühl, es sei ihre Pflicht, noch einmal mit ihm zu sprechen, damit er in ihrem Pflegekind seine Nichte erkenne. Frau Antje war gewohnt, was sie that, auch zu vertreten; aber sie liebte es nicht, irgend Jemandem Rechenschaft darüber zu erstatten. Obwohl sie hier fühlte, daß sie es thun müsse, daß er ein Recht habe zu erfahren, weshalb sie das Kind zu sich genommen, konnte sie sich schwer dazu entschließen. So stand sie sinnend und sah dem Lentje zu, das die große Bibel auf der Erde aufgeschlagen hatte, und nun eifrig blätternd darüber lag.

Ob das Lentje, mußte sie denken, wohl auch einst so verschlossen und kalt wird, wie ich? Mein armes, liebevolles Lentje! War ich nicht gerade solch' ein Kind und bin nur dadurch anders geworden, daß man mich beredete, mich einem ungeliebten Mann zu vermählen? — „O Lentje," sagte sie plötzlich laut, „thu' nie Etwas, was Dein Herz Dir nicht eingibt!"

„Nein, Mutter Antje," antwortete das Kind ganz gehorsam, ohne in seinem Eifer über den Bildern zu hören, was man ihr verbot.

Und Frau Antje's Gedanken wanderten zu der Zeit zurück, bevor sie das

Kind in ihr Haus genommen. Sie hatte sich damals einsam gefühlt, zweck- und ziellos, jetzt aber war ihr Leben erfüllt von der frohen Sorge für die Kleine, ihre Tage waren nicht leer, ihr Dasein nicht überflüssig mehr. Das erhebende Bewußtsein, einem Menschenkinde nothwendig zu sein, sein Leben durch ihres zu verschönern, hatte sie ruhig und zufrieden gemacht.

„Lentje," unterbrach sie ihr Sinnen, als ein kräftiges Klopfen die Stille durchtönte, „sieh' nach, wer heute zum Besuch kommt, man pocht, wie mir scheint, an der obern Hausthür."

Lentje lief zum Fenster: „Es ist das Fräule, Mutter Antje, und Jonkheer Houten ist bei ihr, — Mutter;" sie kam vom Fenster zurück, „der sieht gar nicht aus wie ein Simson, der erschlug gewiß keinen Löwen und hat wohl kaum einen tollen Hund ergriffen, wie mein Onkel Jan als Knabe gethan hat. Meinst Du nicht auch?"

Frau Antje lachte. Wäre Lentje ihr eigenes Kind gewesen, so hätte sie vielleicht gescholten, weil sie so altkluge Reden führte; so aber freute sie sich nur ihres guten Verstandes und strich ihr zärtlich über den braunen glatten Scheitel, der ein wenig unter dem Spitzenhäubchen hervorsah.

Das adlige Fräule Dorothea Martina Borselen war Frau Antje's Muhme durch ihren verstorbenen Gatten; sie war die Tochter des ersten Rathsherrn und es hieß in der Stadt, aus ihrem hochgetragenen, modisch wohl gepuderten Kopfe, der das bürgerliche Holländerhäubchen verschmähte, stammten alle klugen Beschlüsse und weisen Gesetze, die ein wohledler Rath verordnete; sie stand im allerhöchsten Ansehen bei Jung und Alt und wer sie auf der Straße sah, verneigte sich tiefer, als wäre sie selbst ein Rathsherr gewesen. Die Kinder küßten ihr höflich knixend und respectvoll die Hände und daß das Lentje ihr so keck entgegensprang, als sie in das Zimmer trat, daß es ihr zurief: „Muhme Dorte, was bringst Du im Beutel?" das litt sie nur deshalb, weil Frau Antje ihr Liebling war und sie es mit ihr für immer verdorben hätte, wäre sie dem Kinde nicht gut gewesen.

Der kleine ältliche Herr, der halb von ihrer hagern Gestalt verborgen, mit ihr eintrat, sich auf der Schwelle schon vor Frau Antje tief verneigte, auch das Lentje so achtungsvoll und förmlich begrüßte, als wäre es eine vornehme Dame, war der Jonkheer Cornelis Houten van Steenhoud. Er stammte wie sie und wie Adriaan Hoeven, Antje's Gatte, aus vornehmem Hause, doch war er arm und besaß außer dem alten Namen und der Freundschaft des Fräule wie der Frau Antje wenig mehr; auch wäre es schwierig zu sagen gewesen, welches Amt Herr Cornelis bekleidete, und welches Geschäft, welche Kunst er übte. Denn er hatte sich zu keinerlei Thätigkeit je zu entschließen vermocht, ihm graute vor der See und den Reisegefahren, welche die Holländer sonst nicht scheuten, auch besaß er ein allzu weiches Herz für seine Freunde und besonders für seine Freundinnen, um sich von ihnen trennen zu können. So war er daheim geblieben und es war Nichts aus ihm geworden.

Frau Antje Hoeven begrüßte die Gäste mit höflichem Knix, wie es damals Sitte war, führte sie in den sonnigen Erker und lud sie ein sich niederzulassen.

„Du mußt wissen, Antje," begann das Fräule, „ich komme Dich nach dem

Fremden zu fragen, der heute Morgen in dies Haus getreten sein soll. Ein stattlicher Mann, heißt es, habe hier unten an der Gracht gestanden; mein Vater, der Rathsherr, wünschte zu wissen, was er wollte und wer er war?"

„Er war Onkel Jan," sagte schnell das Lentje.

„Onkel Jan! so gehört er zu der Sippschaft des Kindes?" fragte das Fräule mit gerunzelter Stirn.

„Weshalb," sagte Frau Antje dagegen, „will der Rath wissen wer er war?"

„Weshalb? wie Du fragst! als müßte der Rath nicht Alles wissen. Könnte es nicht ein fremder Werber sein, ein Spion oder Landesverräther?"

„Wenn er zu mir kommt, kann er das nicht sein! Der Rath mag sich beruhigen, er war unser Nachbarssohn, Jan Bles."

„Dein Kinderfreund, von dem Du oft erzählt hast?" fragte das Fräule.

„Und weshalb kam er?" setzte Jonkheer Houten neugierig hinzu.

„Begehrt das auch der Rath zu wissen?" sagte Frau Antje, den Kopf hochmüthig in den Nacken werfend.

„Nein," entgegnete das Fräule mit einem kurzen trocknen Lachen, „der Rath besitzt Verstand genug, um zu begreifen, daß er kam, sich bei Dir zu bedanken, sowohl für die Pflege, die Du seiner Stiefmutter angedeihen ließest, als auch für die Liebe, mit der Du das Kind seiner armen Schwester als Dein eigenes bei Dir aufziehst."

„Du irrst, Base Dorte, so ist es nicht," rief Lentje eifrig; „denkt nur, der Oheim weiß nicht einmal, daß ich seine Nichte bin; er hielt mich, wie die Leute so häufig thun, für Mutter Antje's Tochter. Nun müssen wir es ihm erst sagen, wer ich bin; so lange Zeit ist er fort gewesen, daß er sein Schwesterkind nicht einmal kennt."

„Weshalb sagtest Du es ihm denn nicht, Antje?" fragte das Fräule in tadelndem Tone.

„Weil . . . weil er so eilig war," sagte Frau Antje. Sie fühlte, wie ihr das Blut in's Gesicht stieg, und sah auch, daß das Fräule ihr Erröthen wohl bemerkte. — „Ich würde ihm gern noch Botschaft senden, doch weiß ich nicht recht . . . ."

„Wo er wohnt, Kind? das kann ich Dir sagen, er ist in der Herberge am Thor abgestiegen, wo die Kaufleute wohnen, im „Indienfahrer"; der Wirth hat es dem Rath gemeldet. Willst Du dorthin einen Boten schicken?"

„Ja. Es wird wohl das Beste sein," — sie zögerte noch — „ich weiß nur nicht wen."

„Sende mich, Mütterchen," sagte das Lentje, „ich will dem Onkel Jan schon erzählen, wie Alles zuging. Er soll sich wundern, wie Vieles ich weiß."

„Dich Lentje, Dich selber?" — Das Kind hatte gerade das getroffen, was das Richtigste war. Wenn das Lentje selbst kam und erzählte, wer es sei, so wußte er, was er zu wissen brauchte, ohne daß Frau Antje ihn brieflich oder mündlich zurückrufen mußte. „Die Magd soll Dich sofort geleiten," sagte sie, doch dann sich besinnend: „mit der Magd in das fremde Gasthaus, nein, das geht nicht. Wen soll ich senden? Wollt Ihr mein Bote sein, Jonkheer Houten?"

fuhr sie fort, als ihr Auge zufällig das aufmerksame Gesicht des Junkers streifte; „Ihr wißt mit Fremden zu verkehren, wollt Ihr mir so großen Gefallen erweisen?"

„Thut es, Jonkheer Cornelis," sagte das Fräule; „Ihr wünschtet ja vorhin den Fremden zu kennen."

Der arme Houten drehte verlegen den schwarzen Castorhut zwischen den Fingern; Frau Antje verlassen, nachdem er eben eingetreten — bleiben und ihr einen Dienst verweigern — es war Beides gleich schwer. Doch erhob er sich nach kurzem Bedenken, da er gewohnt war, stets das zu thun, um was man ihn bat. Die Hand auf dem Herzen, erklärte er feierlich, er schätze sich glücklich, Mefrouw einen Gefallen erzeigen zu können und wolle die werthe Juffrouw Lentje so sorgsam hüten, wie seinen Augapfel.

Frau Antje nahm das Kind bei Seite und sagte ihm leise: „Du mußt sehr freundlich mit Deinem Oheim sein, mußt ihm berichten, was Du von Deiner Mutter und Großmutter weißt und mußt ihn hübsch bitten, in der Stadt zu bleiben und Dich zu besuchen."

„Ich werde schon Alles ausrichten, Mütterchen," sagte die Kleine, die stolz war, einen so wichtigen Auftrag erhalten zu haben; sie knixte höflich vor dem Fräule und ging so gravitätisch aus dem Zimmer, als sei sie selbst ein vornehmes Fräule und der gute Houten nur ihr Diener.

Frau Antje schob das Erkerfenster schnell in die Höhe, um den ungleichen Beiden nachzusehen, wie sie die Gracht entlang sich entfernten; das Lentje so kerzengrade aufgerichtet, daß seine kleine runde Gestalt ordentlich größer dadurch erschien, der alte Houten gebückt, um des Kindes Geplauder wohl zu vernehmen. Bei seiner Verehrung für Frau Antje war ihm Alles wichtig, was ihr nahestand, auch stimmten, trotz ihres sehr verschiedenen Alters, er und das Lentje an kindlichem Sinn und Harmlosigkeit trefflich zusammen, so daß sie die besten Freunde waren. Als sie über die gewölbte Brücke gingen und nun zum Markt hinüberbogen, wohin man von hier nicht mehr sehen konnte, schloß Frau Antje das Fenster wieder und wandte sich dem Fräule zu.

„Ist sie nicht klug? That ich nicht Recht, sie bei mir zu behalten? Wäre es nach Dir gegangen, ich säße hier noch allein, ohne Kind, und das Lentje wäre vielleicht auf der Landstraße verkommen."

„Wir sind schon längst darüber einig," sagte das Fräule, „daß Du immer Recht hast. Wenn man das nicht zugibt, so ist mit Dir ja nicht fertig zu werden. Also dieser Jan Bles ist auch nicht der Mann, der bereit erscheint, dies anzuerkennen?"

„Was meinst Du, Base?"

„Nun schau nur nicht gleich so zornig drein. Diese strengen Blicke, die man Deinen blauen Augen kaum zutrauen sollte, magst Du Dir für die Männerwelt sparen, mich schrecken sie nicht. Was ich meine, ist, daß Jan Bles heute Morgen von Dir abgewiesen wurde und also die Schar Deiner trostlosen Freier noch um einen vermehrt hat."

„Wie kannst Du das wissen, Base Dorte!"

„Wie ich das wissen kann? Du dauerst mich. Hilft man wohl umsonst fünfzehn Jahre seinem Vater die Stadt regieren, lernt man Nichts aus solcher

Gewohnheit, aus dem Umgang mit so vielen Menschen? Wenn ich mich nicht darauf verstände Dein Erröthen mir auszudeuten, nicht begriffe, was Dein Zögern und Dein Schweigen heißen soll, ich wäre wahrlich nicht werth, daß die Leute mich achten. Also, Antje, Du bist ihm gut, herzlich gut, Deinem alten Freunde, aber zum Eheherrn willst Du ihn doch nicht?"

„Nein," gab Antje ihr zurück, „ihn nicht und keinen! Aber Base, Du erschreckst mich mit Deiner Klugheit; kann man Dir denn gar Nichts verbergen?"

„Nun," meinte geschmeichelt das ältliche Fräulein, „es hält etwas schwer. Die Missethäter, die mein Vater zu verhören hat, können ihn sehr oft über ihre Schliche täuschen, mich aber höchst selten. Und Du, mein Antje, bist viel zu stolz, hast auch zum Glück nie ein Unrecht gethan, das zu verschweigen Dir wichtig erschiene, daher weiß ich immer ziemlich genau, was Du von den Menschen denkst. Mögen auch alle Anderen sich irren, wie jetzt zum Beispiel, wo die halbe Stadt glaubt, daß der reiche Hendrik Mesdag von Dir begünstigt werde; ich kenne Dich besser, ich weiß, Du wirst, obwohl Du klug daran thätest, Dich ihm nicht vermählen. Doch sage mir, wenn Du Deinem Jugendfreunde wirklich gut bist, weshalb nimmst Du dann ihn nicht zum Manne?"

„Weshalb!" — sie war von der Bank aufgesprungen: „einen Mann, der nach vollen zehn Jahren heimzukehren geruht und erwartet, daß das arme Kind, das er sitzen ließ, durch alle die Jahre nichts Anderes gethan hat, als auf ihn harren? Er lief davon, weil ihn die Stiefmutter drückte, weil er arm war, weil er Durst nach Abenteuern verspürte, ihn die Welt zu sehen gelüstete, aus Trotz, weil er hier nicht arbeiten mochte. Mich ließ er zurück, er fragte nicht einmal was aus mir wurde. Kann er dafür, daß ich nicht vor Sehnsucht und Thränen verging, daß ich mich nicht zu Tode härmte? Konnte er wissen, daß Dein guter Vetter Adriaan mich hübsch finden, daß er mich heirathen würde und daß er durch seinen frühen Tod mir Macht, Ansehen und Reichthum verliehen hat, so daß ich geworden bin, was ich bin? Ich darf thun und lassen, was mir gefällt, mir hat Niemand zu befehlen, ich beuge mich Keinem. Und Du, Base Dorte, Du kannst Dich wundern, daß ich nicht einen Herrn über mich setze!"

„Ja, Antje, ich selber möchte es auch nicht. Aber frage nur andere Frauen; sie sagen alle, lieber gehorchen, Magddienste verrichten, geschlagen werden, als frei sein und nicht lieben."

„Möglich, daß andere Frauen so denken," sprach Frau Antje, „ich denke anders. Ich habe meine Eltern geliebt, so lang sie lebten, jetzt aber liebe ich das Lentje, das ist mir genug. Die andere Liebe erfreut und beglückt nicht, sie macht nur Herzbrechen, Kummer und Noth. Laß die Männer seufzen und klagen, mich werden sie nicht dadurch erweichen. Du, Base, und ich, wir beide wollen Ausnahmen bleiben, uns selbst angehören und Keinem sonst."

„Hm," meinte das Fräule sehr bedenklich, „ich allenfalls, ich werde frei bleiben wie bisher, denn ich bin alt; meinen Entschluß wird man wohl kaum mehr so heftig bestürmen, daß ich nicht Widerstand zu leisten vermöchte. Aber Du, Antje?" und sie sah zweifelnd auf die junge Frau, die in blühender Schönheit ihr gegenüberstand, „Du, Antje, siehst mir nicht danach aus, als würdest Du

zur Einsamkeit, zu altjüngferlicher Stille taugen. Nimm Dich in Acht, daß sich die Liebe, die Du verachtest, nicht eines Tages noch sehr bitterlich an Dir rächt!"

Frau Antje warf den Kopf in den Nacken und lachte dazu. „Ich fürchte mich nicht." —

Während die beiden Frauen so sprachen, hatte das Lentje mit ihrem Begleiter schon eine gute Strecke zurückgelegt und ihr Mäulchen hatte nicht stillgestanden. Sie wählte vorsichtig ihren Weg und wenn in dem Pflaster von rothen Klinkern sich etwa eine Pfütze zeigte, nahm sie ihr Kleidchen mit beiden Händen sehr zierlich auf, wie es die erwachsenen Frauen thaten, daß nur seinen Saum kein Wassertropfen bespritzen könne. So kamen sie zu dem Gasthaus am Stadtthor, dem „Indienfahrer", über dessen Hausthür ein mächtiges Schiff mit vollen Segeln abgebildet war. Im Canal vor der Thür hielt die große Treckschuite, wenn sie allwöchentlich einmal die Stadt erreichte; auch kleinere Barken lagen hier und wer zu Lande reiste, stellte sein Pferd im Stalle unter. Mit der Treckschuite war Jan heute Morgen von Amsterdam hierhergekommen; wollte er auf demselben Wege zurück, so mußte er warten bis Ende der Woche. Doch es litt ihn nicht so lang in der Stadt und er verhandelte eben mit dem Wirthe über ein Pferd, das dieser ihm verkaufen wollte, damit er womöglich morgen schon fortzureiten vermöchte. In lebhaftem Reden standen sie im Flur, als das Lentje mit ihrem Begleiter hereintrat. Sie ließ Houten's Hand los, ging auf den Fremden zu und sagte: „Oheim Jan, ich habe mit Dir zu sprechen."

Er erkannte sie gleich, das kleine Ding im schwarzen Kleide, dem Spitzenhäubchen mit goldenen Riegeln und er erschrak vor stürmischer Freude.

„Ich habe mit Dir zu reden, Oheim," sagte die Kleine mit ernsthafter Miene, „ich muß Dir von meiner Mutter erzählen und wer ich bin, damit Du mich kennst."

Jan war ganz verwirrt; was wollte Antje's Kind bei ihm? ihm Gutes bringen? War es auch jetzt noch etwas Gutes, wenn sie sich nachträglich besann, sie habe den alten Freund allzu hart von sich gewiesen? Es war nun doch einmal geschehen und durch Nichts wieder ungeschehen zu machen. Daher empfing er die kleine Abgesandtin mit so ernster Miene, als käme sie von einem Potentaten und habe den Frieden der halben Welt mit ihm zu verhandeln. Der Wirth geleitete die Herrschaften in eine Kammer neben dem Gastzimmer, wo sie ungestört sich bereden konnten. Auf der Bank lag halboffen Jan's Mantelsack, wie er ihn heute Morgen hergebracht hatte und jetzt wieder mit sich fortnehmen wollte. Er schob ihn bei Seite. Als der Wirth sich zurückzog, begann Jonkheer Houten mit feierlichem Ernst seine Rede.

„Die edle Frau, die mich schickt, Mynheer, mag uns für einander ein Freipaß sein. Ich weiß, da sie Euch ihrer Freundschaft werth hält, muß man Euch achten und auch ich darf mich freudig rühmen, daß sie mich manchmal ihren Freund nennt. Ich bitte Euch daher, werdet der meine und laßt mich, so lange Ihr hier in der Stadt bleibt, die Ehre genießen Euer Wirth zu sein."

Jan wollte sich dankend entschuldigen, aber das Lentje ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Onkel," rief sie, „ich habe Dir so viel zu sagen. Setze Dich doch. Und sieh', ich setze mich Dir auf die Kniee, das thue ich auch, wenn ich Mütterchen Antje Etwas erzählen oder abbitten will."

Das Kind besaß schon die richtige Frauenart, daß die Männer ihr fraglos gehorchen mußten. Jan rückte einen Stuhl an den Tisch für den alten Junker, setzte sich selbst und nahm die Kleine, wie ihm befohlen war, auf seine Kniee.

„Also was willst Du mir erzählen, Du kleines Mädchen?"

„Höre," begann das Lentje und streckte den Finger Ruhe gebietend aus, — „zuerst mußt Du wissen, daß Du nicht einmal weißt, wer ich bin."

„Wer bist Du denn?" fragte Jan Bles sehr erstaunt.

„Ich bin Deine Nichte. Ja, Deine Nichte, Onkel Jan. Du bist so lange fort gewesen, daß Du gar nichts weißt, sagt Mutter Antje. Ich aber kenne Dich sehr genau. Du mußt wissen, als ich noch draußen am Buitensingel bei der Großmutter war, sagte sie oft: wäre der Jan nicht davongelaufen, so hätten wir jetzt Jemanden, der für uns sorgte. Die arme Großmutter, weißt Du, war krank und so traurig, daß alle Kinder sich vor ihr scheuten. Und als einmal die Nachbarsknaben vor unserer Thür sie „die böse Frau Bles" riefen, wurde ich zornig und da, — wir spielten dicht am Canal, da wollten mich die Buben schlagen und ich wäre beinah' in's Wasser gefallen. Aber plötzlich ließen sie mich los. Ich hatte die Augen vor Angst geschlossen, doch als ich sie aufschlug, sah ich nicht das schwarzgrüne Wasser, nicht die rothen Gesichter der Jungen, ich sah Mutter Antje. Weißt Du auch, wie mein Mütterchen aussieht, wenn es im Zorne ist? o sehr streng! Aber ich habe mich doch nicht gefürchtet, denn sie war nicht streng gegen mich; mich nahm sie liebreich in ihre Arme und schalt die großen Jungen feige, weil sie zu Dreien ein Mädchen schlügen. Und dann fragte sie mich, wer ich wäre, und da ich es sagte, küßte sie mich, sagte, sie habe meine Mutter gekannt und meinen Oheim auch, Jan Bles. Sie trug mich in's Haus, sie sprach mit der Großmutter und war so freundlich, ach und so gut! Seit dem Tage hat sie mich nicht wieder von sich gelassen. Großmutter erlaubte mir, mit ihr zu gehen und ich that es gern, denn mein Mütterchen Antje hatte ich lieb von Anfang an. — So, Oheim," rief sie und sprang von seinem Knie herunter, „nun weißt Du Alles, nun komme mit nach Hause."

„Nein," sagte Jan, „mein liebes Nichtchen, ich weiß noch lange nicht genug. Sagt Ihr mir, Mynheer, mit wem war meine Schwester vermählt und lebt meine Stiefmutter heute noch?"

„Nein, Mynheer," erklärte Houten, „sie starb sehr bald, nachdem Mefrouw Hoewen dies kleine Fräulein eines Tages zum Erstaunen all' ihrer Freunde von einem Spaziergang nach Hause gebracht hatte und dann wie ihr eigenes Kindchen bei sich behielt. Ich kannte Eure Frau Stiefmutter nicht, werthester Herr; es ging ihr recht schlecht; sie hatte ihr Haus nach dem Tode ihres Gatten, Schulden halber, an den reicheren Nachbar Mynheer Rochussen verkaufen müssen und ihre Tochter . . . . . ."

„Was ist's mit meiner Mutter?" fragte das Lentje.

„Oh, Nichts, Nichts, Kind," sprach der Alte sich ängstlich entschuldigend, „ich meinte nur eben . . . . . . sie starb und vermehrte den Gram der Frau Bles."

„Meine Mutter," sagte das Lentje und stellte sich vor ihren Oheim hin, „ist

gerade wie Du, davongelaufen. Mutter Antje sagte es einmal; sie meinte, es läge uns wohl im Blute und fragte mich, ob ich es nachmachen wollte. Aber ich thue das sicherlich nie. Denn, weißt Du, Oheim, Du hattest ja kein Mütterchen Antje, sonst wärst auch Du wohl bei ihr geblieben und hättest sie lieb gehabt wie ich."

Jan war bleich geworden bei ihrem Geplauder. Er zog den Jonkheer Cornelis zur Seite: „Wer war Lena's Mann?"

Der Jonkheer zuckte unbehaglich die schmalen Schultern. „Ein welscher Pfeifer; sie floh mit ihm, er soll sie in Frankreich geheirathet haben. Doch kam sie eines Tages mit dem Kind allein zurück, elend und krank, bat ihre Mutter sie aufzunehmen und starb bald darauf. Ich weiß nichts weiter."

Jan seufzte schwer. Zum ersten Mal seit vollen zehn Jahren kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht besser gehandelt hätte, wenn er daheim geblieben wäre bei dem alternden Vater, der jungen Stiefschwester und dem Antje, um derentwillen er in die Fremde gegangen war und die ihm jetzt sein Mühen so schlecht belohnte.

„Komm', Lentje," sagte er weich, „ich will mit Dir gehen zu der, die Du Mutter Antje nennst."

Inzwischen saß im behaglichen Erker bei Frau Antje und dem Fräule der reiche Kaufherr Hendrik Mesdag. „Ich komme," hatte er gleich beim Eintritt erklärt, „mich zu beklagen, daß hier ein Fremder, der heute Morgen erst angelangt ist, zu so früher Stunde empfangen sein soll, wo mir, Eurer Schönheit getreuem Bewunderer, die Pforten allezeit verschlossen bleiben."

„Mynheer Mesdag, woher wißt Ihr, daß mir jener Mann ein Fremder ist?" fragte Frau Antje. „Weil die übrige Stadt noch nicht weiß, wie er heißt, darf ich ihn deshalb auch nicht kennen?"

„Ihr wißt, Mefrouw, seit ich zum letzten Mal die große Reise nach Frankreich machte, seid Ihr mir immer noch Antwort schuldig auf meine Frage. Sehe ich nun, daß andere Männer besser von Euch empfangen werden, so muß ich Euch zürnen."

„Ich wüßte nicht," meinte Frau Antje kühl, „daß ich Euch ein Recht gegeben hätte, mir zu zürnen. Ihr fragtet mich, wenn ich mich recht besinne, bevor ihr fortreistet, ob mir die Tulpenzwiebeln gefielen, die Ihr aus Haarlem mitgebracht hattet und ob ich solche zu haben wünschte. Ich aber sagte Euch, mein Vermögen, obwohl es nicht klein ist, reichte nicht, um so theuren Luxus zu treiben. Hatte ich darin nicht recht, Base Dorte?"

„Gewiß, mein Antje, es ist eine Schande, solche Summen für eine Blume zu verschwenden," sagte das Fräule.

Herr Mesdag ließ ihr kaum Zeit zu reden: „Ich aber sagte, Ihr werdet es schwerlich vergessen haben, mein Vermögen sei groß genug und stehe Euch ebenso zur Verfügung wie mein Haus, mein Herz und jene Zwiebeln. Darauf gabt Ihr mir keine Antwort."

„Weil ich Eure Worte für einen Scherz hielt, für eine höfliche Redewendung, wie Ihr deren öfter gebrauchet," sagte Antje in gleichgültigem Tone.

„Für einen Scherz! Mefrouw Hoeven, ich sage Euch, Hendrik Mesdag

scherzt nicht! Wenn Ihr noch keinen Entschluß fassen möget, so kann ich warten; aber das wißt, einen anderen, einen fremden Bewerber in Eurem Hause dulde ich nicht."

„Wollt Ihr mir drohen?" fragte Frau Antje. „Kennt Ihr mich so schlecht, daß Ihr nicht wißt, wie wenig bei mir eine Drohung fruchtet, ja daß sie mich gerade reizen könnte zu thun, was man mir verbieten will?"

„Nein, Frau Antje, ich will nicht drohen, nur seid nicht grausam. Ihr wißt, daß ich Euch mit Leidenschaft liebe, nehmt keinen Andern."

Frau Antje entgegnete keine Silbe, sie zuckte die Achseln und trat an das Fenster. Das Fräule aber flüsterte lachend: „Und Du meintest in Ruhe leben zu können mit guten Freunden, doch ohne Herrn? Sieh', ob Du von Deinen Männerfreunden Ruhe erlangst, es wird schwierig sein."

Mynheer Mesdag wurde durch Frau Antje's Kälte zum Schweigen gezwungen. Seine Besuche bei ihr waren nun schon seit geraumer Zeit ähnlich verlaufen: er kam mit dem festen Entschluß sie zu erringen, oder wenn nicht, mit ihr zu brechen; er begann sehr entschieden, sie ward von seinem herrischen Tone so gereizt und beleidigt, daß sie ihm kalt und unfreundlich begegnete; weil er aber den Gedanken, daß Alles zwischen ihnen vorüber sei, dennoch nicht zu ertragen vermochte, suchte er einzulenken, und mußte schließlich beim Abschied noch froh sein, wenn sie ihm verzieh und ihm nicht gänzlich ihr Haus verbot. Heute brachte er es nicht einmal dazu, ihre Verzeihung zu erlangen; denn plötzlich schob sie das Fenster in die Höhe: „Sie kommen wirklich! Mein kluges Kind! Siehst Du, Base, sie bringt ihn mit, den guten Jan Bles. So wird sich die Stadt noch einmal verwundern, daß ich den Fremden bei mir sehe."

„Nun, ich bin begierig ihn kennen zu lernen," meinte das Fräule. Und sie wie Mesdag, der sich noch immer schweigsam verhielt, sahen über Antje's Schulter zum Fenster hinaus auf die Straße, wo Lentje unter den Ulmen längs der Gracht zwischen ihren beiden Begleitern näher kam.

So trat denn Jan, wiewohl er im Zorne geschieden war, wiederum bei Frau Antje ein.

„Mefrouw, ich bin noch einmal gekommen," begann er, „um Euch Dank zu sagen für alles Gute, was Ihr, wie ich höre, an den armen Meinen gethan habt. Dies Kind soll Euch nicht länger zur Last sein, ich denke nach Java zurückzukehren und will mein Nichtchen mit mir nehmen."

„Mein Kind mir nehmen?" Frau Antje lachte; „Du irrst Dich, Jan, wenn Du meinst, daß ich es Dir lasse. Nein, ich bin allein in der Welt, ich habe einige gute Freunde" — sie nickte dem Fräule und den Herren zu — „aber dies Kind, das mich lieb hat, das ich mehr als ein eigenes liebe, ist die Freude meines Lebens, ich gebe es nie und nimmermehr her."

„Und doch," rief Mesdag, „wäre es Euer Glück, wenn die Kleine mit ihrem Oheim in die Fremde zöge, wenn Ihr nicht Euer ganzes Herz an sie hängen wolltet, sondern es frei werden ließet, daß Ihr es wieder einem rechtschaffenen Manne schenken könntet."

„Meint Ihr, Mynheer?" sagte Frau Antje. „Ihr irrt Euch gewaltig. Es wird nie frei werden. Mein Herz und mein Wille gehören mir und so lange

ich mir selbst zu rathen, mich allein zu beschützen vermag, wüßte ich nicht, weshalb ich mein Leben in fremde Knechtschaft begeben sollte. Ja, mein Lentje, wir bleiben beisammen." — Sie küßte das Kind gleichsam zur Bekräftigung ihrer Worte. — „So, Mynheer Mesdag," schloß sie lächelnd, „merkt Euch diese Antwort wohl. Jonkheer Cornelis, ich bin Euch sehr verbunden, daß Ihr mein Lentje so gut geführt habt. Geh' nun, Kind, und spiele im Garten. Und Du, Jan, komme her, setze Dich zu uns, ich habe Dir so Vieles zu sagen."

Die beiden Herren gingen ungern, doch war der Abschied deutlich gewesen.

Während Frau Antje Jan von dem traurigen Geschick seiner Stiefschwester sprach, sah das Fräule über ihren Strickstrumpf hinweg ihn prüfend an. Sie sah dieselbe Kälte in seinen dunkeln wie in Frau Antje's blauen Augen, denselben Stolz um seine Lippen, sie hörte mit feinem Ohr aus seiner gemessen höflichen Stimme Etwas wie Hohn und schmerzliches Zürnen, und dachte sich ihr Theil dazu.

Nach kurzem Verweilen erhob Jan sich wieder. „Verzeiht, Mefrouw, wenn ich jetzt abermals Urlaub nehme. Ich werde morgen die Stadt verlassen. So lebt denn wohl und nehmt nochmals Dank für Eure Liebe zu Lena's Kinde. Ich gehe wieder nach Indien zurück. Doch bevor ich mich einschiffe, will ich dem Kinde noch allerlei Schmuck und Zierrath senden, den ich in meinen Kisten zu Amsterdam ließ, ich denke sie wird Freude daran haben." Er beugte das Haupt zu förmlichem Gruße vor ihr und dem Fräule und ging hinaus. Man vernahm seinen schweren Schritt auf der Treppe, seine ernste Stimme, als er unten im Flur mit dem Kind sprach, dann das Schließen der Hausthür.

„Base Antje," sagte das Fräule und sah unter den gerunzelten Augenbrauen forschend empor zu der jungen Frau, „das also war Dein Jugendgespiele, der gute Junge, den Du von jeher so gern gehabt hast, aber dennoch zum Manne nicht möchtest? Nun, mir scheint, er möchte Dich auch nicht. Er hat Deine thörichten Worte von vorhin sehr wohl verstanden und denkt nicht mehr an Dich."

„Es ist mir recht so," entgegnete sehr ruhig Frau Antje, „dann wird er mich wenigstens weiter nicht behelligen."

Dennoch that es ihr leid, daß Jan wieder fort war. Hätte er nicht, so gut wie ihre anderen Freunde, täglich freundschaftlich zu ihr kommen, in ihrem Erker ein Stündlein ihr gegenüber sitzen, sie verehren, ihr gehorchen können? Weshalb mußte er sich so schleunig ihrer Macht, ihrem Einfluß entziehen?

Am Nachmittage des nächsten Tages kam der Jonkherr Houten zu ihr und erzählte ihr, der Fremde sei wieder fortgeritten: „Aber wißt Ihr auch, Mefrouw, was er vorher noch gethan hat? Er schickte dem hohen Rath ein Schreiben und einen großen Geldsack dazu, mit tausenden von blanken Gulden; in dem Schreiben hat er bestimmt, dies Vermögen sei vom Rath zum Besten seiner jungen Nichte zu verwalten und ihr an dem Tage auszuzahlen, an dem ihre Pflegemutter sich vermählen würde. Vermählt Ihr Euch aber nicht, Mefrouw Hoeven, so soll aus der Summe und ihren Zinsen in zwanzig Jahren ein Waisenhaus errichtet werden. Denkt nur, dieser Mann, der Sohn eines armen, kleinen Bürgers ist so reich geworden! Es ist zu verwundern. Was sagt Ihr dazu?"

„Es freut mich, daß meiner Vaterstadt ein gutes Waisenhaus werden soll," sagte Frau Antje.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr Houten fort, bestrebt zu zeigen, wie trefflich er unterrichtet sei; „Mynheer Vles ist auf dem Kirchhof gewesen und hat einen Kranz von blühenden Rosen auf das Grab Eurer Eltern niedergelegt."

„Woher wißt Ihr das?"

„Nun, von dem Fräule. Sie erfährt ja stets, was in der Stadt vorgeht, sie sagt es mir manchmal aus alter Freundschaft, und weil sie weiß, wie verschwiegen ich bin."

„Da hat sie Recht," sagte Antje lächelnd.

„Ja und noch mehr: der alte Gerke, der Rathsdiener, wißt Ihr, hat gesehen, wie der Fremde sich gestern Abend nach dem Buitensingel hinausbegab. Er ging ihm nach, weil draußen die Pocken seit Kurzem herrschen, um ihn zu warnen, daß er nicht, wo Kranke liegen, eintreten möge. Der Fremde aber besuchte das Haus, in dem die Frau Vles zuletzt gewohnt hat; — es ist Niemand krank dort, sagte mir Gerke. Er ließ ihn also ruhig hineingehen, doch nachdem er fort war, suchte Gerke selber die Leute auf. Da erfuhr er, Mynheer Vles habe den armen Menschen reiche Geldgeschenke gegeben und sich von ihnen das Zimmer zeigen und Alles genau berichten lassen, was sich beim Tod seiner Stiefmutter zutrug. Am meisten habe er nachgefragt, wie sich denn Alles begeben hätte, als Ihr das Lentje fortgeholt habt. Davon, erzählten die Leute dem Gerke, konnte er gar nicht genug erfahren und begehrte immer noch mehr zu hören. Nun ist er auf und davon geritten, kein Mensch weiß, wohin, wie auch Niemand weiß, woher er kam und woher er das Geld hat. Wenn er nur nicht zurückkehrt!"

„Weshalb?"

„Begreift Ihr denn nicht, wie sehr ich ihn fürchte, da ich weiß, daß er Euer Freund ist."

„Ihr ihn fürchten! Jonkheer Cornelis, Ihr könntet mir den Freund wohl gönnen."

„So nennt Ihr ihn jetzt," seufzte der Alte; „aber wer weiß, wie lang. Ich fürchte jeden Eurer Freier; denn wenn Ihr einmal einen erwählt, braucht Ihr mich nimmer und was wird dann aus mir? Wenn Ihr nur wüßtet......"

Doch sie ließ ihn nicht weiter reden: „Jonkheer Houten, was sagtet Ihr vorhin doch von den Pocken?"

„Aber, Mefrouw, daß Pocken am Buitensingel herrschen, bei den armen Leuten vor den Thoren, das berührt doch uns hier in der Stadt nicht."

„Erkrankten schon Viele?"

„Ich weiß es nicht, der Rath verschweigt wohlweislich die Sache. Ach, schönste Frau, wenn die Krankheit sich nahte, wenn sie wirklich die Gracht und den Markt heimsuchen sollte, dann zählt nur auf mich, dann will ich Euch helfen, der Stadt zu entfliehen, dann werdet Ihr sehen, daß man sich auf mich verlassen kann, daß es mir für meine Freunde auch nicht an Muth fehlt und daß......"

„Sagt noch eins," unterbrach sie ihn wieder, da sie seine langathmigen Er-

gebenheitsreden genügend kannte, „das Haus, das der Fremde betreten hat, war frei von der Krankheit?“

„Ja. Nur nebenan bei den Schiffersleuten ist die Mutter der Buben, mit denen Euer Lentje sich damals balgte, wie Ihr öfter erzählt habt, kürzlich gestorben. Ich will nicht wünschen, daß Euer Freund sich dort einen Keim der Krankheit geholt hat. Wohin er auch damit kommen mag, man ist nirgend mild gegen fremde Kranke; der Rath wird anderorts ganz so wie hier, alle, die nicht Stadtkinder sind, in ein Siechenhaus schicken, das außerhalb der Mauern liegt.“

So hatte Jonkheer Cornelis gesprochen und seitdem mußte sie immer daran denken. Das Siechenhaus! vor hundert Jahren mochte Jeden wohl Grauen erfassen bei dem Gedanken, daß irgend ein Freund in eine derartige Anstalt gerathen könnte. Frau Antje hatte, wenn sie mit dem Lentje an schönen Tagen vor die Stadt spazieren ging, sogar die Richtung stets sorgsam gemieden, die zu dem düstern Gebäude führte.

Als an einem der nächsten Tage Mynheer Mesdag sie besuchte, war er überrascht, so gut von der blonden Frau empfangen zu werden. Noch nie hatte er sie so freundlich gefunden, sie hatte noch niemals für seine Reisen und was er erzählte, so viel Sinn gehabt. Sie fragte ihn nach allen verschiedenen Städten, in denen er je gewesen war, so in Holland, wie auswärts; fragte ihn, ob er immer gesund geblieben, und wie man ihn behandelt hätte, wäre er in der Fremde erkrankt? Als das Lentje, das wie immer dabei stand und horchte, von anderen Dingen dazwischen sprach, befahl Frau Antje ihr, zu schweigen und schickte sie schließlich sogar aus dem Zimmer. Mynheer Hendrik Mesdag war wie berauscht von Hoffnung und Freude. Freilich, zu einem rechten Liebesgeständniß ließ sie ihn auch heute nicht kommen; doch ging er voller Zuversicht von ihr, fest überzeugt, das nächste Mal müsse er endlich Erhörung finden.

Von Jan's Ergehen sollte Frau Antje sobald nichts erfahren. In dem ärmlichen Hause am Buitensingel hatte er sich keine Krankheit, wohl aber viele gute Gedanken an sie geholt; von ihrer Milde gegen Bedürftige, ihrer thätig hilfreichen Art, ihrer hingebenden Krankenpflege, hatte er durch die armen Leute, die sie am Sterbelager seiner Stiefmutter gesehen hatten, so viel vernommen, daß er ihren Stolz wie ihre Kälte jetzt nur noch als verkleidende Maske ansah, die ihm ihr wahres Gesicht verbarg. Und so sehr er auch dagegen kämpfte, die Liebe zu ihr erwachte mächtiger wieder in ihm und trieb ihn, trotz der erlittenen Kränkung, einen letzten Versuch zu wagen. So beschloß er denn noch einmal, Frau Antje wiederzusehen und versäumte es daher, die Geschenke zu schicken, die er dem Lentje versprochen hatte, um sie selber mitbringen zu können. Da er aber Nichts von sich hören ließ, stand es schon fest in Antje's Gedanken, er sei erkrankt, in der Fremde vernachlässigt, liege am Tode, und Alles nur durch ihre Schuld. Denn war er nicht um ihretwillen, wie Houten erzählte, in das Haus am Buitensingel gegangen? um ihretwillen so bald aus der Stadt wieder fortgeritten?

Doch kam es ganz anders, als ihre Furcht es ihr ausmalen wollte: Jan blieb gesund und an seiner Statt erkrankte das Lentje. Zuerst nur ganz wenig:

als Frau Antje einmal mit ihr ausgehen wollte, weinte sie und weigerte sich; am nächsten Tag schlich sie mit gesenktem Kopfe und traurig umher, ließ sich Nichts sagen und that Alles verkehrt. Frau Antje klagte trostlos dem Fräule, ihr Lentje sei ungehorsam geworden und sie wisse Nichts mit ihr anzufangen. Fräule Dorothea sah sich das Kind an, das auf der Bank halb ausgestreckt lag, mit rothem Gesicht und trotziger Miene; sie ward sehr ernsthaft und sagte langsam: „Mir scheint, sie ist krank und deshalb verdrießlich.“ — Frau Antje wollte es nicht glauben; ihr Lentje krank! Das schien ihr unmöglich. Seit sie bei ihr war, hatte die Kleine noch keine Stunde lang geklagt. Sie schickte aber in ihrem Schrecken dennoch zu dem Arzt, an dessen Hilfe bei einer ernstlichen Krankheit sie freilich so wenig glaubte, wie er selbst. Er war ein dicker, behäbiger Herr, der mit der ganzen Stadt gut Freund war und von dem es nur hieß, zu ansteckenden Kranken ginge er ungern; er könne ihnen doch meist nicht helfen, da lasse er sie lieber in Ruhe, als sie mit Medicamenten zu quälen und sein Leben dabei in Gefahr zu bringen. Als er Lentje ansah, machte der alte Doctor ein gar bedenkliches Gesicht, rückte seinen Sessel hastig zurück und fragte Frau Antje:

„Spielt sie wohl manchmal noch mit den Kindern aus der Gegend, wo Ihr sie hergeholt habt?“

„Wie meint Ihr das?“ fragte die Frau erschrocken; „das Lentje spielt, wenn sie nicht bei mir ist, oft vor der Hausthür auf der Straße, allein oder auch mit fremden Kindern. Kann ihr das schaden?“

„Da haben wir's,“ rief der Medicus und fuhr zu dem Fräule gewendet fort: „Sagte ich nicht immer dem Rath, er müsse den Leuten am Buitensingel verbieten, in die Stadt zu kommen? Hier an der Gracht legen just die Kähne an, die Obst und Grünzeug zu Markte bringen; was meint Ihr nun, meine kluge Dame, hatte ich Recht?“

Das Fräule schüttelte bekümmert den Kopf: „Der Rath kann nicht für Alles sorgen. Ich thue, was ich nur vermag. Hier hätte ich freilich warnen sollen. Vor ein paar Tagen sah ich selber das Lentje an einem der Marktschiffe vor der Thür mit anderen Kindern aus- und einspringen und Verkaufens spielen. Wie hätte ich aber wissen können, daß es diese Kinder waren.“

„Welche Kinder? wovon sprecht Ihr? was ist's mit dem Lentje?“ fragte Frau Antje ängstlich erregt.

„Kind,“ sagte der Doctor und tippte die Kleine hübsch von Weitem mit seinem goldknöpfigen Stock an: „hast Du wohl in der letzten Woche mit den Kindern gespielt, die am Buitensingel neben Deiner Großmutter wohnten?“

„Ja,“ sagte Lentje unter Thränen; „Mutter Antje hatte mich fortgeschickt, als Mynheer Mesdag bei ihr war. Ich habe den Buben Backwerk gebracht. Sie waren hungrig, denn ihre Mutter kann nicht für sie sorgen, weil sie an den Pocken gestorben ist.“

„An den Pocken! mein Kind, mein Lentje!“ rief die junge Frau und warf sich nieder auf die Kniee, das Kind zu umschlingen.

Der Doctor erhob sich: „Dabei ist leider Nichts zu machen; ich kann nur hoffen, daß es ein leichter Anfall wird. Fräule Vorselen, sorgt Ihr dafür, daß

der Rath seine Pflicht thut, damit die Krankheit in der Stadt nicht um sich greift. Und Ihr, Mefrouw, würdet klüger handeln, wenn Ihr das Kind nicht berührtet; Ihr werdet sonst selbst krank." — Er ging eilig davon und das Fräule, so lieb sie Antje hatte, mußte ihm folgen, um zu verhüten, daß der Doctor den Rath zu allzu harten und gewaltsamen Schritten bereden könne.

Frau Antje vernahm weder des Doctors Warnung, noch ihrer Base herzlich betrübte Abschiedsworte; sie sah und hörte nur das Kind und während sie es bettete, wartete und pflegte, dachte sie nur immer: „Das Kind hat die Pocken, weil ich es von mir geschickt habe, ich Pflichtvergessene! O, welche Strafe ist hart genug für mein Verbrechen? Mein Kind, mein Lentje, Dich zu verlieren durch eigene Schuld, das ertrage ich nicht."

Von bitterer Reue und Sorge erfüllt, vergaß Frau Antje am Bett des Kindes alles Andere; auch die Furcht, die sonst Jeden beherrschte, die Furcht, selbst von der schrecklichen Krankheit ergriffen zu werden. Die Pocken waren damals ganz anders als heute gefürchtet, die Aerzte kannten kein Gegenmittel und wer erkrankte, war meist dem sicheren Tode verfallen oder für das ganze Leben entstellt und gezeichnet, daher denn die Jüngsten und Schönsten vor dem argen Uebel am meisten bangten. So wollten auch Frau Antje's Mägde, zwei junge, hübsche Dirnen vom Lande, nicht in ihre Nähe und was sie brauchte, mußte sie sich selber holen. Gegen Abend, nachdem sie den Tag in Angst und Aufregung zugebracht hatte, klopfte es an ihre Thüre, die Magd rief von draußen: „Gerke ist da!"

„Gerke? der Büttel, der alte Rathsdiener, was will der von mir?"

„Euch sprechen, Mefrouw. Er hat Euch von dem Fräule Etwas zu bestellen."

Frau Antje folgte der Magd auf den Flur, unten an der Treppe stand der Rathsdiener in seiner alten, spanischen Tracht, mit dem kurzen Mäntelchen und dem vergilbten narbigen Gesicht über der steifen weißen Krause.

„Kommt nicht näher, Mefrouw," rief er ihr mit seiner heisern Stimme vom untern Hausflur entgegen, als sie sich über das Geländer bog; „ich kann Euch auch so meinen Auftrag ausrichten. Also hört, ich komme als Diener des Fräule Borselen, Euch zu bestellen: morgen in aller Frühe werde der Rathsdiener Gerke, vom Rathe gesendet, bei Euch anklopfen, um das fremde Kind, das hier im Hause krank ist, vor das Stadtthor zu bringen. So läßt Euch das wohledle Fräule sagen. Der Rath habe es nun einmal beschlossen, sie könne Nichts dawider machen, das Kind sei kein Stadtkind, die Krankheit gefährlich, die Bürger voll Angst und Ihr möchtet Euch fügen."

„Sagt dem Fräule," rief Frau Antje mit klingender Stimme die Treppe hinunter, „ich danke ihr für ihre Botschaft; der Büttel des Raths möchte nur kommen, er solle mich vorbereitet finden."

„Gut," sagte der Alte, „einstweilen will ich an der Gracht vor dem Hause ein Feuer anzünden, die Nachbarn zu warnen und das Morbum durch Rauch unschädlich zu machen. Um sieben Uhr komme ich morgen früh wieder."

„Kommt nur!" — Frau Antje stand am Treppengeländer hoch aufgerichtet und sah ihm nach, wie er hinausging.

„Ach, Mefrouw, wie werdet Ihr leiden," schluchzte die Magd, „wenn das Lentje fort in das Siechenhaus muß!"

Da umzog ein verächtliches Lächeln Frau Antje's Lippen, sie stieg die Treppe langsam hinunter, ging zur Hausthür, schob eigenhändig die schwere Eisenstange davor und schloß die mächtigen, starken Riegel: „Er soll nur kommen! Die Thür ist fest, sie gibt nicht nach. Ihr aber, Pietje und Marik, mögt nun wählen, ob Ihr bei mir im verschlossenen Haus bleibt, ob Ihr lieber die Freiheit wollt."

„Mefrouw, Mefrouw!" riefen weinend die Mägde.

„Ihr seid ängstlich zu bleiben? antwortet mir."

„Ach Gott, wir können Mefrouw doch nicht lassen . . . . . ." wimmerte Pietje.

„Das heißt Ihr möchtet lieber fort, wenn ich Euch nur ließe? Es ist gut, Ihr könnt gehen; ich halte Niemanden. Hier ist Euer Lohn," fuhr sie fort und zählte ihnen aus ihrer Gürteltasche das Geld in die Hände; „nun packt Eure Sachen, Ihr seid entlassen, ich kann keine feigen Dirnen brauchen." — Sie trieb die Mägde fort aus dem Hause und schloß hinter ihnen die Kellerthür ab, wie sie die obere Hausthür verschlossen hatte. Doch indem sie das that, pochte die eine der Mägde von außen nochmals und rief hinein: „Mefrouw! öffnet, da ist Mynheer Mesdag, er will Euch sprechen." — Antje athmete auf: „Also doch ein Mensch, der Muth und Herz hat!" Sie schob den Riegel wieder zurück und ging ihm einen Schritt entgegen.

Der stattliche Kaufherr sah, fest in seinen Mantel gehüllt, fast unkenntlich aus, seine schwarzen Augen schienen in unruhigem Feuer zu glühen: „Mefrouw!" sprach er hastig, mit vor Aufregung bebender Stimme und ergriff ihre Hand, „diesmal müßt Ihr mir gehorchen! Ich bringe Euch noch diese Nacht aus dem Haus und morgen wird unsere Verlobung gefeiert. Ihr dürft nicht bei dem kranken Kinde vielleicht auch erkranken. Denkt nur, Ihr könntet pockennarbig und häßlich werden! Ihr seht, daß mein Leben selbst mir nicht werth ist, wenn es gilt das Eure zu retten. Ich bitte Euch, kommt!"

„Ich kann nicht," sagte sie ernst und strebte seine Finger von ihrem Handgelenk zu lösen; „ich muß bei meinem Kinde bleiben. Habt Ihr so viel Muth, wie Ihr sagt, Mynheer Mesdag, so kommt mit in's Haus und steht mir bei."

Da ließ er sie los: „Das könnt Ihr verlangen? Ihr liebt mich nicht, Antje, Ihr habt kein Herz, — wie könntet Ihr sonst von mir fordern, daß ich mich in diese Gefahr begebe! Ist Euch das Kind, das Ihr von der Straße aufgelesen habt, das fremde Kind, so viel lieber als ich, der ich Euch seit vielen Jahren treu bin, so mag es denn sein, so bleibt bei dem Kinde, wir zwei sind fortan geschiedene Leute." — So hatte er endlich Kraft gefunden, den Entschluß auszuführen, den er so lange schon mit sich herumtrug: ein Ende zu machen.

Und in der halbgeschlossenen Kellerthür stehend, sah er Frau Antjes schönes Gesicht mit verzehrender Angst an. Sie aber neigte nur den Kopf, sagte ruhig: „Das Kind ist mir lieber," — und schloß die Hausthür.

Aber allein im düstern Flur verließ sie der Muth. Wie allein sie war, empfand sie erst jetzt. Sie hatte im Grunde ja keinen Menschen, der zu ihr

gehörte. Außer dem Fräule, das seine gute Freundschaft bewies, indem es sie warnte, war weit und breit Niemand, der sie lieb gehabt hätte, was sie lieb haben nannte: ohne zu fordern noch zu befehlen, fraglos, herzlich und selbstverständlich. Der alte Jonkheer Cornelis fiel ihr ein; wie oft hatte er sie nicht beschworen, seine Ergebenheit, seinen Muth für sie auf die Probe stellen zu dürfen! Heute aber ließ er sich nicht einmal blicken. — Und diese Menschen, von denen ihr keiner je im Leben ein Opfer gebracht hatte, wollten sie zwingen, ihnen das allergrößte zu bringen!

Während sie ihre Hand beruhigend auf die glühende Stirn der Kleinen drückte, dachte sie nach, was ihr das Kind sei, viel mehr, als wäre es ihr eigenes gewesen. Wenn es nur erst wieder froh sein würde! War es nicht durch ihren Fehler, durch ihre Achtlosigkeit erkrankt? Sie hatte zu viel an Jan gedacht, als sie das Kind hätte hüten müssen; sie hatte zu viel an das Kind gedacht, als sie Jan so herzlos fortschicken konnte und zu viel an sich selbst und ihren Willen ihr Leben lang. — So saß die schöne Frau in der Nacht in dem leeren Hause am Krankenbette; vor ihren Augen zog ihr ganzes Leben vorüber und Reue und Sorge und schmerzliche Sehnsucht beschwerten ihr Herz.

Pünktlich um sieben Uhr am nächsten Morgen klopfte Gerke an die Hausthür und rief, daß es weithin über die Gracht klang: „Ein wohledler Rath thut kund und zu wissen, daß er dem fremden Kind hier im Hause den Stadtfrieden kündet. Er befiehlt durch mich, seinen Diener, es fortzubringen, hundert Schritt vor das Thor, daß dieser guten und treuen Stadt durch seine Krankheit kein Uebel geschehe!"

Er rief laut genug, daß die Nachbarn es hören konnten und herzuliefen; Frauen umstanden ihn und um das Strohfeuer am Canal tanzten die Kinder der ganzen Straße. Aber drinnen im Hause Rochussen regte sich Nichts; die Fenster blieben dicht verhängt und die große grüngestrichene Hausthür gab nicht nach auf Rütteln und Klopfen. Geschlagen mußte Gerke abziehen.

Das war ein Gerede in der Stadt und ein Aergerniß, als sei ein Staatsverbrechen begangen. Die Einen tadelten den Rath, daß er das Kind ausweisen wollte; die Andern, ängstliche Gemüther, die vom Bleiben des Kindes ein Weiterverbreiten der Krankheit besorgten, schalten Frau Antje eine widersetzliche Rebellin. Und das Fräule wog sorgenvoll das Für und Wider im klugen Kopfe; sie kannte Antje, sie wußte genau, daß kein Nachgeben von ihr zu hoffen sei, und sann, wie sie die allzu schroffen Befehle des Rathes durch vorsichtiges Handeln diesmal, wie so häufig, vermittelnd begütigen könne.

Inzwischen verbrachte die schöne Frau ihre Tage traurig und angstvoll am Bette des Kindes, in dem öden fest verrammelten Hause. Kaum, daß sie sich Nachts in den Garten hinabschlich, Wasser zu holen, die Hühner zu füttern, ein frisches Ei aus dem Stalle zu nehmen. Die Vorräthe in Küche und Keller hätten für sie und das kranke Kind noch auf Monde gereicht; sie war auch entschlossen auszuharren, bis das Kind genesen sein würde, oder ..... Dies schreckliche „Oder" stand ihr Tag und Nacht vor Augen; sie hatte schon so viele nahe Menschen sterben sehen, sie war in einer so trostlosen Stimmung, daß sie auf einen guten Ausgang kaum mehr hoffte. Wenn an den folgenden Tagen

zu der nämlichen Stunde der alte Gerke wieder klopfte und seinen Spruch im Namen des Rathes immer lauter, immer heiserer hersagte, vergrub sie ihr Antlitz in Lentje's Kissen, um die drohenden Worte nur nicht zu hören. Und um das Feuer an der Gracht, das jetzt Tag und Nacht brannte, nicht sehen zu müssen, hatte sie die Läden an allen Fenstern fest geschlossen.

So saß sie Nachts — es mochte bald eine Woche seit dem Ausbruch der Krankheit vergangen sein — im Dunkeln an Lentje's Bett; das Licht hatte sie verlöscht, weil es die Augen des Kindes schmerzte, und nur durch die Spalten der Fensterläden fiel ein schwacher Feuerschein von der Straße in's Zimmer. Das Kind stöhnte im Fieber, Frau Antje hielt sein heißes Händchen und ihr Herz schlug mit dem Pendel der Wanduhr laut um die Wette. Da klopfte plötzlich etwas an's Fenster, als sei ein Stein dagegen geschleudert. Frau Antje fuhr entsetzt in die Höhe, sie meinte schon man wolle ihr Haus, gleich einer Festung, belagern und stürmen; aber das Lentje rief plötzlich laut: „Onkel Jan!" und zugleich erklang von der Straße ein leises Singen. Sie kannte die Worte wie die Weise, sie hatte sie selbst oft als Kind gesungen, und schläferte jetzt häufig das Lentje damit ein. Eilig tappte sie sich im Dunkeln in's Nebenzimmer zu dem Erker hin, stieß die Scheibe auf und blickte hinunter. Unten an der Gracht, neben dem verlöschenden Feuer, stand ein Mann im Mantel. Als er das Fenster knarren hörte, lüftete er den Hut und rief hinauf: „Mefrouw Hoeven, ich bitte, laßt mich ein, ich möchte mit Euch sprechen."

„Bist Du es, Jan?" rief sie erfreut zurück, „so bist Du gesund? Ich kann Dich nicht in das Haus einlassen, das Lentje ist krank, schwer krank an den Pocken. Du könntest auch ergriffen werden. Nein, geh' nur wieder, es freut mich, daß Du zu uns kamst."

„Ich wußte von der Krankheit des Kindes und komme deshalb. Laßt mich hinein."

„O nein. Wie dürfte ich Dir Gefahr bereiten? Ich habe mir von der ganzen Stadt mein Kind ertrotzt, aber das lade ich nicht auch noch auf mein Gewissen."

„Und doch muß ich hinein. Ich weiß, daß Ihr allein seid, ich will Euch helfen das Kind zu pflegen."

„Ich danke Dir, Jan," — ihre Stimme bebte: „Du bist muthig und brav. Doch was willst Du mir helfen? Dein armes Nichtchen ist schwerlich zu retten."

„Ich habe schon viele Kranke gewartet," rief er eifrig hinauf; „meinen besten Freund pflegte ich durch die Pocken auf unserm Schiff. Ich selbst ward nie krank. Es ist freundlich, daß Ihr um mich besorgt seid, doch es ist nicht von Nöthen. Laßt mich ein um des Kindes willen! Ich bitte Euch sehr."

Oben am Fenster rang Antje die Hände: Um des Kindes willen! — Mußte sie diesem Ruf nicht gehorchen? Wenn er das Lentje nun retten konnte?.. aber er selbst! . . . .

„Mefrouw Hoeven," rief er wieder von unten, „ich bringe Euch aus Amsterdam ein gutes Mittel, das Fieber zu lindern, ich bitte Euch, öffnet!"

Da vermochte sie nicht länger zu widerstehen, sie sehnte sich ja so schmerzlich nach Freundesrath. Schnell bog sie sich vor aus dem Erkerfenster, daß der Feuerschein ihr Gesicht umspielte und rief: „Ich komme."

Mit einem Laternchen in der Hand stand sie gleich darauf in der Kellerthür und ließ ihn ein. Er half ihr, ohne viel Worte, Schlösser und Riegel wieder von innen zu verschließen, dann stiegen sie still die Treppe hinauf, Antje immer voran mit ihrer Leuchte; und ohne zu fragen durchschritt er das Zimmer und trat in die Kammer an Lentje's Bett. Das Kind lag bewußtlos im heftigsten Fieber. Er gab ihr von der mitgebrachten Arznei selbst einen Löffel ein und war, obwohl das Lentje weinte, so sorgsam und ruhig, dabei so sicher, daß ihm Frau Antje staunend zusah. Denn in Jan Bles' gebräuntem Gesicht und seiner stämmigen Gestalt hätte man wohl Alles eher, als einen Krankenpfleger vermuthet. Er bemerkte ihr Staunen.

„Ja," sagte er lächelnd, „in der Fremde lernt man gar Vieles, wovon uns Männern zu Hause nichts träumte; heute muß man kämpfen und morgen verbinden, bald gilt es das Schiff im Sturm zu leiten und bald am Land eine Mahlzeit zu kochen. Man muß Alles thun und vor Nichts sich scheuen."

Das Kind, das vorhin im Fieber Jan's Namen gerufen hatte und ihn dennoch nicht kannte, ward bald durch seine Bemühungen ruhiger und schien zu schlummern. Er erhob sich und trat mit Frau Antje in's Nebenzimmer. Da stand er nun vor ihr, ihm schlug das Herz und ihr nicht minder. Denn was er von ihr wollte, war nicht wenig: er hatte in Amsterdam den Jonkheer Houten getroffen, der vor den Pocken dorthin geflüchtet war; der hatte ihm Alles, was sich hier inzwischen ereignet, mitgetheilt, und so kam er nun, um das Kind aus der Stadt zu holen, in der man es nicht dulden wollte. Das sagte er ihr und auch, daß Houten brieflich von dem Fräule erfahren habe, wie der Rath jetzt beabsichtige, mit Gewalt ihre Hausthür zu öffnen, wenn sie nicht binnen dreien Tagen sich fügen würde.

Frau Antje hörte ihm traurig zu; daß er zu ihr kam, ihr helfen wollte, das hatte ihren Trotz gebrochen; die erste Liebesthat, die sie empfand, erweichte ihr Herz. „Jan," sagte sie, „ich will Dir folgen, wenn Du mir räthst; sage mir nur, was kann ich thun? Aber rathe mir nicht, das Kind in das Siechenhaus bringen zu lassen, das gebe ich nie zu."

„Ist es nicht mein Schwesterkind, mein Blut?" entgegnete er, „wie sollte ich Solches von Euch verlangen? Hört, Mefrouw, was ich mir erdachte: ich bringe das Kind hinaus auf den Polder zu dem Müller Oijens und seiner Frau; die alten Leute haben beide längst die Pocken gehabt, sie nehmen es auf und werden es pflegen."

„Und ich, ich sollte allein hier bleiben? der Stadt gehorchen? mein Kind verlassen?" rief sie heftig; „Du forderst ja dasselbe von mir, was die Anderen wollen. Ich hielt Dich bisher für meinen Freund; doch nun sehe ich wohl, Du bist es nicht mehr. Deshalb nennst Du mich Mefrouw, wie eine Fremde."

„Ihr irrt," sagte er bestimmt; „ich nenne Euch nicht wie ein Kind mehr Du, weil wir Beide leider nicht Kinder mehr sind und so nahe Freunde um uns zu dutzen, nicht werden können. Doch wollt Ihr das Lentje nicht allein mit mir ziehen lassen, so kommt selbst mit, Mefrouw. Mein Boot liegt unten, die Müllersleute sind vorbereitet, sie erwarten das Kind; es wird auch für Euch sich noch Platz dort finden."

Da sprang sie auf: „Jan, meinst Du es wirklich? ich sollte entfliehen, jetzt, in der Nacht und den wohledlen Rath um sein Recht betrügen? Und Du meinst die Nachtluft schadet dem Kind nicht, Du versprichst mir, daß es dort Aufnahme findet, ich kann mich sicher auf Dich verlassen?"

„Gewiß. Das Lentje erhält die sorgsamste Pflege, auch sind wir dort näher an Amsterdam, ich kenne einen trefflichen Arzt, der sich nicht fürchtet, wie hier Euer alter Medicus. Im verschlossenen Haus, ohne Arzt, ohne Arzneien und ohne Hilfe, könnt Ihr das Kind unmöglich so pflegen, wie es dessen bedarf. Ich bitte Euch, Mefrouw, vertraut mir hierin. Die Rettung der Kleinen liegt mir so sehr am Herzen wie Euch."

Sie gab ihm die Hand und sah ihm in die Augen: „Ich vertraue Dir, Jan, ich will Dir folgen."

Hätte sie, als sie zu dem Kinde hineinging, um das Nothwendigste zusammenzuraffen, gewußt, wie Jan aufathmete bei dem Gedanken, daß nun ein Sieg gewonnen sei, wenngleich es noch galt, andere, schwerere zu erringen, sie wäre ihm weniger dankbar gewesen. Vielleicht aber dennoch; vielleicht hätte sie ihm nicht gezürnt, daß er dies Alles aus Liebe that und nicht aus uneigennütziger Güte. Wer konnte wissen, was in ihr vorging? nicht einmal sie selbst!

Als sie zurückkam, gab Jan dem Knecht, der am Ende der Gracht in seinem Boot lag, vom Erker ein Zeichen vor's Haus zu kommen; sie mußten noch klopfenden Herzens warten, bis die Nachtwache mit ihren schweren Tritten, mit der Knarre und dem eintönigen Singen vorüber war; dann trug Jan behutsam leise das Lentje mitsammt ihrem ganzen Bette die Treppe hinunter in die Schute, an deren Ende ein Leinenzelt über Reifen gespannt war. Antje folgte mit Bündeln und Decken, Jan schloß von außen die Kellerthür ab und gab seinem Knecht den Schlüssel, sowie ein Briefchen, das Antje eilig geschrieben hatte, für das Fräule Vorselen am Markt.

Während Frau Antje unter dem Zeltdach das unruhig schlummernde Kind bewachte, trieb Jan mit kräftigem Stoß das Schiff vom Ufer; langsam auf und nieder gehend schob er es mit seiner langen Stange die Gracht hinunter. Das Wasser in den Stadtcanälen hat wenig Strömung und wenig Tiefe, so daß man mit der Stange besser vorwärts hilft, als mit dem Ruder. Inzwischen war die Nacht vergangen, mit den erblassenden Sternen erlosch zugleich das Strohfeuer vor dem Hause Rochussen und da sie sich der Stadtmauer nahten und zwischen den ärmeren Gassen hinfuhren, begannen die Bürger schon Tag zu machen. Hier ward ein Fensterladen geöffnet, dort eine Hausthür, die Mägde kamen mit ihren Eimern, die Straße zu scheuern, Knaben schöpften mit Kübeln an langen Stricken Wasser aus dem Canal, die Tauben flatterten auf von den Dächern und aus den Schornsteinen erhob sich der Rauch. Zwischen den Marktschiffen mit Kohl, Obst und Lebensbedürfnissen aller Art, die jetzt in die Stadt kamen, achtete Niemand auf den langen Kahn mit dem weißen Verdeck und dem ernsten Mann in städtischer Tracht an seiner Spitze. Höchstens, daß ein Schifferknecht, dessen Stange Jan's Stange streifte, eine Verwünschung ausstieß, weil solch ein „Mynheer" den Weg verengte. So kamen sie unbemerkt aus der Stadt und Antje fühlte sich befreit, als sie an den Häusern des Buitensingel vorüber-

fuhren und in der Ferne das rothe Viereck des Siechenhauses weit hinter sich verschwinden sahen. Dem war sie entronnen. Ob zu etwas Besserem? Das Lentje athmete so ruhig in seinen Kissen, als stehe das Bett noch in der warmen Kammer und nur zwischen den Falten des Leinenzeltes strich ein leiser Morgenwind hin. Er schien dem Kinde wohlzuthun, denn der Schmerzensausdruck in dem armen kleinen Gesichte war gemildert. Jan hatte bei einer Böschung angelegt; hier außerhalb des Stadtgebietes wollte er warten, bis sein Knecht mit dem Pferde käme, um die Schute nunmehr vorwärts zu schleppen, damit die Reise bequemer von Statten ginge. Frau Antje trat aus dem Leinenzelt hervor und bat ihn, nach dem Kinde zu sehen; Jan mußte sich bücken um unter das niedrige Dach zu treten. Nun standen sie zu beiden Seiten des Bettchens und sahen dem Schlaf der Kleinen zu.

„Scheint sie nicht schon wohler?“ flüsterte Antje.

Jan nickte: „Es ist so. Ich hoffe wir werden das Lentje retten. Ich sah schon oftmals, daß Schwerkranke auf dem Schiffverdeck, in freier Luft genesen sind.“

„Aber,“ sagte Frau Antje voll Sorge, „wenn wir nun zu der Mühle kommen, werden die Müllersleute die Kranke freundlich aufnehmen wollen?“

„Vertraut mir nur weiter,“ sagte Jan ganz fröhlich, „die Leute werden Alles mit Freuden thun, was ich von ihnen wünsche. Ich habe ihren einzigen Sohn, wie ich Euch sagte, in dieser schweren Krankheit gepflegt, deshalb sind sie mir herzlich zugethan. — Und jetzt, Mefrouw, kommt hinaus in's Freie, das Lentje schläft, es braucht Euch nicht und wenn es erwacht, könnt Ihr es hören, sowie es sich regt.“

Frau Antje gehorchte seinem Wunsche. Noch gestern hätte sie es kaum begriffen, wie sie das Kind so ruhig allein lassen könne, doch heute schien es ihr unmöglich, Jan nicht zu folgen, solches Vertrauen empfand sie zu ihm. So ließ sie das Lentje unter dem Zeltdach und setzte sich vorn an die Spitze des Bootes, wo er ihr aus Decken und Bündeln einen Sitz hergerichtet hatte. Er selbst stand daneben mit scharfen Augen den Weg verfolgend, auf dem der Knecht von der Stadt nahen sollte. Sie sprachen beide nicht viel. Das Wasser plätscherte leise um den Kiel des Schiffes, die Weiden am Ufer bewegten die Blätter flüsternd im Winde und die Sonne erhob sich langsam im Osten hinter den Thürmen der alten Stadt.

„Wie sie sich drinnen wohl wundern mögen, daß ich entfloh?“ fragte endlich Frau Antje. „Ich schrieb der Base in meinem Briefe, wie Ihr es mir riethet,“ — sie sah ihn von der Seite an, als auch sie zum ersten Mal ihn nicht dutzte, — „daß ich mich füge; doch weder wohin noch mit wem ich ginge. Wird sie mir nicht zürnen?“

„Es ist besser so,“ sagte er ruhig mit unverändert ernster Miene, die nicht verrieth, wie weh sie ihm that. Sie konnte die Antwort doppelt deuten, galt sie ihren Worten? galt sie dem „Ihr“? — „Ihr werdet selbst der Ruhe bedürfen,“ fuhr er fort, „und Eure Freunde könnten Euch draußen stören.“

„O deshalb,“ entgegnete Frau Antje mit herbem Lächeln, „mögt Ihr Euch

beruhigen, Mynheer Bles. Meine Freunde sind nur Freunde für gute Tage; wenn es mir schlecht geht, bleiben sie fort."

„Mefrouw!"

„Ihr nicht, nein, Ihr seid anders. Ich glaube daher, Ihr seid nicht mein Freund."

Sie wandte sich ab und tauchte die Hand über den Bootsrand in das Wasser, schöpfte davon und ließ die Tropfen in der Sonne blitzend niederfallen. Sie wartete, daß er ihr widerspräche. Doch blieb er still. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Daß er ihr Freund sei? Das wäre eine Lüge gewesen; denn er war es nicht und wollte es nicht sein. Wenn sie das nicht wußte und innerlich fühlte, nützten alle Betheuerungen nicht. So schwiegen sie Beide. Sie saß ihm abgewandt und sah auf das Wasser und er auf ihren blonden Scheitel, auf die goldenen Spangen an ihren Schläfen, auf die Löckchen, die sich ihr im Nacken aus der Spitzenhaube stahlen, und das Tuch, das sich weich um ihre Schultern schmiegte.

Ein naher Hufschlag weckte sie aus ihrem Sinnen. Der Knecht kam mit der Botschaft, daß er Hausschlüssel und Brief abgeliefert habe. Nun ward das Pferd mit Ketten und Stricken an die Schute geschirrt, wieder stieß Jan mit der Stange vom Lande, der Knecht schnalzte mit der Zunge und knallte mit seiner langen Peitsche, der Gaul zog an und langsam, langsam ging die Reise vorwärts. Antje war, als das Schiff sich in Bewegung setzte, noch einmal unter das Zeltdach getreten, um zu sehen, ob das erneute Schwanken das Lentje nicht erweckte; doch es schien gleich einer Wiege zu wirken, denn nachdem sie halbwach ein paarmal zu trinken verlangt hatte, lag sie nun wieder in tiefem Schlummer, wie er ihr schon lange nicht mehr geworden war. Frau Antje kehrte also wieder zu ihrem Sitz zurück, stützte den schönen Kopf in die Hand und starrte in's Wasser.

Der Schecke wieherte zuweilen, der Knecht pfiff sich ein leises Liedchen und rief dazwischen sein Hü! und Hott! — sonst war Alles still. Ueber den Wiesen schien die Sonne, die Windmühlen in der Ferne drehten ihre großen Flügel nur träge herum, denn der Morgenwind hatte sich längst gelegt. Und als die Sonne höher stieg und ihre Strahlen senkrechter fielen, so daß in dem blendenden Schimmer die Ferne fast verschwinden wollte, als der Tag heißer und heißer heraufzog, senkte sich auch Frau Antje's Kopf tiefer und schwerer auf ihre Hand. Sie kämpfte dagegen. Doch nach so vielen Tagen der Angst, nach so vielen durchwachten Nächten fühlte sie sich zum ersten Mal ruhig und geborgen; sie wußte jetzt, daß Jan für sie sorgte und für sie wachte. Das Schaukeln des Schiffes wiegte sie ein, so gut wie das Lentje. Jan sah wie die Müdigkeit sie übermannte, und schob ihr leise eine Decke unter den Kopf, sie ließ ihn darauf niedersinken, und streckte sich, als ob ihr nun behaglich sei. Er beobachtete mit liebender Sorge, wie sich allmälig die bleichen Wangen mit lieblich blühendem Roth überzogen, wie sich die ängstliche Falte zwischen ihren Brauen glättete, wie sich der Mund halb öffnete und die Athemzüge gleichmäßig sanft zu den schönen Lippen ein- und auszogen. Und es überkam ihn ein unendliches Wohlgefühl. Ihm war, als habe er sie nie so geliebt wie jetzt, da sie sich in seiner

Obhut befand. Vorsichtig umstellte er ihr Lager mit Ruderstangen und breitete ein Segeltuch darüber, daß die senkrecht fallenden Sonnenstrahlen nicht die Schlummernde träfen. So zog das Schiff durch die stillen Canäle zwischen den Wiesen. Hin und wieder nahten grasende Kühe dem Rande des Wassers und spähten mit ihren gutmüthigen großen Augen hinab in den Kahn, eine Schwalbe setzte sich im Fluge, um auszuruhen, auf Antje's Schutzdach oder der Schecke blieb wiehernd stehen und wandte seinen klugen Kopf zurück, als gelüste es ihn die schlafende Fracht zu sehen, die er mühselig vorwärts schleppte: die blühende Frau und das kranke Kind.

Die Mittagsstunde war schon vorüber, als sich am Ende des Canals eine Mühle zeigte, ähnlich den andern, die man auf den Wiesen und erhöhten Dämmen links und rechts gesehen hatte, aber dicht am Wasser gelegen mit einem freundlichen rothen Wohnhause daneben und zwei mächtigen Linden vor der Thür. Als das Pferd den gepflasterten Raum vor der Mühle betrat, erweckte sein Hufschlag so Meister wie Gesellen aus dem Mittagsschlummer, und da die Schute landete, sprang Jan eilig heraus und zog den Müller auf die Seite: „Seid still, ich bitte Euch, sie schläft!"

„Wer? das kranke Kind, das Ihr unserer Pflege anvertraut?"

„Nein, nicht nur das Kind, Mefrouw Hoeven schläft. Sie wollte sich nicht von der Kleinen trennen, ich habe auf Eure Freundschaft gerechnet, daß Ihr auch die Mutter hülfreich bei Euch aufnehmen werdet."

Die guten Leute waren bereit Alles zu thun, was Jan nur erbat. Die Müllerin eilte sofort in das Haus, um die Stube für ihre Gäste herzurichten, die Müllerburschen waren zu ihrer Arbeit zurückgekehrt, der Knecht brachte den Schecken im Stalle unter und Jan stieg leise in die Schute, in der die Beiden noch ruhig schliefen. Zuerst nahm er das Kind, das er wie am Morgen mitsammt seinem Bettchen aufhob und in's Haus trug. Als es aber oben im Zimmer war, erwachte das Lentje und verlangte weinend nach Mutter Antje. Die Müllerin suchte sie zu beruhigen, sie aber schluchzte so herzbrechend, wie Kinder weinen, bis sie mitten in ihren Thränen Jan erkannte. „Onkel Jan!" rief sie freudig, „da bist Du endlich!" Sie ließ sich geduldig ihre Arznei von ihm reichen und schlief mit seiner Hand in der ihren bald wieder ein.

Vorsichtig befreite er seine Finger und eilte wieder zum Schiff hinunter, um zu sehen, ob Frau Antje inzwischen erwacht sei. Da sie aber unter ihrem Schutzdach noch immer schlief, und er befürchtete, der nahende Abend, Thau und Kühle möchten ihr schaden, beschloß er sie, so gut wie das Kind, in das Haus zu tragen. Wohl klopfte sein Herz, als er den Arm behutsam unter die Decke schob, auf welcher sie lag; aber sie athmete ruhig weiter und drückte den Kopf im Schlaf nur fester an seine Schulter, so daß ihr blondes Haar seine Lippen streifte. Vorsichtig richtete er sich empor. Mit beiden Armen hielt er die liebe schwere Last und Schritt vor Schritt ging er sorgsam dem Hause zu.

Sie schlummerte auch ungestört weiter, als Jan mit ihr die Kammer betrat; er stand vor dem Bett und konnte sich nicht entschließen, sie wieder aus seinen Armen zu lassen. Aber die Müllerin sah ihn erwartungsvoll an und so legte er sie leise nieder, ihr Haupt sank auf das Kissen, die goldenen Klammern

drückten ihr die weißen Schläfen und ihre Brust hob sich gleichmäßig ruhig unter dem gekreuzten Tuche. — Wenn sie erwacht, wird sie dann noch so sanft, so lieblich lächeln? mußte Jan traurig denken, als er sie verließ. —

Geduldig saß die alte Müllerin in der halbdunklen Kammer an Antje's Bett; nebenan im Zimmer erzählte Jan dem Kinde, das wieder erwacht war, bald Geschichten, bald sprach er ihm tröstend zu, bis es abermals einschlief. Nun ward es draußen allmälig Abend, ein rother Widerschein der untergehenden Sonne fiel durch das schmale Fenster, und die großen Mühlenflügel, die den Tag über, so lang der Wind schwieg, still gestanden hatten, begannen ächzend sich zu drehen.

Da fuhr Frau Antje erschrocken aus ihrem Schlaf empor. Der rothe Schein in der engen Kammer, sie selbst in den Kleidern auf dem fremden Lager und zugleich das Bewußtsein, daß ihr Kind allein sei, machten sie hastig aufspringen, aber indem ihre Füße den Boden berührten, erblickte sie die behäbige Frau an ihrer Seite, die Müllerin legte ihr die Hand auf den Arm und hielt sie zurück: „Das Kind ist eben eingeschlafen, es würde erwachen, wenn Ihr jetzt hineingingt."

„Wo bin ich denn?" fragte Frau Antje noch angstvoll.

„Nun, hier in der Mühle, beim Meister Oijens."

„Aber," — Antje besann sich erschrocken, — „wie bin ich nur hierhergekommen?"

„Jan Bles hat Euch heraufgetragen; Ihr schlieft im Boot," erklärte die Alte.

„Er hat mich getragen!" Frau Antje sah zu Boden und fast schien es, als glänzten ihr Thränen zwischen den Wimpern. „Ich muß hinein," sagte sie schnell zu der Müllerin, „ich will so leise auftreten, daß Lentje davon nicht erwachen kann, ich will sie nur sehen." — Aber sie ward roth, indem sie so sprach; denn nicht das Lentje, ihn, der sie schlafend in's Haus getragen hatte, wollte sie wiedersehen. Behutsam öffnete sie die Thür.

Jan saß am Lager des Kindes, sie ging auf ihn zu und gab ihm die Hand: „Ich danke Euch, mein lieber Freund," sagte sie leise.

Jan aber wandte sich ab; ihr Dank that ihm weh. Er wollte den Dank nicht, er wollte sie selbst. Und je mehr sie sich ihm verpflichtet fühlte, desto weniger konnte er sie bitten, ihm ihr Herz zu schenken. Ihre Dankbarkeit verschloß ihm die Lippen. Frau Antje dagegen fühlte sich durch seine plötzliche Kälte befremdet und zog sich in sich selbst zurück.

So blieb Alles zwischen ihnen wieder beim Alten.

Und wenn sie auch in den nächsten Wochen stündlich mit einander verkehrten, benahmen sie sich doch nur wie zwei Fremde, die der Zufall zusammengeführt hat. — Durch diesen Zwang, den sie sich auferlegten, wuchs ihnen Beiden im Herzen die Liebe: Jan hatte immer das kleine Mädchen, das ihm noch in seiner Erinnerung stand, doch dessen er sich kaum richtig entsann, zu lieben gemeint; jetzt aber war diese Erinnerung in ihm fast erloschen, die stolze Frau, zu der das Kind inzwischen geworden, hatte sein Herz und seine Sinne gefangen genommen. Was er früher empfunden hatte, war nur eine schwache Vorahnung der Liebe gewesen, die er jetzt fühlte. Und Frau Antje? Sie dachte wenig darüber nach, was einst gewesen, ob sie damals schon ein Herz besessen, ob sie je

die Liebe gekannt, sie lebte nur von einer zur anderen Stunde, ohne Erinnerung, ohne Hoffnung, nur von dem Jetzt und dem Heute erfüllt. Draußen gingen die Mühlenflügel gleichmäßig emsig, durchmaßen im Drehen weite Strecken und blieben dennoch an demselben Fleck. So gingen auch Frau Antje's Gedanken auf weite Reisen; sie folgten Jan auf seinen Fahrten, sie folgten geduldig den Fragen des Lentje in ihre eigene Kindheit zurück, oder den Reden der Müllerin von ihrem Sohn, dem Steuermann; ja sie konnte selbst mit dem alten Piet Oijens den Ertrag seiner Mühle besprechen, rechnen, überlegen und zählen, doch ihr innerstes Denken, ihr wahres Empfinden blieb unverrückbar am alten Flecke, an denselben Punkt gebannt. Die eine Frage: kann er mir noch gut sein? war immer der Grundton bei allem, was sie sonst denken mochte, bei dem, was sie hörte, sprach und that. Also lebten sie in der Mühle ein traumhaftes Leben.

Endlich war der Tag gekommen, an dem das Kind, nach bangen Wochen langsamer Genesung zum ersten Mal noch mit schwanken Schritten das Haus verließ und von Jan und Antje sorgsam geleitet bis zum Canal ging, um dort von dem kurzen Wege ermüdet, auf dem Bänkchen auszuruhen. Der Arzt aus Amsterdam hatte erklärt, daß alle Gefahr nun vorüber sei, so hatte denn Frau Antje beschlossen, am nächsten Tage in die Stadt und ihr Haus zurückzukehren.

Sie saßen schweigend bei einander; da klang plötzlich von fern her, durch den Nebel, der vom Wasser aufsteigend die Landschaft verhüllte, ein lautes lustiges Peitschenknallen. Lentje erwachte, richtete sich empor auf Frau Antje's Schoß und spähte hinaus in die weißlich graue, durchsonnte Ferne. Nun ließ sich auch ein Pferdegetrappel, ein Knirschen von Rädern im Sande vernehmen und auf dem schmalen Wege längs des Canals kam eine mächtige Kutsche einhergeschwankt.

„Die Rathskutsche!“ rief freudig das Lentje, „das ist die Base.“

Und richtig, hinten auf dem Trittbrett stand als Lakei der alte Gerke. Er machte den Schlag auf, das wohledle Fräule in dem gewohnten seidenen Mantel, mit der Kapuze über ihrer hohen Frisur und mit dem Beutelchen am Arm entstieg dem schwerfälligen Gehäuse und hinter ihr kam, wie gewöhnlich, Jonkheer Houten.

Sie fiel Frau Antje um den Hals: „Da hätten wir Dich endlich wieder, Du böser Flüchtling!“ Und Jonkheer Cornelis sagte gerührt: „Als ich vor zwei Tagen in Amsterdam, wo ich die ganze Zeit in Angst und Sorgen um Euch verbrachte, durch Zufall von meinem Arzte erfuhr, Ihr wäret hier verborgen, das gute Lentje wäre gerettet, und die Ansteckungsgefahr vorüber, da eilte ich sofort nach Hause, Euch Erlaubniß zur Heimkehr zu erwirken.“

„Daher komme ich,“ sagte das Fräule, „Dich heimzuholen im Namen des Raths, der Dir durch mich seinen Dank sagen läßt, weil Du die Gefahr von den Mauern der Stadt so muthig und tapfer abgewendet hast. Und noch einen Auftrag habe ich Dir auszurichten versprochen. Höre Antje,“ — sie zog die schöne Frau bei Seite — „der Rath ist Dir dankbar, aber die Bürger und alle Freunde zürnen Dir sehr, selbst Jonkheer Cornelis, frage ihn nur. Wie konntest Du solchen Streich begehen? Trotz alledem läßt Mynheer Hendrik Mesdag Dir sagen, er wolle Dir, wenn Du endlich heimkehrst, Alles, selbst die Flucht, verzeihen und bitte Dich feierlich um Deine Hand, er vermöge die Trennung nicht

zu ertragen. Nun, was sagst Du zu so viel Großmuth? Läßt Du Dich nicht erweichen und rühren."

„Danke ihm in meinem Namen, gute Base," sagte Frau Antje; „bestelle ihm, ich hätte in alten Zeiten seine Werbung nicht angenommen, jetzt aber, da er mich aus Gnade begehrt, sei ich noch weniger dazu geneigt."

„Nicht?" rief das Fräule, „dachte ich's doch. Aber Kind, was soll aus Dir werden, wenn Du Dich nicht endlich vermählst? Du sagtest ja einst, daß Du auch den Mann nicht wolltest, der dort so finster von ferne steht? Oder — hast Du Deine Ansicht inzwischen geändert?" Sie sah Frau Antje mit lauernd neckendem Blick von der Seite an. — „Nun, packe Deine Sachen, Du fährst mit mir und überlegst Dir dann unterwegs noch reiflicher, was Du zu thun gedenkst." Aber Frau Antje entzog sich ihr hastig: „Ich fahre nicht mit. Ich wollte mein Kind von dem Rath nicht verstoßen, ich will es auch jetzt nicht heimholen lassen. Ich brauche mir Nichts zu überlegen. Morgen kehre ich, ebenso wie ich gegangen bin, zurück und zwar mit Jan Bles, mit meinem Freunde; mehr ist er mir nicht und ich bin für ihn nur die Pflegemutter seiner Nichte. Nun, Base, laß Dir die Kleine zeigen und ruhe Dich aus von Deiner Reise."

Während das Fräule bei dem Kind und der Müllerin saß, nahte sich Jonkheer Cornelis Frau Antje. „Thut es nicht, was sie von Euch fordert," flüsterte er ihr heimlich zu: „vermählt Euch nicht mit dem herrischen Mesdag und auch nicht mit dem Seemann, dem barschen Gesellen, der wahrlich für Euch nicht gut genug ist. Ihr werdet nicht glücklich. Hört auf mich, bleibt frei, Mefrouw! und wenn man in der Stadt Euch etwa scheel ansieht ob Eurer nächtlichen Flucht, ob Eures Starrsinns und der vielen Körbe, die Ihr ertheilt habt, so zählt nur auf mich und meinen Arm, ich werde Euch schützen."

Frau Antje lachte: „Ich will auf Euch bauen," erwiderte sie.

Als das Fräule nach kurzem Aufenthalte sich wieder erhob, weil sie die Stadt noch vor der Nacht zu erreichen gedachte, fragte sie nochmals in ihrer gutmüthig spöttischen Art: „Nun, Antje, sage, hat Dir selbst der Jonkheer Cornelis nicht genügend zugeredet?"

Und Antje entgegnete: „Jonkheer Cornelis ist ein guter Berather," — sie sah ihn schelmisch dabei an, — „doch ich, beste Base, bin und bleibe nun einmal verstockt. Empfange mich deshalb, ich bitte, nicht schlecht, wenn ich morgen als Dein unverändertes, altes Antje zur Stadt heimkehre."

„So geh' Deiner Wege," sagte das Fräule; „nur nimm Dich in Acht, ich warnte Dich früher, Du wirst es erleben, die Liebe rächt sich heut' oder später gewiß noch an Dir." — Und so bestieg sie den schweren Wagen, Houten folgte ihr und sie fuhren davon.

„Die Liebe hat sich schon gerächt," mußte Frau Antje traurig denken. Denn Jan, der die ganze Zeit sich von ihrem Besuch fern gehalten hatte, ging jetzt, da Jene fort waren, zum Wasser hinunter, ohne darauf zu achten, daß sie mit dem Kinde am Ufer stand; er rüstete die Schute zur morgigen Reise und schaute nicht auf.

„Mutter Antje," sagte das Lentje, „thut es Dir nicht leid, daß Onkel Jan

nun wieder fort will? möchtest Du nicht, daß er auch in der Stadt immer bei uns bliebe?"

„Gewiß möchte ich das."

„So bitte ihn, daß er bleibt!"

Aber Frau Antje seufzte nur, als sie langsam vom Canal zu dem Hause zurückging. „Meine Bitten würden wenig nützen," sagte sie traurig.

„Nein, nein, er bleibt, wenn Du ihn bittest," rief eifrig das Kind; „so bitte ihn doch!"

„Weshalb meinst Du das?"

„Weil er selbst es mir gesagt hat. Als er gestern mir von dem großen Seeschiff erzählte, mit dem er bald wieder fortreisen wolle, bin ich ängstlich geworden, habe geweint und den guten Onkel Jan gebeten bei uns zu bleiben. Doch er hat mir Nichts versprechen wollen. Nur ganz zuletzt, als ich ihm sagte, daß auch Du gewiß sehr traurig sein würdest, wenn er ginge, hat er mir zur Antwort gegeben: Wenn ich das wüßte, wenn ich das sicher wüßte, Lentje, dann bliebe ich gern. Ja, wenn Dein Mütterchen mich bäte, wie Du mich jetzt bittest, ich würde in meinem ganzen Leben nicht wieder Euch von der Seite gehen. — Willst Du ihn nun bitten, Mutter Antje?"

Frau Antje nahm das Kind auf den Arm und trug es in's Haus. „Mein liebes Lentje!" sagte sie nur.

Als Jan kurz darauf an dem Hause vorbeiging, hörte er von oben ein herzliches Lachen, in dem sich des Kindes und Antje's Stimmen lustig mischten. Ihre Fröhlichkeit schnitt ihm in's Herz. Er sollte Beide morgen verlassen, sie aber schmerzte die Trennung so wenig, daß sie lachen konnten, wie er Frau Antje kaum je zuvor hatte lachen hören.

In dieser Nacht fand, außer dem Lentje, Niemand in dem Haus an der Mühle ruhigen Schlaf. Jan ging unablässig auf und nieder, von seinen Gedanken umgetrieben; Müller und Müllerin richteten Alles auf den Morgen, für die Abreise ihrer lieben Gäste, und im Oberstock lag Frau Antje wach auf ihrem Bette, mit weitoffenen Augen und einem frohen Lächeln um die Lippen, das diese seit lange schon nicht mehr kannten.

Auch am anderen Morgen, als sie und das Kind Beide reisefertig hinunterkamen, war dieses Lächeln ihr geblieben. Als sie das Boot bestiegen und am Ufer die gute Frau Oijens sich die Augen mit ihrer großen Schürze wischte, stand Mefrouw Antje schlank aufgerichtet und heiter da. Ihre hellen Augen, ihre rosigen Lippen und Wangen, die weißen Zähne, Alles an ihr schien zu lachen. Sogar ihre Kleidung war festlich heiter, das mußte Jan mit Kummer bemerken, sie trug Diamantnadeln an ihrer Haube und um den Hals eine goldene Kette. Das Kind war gleichfalls prächtig herausgeschmückt, als wollten Beide die Heimkehr zur Stadt und ihren Freunden wie einen wichtigen Festtag feiern. Jan wurde dadurch nur trüber gestimmt. Doch schien sein Kummer Frau Antje nicht zu bedrücken, im Gegentheil, sie flüsterte heiter mit der Kleinen.

So ward denn bei der Rückreise im herbstlichen Nebel zwischen den Beiden nicht mehr gesprochen, als damals bei der Ausfahrt, im vollen, heißen Sonnenschein. Der gute Schecke zog wieder die Schute, die Heerden auf den weiten

Wiesen kamen wieder an's Ufer, mit schläfrigen Augen glotzten die Kühe das langsam vorübergleitende Schiff an und in der Ferne drehten die Mühlen wieder ihre großen Flügel gleichmäßig träge. Als aber die Reise dem Ende nahte und schon die Thürme der Stadt in dem grauweißen Dufte sichtbar wurden, kam die Sonne hervor, ein frischerer Wind verscheuchte den Nebel, kräuselte das Wasser in kleinen Wellen, bewegte die Zweige der Weiden am Ufer und trieb die Windmühlenflügel schneller herum.

Und da er im Sonnenschein die Stadt, das Ziel der Reise sah, richtete Jan sich aus seinem Sinnen in die Höhe. Nun gilt es ein Mann zu sein, sagte er sich, lieber auf einmal ein Ende machen, Abschied nehmen und wieder hinaus in das öde Leben, als hier in ihrer süßen Nähe noch länger müßig und nutzlos harren. — Während er sich also aufraffte, gesonnen schon auf dem Schiff ein letztes Wort mit ihr zu sprechen, hatte Frau Antje ihren Sitz verlassen und war durch die ganze Länge der Schute, das Kind an der Hand, auf ihn zugekommen. Nun stand sie vor ihm, dicht vor ihm, mit heißem Erröthen:

„Mynheer Jan Bles, ich möchte Euch danken für Alles, was Ihr an mir und dem Lentje Gutes gethan habt. Ihr habt uns gerettet, gepflegt, gehütet, wir schulden Euch Beide unser Leben, — denn wenn das Kind gestorben wäre, hätte ich mich zu Tode gegrämt. Nun komme ich Euch noch um Eines zu bitten, Ihr werdet es mir gewähren, meinte das Lentje. Seht," und sie hob das Kind auf den Arm, „wir bitten Euch Beide von ganzem Herzen: bleib bei uns Jan!"

Aber Jan wich erschrocken zurück: „Wie, Mefrouw," rief er, „Ihr wollt mir danken und mich bitten, bei Euch zu bleiben, weil Lentje es will? Und glaubt Ihr wirklich und kennt mich so wenig, daß diese erzwungene Bitte mich erfreuen könnte? — Ich that, was ich that aus Pflichtgefühl für meine Nichte; Ihr dankt mir dafür aus Pflichtgefühl auf den Wunsch meiner Nichte; nun sind wir quitt und die Sache ist aus. — So denkt Ihr, nicht wahr? Ihr irrt Euch, Mefrouw. Denn Euer Dank und diese Bitte beweisen mir nur dasselbe wieder, was mir Euer Wesen in all' diesen Wochen schon genugsam gezeigt hat, daß Ihr mich nicht liebt. In Eurer Nähe bleiben zu dürfen, wißt es, Frau Antje, das war für mich stets das Ziel meines Sehnens, das höchste Glück, nach welchem ich strebte; wißt es, Frau Antje, um Euch diese Bitte gewähren zu können, ließe ich das Leben! Aber, wenn Ihr mich nur als Dank und Bezahlung, kühl, pflichtmäßig bittet, wie einen Fremden, dem man eine Höflichkeit schuldet und den man deshalb zu bleiben ersucht, so bleibe ich nicht. Ich liebe Euch, Antje. Um Euretwillen, nicht für dies Kind hier, kam ich zu Euch, da die Stadt Euch verstieß; um Euretwillen schwieg ich in diesen Wochen der Sorge; um Euch in Eurer Angst nicht zu quälen, litt ich doppelte Qualen. Heute, Frau Antje, wollte ich endlich noch einmal Euch fragen, ob irgend für mich eine Hoffnung sei. Ihr erspart mir die Frage. Denn dieser Dank war meine Antwort, diese Bitte meine Bezahlung und deshalb, Mefrouw, verweigere ich sie. Ich will nicht bezahlt sein, ich liebe Euch und will Gegenliebe, Minderes nicht." — Er nahm seine Stange, stieß sie heftig auf den Grund des Wassers und lenkte so das Schiff zum Lande.

Frau Antje stand wortlos, zu Boden blickend, wie geschlagen vor ihm, ihr

Gesicht war blaß, fast schmäler geworden, die Lippen zuckten und sie kämpfte mit ihren Thränen. Zurückgewiesen, geschmäht, gescholten, das war zu viel! Was konnte sie thun, um ihn zu versöhnen, ihm zu beweisen, daß sie ihn liebte? Nichts, wenn er jene schüchterne Bitte so völlig mißverstanden hatte, daß er sie als Zeichen ihrer Kälte annehmen konnte. Nichts, denn sie vermochte ihre Liebe ihm nicht deutlicher zu gestehen. Schon trieb das Schiff mit der Spitze zum Lande, schon hob Jan seine Stange, sie an's Ufer zu setzen und sich nachzuschwingen, da sprang das Lentje eilig hinzu, faßte ihn am Rock und rief:

„Onkel Jan! Du gehst doch nicht fort, obwohl Mutter Antje Dich bittet zu bleiben? Oh, Mutter Antje, so sprich doch zu ihm, so sage ihm doch, wie sehr Du es wünschest!"

„Frau Antje," sagte Jan ganz leise und trat näher zu ihr, „gebt Euch keine Mühe. Ich glaube doch nicht, daß Euch mein Bleiben wirklich lieb sei, so gehe ich wieder, gehabt Euch wohl."

Sie schwieg. Nur in ihren großen Augen lag etwas, wie eine schmerzliche Klage. „Antje, leb' wohl," fuhr er traurig fort, „ich muß Dich lassen. Ich kann nicht gleichgültig an Deiner Seite als Fremder bleiben; ich will nicht sehen, wie ein vornehmer Herr Dein Gatte wird; darum gehe ich wieder hinaus in die Ferne. Sieh' mich nicht so bittend an, wie darf ich bleiben, wenn Du mich nicht liebst? und daß Du mich liebst, vermag ich nicht zu glauben, Du bittest ja nur, weil das Kind es so will."

Da streckte Frau Antje ihm die Hand entgegen und sagte leise das eine Wort nur: „Bleib!"

„Antje?" Sie nickte, sie konnte nicht sprechen.

„Antje," er rief es froh erschrocken, „Antje!" — Und als er zum dritten Male den Namen, fragend, bittend, jubelnd aussprach, muß er wohl gesehen haben, daß Alles erfüllt sei, was er begehrte, denn er umschlang sie mit seinen Armen und preßte sie an sich und küßte sie auf Stirn und Augen, auf das blonde Haar, das ihr seidenweich unter dem Spitzenhäubchen hervorsah und auf die lieben, willigen Lippen.

So fuhr das Schiff am Buitensingel vorbei in die Stadt und als an der breiten Gracht der Schecke ausgespannt wurde, standen vor dem Hause Rochussen alle Freunde erwartend bereit, das Fräule mit ihrem Vater, dem würdigen Rathsherrn Borselen, Jonkheer Houten und Mynheer Mesdag, der alte Medicus, Nachbarn und Mägde, ja sogar der Rathsdiener Gerke. Frau Antje ging stolz emporgerichteten Hauptes durch die Menge; auf ihren Zügen lag ein sieghaftes Lächeln und als sie zu dem Fräule kam, sagte sie nur: „Base Dorte, Du sprachst die Wahrheit, klug wie immer. Die Liebe rächt sich an dem, der sie schmäht, doch mit edler Rache. Ich bin Jan Bles' verlobte Braut, ich weiß erst jetzt, was rechte Liebe und erst jetzt auch, was Glück ist!"

Das ist die Geschichte von Frau Antje, wie man sie noch an der Gracht erzählt, und das Haus Rochussen, das die schöne Frau an ihrem Hochzeitstage zum Waisenhaus stiftete, damit durch ihr Glück Niemand Einbuße leide, steht dort heute so wohlgefügt und so stattlich, wie vor hundert Jahren, als sie der ganzen Stadt darin Trotz bot.

# Die Heimath der Zigeuner.

Von
Prof. Dr. R. Pischel, Kiel.

Seit dem Jahre 1417 zieht durch Europa ein Volk, fremd von Ansehen und Sitten, das plötzlich erschien und ruhelos von Ort zu Ort wanderte, von Allen gehaßt und Alle hassend. Von der Obrigkeit, von Bürger und Bauer, bald in unmenschlicher Weise verfolgt, hat es verstanden allen Gefahren Trotz zu bieten; die strengsten Gesetze haben ihm am wenigsten geschadet. Dieses Volk sind die Zigeuner. Wo sie auch erscheinen, überall sind sie dieselben. Und sie sind überall. Ihren wandernden Zügen begegnet man in Sibirien wie in Algier; Zigeunerbanden streifen umher an den Ufern des Indus wie an denen des Missisippi, und es gibt kein Land Europa's, das nicht von dem Zigeuner besucht wird. Er zieht von Ungarn nach Jütland, von Schottland nach Polen, gleichgültig gegen Wind und Wetter, zerlumpt und schmutzig, mit elendem Wagen und elendem Pferde, überall ein unwillkommener Gast. Ueberall ein Fremdling, ist er überall zu Hause. Obwohl über die ganze Erde zerstreut, sind die nomadischen Zigeuner noch heut ein Ganzes, ein Volk für sich, denn sie haben sich bewahrt, was Völker am festesten verbindet: eine eigene, altererbte Sprache. Das Elend hat diese Menschen aneinander gekettet, und von Elend weiß ihre Geschichte genug zu erzählen. Selbst die Kirche stieß sie von sich. Im sechsten und letzten der Artikel, welche Upsala's erster lutherischer Erzbischof, Laurentius Petri, mit der Erlaubniß des Königs im Juni 1560 erließ, heißt es kurz und bündig: „Med Tartare skal Prästen sig intet befatta, hvarken jorda theras lik eller Christna theras barn [1].“ (Mit Zigeunern soll der Geistliche sich gar nicht befassen, weder ihre Todten begraben noch ihre Kinder taufen.) Noch 1787 sprach der litauische Pfarrer Zippel über sie das harte Wort: „Das Zigeunervolk ist anitzt einem wohleingerichteten Staate das, was das Ungeziefer dem thierischen Körper ist [2].“ Ueberaus groß ist die Zahl der Verordnungen, die in aller Herren Ländern gegen sie erlassen wurden, und nicht wenige tragen den

---

[1]) F. Dyrlund, Tatere og Natmandsfolk i Danmark. Kopenhagen 1872. p. 13.

[2]) Berlinische Monatsschrift 1793, Band 21, p. 148.

Charakter des Edictes Friedrich Wilhelm's I. vom 5. October 1725, das bestimmt[1]): „Die Zigeuner, männlichen oder weiblichen Geschlechts, so in den preußischen Staaten betroffen werden, sollen, wenn sie über 18 Jahre alt sind, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden, sie mögen vorher schon durch Brandmark, Staupenschlag, Landesverweisung bestraft worden, oder zum erstenmal, einzeln oder volkweise, in's Land gekommen sein, und Pässe vorzuzeigen gehabt haben, oder nicht."

Viel mehr als derartige strenge Gesetze haben ihnen die Verordnungen geschadet, die ihrem Wanderleben ein Ende zu machen suchten, indem sie ihnen für den Fall der Ansiedlung gewisse Rechte einräumten. Diese Gesetze haben ihre nationalen Eigenthümlichkeiten untergraben und sind die Ursache zum Verfall des alten echten Zigeunerthums geworden, wie er jetzt überall sich zeigt. Die Zigeuner erkennen dies selbst sehr wohl. „El kralis ha nikobado la liri de los kálés." (Der König hat das Gesetz der Zigeuner vernichtet), „wir sind nicht mehr das Volk, das wir einst waren, als wir in den Sierras und Wüsten lebten und uns von den Fremden fern hielten," klagte ein spanischer Zigeuner dem Missionar Borrow[2]). Er meinte das Gesetz Karl's III. vom 19. September 1783, das den Zigeunern Zulaß zu allen Aemtern und Gewerben gestattete. „Yon vena sor raiå ta rånia konå" (sie sind jetzt alle Herren und Damen) versichert ein englischer Zigeuner von seinen Stammesgenossen[3]). Und Beide haben recht. Der Zigeuner hört auf Zigeuner zu sein, sobald er ansässig wird und ein Gewerbe betreibt; im Laufe der Zeit vergißt er sogar seine Muttersprache und gebraucht allein die Sprache des Volkes, unter dem er lebt. Die in Constantinopel ansässigen Zigeuner haben ihre Muttersprache fast ganz vergessen; ihre Kinder verstehen nur noch türkisch. Die sogenannten türkischen Zigeuner (turski cigani), die in den Städten Serbiens sitzen, sind Muhammedaner, tragen sich wie die Bosnier und sprechen serbisch. Die spanischen Zigeuner haben ihrem Verbum die Endungen des spanischen Verbums gegeben, die englischen dagegen ihr Verbum seiner Endungen ganz beraubt und es nach dem Muster des englischen vereinfacht. Auch sonst gebrauchen die spanischen Zigeuner spanische, die englischen englische, die norwegischen dänische Endungen in reichem Maße, wie auch der Wortschatz des Zigeunerischen gerade in Spanien, England und Norwegen sehr stark durch die einheimische Sprache beeinflußt worden ist. Aber auch in allen übrigen Ländern Europa's. Alle Zigeunerdialekte Europa's enthalten armenische und in größer Zahl griechische Worte, je nach den einzelnen Ländern aber auch rumänische, ungarische, slavische, deutsche, französische Elemente, ganz abgesehen von der speciell localen Färbung jedes einzelnen Dialekts. Diese fremden Bestandtheile sind von größter Wichtigkeit, da sie allein uns ein Mittel an die Hand geben, um den Weg zu bestimmen, den die Zigeuner bei ihrer Einwanderung nach Europa genommen haben.

---

[1]) Berlinische Monatsschrift 1793, Band 21, p. 110.

[2]) Borrow, The Zincali or an Account of the Gypsies of Spain. I.[2] 218 (London 1843).

[3]) Smart & Crofton, The dialect of the English Gypsies. 2. Edition. London 1875, p. 236.

Die Mundarten der Zigeuner bieten somit ein sehr buntes sprachliches Bild und es wird von Jahr zu Jahr schlimmer, je mehr die Kenntniß der alten Sprache abnimmt. Wie gewaltig der Einfluß der Landessprache schon heut ist, mag ein Beispiel zeigen. Im alten Dialekt der englischen Zigeuner lautete der Satz: „Ich wünsche in den Himmel (der Zigeuner sagt: in meines Gottes Haus) zu kommen, wenn ich sterbe": Komóva te jal adré mi Duvelésko kēri kana meróva; im neuen Dialekt: *J'd* kom *to* jal adré mi Duvel*'s* kēr *when* mandi mer*s*. Hier sind die alten Endungen aufgegeben und englische Constructionen verwendet worden[1]). Sundt erzählt, daß einst eine Zigeunerin in einen norwegischen Bauernhof kam und dort mit großer Zungenfertigkeit ihre Bettelkünste versuchte. Als ihr der Bauer dies verwies, gab sie ihm die classische Antwort: Devel *har* ci dela mander pu *at* cera pré; *saa maa* mander cera *med* möi*en for at* le kaben *til* cavoa*ne* meros d. h. „Gott hat mir kein Land zum Bearbeiten gegeben; so muß ich mit dem Munde arbeiten, um für meine Kinder Speise zu erhalten"[2]). Die durch den Druck hervorgehobenen Worte und Endungen sind dänische. Eine deutsche Zigeunerin übersetzte den Satz: „Er hat einen spitzigen Schnabel" ohne Bedenken mit: les hi yek schpitzigu schnablus[3]). Für den spanischen Dialekt ist oben ein Beispiel gegeben worden. Es ist die höchste Zeit, daß gesammelt wird, was noch zu retten ist. Immer kleiner wird die Zahl der Zigeuner, die ihre Muttersprache noch verhältnißmäßig rein sprechen und nicht bloß in Norwegen kommt es vor, daß sie alte Lieder singen, von denen sie zwar noch der Worte sich erinnern, deren Sinn sie aber nicht mehr völlig deuten können.

In den letzten zehn Jahren ist denn auch eine sehr rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Zigeunerforschung entfaltet worden, so daß man in der That mit Bataillard von einer „Philologie Bohémienne" sprechen kann. Nicht zum kleinsten Theile ist dies das Verdienst von Miklosich, dessen vortreffliche Arbeiten über die Zigeuner Europa's höchst anregend gewirkt haben[4]). Miklosich hat nun auch auf Grund seines reichen sprachlichen Materials die engere Heimath der Zigeuner zu bestimmen gesucht. Darzulegen, wie die Frage heut steht, und wie weit die Ansicht von Miklosich durch die neusten Forschungen auf dem Gebiete der indischen Völkerkunde bestätigt wird, ist die Aufgabe der folgenden Zeilen.

## I.

Die älteste und selbst heut noch nicht völlig verschwundene Ansicht über die Heimath der Zigeuner ist, daß sie aus Aegypten stammen. Zuerst ist dies wohl ausgesprochen von Conrad Justinger in seiner Berner Chronik unter dem Jahre

[1]) In allen fremden Worten ist c wie tsch, *j* wie dsch zu sprechen.

[2]) Sundt, Beretning om Fante-eller Landstrygerfolket i Norge. Andet Oplag Christiania 1852. p. 167 f.

[3]) Rüdiger, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde. Erstes Stück. Leipzig 1782, p. 68.

[4]) Miklosich, Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. Wien 1872–80; und Beiträge zur Kenntniß der Zigeunermundarten. Wien 1874–78.

1419, wo es von den Zigeunern, die in diesem Jahre nach Basel, Zürich, Bern, Solothurn kamen, heißt: „varent von Egyptenland, ungeschaffen, svarz, elend Lüte, mit Wiben und Kinden"; zuletzt wohl von Geibel, dem „der Zigeuner bewegliche Schar" ist „gesäugt an des Niles geheiligter Fluth". Dieser Glaube stützte sich auf die eigenen Angaben der Zigeuner, welche bald nach ihrem ersten Auftreten im mittleren Europa als ihr Vaterland „Klein=Aegypten" bezeichneten. Ihre Anführer, die beritten und gut gekleidet waren, nannten sich „Könige" oder „Herzoge" oder „Grafen von Klein=Aegypten" und die Menge gehorchte ihren Befehlen. Sie gaben vor, sie seien auf einer siebenjährigen Bußfahrt begriffen, die ihnen ihre Bischöfe zur Strafe auferlegt hätten, weil sie vom Christenthum zum Heidenthum abgefallen seien. Die Bande, die 1422 vor Bologna erschien, stand unter einem „Duca di Egitto" mit Namen Andreas, der sich in dem „albergo del Re" einquartirte, während die große Masse seines Volks innerhalb und außerhalb der Stadtthore campirte. Der Herzog Andreas erzählte, er sei vom Christenthum abgefallen, worauf der König von Ungarn sein Land erobert und ihn gefangen genommen habe. Er habe sich dann mit etwa 4000 seiner Unterthanen neu taufen lassen und der König von Ungarn habe ihnen eine siebenjährige Wanderung auferlegt und befohlen nach Rom zum Papste zu gehen. Dieses Märchen wiederholten die Zigeuner 1427 vor Paris in etwas veränderter Fassung, während sie daneben an andern Orten noch die Legende auftischten, sie müßten ohne Rast und Ruhe umherwandern, weil ihre Ahnen in Aegypten Maria und Joseph mit dem Christuskinde nicht aufgenommen hätten, als diese vor Herodes flohen. Noch andere gaben an, sie hätten Klein=Aegypten wegen der Unfruchtbarkeit des Landes verlassen. Diese Märchen fanden zuerst Glauben. Man bemitleidete die Zigeuner; sie wurden anfangs gastlich aufgenommen und beschenkt. So heißt es im städtischen Rechenbuche der Stadt Frankfurt a./M. im Juni 1418, man habe 4 Pfund und 4 Schillinge für Brot und Fleisch ausgegeben, welches „den elendigen luden usz dem cleynen Egypten" geschenkt worden sei. Im Jahre 1429 schenkte die Stadt Arnhem in Geldern „den greve van Klijn-Egipten met synne geselschap in die eer Gaids" 6 Arnhemer Gulden, „item demselben Grafen und den heidnischen Weibern zur Ehre Gottes ½ Malter Waizenbrot, kostet 1 Arnh. Gulden 2 Blenck; item denselben ein Faß Hopfen, kostet 40 Blenck; item noch denselben 1 Tonne Heringe, kostet 50 Blenck." In Zutphen beschenkte man 1459 den „Koninck van Clijn-Egypten" und 1496 gab der streitbare Fürst von Geldern, Herzog Karl von Egmont, dem „Grafen Martyn Gnougy, gebooren van Klijn-Egypten" einen Geleitbrief durch sein Land, weil er auf einer Pilgerfahrt begriffen sei; doch sollte der Graf mit seinen Leuten an keinem Orte länger als drei Tage verweilen. Geschenke und Schutzbriefe für die Zigeuner werden auch sonst noch erwähnt, wie ja die Bande, die 1417 in den Hansestädten erschien und dann weiter nach der Schweiz und Italien zog, einen Schutzbrief des Kaisers Sigismund vorwies. Einzelne Banden traten anfänglich bescheiden auf, und dies, sowie die hochklingenden Titel, die sich ihre Führer beilegten, hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, die lange geglaubt worden ist, daß diese ersten Zigeuner von den ihnen folgenden und den jetzigen grundverschieden gewesen seien. Könige, Herzöge und Grafen von Klein=Aegypten werden

häufig in alten holländischen und deutschen Urkunden, wie auch in denen anderer Länder, erwähnt. Martin Crusius spricht in seinen „Annales Suevici“ von einem Denkmal bei Steinbach, errichtet „dem hochgeborenen Herrn, Herrn Panuel, Herzog in Klein-Aegypten und Herrn zum Hirschhorn desselben Landes“ mit dem Wappen des Herzogs und noch 1498 wurde zu Pforzheim der Freigraf Johann von Klein-Aegypten begraben.

Unter „Klein-Aegypten“ ist möglicherweise der Peloponnes zu verstehen, den wir als die europäische Heimath der Zigeuner anzusehen haben. Dort haben sie sicher schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gesessen, da im Jahre 1398, wie Hopf gezeigt hat, der venetianische Statthalter von Nauplion, Ottaviano Bŭono, den dortigen Zigeunern und speciell ihrem Hauptmann Johann die Privilegien bestätigte, die ihnen seine Vorgänger verliehen hatten [1]). Deutsche Reisende aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erwähnen nun eine Zigeunercolonie von 2—300 Hütten am Fuße des Berges Gype bei Modone; Arnold von Harff spricht sogar von einem Lande Namens Gyppe, das etwa 40 Meilen von Modone entfernt liege und die Heimath der Zigeuner sei und nach dem Pfalzgrafen Alexander von Veldenz übersetzten die Venetianer Gype mit Klein-Aegypten. Mag dies nun richtig, oder mag Klein-Aegypten ein Land von der Art des Aristophaneischen Wolkenkukuksheim sein, Thatsache ist, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts der ägyptische Ursprung der Zigeuner allgemein für sicher galt, und nur so läßt es sich erklären, daß die Zigeuner noch heut in einzelnen Ländern Namen führen, die an Aegypten erinnern. In Spanien hießen sie in alter Zeit Egypcianos oder Egipcianos, heut ebenso wie in Portugal, Gitanos, in England im 16. Jahrhundert Egipcions, heut Gypsies; in alten holländischen Urkunden heißen sie Egyptiërs, Egiptenaren, Egyptenaers, Giptenaers, daneben auch Heidenen, Heidens, wie heut allein; die Franzosen nannten sie früher Égyptiens, jetzt Bohémiens, vermuthlich weil sie Schutzbriefe des Königs von Ungarn und Böhmen vorwiesen, oder direct aus Böhmen kamen, die Griechen nennen sie *Γύφτοι* (Gifti), die Albanesen Evgít. In einer slavonischen Urkunde vom Jahre 1698 werden sie als gens Pharaica bezeichnet und so hießen sie früher in Ungarn auch Pharao népek (Leute Pharao's) oder Pharao nemzetség (Geschlecht Pharao's), ja Thomasius hat sogar das Unmögliche möglich gemacht und unser Wort Zigeuner direct von Aegyptiani abgeleitet auf dem Wege: Aegyptianer, Gyptianer, Zianer, Ziganer, Zigener („wie Italiani zu Italiener“) Zigeuner („weil wir in Oberdeutschland Doppellauter lieben“), eine Etymologie, die sogar noch in Avé-Lallemant einen Gläubigen gefunden hat [2]). Eine Etymologie dieser Art scheint auch Christian von Hofmannswaldau vor Augen gehabt zu haben, als er die folgende Grabschrift auf einen „Ziegeiner“ verfaßte:

In strenger Wanderschafft bracht ich mein Leben hin,
Zwey Reime lehren dich, wer ich gewesen bin.
Aegypten, Ungern, Schweitz, Beelzebub und Schwaben,
Hat mich genennt, erzeugt, genährt, erwürgt, begraben.

---

[1]) Karl Hopf, Die Einwanderung der Zigeuner in Europa. Gotha 1870, p. 11 ff.

[2]) Thomasius, Dissertatio philosophica de Cingaris. Leipzig 1677, § 9. Avé-Lallemant, Das Deutsche Gaunerthum 1, p. 10.

Da die Zigeuner von Ungarn her zuerst nach Deutschland gekommen sind, so ist es begreiflich, daß Hofmannswaldau Ungarn als ihr Vaterland betrachtet, wie vor ihm schon der Presbyter Andreas von Regensburg, der 1410 in das Augustinerkloster zu Regensburg trat, und in seinem „Diarium sexennale“ unter dem Jahre 1424 von den Zigeunern sagt: „dieses Volk stammte aus der Gegend von Ungarn.“ Thurnmayr von Abensberg, bekannter unter seinem latinisirten Namen Aventinus († 1534), nennt die Zigeuner in seinen „Annales Bojorum“ „lauter Buben, ein zusammengeklaubte Rott, aus der Gräntz Ungern und Türckey“ und in Hannover und Schleswig-Holstein, und wohl auch in andern Ländern niederdeutscher Zunge, wurden sie früher häufig „Ungarn“ genannt. In Urkunden der Stadt Frankfurt a./M. heißen sie auch „Beheimen“ d. h. Böhmen, wie bei den Franzosen. Der echt niederdeutsche Name der Zigeuner aber ist Tätern, und so heißen sie noch heut mit dialektischen kleinen Varianten auf dem gesammten Gebiete der niederdeutschen Sprache, ferner in Dänemark und Schweden. „Hei is sau gël as 'n Täter“ ist eine weitverbreitete Redensart in Norddeutschland, und hier tragen auch Oertlichkeiten mit Täter zusammengesetzte Namen. So erscheint in Hannover vor den Thoren der Städte und an den Grenzen der Feldmarken öfter der Name „Täternpäl“ (Zigeunerpfahl), wie auch Theile der Feldmarken an 'n Täterpäle heißen, obwohl heut kein Pfahl mehr dasteht. Früher aber standen wirklich dort Pfähle und zwar sollten diese Täternpöele angeblich die Stelle bezeichnen, bis zu der sich die Zigeuner den Städten nähern durften. In Holstein haben wir ein Täternloch im Schnellmarker Holz bei Eckernförde, und einen Ort Namens Täterbusch im Kirchspiel Hohenfelde.

Als die Zigeuner zuerst in Deutschland sich zeigten, glaubte das Volk, die Tartaren seien wiedergekommen und übertrug auf sie diesen Namen. Schon der Dominikanermönch Hermann Korner, der zur Zeit des Kaisers Sigismund lebte, beschreibt sie als „scheußlich von Gestalt, schwarz wie die Tartaren“; Albert Krantz in seiner „Saxonia“ (Köln 1520) bezeugt ausdrücklich, daß das Volk sie Tartaren nannte und Rufus in seiner „Lübeckischen Chronik“ sagt von ihnen: „desse quemen ute Tartarien.“ Wie die ägyptische, so hat auch die tartarische Hypothese ihre Vertheidiger gefunden, wobei neben dem Namen Tätern auch die Dsungarei verwerthet wurde, deren Namen man mit Zingari (Zigeuner) in Verbindung brachte. Man glaubte, daß die Zigeuner ursprünglich tartarische Horden gewesen seien, die sich um 1400 von dem Heere Timûr's abgetrennt hätten. In gleicher Weise wie den Namen Tätern, hat man auch den Namen Zigeuner gemißbraucht, um die Heimath dieses Volkes zu bestimmen. Hasse hat sie bereits in den Sigynnen Herodot's finden wollen, eine Ansicht, die neuerdings wieder von Bataillard aufgenommen und vertheidigt worden ist, der auch die Sintier Homer's auf Lemnos für Zigeuner erklären will.

Alle Versuche, die Heimath der Zigeuner zu ergründen, mußten nothwendig scheitern, so lange man von rein äußerlichen Anklängen im Namen ausging[1]).

[1]) Zahlreiche ältere Ansichten verzeichnet Grellmann in seinem noch heute werthvollen Buche: „Historischer Versuch über die Zigeuner“. 2. Aufl. Göttingen 1787, p. 228 ff.

Bei einem Volke wie die Zigeuner, das keine alten Traditionen hat, gibt es nur ein Mittel um seine Herkunft zu erforschen: das Studium seiner Sprache. Freilich galt es erst festzustellen, was in Wahrheit Sprache der Zigeuner war. Schon am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte Wagenseil, Professor des öffentlichen Rechts und der orientalischen Sprachen an der einst berühmten Universität zu Altdorf, auf Grund der Sprache die Herkunft der Zigeuner ermitteln wollen. Aber was er für Zigeunerisch hielt, war die deutsche Gaunersprache, das Rothwelsch; und da er in ihm zahlreiche hebräische Elemente fand, so erklärte Wagenseil die Zigeuner für deutsche Juden. Sobald man aber die echte Zigeunersprache untersuchte, war das Räthsel gelöst. Zwei Männer kamen gleichzeitig und ganz unabhängig von einander zu demselben Resultate: Rüdiger 1777 (veröffentlicht 1782) und Grellmann 1783, beide auf Grund sehr ungenügenden Materials und höchst mangelhafter Sprachkenntnisse, mehr durch Zufall als durch Sprachstudium. Was diese und bald nach ihnen andere mehr nur andeuteten, erwies Pott streng wissenschaftlich. Sein großes Werk: „Die Zigeuner in Europa und Asien", (Halle 1844/45) beseitigte jeden, etwa noch möglichen Zweifel und es ist seitdem eine allbekannte und unumstößliche Thatsache: die Heimath der Zigeuner ist Indien, ihre Sprache eine indische.

Nun gibt es aber wenige Länder der Erde, in denen eine so gewaltige Sprachverschiedenheit herrscht wie in Indien. Gänzlich unverwandte Nationen sitzen hier oft dicht neben einander und innerhalb derselben Völkergruppe ist die Zahl der Dialekte eine überaus große. Vier Völkergruppen sind es besonders, die sich schon seit ältester Zeit in Indien scharf von einander abtrennen. Im Süden des Vindhyagebirges, im Dekhan, sitzen die Draviden, im Vindhya selbst und seiner Nachbarschaft die Nishädavölker; ein großer Theil des Nordens wird von Völkern tibetanischer Herkunft eingenommen. Die Mitte des Landes, Hindūstān, wird von den indischen Ariern, unsern Blutsverwandten, bewohnt. Indische Arier sind aber auch die Marāthen im Dekhan, die herrschenden Völker im Norden von Nepāl bis Kafiristān und bei Weitem die meisten Stämme des Hindūkūsh, wie wir erst seit zwei Jahren durch das treffliche Buch des Majors Biddulph wissen [1]). Wenn man nur die Hauptsprachen der Arier berücksichtigt, so ist die Zahl schon eine recht erhebliche. Im Osten folgen sich, von Norden nach Süden: Asāmī, Bangālī, Uriyā; im Norden, von Osten nach Westen: Nēpālī, Kāmaōnī, Garhwālī, Dogrī, Kaçmīrī, Dārdū, Kāfirī; im Westen, von Süden nach Norden: Marāthī, Gujarātī, Sindhī, Multānī, Panjābī; die Mitte beherrscht Hindī etwa bis Benares, von da an Bihārī, und als lingua franca wird in dem größten Theile von Indien Urdū oder Hindūstānī gesprochen. Alle diese Sprachen zerfallen aber wieder in sehr viele Dialekte, die nicht selten so sehr von einander abweichen, daß Stämme, die nur wenige Meilen von einander entfernt wohnen, nicht im Stande sind, sich zu verstehen. Selbst auf einem verhältnißmäßig so kleinen Gebiete wie Kāfiristān ist die Sprachverschiedenheit so groß, daß, wie Biddulph bemerkt, viele Stämme deswegen nicht mit einander verkehren können. Zu diesen arischen Indern nun gehören auch die Zigeuner;

---

[1]) Biddulph, Tribes of the Hindoo Koosh. Calcutta 1880.

welche Gegend Indiens aber als ihre engere Heimath zu betrachten ist, ist eine Frage, über die noch keineswegs Einstimmigkeit herrscht.

## II.

Da sich die Zigeuner selbst Sinte oder Sinde nennen, so wollte man Sindh zu ihrem Ursprungslande machen. Aber beide Namen haben nichts mit einander zu thun und zwischen dem Sindhī und dem Zigeunerischen herrscht keine irgendwie nähere Verwandtschaft. Bacmeister, dem Rüdiger 1777 seine Entdeckung vom indischen Ursprung der Zigeuner mittheilte, antwortete diesem, er fände das Zigeunerische „mit der Sprache der südwestlich in Indien gelegenen Provinz Multan und sonst mit keinen auch unter den vielen kaukasischen übereinstimmend." Bacmeister meinte ohne Zweifel das Panjābī; denn von Multānī war ihm schwerlich eine Kunde zugekommen. Büttner fand das Zigeunerische dem Afghanischen ähnlich und Ascoli ließ die Möglichkeit zu, daß die Zigeuner Sindhier gewesen seien, die sich lange unter Afghanen aufgehalten hätten. Alle verlegten also die engere Heimath der Zigeuner nach dem Westen von Indien und dort glaubt man auch die Anfänge ihrer Geschichte nachweisen zu können.

Der große persische Epiker Firdūsī, der um 1000 n. Chr. lebte, erzählt in seinem „Shāh-nāmah", daß der persische König Bahrām-Gūr (um 420 n. Chr.) von dem indischen Könige Shankal von Kanōj sich 10,000 Lūrīs erbat, die durch ihre Kunst im Lautenspiel seine armen Unterthanen erfreuen sollten. Bahrām-Gūr wies ihnen einen geeigneten Wohnort an, gab jedem einen Esel und eine Kuh, außerdem reichlich Weizen zum Säen und ließ sie sich ein Haupt wählen. Die Lūrīs aber waren mit ihrem Weizen und ihren Kühen schnell fertig und am Ende des Jahres ganz mittellos. Der König, aufgebracht über ihren Leichtsinn, befahl ihnen nun, ihre Habe auf die Esel zu laden und sich durch Gesang und Instrumentalmusik zu ernähren; sie sollten jedes Jahr durch sein Land wandern und durch ihre Gesänge Reiche und Arme erfreuen. Die Lūrīs, sagt Firdūsī, wandern jetzt gemäß diesem Befehl in der Welt umher, indem sie Beschäftigung suchen, sich zu Hunden und Wölfen gesellen und auf der Landstraße Tag und Nacht stehlen.

Dieselbe Geschichte wird noch von anderen persischen Schriftstellern erzählt und von einem derselben ausdrücklich hervorgehoben, daß von jenen Lūrīs die heutigen persischen Lūrīs abstammen. Lūrī oder Lūlī ist aber der Name, den die Zigeuner noch heut vorzugsweise in Persien führen, und so märchenhaft auch die Erzählung bei Firdūsī aufgeputzt ist, so liegt doch kein genügender Grund vor, um an der Thatsache zu zweifeln, daß in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine größere Zahl Zigeuner von Indien nach Persien gewandert sei, womit jedoch durchaus nicht gesagt ist, daß diese Zigeuner die Ahnen der europäischen Zigeuner sind. Die Erzählung Firdūsī's findet sich schon bei dem arabischen Geschichtsschreiber Hamza Ispahānī, der noch ein halbes Jahrhundert vor Firdūsī lebte. Hamza nennt nun diese indischen Musikanten *Zoṭṭ* und aus arabischen Wörterbüchern wissen wir, daß dieser Name arabisirt ist aus *Jaṭṭ* und auch *Zaṭṭ* ausgesprochen werden kann. Wir erfahren ferner, daß diese *Jaṭṭ* in Sindh und Multān saßen und in mehrere Stämme zerfielen, von denen die Bodha sich

mit Kameelzucht nährten und in Hütten als Nomaden lebten, während der nördlichste Stamm, die Kikân, durch seine Pferdezucht berühmt war. Der Stamm, der im Süden am Meere wohnte, trieb Seeräuberei und plünderte im Jahre 768 Jedda, die Hafenstadt von Mekka. Nachdem zuerst Bataillard 1849 auf Grund dieser Angaben der Araber die Zigeuner mit den indischen *Jat* identificirt hatte, hat dies 25 Jahre später unabhängig von ihm auch der gelehrte holländische Arabist de Goeje gethan, der die Geschichte der *Zott* verfolgt hat [1]). Wir erfahren durch ihn, daß im 7. Jahrhundert zahlreiche *Zott* im Heere der Perser dienten, die, als es den Persern schlecht ging, zu den Arabern überliefen, den Islâm annahmen und sich zum großen Theil an den Ufern des Shat-el-Arab in Bassa niederließen. Auch an anderen Orten des Euphratgebietes werden angesiedelte *Zott* erwähnt, und zwar waren es nicht nur Soldaten, sondern ganze Familien mit Hab und Gut. Im Jahre 669 oder 670 wurden durch den Khalifen Moâwia, *Zott* in Antiochia und anderen Seeplätzen von Syrien wohnhaft gemacht. Als die Araber ihre Einfälle in Indien begannen, leisteten ihnen die dortigen *Zott* anfänglich Widerstand; später aber schlossen sie sich ihnen als Bundesgenossen an, waren aber so unzuverlässig, daß die Araber einen großen Theil von ihnen zu deportiren beschlossen. Sie wurden mit ihren Frauen, Kindern und Büffeln in die Sumpfländer am Tigris, nach Kaskar, geschickt und später zum Theil nach Syrien übergeführt. Die in Kaskar zurückgebliebenen *Zott* benutzten die Unruhen, die nach dem Tode Hârûn-al-Rashîd's ausbrachen, um in Kaskar die Gewalt an sich zu reißen. Verstärkt durch weggelaufene Sklaven und Unzufriedene besetzten sie die Land- und Wasserstraßen, plünderten Karawanen und Schiffe, sowie die Kornmagazine von Kaskar, und trieben dies Unwesen so weit, daß im Jahr 820 sich Niemand mehr durch ihr Gebiet wagte und die von Bassa nach Bagdad bestimmten Transportschiffe nicht auslaufen konnten. Mehrere Versuche die *Zott* zu unterwerfen waren erfolglos; erst im Jahre 834 wurden sie nach hartnäckigem Widerstande bezwungen und im Triumph nach Bagdad geführt. Sie hielten dort in ihrem Nationalkostüm ihren Einzug und wurden dem Volke an drei aufeinanderfolgenden Tagen vorgeführt, sodann nach Syrien deportirt, wo sie den Einwohnern viel Noth bereiteten. Im Jahre 855 machten die Byzantiner einen Einfall in Syrien und führten die *Zott* mit Frauen, Kindern und Büffeln nach dem Byzantinischen Reiche. Nachdem der Aufstand in Kaskar gedämpft war, wurden auch die *Zott* in Indien bezwungen und schwer gezüchtigt. Später bekamen sie wieder die Oberhand und wurden durch die Räubereien zu einer großen Landplage, so daß sie im Jahre 1025 Mahmûd von Ghazni, dessen Heer sie anfielen, hart mitnahm und Tîmûr im Jahre 1398 in Person sein Heer gegen sie führte, 2000 tödtete und große Beute an Vieh und gefangenen Weibern und Kindern machte. Bald darauf zog er gegen Delhi und vor der Entscheidungsschlacht, die Indien in seine Gewalt brachte, ließ er an einem Tage alle Kriegsgefangenen, die er seit seiner Ankunft in Indien gemacht hatte, tödten. Es sollen über 100,000 gewesen sein. Daß darunter sich auch die gefangenen *Zott* befanden, ist zweifellos; denn sie gerade hatte

[1]) de Goeje, Bijdrage tot de Geschiedenis der Zigeuners. Amsterdam 1875.

Tīmūr am wenigsten Grund zu schonen. Dadurch allein würde schon, wie de Goeje mit Recht bemerkt, die Ansicht hinfällig, daß die Zigeuner mit Tīmūr's Heer nach Europa gekommen seien, wenn anders die *Zott* Zigeuner waren. Und waren sie es? Man glaubt es allgemein. Der einzige der bisher daran Zweifel geäußert hat, ist Bataillard, der früher selbst, wie erwähnt, die Ja*t*s für identisch mit den Zigeunern erklärt hatte. Bataillard konnte die Frage nicht entscheiden, weil damals (1875) noch nicht genügendes sprachliches Material vorlag; denn auch hier kann wieder nur die Sprache den Ausschlag geben.

Seitdem ist uns nun (1881) die Sprache der Ja*t*, das Ja*t*kī oder Multānī, durch O'Brien [1]) genauer bekannt geworden und eine Vergleichung mit dem Zigeunerischen ergibt, daß beide Sprachen durchaus verschieden sind. In einem einzigen Punkte der Lautlehre, der theilweisen Bewahrung des „r" hinter Consonanten, stimmen sie allerdings überein; aber im Uebrigen sind sie in der Lautlehre, in der Flexion und im Wortvorrath grundverschieden. Man könnte nun meinen, daß hier wie anderwärts die Zigeuner nach ihrer Ansiedelung ihre Sprache vergessen hätten und in der Landbevölkerung aufgegangen seien. Aber diese Ansicht ist gänzlich ausgeschlossen. Ein Theil der Ja*t*s lebt noch heut von der Kameelzucht, wandert weit nach Persien hinein und bis nach Damaskus, wo sie noch heut *Zutt* heißen, von den Zigeunern aber wohl unterschieden werden, die man Nawar nennt.

Die Ja*t*s sind ohne Zweifel die älteste Bevölkerung des südlichen Panjāb, sie hatten früher eigene Fürsten und einen einheimischen Adel und in ihren Liedern und Legenden haben sie die Erinnerung an bessere Zeiten bewahrt. Heut sind sie ziemlich verachtet und gelten als rohe ungebildete Gesellen. Ihre Sprache ist weder Panjābī noch Sindhī, sondern ein selbständiger Dialekt zwischen beiden und es ist nicht im Entferntesten daran zu denken, daß sie ihn erst in späterer Zeit angenommen haben. Er ist vielmehr ihre alte Muttersprache. Dazu kommt, daß wir nothwendig zahlreiche arabische und syrische Worte in den Zigeunermundarten Europa's finden müßten, wenn etwa unsere Zigeuner die Nachkommen jener *Zott* wären, die 855 nach dem byzantinischen Reich übergeführt wurden. Die Zigeunermundarten Europa's enthalten, wie ich schon kurz erwähnt habe, reichlich Worte aus den Sprachen aller Länder, in denen die Zigeuner längere Zeit gelebt haben; sie müßten also auch, und zwar alle, arabische und syrische Elemente in größerer Zahl aufweisen. Das ist aber nicht der Fall. De Goeje hat allerdings 10 zigeunerische Worte für arabisch erklärt, aber sehr mit Unrecht, wie Miklosich gezeigt hat. Die Untersuchungen von Miklosich ergeben zur Evidenz, daß der Weg der Zigeuner von Indien nach Europa nicht durch Persien und von dort südlich durch Arabien, sondern durch Persien und von dort nördlich durch Armenien gegangen ist. Miklosich läßt aber noch die Möglichkeit offen, daß auch Zigeunerhorden südlich zogen und sich später mit den nördlichen im Gebiete des griechischen Reiches vereinigt hätten. Aber auch dann müßten wir arabische Elemente in den Zigeunermundarten Europa's finden, und Miklosich hat diese Ansicht nur ausgesprochen, weil er mit de Goeje die *Zott* für Zigeuner

[1]) O'Brien, Glossary of the Multani Language. Lahore 1881.

hält. Wir können es auf Grund der neugewonnenen sprachlichen Kenntnisse mit Bestimmtheit aussprechen, daß, was uns de Goeje aus arabischen Quellen mitgetheilt hat, nicht eine Geschichte der Zigeuner, sondern der *Jats* ist. Daß die Araber auch die Zigeuner *Zott* nennen, soll damit keineswegs geleugnet werden und läßt sich gar nicht leugnen. Aber es beweist nichts weiter, als daß die Araber auf die Zigeuner den Namen des indischen Stammes übertrugen, mit dem sie am häufigsten in Berührung gekommen waren, weil auch die Zigeuner aus Indien kamen. Wer deswegen die Zigeuner zu *Jats* machen will, kann sie mit demselben Rechte zu Böhmen machen, weil die Franzosen sie Bohémiens nennen, oder zu Ungarn, weil sie so auch bei den Niederdeutschen heißen, oder zu Griechen, weil sie diesen Namen in den Constitutionen von Catalonien und in holländischen Urkunden von 1459 und 1460 führen. Auch abgesehen von der Sprache, berechtigt nichts zu einer Identificirung der *Zott* mit den Zigeunern. Ein anonymer Verfasser in der „Edinburgh Review“ (1878) hat Alles zusammengestellt, was etwa dafür beigebracht werden könnte, und er ist sogar geneigt, die Auswanderung der Zigeuner aus Indien auf die große Niederlage der *Jats* durch Mahmûd zurückzuführen. Aber unter den wenigen Aehnlichkeiten ist keine irgendwie charakteristische; dagegen fällt schwer in's Gewicht, daß die *Jats* tapfere Soldaten waren, was den Zigeunern niemand nachsagen wird. Sie sind im Gegentheil die denkbar feigsten. Die Nachrichten über die *Zott* können somit nicht verwerthet werden, um dadurch das Panjâb als die Heimath der Zigeuner zu erweisen.

Dagegen scheint dafür zu sprechen, daß wir im Panjâb einen nomadisirenden Stamm treffen, der in Sitten und im Namen den Zigeunern sehr ähnlich ist. Das ist der Stamm der Cangars. Ueber die Cangar hat die erste Nachricht Rienzi (1832) gegeben.[1]) Er nennt sie Tzengaris, was nichts anderes ist als Cangar nach der Aussprache der Marâthen, die den Sanskritlaut ca — zu sprechen tscha — wie tsa aussprechen. Nach Rienzi heißen sie auf der Küste von Konkan und der Piratenküste auch Bangaris, und Sukatir auf der Küste von Malabar. Sie sind Nomaden und unterscheiden sich in ihrer Religion, ihren Einrichtungen, Sitten und Sprache von den übrigen indischen Stämmen. Sie sind im Allgemeinen von schwärzlicher Farbe, wodurch der Name „schwarze Hindus“ gerechtfertigt wird, den ihnen die Perser geben. In Kriegszeiten plündern sie, bringen die Zufuhr in's Heer und überschwemmen es mit Spionen und Tänzerinnen. Im Frieden verfertigen sie grobe Leinwand und handeln mit Reis, Butter, Salz, berauschenden Getränken, Opium, Parfüms u. s. w. Ihre Waaren schaffen sie auf Ochsen von einem Ort zum andern. Ihre Frauen sind hübsch und wohlgebaut, aber den widerwärtigsten Ausschweifungen ergeben. Sie stehlen oft junge Mädchen, die sie darauf je nach dem Bedürfniß an Eingeborene oder Europäer verkaufen. Man klagt sie auch an, den Dämonen Menschenopfer zu bringen und Menschenfleisch zu essen. Fast überall betreiben sie das Geschäft als Kuppler; die Frauen sagen für Geld wahr. Sie schlagen dabei auf eine Trommel, um die Dämonen herbeizurufen, sprechen mit der Miene einer Sibylle

---

[1]) Rienzi in der „Revue Encyclopédique“, Tome LVI. Paris 1832, p. 365 ff.

und seltener Zungenfertigkeit eine Anzahl sonderbarer Worte aus, betrachten den Stand des Himmels und die Linien in der Hand der Person, die sie um Rath frägt, und sagen dann ernst das Schicksal voraus. Ferner üben die Frauen die Kunst der Tätowirung. Sie zeichnen den Frauen der Hindus Sterne, Blumen und Thiere auf die Arme, stechen die Umrisse mit einer Nadel ein und reiben die Stiche mit einem Pflanzensaft, der sie unvertilgbar macht. Außerdem üben die Tzengaris gelegentlich jedes Geschäft aus. Sie sind unter sich verbunden und leben in Familien; nicht selten sieht man Vater und Tochter, Onkel und Nichte, Bruder und Schwester mit einander leben und sich nach Art der Thiere vermischen. Sie sind mißtrauisch, Lügner, Spieler, Trunkenbolde, Feiglinge und gänzlich ungebildet. Sie haben keinen andern Glauben als die Furcht vor bösen Geistern und dem Schicksal.

Soweit die Schilderung Rienzi's. Er fügt hinzu, daß die Heimath der Tzengaris im Lande der Marâthen zu suchen sei und daß ihre Zerstreuung von dem Einfalle Tîmûr's in Indien herrühre (1398). Er gibt auch ein kurzes Wortverzeichniß, das völlig werthlos ist, da die Worte theils Arabisch, theils verunglücktes Sanskrit sind. Daß viele Züge, die Rienzi hervorhebt, echt zigeunerische sind, ist nicht zu verkennen. Auch die Fabel von dem Menschenraub und der Menschenfresserei wird ja noch heute von den Zigeunern geglaubt. Die Schilderung, welche Rienzi von den Tzengaris entwirft, stimmt genau zu der Beschreibung, welche der Abbé Dubois von einer Kaste des Dekhans schon 1825 entworfen hat, die er Lambadî oder Sukatir oder Benjari nennt; und die letzteren Namen beweisen, daß er denselben Stamm vor Augen hatte wie Rienzi; denn dieser nennt seine Tzengaris auch Sukatir und Bangaris, offenbar dasselbe Wort wie Benjari. Auch Dubois verlegt ihre Heimath in das Land der Marâthen und einen ihnen ganz ähnlichen Stamm, den er Kuraver oder Kurumaru nennt, vergleicht er mit den Zigeunern Europa's [1]). Der nächste, der uns Nachricht von den Cangars gegeben hat, ist Trumpp (1872). Nach Trumpp [2]), einem der besten Kenner des Nordwestens von Indien und seiner Sprachen, sind die Cangars der einzige heimathlose Stamm, der ziemlich zahlreich an den Ufern der großen Ströme des Panjâb und in den sie umgebenden wüsten Landstrichen umherzieht. Die Cangars bauen sich temporäre Hütten aus Rohr und liegen in rohconstruirten Boten dem Fischfang und der Alligatorenjagd ob. Außer Fischen, Alligatoren und dergleichen verzehren sie auch Aas (wie die Zigeuner). Sie sind etwas menschenscheu und meiden die Nachbarschaft von Städten und Dörfern (kein zigeunerischer Zug). Nach Trumpp sind sie aus Sindh heraufgewandert, da sie alle ohne Ausnahme entweder reines Sindhî oder einen mit Panjâbî vermischten Dialekt sprechen. Von religiösen Gebräuchen scheint sich bei ihnen keine Spur zu finden. Trumpp bemerkt ferner, daß sie in Sitten wie im Namen (italienisch Zingaro, Cingaro) viel Aehnlichkeit mit unseren Zi-

[1]) Dubois, Mœurs, Institutions et Cérémonies des Peuples de l'Inde. Paris 1825. I, p. 74 ff. cfr. Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II, p. 531 (London 1830).

[2]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien II, p. 294 (Wien 1872).

geunern haben und daß sie weit bis nach Persien hineinwandern, was ihre Uebersiedelung nach Persien leicht erklären würde.

Endlich hat neuerdings (1880) Leitner uns über diesen Stamm und seine Sprache Nachricht gegeben [1]). Nach Leitner nennen sich die Cangars selbst nicht mit diesem Namen, sondern er scheint ihnen von andern, die nicht ihres Stammes sind, gegeben worden zu sein. Sie selbst nennen sich unter einander Cūhne, was nach Leitner so viel als „Geliebte" bedeutet. Sie zerfallen in mehrere Kasten und sind kein Wanderstamm, ebensowenig Diebe von Profession. Die Keuschheit ihrer Weiber sei sprichwörtlich; sie sind groß und dunkel und lieben es sich zu putzen. Die Cangars haben ihre Hauptniederlassung in Lahōr; außerdem leben Cangars noch in andern Städten des Panjāb, in Peshāwar und „eine Station hinter Peshāwar". Von Sindh wissen sie nichts und sprechen nicht Sindhī. Die Cangars, die Trumpp erwähnt habe, erkennen sie als solche nicht an. Sie nennen sie Samé oder Mé. Die Cangars in Lahōr fangen keine Fische, nur den Fischlaich mit den Händen, und essen keine Alligatoren. Nach Leitner spricht Folgendes gegen die Identificirung der Cangars mit den Zigeunern: 1) Die Cangars sind nicht musikalisch, sondern lassen sich Sänger und Musiker kommen; 2) sie flicken nicht Kessel und beschlagen nicht Pferde; 3) sie wahrsagen nicht; 4) sie sind nicht Diebe von Profession. Sie sind ferner gute Muhammedaner und rühmen sich, nichts Verbotenes zu essen. Was Leitner sonst noch von ihren Sitten mittheilt, kommt hier nicht in Betracht.

Diese drei Berichte von Rienzi, Trumpp und Leitner widersprechen sich derartig, daß man eine Vereinigung für unmöglich halten möchte, und Leitner's bestimmte Angaben scheinen die Frage der Identificirung der Cangars mit den Zigeunern in negativem Sinne zu entscheiden. Indeß es scheint nur so. Für den Kenner der Zigeuner lösen sich viele dieser Widersprüche leicht. Was uns Leitner über den Dialekt der Cangars mittheilt, ist leider sehr ungenügend, trotzdem aber für die Charakterisirung des Stammes sehr wichtig. Wir sahen, daß die Zigeuner nirgends mehr ihre Sprache rein sprechen, sondern sie stets mit Wörtern aus der Sprache des Volkes versetzen, unter dem sie leben. Außerdem eignet sich aber der Zigeuner fremde Sprachen mit Leichtigkeit an und sucht seine eigene Sprache ebenso wie seine Nationalität vor Fremden möglichst zu verbergen. Nie ist er um eine Antwort verlegen und auf Fragen, wie dies oder jenes in seiner Sprache heißt, leugnet er anfänglich entweder eine eigene Sprache zu haben oder er gibt Wörter irgend einer fremden Sprache an, die er kennt, oder endlich auch ohne Scheu Wörter aus der Sprache des Fragenden selbst. Wer von dem Zigeuner Etwas erfahren will, muß zwei Dinge besitzen: Kenntniß seiner Sprache und Geld. Dem letzteren widersteht er nie und durch dieses Mittel hat vor Allem der griechische Arzt Paspati seine überaus werthvollen Sammlungen über die Sprache der türkischen Zigeuner zu Stande gebracht. Ein Zigeuner erbot sich einst, dem Verfasser dieses Aufsatzes für hundert Thaler seine Sprache zu lehren, ging aber in seinen Forderungen bald herab. Ausnahmen sind natürlich vorhanden. So fandt Sundt in dem Zigeuner Frederik Larsen Hartmann einen

[1]) Leitner, A Sketch of the Changars and of their Dialect. Lahore 1880.

willigen Sprachmeister, und auch Andere haben ohne besondere Schwierigkeiten Zigeuner ausfragen können. Im Allgemeinen aber ist der Zigeuner verschlossen und schwer zugänglich. Wer dagegen seine Sprache spricht, wird bald sein Mißtrauen besänftigen können. Sundt hatte, ehe er Zigeunerisch sprach, ganz vergebliche Versuche gemacht, sich den gefangenen Zigeunern in den norwegischen Zuchthäusern und Gefängnissen zu nähern; als er dagegen ihre Sprache gelernt hatte, fand er gerade das Gegentheil und er sagt, es sei oft höchst drollig gewesen zu sehen, welche Wirkung zwei bis drei Zigeunerworte thun konnten. Das vermag ich aus meiner eigenen Erfahrung zu bestätigen. Der Criminalrath Liebich, ein sehr guter Kenner der Zigeuner, erzählt [1]), daß ein Zigeuner, Namens Charles Augustin, wegen Bettelns in das Criminalgericht zu Lobenstein eingeliefert wurde, der als ein hartnäckiger Verleugner seiner zigeunerischen Herkunft geschildert wurde. Auch Liebich gegenüber leugnete er entschieden, obwohl sein Aeußeres einen Zweifel an seiner Herkunft nicht aufkommen ließ. Da redete ihn Liebich ganz plötzlich an: Tu hal Rōm, me hōm Rōm, raker cacopen (du bist Zigeuner, ich bin Zigeuner, sprich die Wahrheit), worauf der Zigeuner verdutzt die Arme über die Brust kreuzte und mit tiefer Verbeugung erwiderte: Me hōm (ich bin es). Später hat er Liebich werthvolles Material geliefert.

Puchmayer [2]) verdankte seine Kenntniß des Zigeunerischen mehreren Zigeunerknaben. Ehe er mit ihnen vertrauter wurde, pflegte der eine von ihnen, sobald ihm eine Frage verdächtig vorkam, zu dem andern zu sagen: ma pchen (sag' es nicht). Auf die Frage, was „Dieb" bedeute, bekam Puchmayer nur die Antwort: „das weiß ich nicht", und als später die Bande vor Gericht verhört wurde, antwortete einer der Erwachsenen auf dieselbe Frage: „Dieses Wort haben wir in unserer Sprache nicht". Aehnliches berichten Andere.

Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Cangars, wenn sie Zigeuner sind, Leitner volle Auskunft über ihre Sprache gegeben haben werden, und es ist durchaus nicht befremdend, daß die Cangars, die Trumpp schildert, Sindhi oder einen aus Sindhi oder Panjābī gemischten Dialekt sprachen. Sie können daneben sehr wohl noch ihre eigene Sprache gehabt haben. Leitner's Cangardialekt ist nun ein wüstes Conglomerat von Panjābī, Arabisch und einem augenscheinlich oft künstlich zurechtgestutzten Jargon. Niemand wird im Ernste glauben, daß die Cangars den Mond nennen „das was herauf gestiegen ist", oder den Elephanten nennen „das schwarze große (Thier)", oder den Habicht „einen, der auf das Wild stößt und es frißt" und dergleichen mehr. Das sind Angaben, die die Cangars erfunden haben, um dem Fragenden die wahren Bezeichnungen zu verbergen. Aber auch wenn man dies zugibt und ferner zahlreiche Irrthümer Leitner's annimmt, die zweifellos vorhanden sind, so bleibt doch ein nicht unbeträchtlicher Bestandtheil von Worten übrig, deren Herkunft zwar noch ganz dunkel ist, die aber weder erfunden noch mißverstanden sein können. Sind es wirklich Cangarwörter, so sind die Cangars keine Zigeuner. Sehr auffallend ist aber immerhin, daß der Name, den sich die Cangars selbst geben, wie es scheint, ein gut zigeu=

[1]) Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache. Leipzig 1863, p. 23 f.
[2]) Pott, l. c. I, p. 63 Anmerkung.

nerischer ist und ebenso das Wort, mit dem sie jeden bezeichnen, der nicht Cangar ist. Das erste Wort ist cūbne. Ein Cangar heißt cūbna, eine Cangarfrau cūbni. Das soll nach Leitner „Geliebte" bedeuten und es ist begreiflich, daß die Cangars selbst diese Erklärung gegeben haben. Aber es bedeutet „die Armen" und ist, wenn nicht Alles trügt, das europäisch-zigeunerische Wort cūveno, Femin. cūvni, Plur. cūvene, mit dem auch asiatisch-zigeunerisch cōni „arm werden" zusammenhängt. Der echte Zigeuner nennt sich selbst gern coro rom oder corelo rom (armer Mann); Zigeunerinnen, die Diefenbach ausfragte, nannten sich „arme Schwarze". Daß den schon lange fest ansässigen Cangars in Lahōr die wahre Bedeutung des Wortes entschwunden war, ist leicht begreiflich; vielleicht verhehlten sie sie auch absichtlich, obwohl ein Grund dazu nicht ersichtlich ist. Das zweite Wort ist gōca. Ein gōca ist Jeder, der nicht Cangar ist. Das Wort ist offenbar das nur zigeunerische Wort gajó, gājó, gacó, womit der Zigeuner jeden bezeichnet, der nicht Zigeuner ist. Wenn Leitner aus der Beschäftigung der Cangars in Lahōr schließen will, daß sie nicht Zigeuner sind, so trifft dieser Schluß nicht zu. Man darf nicht vergessen, daß die Cangars in Lahōr schon lange ansässig sind; sie haben daher durch ihren langen Aufenthalt unter den Eingebornen des Panjāb sicher viel von ihren Eigenthümlichkeiten eingebüßt. Ein großer Theil der ansässigen Zigeuner in der Wallachei und in Serbien, die Vātrassi und die sogenannten türkischen Zigeuner, ebenso ein Theil der persischen Zigeuner, dürfen, wenn man Leitner's Gründe als stichhaltig betrachtet, auch nicht für Zigeuner gehalten werden; denn auch von ihnen gilt, daß sie nicht musikalisch sind, nicht Kessel flicken und nicht Pferde beschlagen, nicht wahrsagen und nicht Diebe von Profession sind. Rienzi macht den Weibern der Tzengaris den Vorwurf der Unsittlichkeit, Leitner stellt die Frauen der Cangars als Muster der Tugend auf. Genau so widersprechend sind die Ansichten über die Zigeunerinnen. Während die meisten sie für im höchsten Grade unsittlich erklären, sagt Borrow, es gäbe keine keuscheren Weiber in der Welt als die Zigeunerinnen, und Zippel muß eingestehen, daß ihm kein Fall bekannt geworden sei, wo eine Zigeunerin sich mit einem Eingebornen eingelassen hätte. Sie selbst halten sich natürlich für sehr sittlich; nané lubniá li romniá (die Zigeunerinnen sind keine liederlichen Frauenzimmer), behauptete eine süditalienische Zigeunerin. Jedenfalls ist Ehebruch unter Zigeunern sehr selten und er wird schwer bestraft. Dem Manne wird das Arm- oder Kniegelenk durch einen Schuß zerschmettert, der Frau die Nase abgeschnitten oder ein Schnitt in's Gesicht, meist quer über die Nase, gemacht. Dem Fremden gegenüber sind sie in Worten und Geberden oft höchst unzüchtig, um sein Wohlgefallen zu erregen und dadurch Geld zu erpressen; aber weiter gehen sie meist nicht. Die Verschiedenheit der Nahrung von Trumpp's und Leitner's Cangars erklärt sich aus den ganz verschiedenen Bedingungen, unter denen sie leben; die einen als Nomaden an den Ufern der Flüsse, die andern als Ansässige in Städten. Da im Uebrigen Rienzi's Schilderung der Tzengaris durchweg auf die Zigeuner paßt, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Cangars wirklich ein asiatischer Zweig der Zigeuner und mit diesen auch im Namen identisch sind.

Aber selbst wenn dies der Fall sein sollte, so folgt daraus keineswegs, daß

das Vaterland der Zigeuner das Panjāb ist. Die Cangars in Lahōr geben selbst an, daß ihre Vorfahren von den Gebirgen von Kaçmīr und Afghānistān gekommen seien, und diese Angabe scheint auch durch Spuren in ihrem Dialekt bestätigt zu werden. Leitner gibt für „Sohn“, „männliches Kind“ als Cangarwort an diblā, für „Tochter“, „weibliches Kind“ diblī. Burnes führt als Kāfirworte an dabla „Sohn“, dablī „Tochter“ und Lister in denselben Bedeutungen dāvala, dāvalī. In den uns durch Trumpp und Biddulph bekannt gewordenen Kāfirdialekten sind diese Wörter nicht nachweisbar; da aber, wie ich erwähnt habe, die Zahl der Kāfirdialekte eine sehr große ist, so liegt kein Grund vor, an den Angaben von Burnes und Lister zu zweifeln, die ja durch das Cangarwort eine Bestätigung erhalten. Die Heimath der Cangars ist danach der äußerste Nordwesten von Indien. Das ist aber auch die Gegend, in die Miklosich die Heimath der Zigeuner verlegt.

## III.

Der Beweis läßt sich zunächst nur durch die Sprache führen, und das hat Miklosich gethan. Er hat gezeigt, daß die Zigeunermundarten mit den Sprachen des äußersten Nordwestens von Indien, den Sprachen der Dārden und Kāfir, in einer Reihe von Eigenthümlichkeiten in der Lautlehre so sehr übereinstimmen, und zwar gänzlich abweichend von allen übrigen arischen Sprachen des heutigen Indiens, daß jeder Zufall ausgeschlossen, vielmehr die Annahme einer engen Verwandtschaft unabweislich ist. Nur jene Sprachen und das Zigeunerische haben noch die alten Sanskrit-Lautgruppen sta sh*t*a treu bewahrt, die alle übrigen neuindischen Sprachen zu tha, *t*ha gewandelt haben; nur sie haben *r* hinter Consonanten noch in weiterem Umfange erhalten und auch ihr Wortschatz wie ihre Flexion zeigen manche Berührungspunkte. Besonders charakteristisch für die Zigeunermundarten ist, daß sie an Stelle von altindischem dh, bh, gh die Laute th, ph, kh setzen und an diesem Lautwandel nehmen wieder nur Dārdū- und Kāfirdialekte Theil. Daß er dem Nordwesten von Indien eigen ist, beweist, daß er sich schon in einem der mittelindischen Dialekte, dem Cūlikāpāiçācikam, findet. Die Heimath der Pāiçācīdialekte ist aber der Nordwesten. Das einzige Werk, von dem wir wissen, daß es in der Pāiçācīsprache geschrieben war, hat einen Kaçmīrer zum Verfasser. Wegen ihrer Rauheit, vielleicht auch wegen der Rohheit des Volkes, dessen Sprache sie repräsentirt, nannten die Inder sie „Sprache der Teufel“; denn das besagt der Name Pāiçācī.

Schon auf Grund der Sprache allein können wir es mit Bestimmtheit aussprechen, daß die Heimath der Zigeuner der äußerste Nordwesten von Indien ist und daß sie die nächsten Verwandten der Dārden und Kāfir sind. Es kommen aber noch andere Beweise ergänzend hinzu. Die Zigeuner selbst nennen sich vorzugsweise Rom oder Rōm; eine Zigeunerin heißt Romni, „zigeunerisch“ heißt rōmano oder rŏmano. In der Mehrzahl nennen sie sich Roma oder Romane cave „zigeunerische Kinder“. Rom bedeutet „Mensch, Mann“. Schon Drew hatte gehört, daß unter den Kasten, in die die Dārden zerfallen, sich auch eine befindet, die Rom heißt; er war aber nicht im Stande

gewesen, nähere Nachrichten über sie zu erlangen[1]). Der Name Rom kehrt wieder in Baltistān. Dorthin ist im Anfang oder der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Theil des Dārdenstammes der Shīn verschlagen worden, mitten unter eine Bevölkerung tibetanischer Abkunft, die Herr im Lande ist. Diese Shīn in Baltistān werden von den Baltis verächtlich Brōkpā d. h. „Hochländer" genannt, weil ihnen die höher gelegenen und daher unfruchtbareren Theile des Landes zur Bebauung zufallen; sie selbst aber nennen sich Rom. Sie sind ein überaus schmutziges Volk. Endlich gibt Leitner[2]) aus zwei Dārdūdialekten das Wort rōm oder röm als „Stamm" bedeutend an. Einer dieser Dialekte wird von Leitner Arnyia genannt, heißt aber nach Biddulph[3]) richtiger Khäuar von dem Volke der Khō in Citrāl. Nach Biddulph lautet übrigens das Wort rōm und bedeutet „Schwarm" (von Vögeln). Die Khō zeichnen sich vor allen andern Dārdenstämmen durch ihre großen und schönen Augen aus, die, wie Biddulph sagt, an die englischen Zigeuner erinnern, mit denen sie den Ruf theilen, gewandte Diebe zu sein. Ihre Frauen sind wegen ihrer Schönheit berühmt und waren früher auf den Sklavenmärkten in Kabul, Peshāwar und Badakhshan sehr gesucht. Die Khō sind nach Biddulph die ursprünglichen Bewohner von Citrāl, nicht wie die Shīn erst später erobernd eingedrungen; sie leben jetzt in der Rolle der Unterworfenen. Die Sprache der Khō, über die uns Biddulph ausführliche Mittheilungen macht, zeigt jedoch mit dem Zigeunerischen keine nähere Verwandtschaft als die Dārdūdialekte überhaupt. Kein Gewinn ergibt sich aus der Nachricht bei Leland[4]) von einem indischen Wanderstamme, der von den Eingebornen Trablūs (d. i. Tripolis = Syrer) genannt werde, sich selbst aber Rom nenne. Die Angabe ist viel zu allgemein, um werthvoll zu sein.

Keineswegs dürfen noch länger die *Dōms* oder *Dūms* für Zigeuner gehalten werden, wie dies Leland mit vielen Andern noch als ganz sicher annimmt. Die *Dōms* erscheinen schon bei Sanskritschriftstellern unter dem Namen *Dōma* oder *Dōmba* und zwar als Musikanten und Diebe. Sie werden zu der allerniedrigsten Menschenclasse gerechnet, die çvapāka oder çvapaca „Hundeköche" genannt wird, weil sie Hundefleisch ißt. In der Geschichte von Kaçmīr wird erzählt, daß *Dōma*mädchen durch ihre Schönheit und ihre Künste in Tanz und Gesang den König von Kaçmīr, Cakravarman, so bezauberten, daß er sie zu seinen Frauen machte, wofür er ermordet wurde. Die *Dōms* sind in den verschiedensten Theilen von Indien zu finden, namentlich aber im Westen und Nordwesten häufig; in Dārdistān sitzen die meisten in Yāsin, Nagar und Cilās, wo sie ein Sechstel der gesammten Bevölkerung bilden. Stämme der *Dōms* ziehen rastlos umher mit kleinen zerrissenen Zelten aus Schilf, die sie außerhalb der Dörfer aufschlagen und schleunigst abbrechen, nachdem sie das Dorf ausgeraubt haben. Andere machen Matten, Seile, Fächer und dergleichen; in Dārdistān sind sie Musikanten, Schmiede und Lederarbeiter. Die wandernden *Dōms* essen

[1]) Drew, The Jummoo and Kashmir Territories. London 1875, p. 425 Anmerkung.

[2]) Leitner, Account of Dardistan, Kashmir, Ladakh &c. I, 6.

[3]) Biddulph, l. c. p. 47.

[4]) Leland, The Gypsies. London 1882, p. 336 ff.

Aas ohne Bedenken und sind Trunkenbolde. Das sind alles echt-zigeunerische Züge und auch der Name *Dōm* kann mit dem Namen der Zigeuner, Rōm, für identisch erklärt werden, da die Aussprache des *D* der des *R* sich sehr nähert. So hat denn Brockhaus schon 1841 die *Dōms* für Zigeuner erklärt. Aber trotz aller Aehnlichkeit im Namen und in Sitten ist die Identificirung der *Dōm* mit den Rōm ganz irrthümlich. Beames sagt, die *Dōms* hätten die eigenthümlich gläsernen Augen der Ureingebornen Indiens, und Gardner hebt hervor, daß sie sich von den Hindus durch ihre hohen Backenknochen, kleineren, aber gut gebauten Gestalten und größere Lebhaftigkeit auszeichnen. Biddulph beschreibt sie als sehr schwarz, mit groben Zügen und von gemeiner Erscheinung und Drew's Schilderung der *Dōms* von Jammū läßt keinen Zweifel, daß sie einer andern Rasse angehören als die arische Bevölkerung des Landes, die Dōgrās. Ueber eine eigene Sprache der *Dōms* haben wir noch keine sicheren Angaben; sie sprechen die Sprache des Volkes, unter dem sie leben. Sie sind gewiß keine Arier, also auch keine Zigeuner.

Es ist bis jetzt noch nicht möglich die Zigeunermundarten an einen der zahlreichen Dialekte der Dārden oder Kāfir enger anzuschließen. Man darf auch nicht übersehen, daß alle diese Dialekte stark von den Sprachen der benachbarten Stämme beeinflußt worden sind und daß in vielen nicht bloß ēränische, sondern auch unarische Elemente in beträchtlicher Zahl sich finden. Da nun die Mundarten der europäischen Zigeuner durch europäische Zuflüsse erheblich verändert worden sind, so erscheint die Verschiedenheit beider Sprachgruppen oft viel größer als sie nach Ausscheidung des fremden Gutes wirklich ist. Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß die Verwandtschaft noch schärfer hervortreten wird, wenn uns einerseits noch mehr Dialekte des Hindūkush, andrerseits die Dialekte der asiatischen Zigeuner bekannt sein werden. Schon das Wenige, was Paspati über die letzteren mitgetheilt hat, zeigt viel Alterthümliches und Selbständiges und von den Hindūkūsh-Dialekten bieten das Narisati und Khāuar trotz aller Verschiedenheit doch auch selbst in Einzelheiten mancherlei Berührungspunkte. Das Resultat von Miklosich wird sich schwerlich erheblich ändern; die neueren Arbeiten von Shaw, Drew, Biddulph haben es bisher lediglich bestätigt.

Ist aber die Heimath der Zigeuner der äußerste Nordwesten von Indien, so verschwinden die Bedenken, welche der Graf Gobineau gegen ihre rein indische Abkunft geltend gemacht hat. Die persischen Zigeuner, welche Gobineau 1857 ausfragte, behaupteten, daß ihre Heimath die Gegend von Kabūl sei; man habe sie von dort vertrieben, sie könnten dahin nicht zurückkehren. Sie versicherten einmüthig, weder sie noch ihre Väter seien je in Indien gewesen und stammten nicht daher. Gobineau hält das für richtig, „weil viele Völker nach Indien gegangen seien, aber keines je von dort ausgezogen, ferner weil nach den Begriffen von den Kasten, indem dadurch auch die verworfenste noch weit über die Fremden gestellt wird, es nicht einen Paria geben würde, welcher das geheiligte Land verlassen möchte, wo er versichert ist, bei der zweiten Geburt in eine höhere Kaste zu gelangen. Sodann, weil für den Fall, daß man vermuthen wollte, es hätten sich indische Stämme zum Auswandern entschlossen, ihre Halbinsel an verlassenen und schlechthin freien Gegenden keinen Mangel leide; endlich weil das Unternehmen, den Uebergang über den Indus zu erzwingen und sich durch die Stämme,

welche die Engpässe einnehmen, dann durch die Afghanen Bahn zu brechen, ein wenig im Mißverhältniß zu stehen scheine mit den militärischen Hilfsmitteln, mit dem Muthe, mit der Energie der Zigeuner, und um an eine friedliche Einsickerung zu glauben, sie ein wenig zu zahlreich seien, als daß man ihnen die Einwanderung hätte je gutwillig gestatten mögen [1])."

Gobineau beurtheilt die Stämme des westlichen Indiens hier nicht richtig. Der Westen von Indien hat sich von jeher dem Einflusse der Brahmânen zu entziehen gewußt und der Brâhmanismus hat in seiner schroffen Form dort nie Eingang gefunden. Was wir von der älteren Religion der Dârden wissen, ist wenig; daß sie aber nie der Brâhmanismus in seiner centralindischen Gestalt gewesen ist, ist sicher. Während den orthodoxen Hindûs die Kuh ein heiliges Thier ist, gilt sie vielen Dârdenstämmen, vor allen den Shîn von Gilgit, für unrein. Sie rühren weder Kühe noch Kälber an, und genießen weder Milch, noch Butter, noch Käse; erst seit kurzer Zeit hat man sie bewegen können, Schuhe aus Rindsleder zu tragen. Die Brōkpās in Baltistân bekennen sich äußerlich zum Buddhismus, haben aber in Wirklichkeit einen Dämonendienst. Daß der Buddhismus früher auch in Dârdistân weit verbreitet war, zeigen zahlreiche Spuren von Baudenkmälern. Der letzte Hindûkönig von Gilgit, hieß çrî Buddhadatta, und zeigt so schon durch seinen Namen, zu welcher Religion er sich bekannte. Andere Stämme scheinen brahmanische Götter verehrt zu haben, wenn man aus Namen von Oertlichkeiten und Fürsten einen Schluß ziehen darf. Die Berichte von Trumpp, Elphinstone und Biddulph über die Religion der Kâfirs sind theilweise sich sehr widersprechend. Biddulph will gar eine Art vedischer Religion bei ihnen entdeckt haben; in Wirklichkeit ist sie ein roher Götzendienst mit blutigen Opfern. Man darf also jene Völker nicht mit dem Maßstabe brahmanischer Cultur und brahmanischer Religionsanschauungen messen. Die Angabe jener persischen Zigeuner, daß sie aus der Gegend von Kabûl stammen, läßt sich mit der Wahrheit vereinigen, wenn man sie nicht gar zu sehr wörtlich nimmt. Derartige Angaben haben aber im Munde eines Volkes wie der Zigeuner nur sehr beschränkten Werth, wenn man sich auch hüten muß, ihnen jeden Werth von vornherein abzusprechen. Sie haben über ihre Heimath meist nur sehr unklare Vorstellungen. Die Zigeuner in Tokât in Kleinasien versichern, daß ihre Vorfahren aus Persien kamen, was ja ganz richtig sein mag, ohne daß man deshalb Persien als ihre Heimath anzusehen braucht. Bei ihrem ersten Auftreten in Europa gaben die Zigeuner, wie erwähnt, für ihre Heimath Klein-Aegypten an. Eine Ausnahme machte nur die Bande, die 1422 vor Forli in Italien erschien, von der einige Mitglieder sagten, sie seien aus Indien, wie der Bruder Hieronymus in seiner Chronik von Forli erzählt. Dies ist das einzige directe Zeugniß der Art, aber wegen seines Alters von besonderem Werthe.

Ein zweites Zeugniß hat Wlislocki [2]) finden wollen. Die transsilvanischen Zigeuner haben eine Ballade, deren Inhalt mit dem Hildebrandsliede Aehnlich-

[1]) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 11, 689 ff.

[2]) H. von Wlislocki, Eine Hildebrands-Ballade der transsilvanischen Zigeuner. Leipzig 1880, p. 6. 8.

keit hat. Ein Sohn erschlägt seinen Vater, den er nicht kennt; den Erschlagnen wirft er „in den heiligen Fluß" (ando soman len). Wlislocki meint, der „heilige Fluß" bedeute nichts anderes als den heiligen Fluß der Inder, den Ganges, und er geht so weit, es sehr wahrscheinlich zu finden, daß die Ballade vielleicht noch an den Ufern des Ganges gedichtet worden sei. Eine traurige Verkennung des Sachverhalts! Der Ganges ist den Zigeunern nie in höherem Grade ein heiliger Strom gewesen, als heut die Oder oder die Theiß. Uebrigens haben auch die spanischen Zigeuner eine Ballade gleichen Inhalts. Norwegische Zigeuner haben Sundt erzählt, die Romanisprache sei von ihren heiligen Voreltern vor 200 Jahren nach Norwegen gebracht worden. Sie hätten zuerst in der Stadt Assas im Lande Assaria gewohnt, östlich von Rußland. Von dort seien sie vor langer, langer Zeit von den Türken vertrieben worden und hätten sich so in's Exil über die ganze Erde zerstreut. Sundt ist geneigt in Assaria die Landschaft Asam im äußersten Nordosten von Indien zu sehen, was unmöglich ist. Die Sprache von Asam, das Asāmī, zeigt keine engere Berührung mit dem Zigeunerischen, ebensowenig wie irgend eine andere Sprache des Ostens, also auch nicht das Bihārī, zwischen welchem und dem Zigeunerischen ganz neuerdings Hörnle und Grierson eine nähere Verwandtschaft haben finden wollen [1]). Haben sich die norwegischen Zigeuner bei Assaria überhaupt ein bestimmtes Land gedacht, so war es nur Asien im Allgemeinen. In einem Liede der polnischen Zigeuner sagt der Zigeuner, dem es in den Mund gelegt wird, von seinem Vaterlande, es sei fern im fernen Lande, es liege hinter dem griechischen Meere [2]) und böhmische Zigeuner wußten eine Sage, daß vor vielen hundert Jahren ihre Vorfahren in einem großen Reiche gelebt hätten, das weit nach Osten liege [3]). Aber die meisten haben nicht einmal mehr eine so allgemeine Erinnerung an eine einstige Heimath im Osten. Süditalienische Zigeuner behaupteten, sie seien immer im Neapolitanischen gewesen, „dall' antigo tempo." Eine Zigeunerin behauptete entschieden: „Chestu lu regnu nostru," während eine andere sich „Zingara dell' Egitto" nannte [4]).

## IV.

„Was die Zigeuner aus Indien aufgescheucht hat, das ist ein Räthsel, und wir haben kaum Hoffnung, den Schleier dieses Räthsels je zu lüften." So schrieb Miklosich 1873, und er wird wohl Recht behalten. Wir können heut die Lösung des Räthsels nicht mehr in der Geschichte der Zo*tt* suchen, noch auch in den Kriegszügen von Jenghiz Khān oder Tīmūr lēng, sondern in der Geschichte der Länder, die wir als die Heimath der Zigeuner erkannt haben. Diese ist aber überaus dunkel. Die Völker des Hindūkūsh sind zum größten Theile ebenso uncivilisirt wie die Zigeuner und haben nicht mehr Erinnerung an ihre Geschichte als diese. Die Geschichte von Dārdistān, und zwar auch nur einzelner Gebiete, beginnt erst mit Einführung des Muhammedanismus. Von der gewiß langen

[1]) Prospectus of a Comparative Dictionary of the Bihārī Language. Calcutta 1882, p. 3.

[2]) Miklosich, Mundarten III, p. 31.

[3]) Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. Hamburg 1840. II, p. 324.

[4]) Ascoli, Zigeunerisches, p. 129.

Reihe der Fürsten von Gilgit, die Hindūs waren, ist uns nur der Name des letzten überliefert. Es war der schon erwähnte Buddhabatta. Sein Reich hatte nach der Tradition einen bedeutenden Umfang. Seinen Sitz hatte er in Gilgit. Buddhabatta war ein gewaltthätiger Herrscher, durch den seine Unterthanen schwer zu leiden hatten. Dies veranlaßte seinen Sturz. Ein Abenteurer, Namens Azru oder Azor, nach einigen Versionen der Bruder des Herrschers von Iskardū, tödtete ihn, heirathete seine Tochter und wurde der Stammvater einer neuen Herrscherfamilie, der Trakhané. Von ihm leiten die heutigen Fürsten von Gilgit, Hunza und Nagar, ihr Geschlecht ab und er war es, der den Muhammedanismus einführte. Auf Grund der Geschlechtsregister der drei genannten Staaten wird es wahrscheinlich, daß dieses Ereigniß am Ende des 13. oder am Anfange des 14. Jahrhunderts stattfand, wenn man die Generation zu 25 Jahren rechnet, wie Biddulph thut, oder hundert Jahre früher, wenn man sie mit Cunningham auf 30 Jahre ansetzt.

Das Andenken an den Sturz des Buddhabatta wird noch heut von den Dārden gefeiert. Das Fest führt den Namen T a l ē n i, ein Wort, das zunächst ein Bündel Holzstäbe bezeichnen soll, die zusammengebunden und als Fackel gebraucht werden. Das Talenifest findet am zweiten Tage des Neujahrfestes Nōs statt. Zwei Stunden vor Tagesanbruch werden Freudenfeuer angezündet und jedermann eilt mit einer Fackel in der Hand nach dem Shawaran, d. h. dem freien Platze, auf dem das Nationalspiel der Dārden, der Polo, gespielt wird, von dem uns Drew eine eingehende und anschauliche Schilderung gegeben hat. Trommeln werden gerührt, um die Schläfer zu wecken und sobald der Tag anbricht, werden die Fackeln in der Richtung nach Gilgit geworfen, in Gilgit selbst in beliebiger Richtung. Den ganzen Tag über wird gesungen, getanzt und Polo gespielt und das wiederholt sich mit Unterbrechungen einen ganzen Monat lang. In Hunza und Nagar heißt das Fest T u m - s h e l l i n g „Holzausstreuung", in Astor L o m i. In dem Thale zwischen Ponyal und Ghize, wo die Bevölkerung fast ganz aus Shin besteht, darf während des Festes keine andere Sprache als Shīna gesprochen werden und es findet eine Art Demonstration statt gegen die benachbarten Khō und die nicht-arischen Wurshik. Jede Familie zündet ein Freudenfeuer aus Cedernholz an und man ruft: „Mögen heut alle unsere Feinde in dem Oberlande oben, alle im Unterlande unten bleiben. Mögen die, welche die Kori (Lederstiefeln, getragen von den Khō) tragen, untergehen, und die, welche die t ā u t i (Art Lederstiefeln, getragen von den Shīn) tragen, gedeihen und blühen!" Wer an diesem Tage Khāuar oder Wurshikī spricht, wird geschlagen und mißhandelt. In Gilgit leben noch vier Familien, die an dem Talenifest nicht Theil nehmen, sondern sich in ihre Häuser einschließen und die Festtage als eine Zeit der Trauer für sie betrachten. Sie geben an, daß ihre Vorfahren Köche des Buddhabatta waren, ein Amt, mit dem volle Steuerfreiheit verbunden war.

Daß das Talenifest zum Andenken an ein sehr wichtiges Ereigniß in der Geschichte der Dārden gefeiert wird, ist nicht zu bezweifeln und ebensowenig liegt ein Grund vor, die Persönlichkeit des Buddhabatta in Frage zu stellen. Die Sage hat sich seiner Persönlichkeit zeitig bemächtigt. Man glaubt, daß er noch

an einem von Gletschern umgebenen Orte wohnt, von wo er jährlich zur Zeit des Wintersolstitiums, mit dem die Därden das Jahr beginnen, hervorzukommen versucht, aber durch das Talēni zurückgetrieben wird, weil er Feuer nicht vertragen kann. Biddulph will in dem Talenifeste den letzten Rest des Feuerdienstes des Zarathushtra erkennen, eine Ansicht, die schon dadurch widerlegt wird, daß in Citrāl, Cilās und Dārel Freudenfeuer überhaupt nicht angezündet werden, also gar keinen integrirenden Theil des Festes bilden. Die Drohungen gegen die Khō weisen ganz andere Wege. Der Sturz des Buddhadatta ist gewiß nicht ohne Kämpfe erfolgt, und es wäre möglich, daß die Khō für ihn Partei ergriffen und daß von jener Zeit die Unterdrückung herrührt, in der sie heut, wie ich erwähnt habe, leben.

Es trifft sich nun sonderbar, daß, soweit unsere Kenntniß bis jetzt reicht, in genau dieselbe Zeit, wo diese Kämpfe unter den Dārdenstämmen stattfanden, also am Ende des 12. oder 13. Jahrhunderts, auch der Auszug der Zigeuner aus Indien vor sich gegangen sein muß. Wenn, was ich im Gegensatz zu Hopf glaube, das im Itinerar des Simon Simeonis 1322 auf Kreta erwähnte Volk „aus dem Stamme Chayms“ (d. h. Chams), Zigeuner waren (Hopf denkt sehr unwahrscheinlich an koptische Neger), so wäre dies die früheste Erwähnung der Zigeuner auf ihrem Wege nach Europa. Jedenfalls saßen sie sicher vor 1346 auf Korfu, um 1370 bereits in der Wallachei. Daß sie nicht freiwillig aus ihrer Heimath ausgezogen sind, besagen fast alle ihre eigenen Berichte, und das ist glaublich. Seitens der Chronologie steht bis jetzt der Annahme kein Hinderniß entgegen, daß ihre Vertreibung mit den großen Umwälzungen zusammenhängt, die das Aufkommen einer neuen Dynastie muhammedanischen Glaubens in Gilgit zur Folge hatte.

Die böhmischen Zigeuner, deren ich schon vorher gedacht habe, erzählten, daß vor vielen hundert Jahren ihre Vorfahren in einem großen Reiche, weit im Osten, unter einem Könige Sin lebten. Um die wunderschöne Tochter des Sin bewarben sich viele benachbarte Fürsten, unter ihnen auch der große König Talani. Die Prinzessin wies aber seine Bewerbungen ab, da sie sich schon für einen anderen jungen Prinzen entschieden hatte. Da überzog Talani ergrimmt den Sin mit Krieg, besiegte ihn, nahm die Prinzessin gefangen und schnitt ihr und ihrem Bräutigam Nase und Ohren ab, worauf er sie als Sklaven wegführte. Er drückte dann das Land so sehr durch Plünderung und Brandschatzung, daß Niemand mehr darin bleiben mochte. Viele Hunderttausende von Männern, Weibern und Kindern zogen fort und sammelten sich wieder bei ihrem flüchtigen Könige, der sie nach Westen führte, wo er ein großes Reich erobern wollte. Es kam zu einer zweiten großen Schlacht, die Sin zugleich mit seinem Leben verlor. Das ganze Heer wurde zersprengt, und die Versprengten, die ihre Waffen wegwarfen, zogen nun mit ihren Frauen und Kindern in großen und kleinen Haufen immer fort nach Westen und ließen sich nieder, wo man sie duldete. Nach ihrem unglücklichen Könige nannten sie sich Sinde[1]).

---

[1]) Mittheilungen aus dem Leben eines Richters 2, 324 f.

Der König Sin verdankt seinen Ursprung dem Wunsche nach einer Erklärung des Volksnamens Sinde; bei Talani denkt der Richter, dem wir die Aufzeichnung der Sage verdanken, an Tamerlan, d. h. Tīmūr lĕng, was ganz ausgeschlossen ist. Wer der Sirene des Gleichklangs traut und vor kühnen Combinationen nicht zurückschreckt, kann die Zigeunerlegende von dem grausamen König Talani mit dem Dārdenfeste Taleni in Verbindung bringen, das zum Andenken an den Tod eines grausamen Königs gefeiert wird. Ich begnüge mich, auf beide hingewiesen zu haben und füge hinzu, daß unter Shāh Muhammed in Persien der Chef der königlichen Läufer, der, wie alle Läufer damals ein Zigeuner war, den Namen Talan Khān führte[1]).

Die Zeit ist noch nicht gekommen, um Fragen dieser Art zu beantworten. Noch ist es nicht entschieden, ob die Zigeuner näher zu den Dārden oder Kāfir gehören und es wäre daher voreilig, ihre Geschichte schon jetzt mit der von Dārdistān zu verknüpfen. Der Ort, wo weitere Untersuchungen einzusetzen haben, ist uns gewiesen. Unsere Hoffnung beruht auf dem Hindūkūsh.

---

[1]) Gobineau, Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft 11, 693.

# Frau v. Staël und ihre Beziehungen zu Deutschland.

Von

**Lady Blennerhassett.**

I.

Die Generationen theilen das Loos der Individuen: den einen ist es beschieden, die ihnen zugemessene Frist in verhältnißmäßiger Ruhe, von gewaltsamen Erschütterungen verschont, zu durchleben und die ihnen überlieferten geistigen Güter wohl ausgenützt und bewahrt, nicht aber wesentlich umgestaltet oder vermehrt, den Nachkommen zu überliefern. Dafür ist auch die Spur, die sie in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zurücklassen, nicht tief gegraben. Sie gehen vorüber wie die Völker, die glücklich gepriesen werden, weil sie keine Geschichte haben. Für andere Geschlechter dagegen wankt bereits der Boden, auf welchen ihre Wiege zu stehen kommt. In Sturm und Gewitter, unter den Donnerschlägen des Schicksals müssen sie ihr Tagewerk vollbringen und den ihnen unaufhaltsam verzeichneten Weg nach der unbekannten Zukunft mit ihrem Herzblut bezeichnen. Ein solches Loos ist der Generation von 1789 zugefallen. Was sie gethan, gelitten, verschuldet oder gewonnen, ist nicht mit ihr zu Grabe gegangen. Die Probleme, die zu lösen ihr nicht gelang, beschäftigen die Menschen zum großen Theil noch heute; ohne die Güter, deren Besitz sie erstrebte, wäre das Leben werthlos für die Einzelnen wie für die Gesellschaft, und die Folgen ihrer Verirrungen sind heute noch nicht überwunden. Bereits für nahezu ein ganzes Jahrhundert, und voraussichtlich für länger, hat sie die Entwickelung des europäischen Staatslebens beeinflußt. Nur zeitlich sind die Vorgänge der Revolution Vergangenheit für uns; in geistiger Beziehung sind sie lebendige Gegenwart, ein Theil der eigenen Geschichte, die unentbehrliche Voraussetzung zum Verständniß dessen, was uns selbst umgibt. Darin liegt die Erklärung, warum das Interesse an den Vorgängen jener Jahre ein unerschöpfliches ist. Die Werke, die sich mit ihnen beschäftigen, füllen ungeheure Bibliotheken; die bedeutendsten Historiker aller gebildeten Nationen haben sich an der Darstellung dieser Ereignisse versucht; zahllos sind die archivalischen Erhebungen, die Detailstudien, die gelehrten und literarischen Arbeiten aller Art, die zum gleichen Zweck

unternommen worden sind, und doch hat vor ganz kurzer Zeit eine der größten Autoritäten auf diesem Gebiete versichert, daß wir unerachtet aller angehäuften Untersuchungen erst am Anfang einer gründlichen, Aussicht auf Erfolg gewährenden Forschung stehen, und für sein eigenes, Epoche machendes Werk: „Les Origines de la France contemporaine" kein anderes Vorrecht beansprucht, als dasjenige, die neuen Wege mit vorgezeichnet zu haben. Der Einfluß von Taine hat sich jedoch nicht darauf beschränkt, das Interesse an den Studien über die Revolution im Allgemeinen neu zu beleben; er hat vielmehr eine, seiner eigenen historischen Methode entsprechende, ganz besondere Wirkung ausgeübt.

Nach dem System von Taine ist der Grundirrthum der Revolution in der Thatsache gegeben, daß sie, von Rousseau ausgehend, den Menschen als reine Abstraction auffaßte, ihn bloß theoretisch, nach einem ebenso unwahren als unmöglichen Ideal sich construirte, unabhängig von allen örtlichen und klimatischen Existenzbedingungen, von allen historischen, intellectuellen, politischen und religiösen Einflüssen sich dachte, und hierauf, zum Besten dieser aller Realität entbehrenden Schöpfung der eigenen metaphysischen Phantasien, Staat und Gesellschaft auf ganz neuen Grundlagen herzustellen unternahm. Dieser Irrthum wird nur dann völlig überwunden, wenn dem artificiellen Phantom der Ideologen des achtzehnten Jahrhunderts der wirkliche Franzose von 1789, dem falschen Menschentypus, den sich Philosophie und Literatur, von den Schäferromanen der Florian und Berquin bis zu den folgenschweren Täuschungen des Contrat social, geschaffen, das seiner Fesseln entledigte Ungeheuer entgegengestellt wird, dessen ungebändigten Instincten eine ganze Civilisation zum Opfer zu fallen drohte. Dieser Methode ist es denn auch entsprechend, die Lösung des gestellten Problems nicht in abstracten Speculationen und künstlich ersonnenen Theorien, nicht bei Sieyès oder Condorcet, sondern in der Anwendung zu suchen, welche der große Haufe diesen Theorien gegeben hat: ihr ist es ungleich wichtiger, der Menge in die Straße, dem Volk in die Provinz zu folgen und Tag für Tag den Fortschritt der Anarchie, das Emporwachsen des Schreckens zu verzeichnen, als einer hinreißenden Rede von Mirabeau Gehör zu leihen oder ein Pamphlet von Brissot zu prüfen. Die Thatsachen wiegen dieser Untersuchung ungleich schwerer als die Formeln; der Werth der Systeme bestimmt sich nach der praktischen Wirkung, die sie ausgeübt haben. Das letzte Wort darüber, ob die französische Revolution für die Nation, die sie gemacht hat, mehr ein Fluch oder ein Segen gewesen ist, will sie von einer, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführten psychologischen Analyse gesprochen wissen. Gleichviel ob, wie richtig bemerkt worden ist, die gefeierte Legende von 1789 darüber endgültig zu Grunde geht und die große Umwälzung, die sie herbeigeführt hat, nicht mehr als Revolution, sondern als Dissolution erscheint [1]).

Von ganz besonderer Tragweite ist dieser wiedereröffnete historische Proceß für die Träger der Hauptrollen im großen revolutionären Drama, und die längst für sie begonnene Revision der Acten ist mit erneutem Eifer wieder aufgenommen

---

[1]) S. A. Leroy-Beaulieu: „Un Philosophe historien", Revue des Deux-Mondes, Januar 1882.

worden. Mit der erhöhten Bedeutung, die den einzelnen Persönlichkeiten zufällt, steigert sich auch die Größe der auf ihnen ruhenden Verantwortung. Sie lastet vor allem so schwer auf der Gironde, daß der Heldenmuth ihres Todes nichts mehr am Urtheil zu ändern vermag, nach welchem dieser Tod ein verdienter war. Nicht nur mit den Häuptern und Führern, auch mit den Frauen, die sich der Bewegung anschlossen, ist man in's Gericht gegangen und hat Rechenschaft gefordert von ihnen, die mit allzu kühner Hand in das Räderwerk des Staates mit eingegriffen haben. Unter diesen Frauen bleibt unstreitig die interessanteste Madame Roland.

In ihr vereint sich Alles, was die Zeit an edlen Impulsen und reiner Begeisterung besaß; ihre sittliche Größe ist in schwerer Versuchung unantastbar geblieben, und der sanfte Heroismus, mit dem sie die Kerkermauern pries, die ihr Herz bewahrten, wird ihr auch die Herzen zuwenden, solange es Menschen gibt.

Während eines zwar nur kurzen, aber um so wichtigeren Zeitabschnittes, vom Schluß des Jahres 1790 bis zum Anfang von 1793, hat Madame Roland, als die Seele der Partei, der sie angehörte, einen schwerwiegenden Einfluß ausgeübt. Dennoch muß man gerade bei ihr am allerwenigsten staatsmännische Gedanken oder politisches Verständniß voraussetzen. Ihr fehlten im gleichen Maße Welterfahrung und Menschenkenntniß. In der Einsamkeit ihres bürgerlichen Lebens hatte sie sich eine artificielle Welt geschaffen, an deren Visionen sie festhielt, nachdem eine Reihe von Zufälligkeiten sie mitten auf den Schauplatz der Ereignisse versetzt hatte.

In ihren Memoiren findet sich die bezeichnende Bemerkung, zu ihrem Glück habe sie erst verhältnißmäßig spät im Leben Rousseau gelesen, denn sonst würde er sie wahnsinnig gemacht haben. Ihr Schicksal sollte sie dennoch ereilen, denn vollständiger als sie, die man den weiblichen Jean Jacques genannt hat, ist wohl Niemand vom großen Verführer des 18. Jahrhunderts erfaßt und überwältigt worden. Madame Roland repräsentirt den Stand, der sich durch gleiche Vorzüge der Bildung und Sitte zur gesellschaftlichen Stellung berechtigt fühlte, von welcher der Zufall der Geburt ihn ausschloß. Sie erzählt, wie sie als junges Mädchen einige Tage in einer Mansarde des Schlosses von Versailles bei einer Verwandten zubrachte, welche Kammerfrau der Königin war, und wie sie von diesem Aufenthalt ein Gefühl der Verachtung für die glänzende Welt, die sie von Ferne beobachtet hatte, wohl aber auch der persönlichen Erbitterung davontrug, dem die Lectüre des Socialcontractes und der Confessions den Vorwand einer edleren Berechtigung lieh, um fortan als Haß gegen Ungleichheit, und Kampf für freies Menschenthum in einer Idealrepublik aufzutreten. So arbeitete denn die großartig angelegte, aber unerfahrene Frau am Zusammensturz eines Gebäudes, unter dessen schlimmsten Mängeln sie den empfand, ihr selbst keinen Raum geboten zu haben und mit stolzer Selbstüberhebung unternahm sie, eine Welt neu einzurichten, von der sie eine ganz falsche Vorstellung hatte. Oder wie sonst wäre das Urtheil zu erklären, das die Fehler der ihr verhaßten Königin „auf die Laster des asiatischen Hofes zurückleitete, für dessen Verführungen das Beispiel der Mutter sie zu wohl vorbereitet hatte.“ Die gleiche Verblendung, die hier in Maria Theresia eine Messalina zu sehen glaubte, vertraute das Schicksal des

Staates dem an's Lächerliche streifenden Pedanten, dessen Unfähigkeit Niemand so genau kannte, als sie, seine Frau, die es dennoch unternahm, mit der Feder von Roland dem König und dem Papst Strafpredigten zu halten und Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben. Die kurzsichtige, unheilvolle Politik, die den Aufstand vom 20. Juni gemacht hatte, um zur Herrschaft zu gelangen und noch den 10. August als einen glorreichen Sieg begrüßte, vermochte sich nicht von der Verantwortung für die Greuel der Septembertage loszusagen und scheiterte am vergeblichen Versuch, den Stein, den sie in's Rollen gebracht hatte, in seinem Lauf zu hemmen. Die geträumte Freiheit der Helden der Gironde verwandelte sich in die Tyrannei von Danton; Marat gab ihren Namen preis, Robespierre weihte sie dem Tode. „Ich wußte nicht," schrieb sie in ihrem Gefängniß, vom verhaßten Régime sprechend, dessen Untergang sie mit herbeigeführt hatte, „ich wußte nicht, daß es noch ein entsetzlicheres Regiment und eine greulichere Verkommenheit geben könne. Aber wer hätte es vermuthet! Alle Philosophen haben sich darin mit mir getäuscht."

Das war das Ende der Partei von Madame Roland, „die, vom revolutionären Fieber ergriffen, ihr Werk begann, als nichts mehr zu reformiren und nichts mehr zu zerstören war; als das ganze gesellschaftliche Gebäude bereits auf die demokratische Seite neigte, und in Folge dessen die Macht des Thrones hätte unterstützt werden müssen, um seinen Fall zu verhindern." [1])

Gerade an diesem entscheidenden Wendepunkt vollendeten die Guadet, die Gensonné, die Brissot, die Condorcet, das vermessene Spiel, das die Constitution unausführbar machte, den Aufstand entfesselte, den Krieg heraufbeschwor, den Jacobinern die Karten in die Hand gleiten ließ und die Monarchie vernichtete, ohne die Republik zu begründen.

Was also von den Ideen der Revolution zu leben bestimmt war, ist nicht bei den Girondisten, sondern bei ihren Vorgängern, den Constitutionellen von 1789 zu suchen.

Vor die ungeheure Aufgabe gestellt, für vierundzwanzig Millionen ihrer Mitmenschen eine freie Verfassung in's Leben zu rufen, ist zwar auch ihnen die Lösung dieser Aufgabe nicht gelungen. Der gute Wille, die Einsicht, das Talent so vieler unter ihnen vermochten eben Zeit und Erfahrung nicht zu ersetzen. Die blinde Zuversicht ihrer Generation in die Wirksamkeit abstracter Theorien und in die schöpferische Kraft metaphysischer Deductionen hatte auch sie ergriffen. Von Montesquieu ausgehend, und durchdrungen von der Bewunderung für die englische Verfassung, die ihnen so oft zum Vorwurf gemacht worden ist, verkannten sie dennoch die Lehren des einen und die praktischen Consequenzen der anderen.

Als ihre eigentliche Schöpfung, die Constitution von 1791, in's Leben trat, zeigte es sich, daß der Schwerpunkt der Regierung vollständig verschoben, die Theilung der Gewalten verworfen, die Monarchie zwar beibehalten, aber ihrer Lebensbedingungen beraubt worden war: „Man hatte die Executive als Feindin der Freiheit, statt als eine ihrer natürlichen Garantien aufgefaßt und eine

---

[1]) S. Frau v. Staël: „Considérations sur la Révolution française", II, 25.

Constitution gemacht, wie man einen Angriffsplan entwirft." [1]) An diesem Resultat, das die Leidenschaften der Extremen aus dem revolutionären und aus dem royalistischen Lager herbeigeführt hatten, waren jedoch nicht alle Constitutionellen betheiligt. Die leider numerisch schwache Fraction derselben, zu welcher Malouet, Mounier, Lally-Tollendal, Clermont-Tonnerre gehörten, widerstand den Verlockungen des Ehrgeizes und dem Bedürfniß nach Popularität, dem die Lafayette, die Barnave, die Lameth und so manche Andere erlagen, und weigerte sich bereits im Herbst 1789 den aufgeregten Wellen ein Fahrzeug zu übergeben, von dem sie wußte, daß es unfähig sei, ihrem Anprall zu widerstehen. Zum Unglück für die Nation fand dieses Beispiel keine Nachahmer und die Theilung der Gewalten wurde dem Princip der Volkssouveränetät geopfert.

Erst als nach dem fünfundzwanzigjährigen Interregnum, in welches sich der Despotismus der Massen und die Tyrannei eines Einzelnen theilten, wieder das Bedürfniß empfunden wurde, die staatliche Ordnung auf festen, dauernden Grundlagen zu errichten, griff man auf die politische Doctrin jener Männer zurück, und die leitenden Grundsätze derselben waren es, die in der Charte von 1815 ihre Wiedererweckung feierten und Frankreich die glücklichsten Zeiten sicherten, die seine wechselvollen Geschicke gekannt haben.

Auch mit der Geschichte dieser Doctrin ist eng verbunden der Name einer Frau, diesmal keine heroische Figur classischen Stils, wie Charlotte Corday, keine Märtyrerin ihrer Ideale, wie Madame Roland, aber eine der geistreichsten und scharfsinnigsten unter allen Vertreterinnen ihres Geschlechts, die auf der großen Bühne der Welt eine Rolle gespielt haben. Als die Generalstaaten am 5. Mai 1789 eröffnet wurden, war Anna Germaine Necker, geboren am 22. April 1766, und seit dem 14. Januar 1786 vermählt mit dem schwedischen Gesandten in Paris, Baron Staël-Holstein, dreiundzwanzig Jahre alt. Sie sah in Versailles den langen Zug der Deputirten vorüberziehen, hörte die Eröffnungsrede ihres Vaters und wohnte mit jugendlicher Begeisterung dem ersten Act des Dramas bei, dessen Geschichte sie fünfundzwanzig Jahre später niederschreiben sollte. In diesem ihrem bedeutensten Werk, den „Considérations sur la Révolution française" finden wir Frau von Staël auf einem Standpunkt, den erst Zeit und Erfahrung in ihr zur Reife gebracht hatten und der nicht ganz derselbe war, noch sein konnte, den sie inmitten dieser Ereignisse selbst eingenommen hat. Sie verdient aber dennoch zu jenen gezählt zu werden, deren treues Festhalten an den Grundprincipien, von welchen sie ausgegangen waren, ihnen die Herrschaft über die Zukunft sicherte.

Eine Gesellschaft ohne Privilegien, dasselbe Recht für Alle, Gleichheit vor dem Gesetz, religiöse Toleranz und Theilnahme der Nation am politischen Leben, das waren die Grundzüge des constitutionellen Programms. Für die Durchführung desselben hat Frau von Staël Alles aufgeboten, was sie an Einfluß und Talent besaß; auf seinem endlichen Erfolg beruht ihr Anrecht, in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben. Die Bedeutung der Frau von Staël wird durch den Umstand nicht geschmälert, daß auch sie inmitten so vieler Schwierig-

---

[1]) S. Frau v. Staël: „Considérations sur la Révo[...]", I, 321.

keiten und Gefahren zuweilen vom rechten Weg abwich und dadurch den Sieg der Freiheit verzögerte, dem ihr ganzes Herz entgegenschlug. Von allen Täuschungen die verführerischste war für sie die vergötternde Liebe für ihren Vater. Nicht nur, daß sie in ihm einen der weisesten und besten Menschen verehrte, sie vertraute auch dann noch in seine Thatkraft, als alle minder Voreingenommenen sich längst klar darüber geworden waren, daß der einst so mächtige Minister zum Spielball des Ehrgeizes für die Einen, zum Deckmantel der Intriguen für die Anderen herabgesunken war, und dem Geständniß seines eigenen Schwiegersohnes zufolge kaum mehr das bescheidene Verdienst, durch sein Verbleiben viel Schlimmes zu verhüten, für sich in Anspruch nehmen konnte [1]).

Frau von Staël, die allen Ideen ihres Vaters huldigte, hatte keine derselben mit leidenschaftlicherer Wärme erfaßt, als die, daß für die französische Nation eine Verfassung nach dem Muster der englischen geschaffen werden müßte. Diese Bewunderung für das englische Staatswesen hatte so vollständig und für immer Besitz von ihr ergriffen, daß Fürst Metternich, um sie zu charakterisiren, viele Jahre später spaßend bemerkte, es wäre ihr nicht schwer gefallen, zu beweisen, schlechtes Wetter in Oesterreich sei dem Umstand zuzuschreiben, daß man die englische Verfassung noch nicht dort eingeführt habe [2]). Im Sommer 1789 ergab sich aus einer solchen Anschauungsweise die durchaus praktische Consequenz, daß Frau von Staël zwar im Einklang mit der öffentlichen Meinung gegen den Hofadel von Versailles und alle zum Theil verarmten oder doch überschuldeten Edelleute auftrat, die zu werden strebten, was dieser war, daß sie aber zugleich und um so energischer die Stellung der großen Aristokratie durch Creirung einer, dem englischen Oberhaus entsprechenden ersten Kammer gewahrt wissen wollte. In voller Uebereinstimmung mit den thatsächlichen Verhältnissen legt sie in den „Considérations“ den größten Werth darauf, daß die großen, alten Adelsgeschlechter sich mächtig genug fühlten, die Consequenzen der Revolution anzunehmen und zu überstehen, während die kleinen, zu Höflingen herabgesunkenen oder in der Provinz vergessenen Edelleute Auszeichnungen und Privilegien nicht entbehren zu können glaubten, die Niemand mehr achtete, während sie doch vom Volke als schreiende Ungerechtigkeiten empfunden wurden, und seinen Haß herausforderten [3]).

Die meisterhaften Untersuchungen von Alexis de Tocqueville, gerade über die hier berührten Verhältnisse, haben den Ansichten der Frau von Staël über dieselben längst die verdiente Bestätigung gebracht. Sie selbst erscheint unzertrennlich von jener kleinen, aber einflußreichen Minorität, an deren Spitze die Montmorency, die Larochefoucauld, die Noailles, die Lafayette standen, die vom amerikanischen Freiheitskampf, den sie unter Washington's Fahnen mitfochten, mit den weitgehenden Reformgedanken zurückkehrten und in der Nacht vom 4. August das großmüthigste aber auch unüberlegteste Beispiel der Selbstaufopferung veranlaßten, das je ein Stand über sich verhängt hat. Im Gegen-

[1]) S. Léouzon Le Duc: „Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein“. S. 105, Nr. 117, Depesche vom 9. Juli 1789.

[2]) S. Fürst R. Metternich: „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren“, III, S. 449.

[3]) S. Frau v. Staël: „Considérations sur la Révolution française“, I, 201.

satz zur Umgebung des Königs, die aus unversöhnlichen Feinden Necker's bestand, unterstützte diese Minorität die Politik des Ministers, der nicht müde wurde, dem Monarchen zu wiederholen: „Sire, résignez-vous à la Constitution anglaise“ [1]), während Frau von Staël von der Einführung des englischen Systems nicht nur das öffentliche Wohl, sondern auch den persönlichen Erfolg ihr nahestehender Freunde erwartete, die, wie insbesondere Talleyrand und Narbonne, aus Motiven des Ehrgeizes einer Bewegung sich anschlossen, die dem Talent und der Beredsamkeit so verlockende Aussichten bot. Narbonne vor Allen, der im Herzensleben der Frau von Staël eine so große Rolle gespielt hat, geistreich, oberflächlich, gewandt und vornehm, ein vollendeter Weltmann und glänzender Officier, hatte, zerrütteter Privatverhältnisse wegen, vom Umsturz nichts zu fürchten, aber um so mehr zu hoffen und besaß alle Eigenschaften und Schwächen, die in solchen Zeiten zu schneller Popularität verhelfen. Nach dem dritten, endgültigen Rücktritt Necker's, am 8. September 1790, blieb Narbonne die Persönlichkeit, durch welche Frau von Staël fortfuhr, mit der Tagesgeschichte in directer Verbindung zu bleiben und auf den Gang der Ereignisse einzuwirken. Ihren Bemühungen gelang es, am 6. December 1791, seine Ernennung zum Kriegsminister, als Candidat der Gemäßigten von der republikanischen wie von der monarchischen Partei durchzusetzen. Daß es gegen den Willen des Hofes geschah, bestätigt unter andern ein bitteres Wort der Königin in ihrer Correspondenz mit Fersen [2]).

Zur Wiederherstellung der vollständig verloren gegangenen Disciplin in der Armee und untergrabenen Autorität des Königs, wie nicht minder in der Absicht, eine Revision der Constitution zu ermöglichen, drängte auch Narbonne, von einem Bruchtheil der Constitutionellen unterstützt, zum Krieg. Er fiel aber bereits am 10. März der Antipathie seiner Collegen und dem Mißtrauen, nicht nur des Königs, sondern auch der Assemblée, deren Gunst er verscherzt hatte, zum Opfer.

Die letzte, persönliche Einmischung der Frau von Staël in die Begebenheiten hatte zum Zweck, den König zu bewegen, er möge unter der Leitung von Narbonne für sich und die Seinen Schutz bei der Armee von Lafayette suchen [3]). Bereits nach dem vereitelten Fluchtversuch von Varennes hatte sie, an der Situation verzweifelnd, Angesichts der hereinbrechenden Anarchie selbst den Bürgerkrieg als das kleinere Uebel bezeichnet [4]), in Uebereinstimmung mit Madame Roland, die, als nach dem Tod von Mirabeau eine Reaction befürchtet wurde, die nationale Regeneration von demselben furchtbaren Auskunftsmittel erwartete.

Gerade über diesen so wichtigen Abschnitt des Lebens von Frau von Staël, der hier nur ganz flüchtig berührt werden kann, fehlt es weder an Schilderungen noch an zuverlässigen Quellen. Einer der scharfsinnigsten unter den Augenzeugen

---

[1]) S. Frau v. Staël: „Considérations &c.“, I, 219.

[2]) S. Klinkowström: „Le Comte de Fersen et la Cour de France“, Bd. I, S. 269: Die Königin an Fersen 7. Decbr. 1791.

[3]) S. Jured Sparks: „Life of Gouverneur Morris, with selections from his Correspondence“, Bd. I, S. 385.

[4]) S. Frau v. Staël: „Considérations &c.“, I, 412.

der Revolution, der seit mehreren Jahren in Paris anwesende, seit 1792 zum Gesandten der Vereinigten Staaten ernannte Gouverneur Morris unter andern war ein willkommener Gast im Hause des schwedischen Gesandten und seiner geistreichen Frau, deren blendende Vorzüge jedoch die Schärfe seines Urtheils über die Mißgriffe des ihrigen nicht zu mildern vermochten. Gerade von ihm erfährt man mit am meisten über ihre Rolle während dieser Zeit. Malouet, Mounier, Mallet du Pan, Lafayette, Bertrand de Molleville, Thibaudeau, um nur die bekannteren unter ihren französischen Zeitgenossen zu nennen, geben gleichfalls wichtige Aufschlüsse über sie. Die Memoiren von Talleyrand allein fehlen noch in der Reihe von Mittheilungen aus ihrem intimen Freundeskreis. Einen höchst wichtigen Beitrag hat noch in ganz letzter Zeit die Veröffentlichung der diplomatischen Correspondenz ihres Gatten, des Baron von Staël-Holstein, mit König Gustav III. von 1789 bis 1792 geliefert [1]). Die in diesen Jahren bereits gestörten Beziehungen zwischen den beiden Gatten, sowie die seit 1791 immer deutlicher ausgesprochenen demokratischen Sympathieen des schwedischen Gesandten schließen zwar den Gedanken aus, als ob seine Gemahlin bei der Redaction dieser Depeschen direct betheiligt gewesen sei. So lange aber Necker am Ruder blieb, sind sie dennoch der Ausdruck seiner Ideen und einer der genauesten Berichte über seine eigentliche Beurtheilung der Verhältnisse, die eine viel trübere war, als seine officiellen Aeußerungen es bisher annehmen ließen.

Alle diese zum Theil ganz neuen Quellen müßten benützt und zu einem einheitlichen Bilde vereinigt werden, wenn es gelingen sollte, was schon zu wiederholten Malen versprochen, aber noch immer nicht geboten worden ist, nämlich mit dem Leben der Frau von Staël eine Geschichte ihrer Zeit zu verbinden. Alles bald nach ihrem, am 14. Juli 1817 erfolgten Tode über sie Veröffentlichte bestand aus kürzeren Lebens-Skizzen, Besprechungen ihrer Schriften und officiellen Lobreden. Von diesen Arbeiten ist die beste und bekannteste die der Gesammtausgabe ihrer Werke vorausgeschickte biographische Notiz, verfaßt von ihrer Cousine, Madame Necker de Saussüre. Ueber diese vorzügliche Frau pflegte Frau von Staël zu sagen, sie besitze alle Talente, die man ihr selbst zuschreibe und alle Tugenden, die ihr fehlten. Später hat sich der Meister der französischen Kritik aus leicht begreiflicher Vorliebe viel mit ihr beschäftigt; nebst einer längeren Arbeit aus den dreißiger Jahren, die er seinen „Portraits de Femmes“ einreihte, ist Sainte-Beuve, seiner Gewohnheit entsprechend, in Specialstudien über das Ehepaar Necker, über Chateaubriand, Benjamin Constant, Camille Jordan, immer wieder auf Frau von Staël zurückgekommen, um ihre geistige Physiognomie durch charakteristische Züge und einzelne energische Striche besser zu markiren. Eine vollständige Darstellung der ebenso merkwürdigen als anziehenden Persönlichkeit zu geben, bezweckten diese vortrefflichen Skizzen nicht. Sie beschäftigten sich mehr mit ihrer socialen und literarischen, als mit ihrer historischen Bedeutung. Von dieser Behandlungsweise ist auch der feine, edle Schweizer Alexander Vinet in seiner geistreichen Studie

[1]) S. Léouzon Le Duc: „Correspondance diplomatique du Baron de Staël-Holstein“, Paris 1881.

über Chateaubriand und Frau von Staël nicht abgewichen. „Corinne“, wie man sie nach dem glänzendsten ihrer Werke zu nennen pflegte, wurde, wie später Lamennais, Alfred de Musset oder George Sand, ein Lieblingsobject, an welchem die literarische Kritik in Frankreich sich ihre Sporen verdiente oder ihre Meisterschaft erprobte; aber zu einem Gesammtbild dieses vielseitigen Lebens ist es dennoch nicht gekommen.

Was die Franzosen zu thun unterließen, wurde im Ausland nicht ergänzt. Die deutsche Literatur hat, mit Ausnahme der Aufsätze von A. W. v. Schlegel und Schütz in den „Zeitgenossen“ bald nach ihrem Tode, und einer Studie von Fr. Chr. Schlosser, des berühmten Gastes, den Weimar 1803 empfing, nur vorübergehend gedacht. In England dagegen, wo das Interesse für sie immer wach geblieben ist, verschwand der Name der Frau von Staël nie für längere Zeit aus der periodischen Literatur. Allein nebst werthvollen Detailstudien war bis in letzter Zeit nur die von Mrs. Norris verfaßte Biographie erschienen [1]), die bald einer wohlverdienten Vergessenheit anheimfiel. Mit begreiflichem Interesse wurde das 1881 zu London erschienene Buch von Stevens aufgenommen, das eine längst empfundene Lücke in der biographischen Literatur auszufüllen bestimmt schien [2]). Der amerikanische Verfasser war durch einen zufälligen, aus Gesundheitsrücksichten gebotenen Aufenthalt an den Ufern des Genfer Sees dazu veranlaßt worden, seine Aufmerksamkeit der Tochter Necker's zuzuwenden, deren Andenken er noch in verschiedenen Familien des geistigen Mittelpunktes der Schweiz lebendig und pietätvoll bewahrt fand. Unter dem Einfluß dieser localen Traditionen und mit sorgfältiger Berücksichtigung derselben ist denn auch sein Buch geschrieben, welches jedoch leider in anderer Beziehung den gehegten Erwartungen abermals nicht entspricht. Die Anekdoten über Frau von Staël sind fleißig gesammelt; das von ihr selbst über ihr Leben Berichtete ist angenehm wiedererzählt; der erste Band enthält einige mittelmäßige Capitel über die Tragweite der literarischen und philosophischen Theorien in ihren ersten Schriften. Aber der Verfasser, das fühlt man, ist weder in der Zeit, noch in der Literatur heimisch, ohne deren genaueste Kenntniß eine gute Biographie der Persönlichkeit gar nicht denkbar ist, die in beiden eine so wesentliche Rolle gespielt hat. So wird z. B. gleich im Anfang von Band I, S. 27 Madame Roland nicht etwa mit Frau von Staël, sondern mit der gemessenen, correcten, strengen Madame Necker verglichen, die überhaupt nur im Gegensatz zu ihr gedacht werden kann.

Die Geschichte der Jahre 1789—1793 drängt sich bei Stevens in einige werthlose Seiten, die das vorhandene reiche Material gar nicht berücksichtigen und eine völlig unmotivirte Schilderung des Todes der Prinzessin von Lamballe als Entschädigung für alle sonst fehlende Information bieten. Eben so wenig erfahren wir über die einflußreiche Rolle der Frau von Staël unter dem Directorium. In Uebereinstimmung damit ist es, wenn Stevens sich begnügt, über ihr weitaus wichtigstes Buch, die „Considérations sur la Révolution française“,

---

[1]) Mrs. Norris: „Life and Times of Madame de Staël“. London, 1853.

[2]) A. Stevens, G. L. D.: „Madame de Staël: a Study of her Life and Times; the first Revolution and the first Empire.“ 2 Vol. London, 1881.

das Lob der ersten französischen Kritiker und Historiker wiederzugeben, mit dem Inhalt des Buches selbst aber in keiner Weise sich befaßt (Bd. II, S. 296—300). Dagegen werden die Beziehungen der Frau von Staël zu Narbonne, wie später die zu Benjamin Constant, die so folgenschwer, nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Zeitereignisse im Jahre 1792 und später unter dem Consulat und Kaiserreich geworden sind, möglichst abgeschwächt und zum Theil wenigstens auf Rechnung böswilliger Nachreden gesetzt (S. Bd. I, S. 148, 154, 188), so daß schließlich der Verfasser über alle diese Dinge weniger zu wissen scheint, als sein längst darüber aufgeklärtes Publicum. Unverständlich ist es dann auch, warum Bd. I, S. 62 gesagt wird, die moralische Natur der Frau von Staël sei „distinctly swiss" gewesen, was, wenn es überhaupt etwas hieße, ein ebenso zweifelhaftes als unverdientes Compliment für die damalige Schweiz enthielte, deren Sitten sich, insbesondere in Genf, von der französischen Corruption bewahrt hatten. Nicht minder verfehlt wird Bd. I, S. 288 der philanthropische, schreibselige und liebenswürdige Victor von Bonstetten, von welchem seine besten Bekannten zu sagen pflegten, es sei ihm nicht möglich, fünf Minuten mit demselben Gedanken sich zu beschäftigen, von Stevens „prodigious as a thinker" genannt. Auf sonstige Mängel und thatsächliche Irrthümer seines Buches einzugehen, liegt nicht in unserer Absicht. Nur das muß erwähnt werden, daß er eine bisher in den Berichten über Frau von Staël sehr empfindliche Lücke gleichfalls nicht ausgefüllt hat: wir meinen ihre Beziehungen zum zeitgenössischen Deutschland.

## II.

Diese Beziehungen sind es werth, daß mehr über sie gesagt werde, als bisher durch Wiedergabe des bekannten Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe zu geschehen pflegte, der den Besuch der Frau von Staël in Weimar während des Winters 1803—1804 zum Gegenstand hat. Denn von allen berühmten Namen, die den politisch erniedrigten Deutschen das große, geistige Vaterland schufen, dessen unvergleichlichen Werth Niemand früher und Wenige vollständiger erkannt haben, als die geniale Französin, fehlt kaum einer auf der Liste Derjenigen, die ihr begegneten und dann meist auch mit ihr sich befreundeten. Nächst Schiller und Goethe, um die Größten zu nennen, Carl August von Weimar, Fichte, Prinz Louis Ferdinand, die Gebrüder Humboldt, der Freiherr von Stein, Kronprinz Ludwig von Bayern. Dann Wieland, die beiden Schlegel, Gentz, Adam Müller, J. von Müller, Iffland, Z. Werner, Chamisso, L. F. Huber, Münster, Karl Ritter, Matthison, Overbeck, Varnhagen, F. Ch. Schlosser. Von den Oesterreichern Metternich, Collin, der Orientalist Hammer, Hormayr. Nicht weniger lebhaft war der Verkehr der Frau von Staël mit den bedeutendsten Frauen der großen Zeit. Sie sah Königin Luise 1804 in Berlin, in den letzten Tagen jugendlichen Glückes und Glanzes. Die sonst so zurückhaltende, schwer zugängliche Gemahlin Carl August's trat zu ihr in das freundschaftliche Verhältniß, von dem ein langer Briefwechsel die Erinnerung wach erhalten hat. Caroline von Humboldt lernte sie zuerst von Allen 1799 in Paris kennen und war 1814 ihr Gast zu Coppet. Lotte von Schiller und Caroline von Wolzogen begrüßten sie in Weimar. Die Begegnung mit „Frau Rath" im Bethmannischen

Hause zu Frankfurt hat Bettina's Feder im „Briefwechsel mit einem Kinde", zwar mit gänzlicher Verachtung aller Chronologie, aber um so treffenderer Charakteristik, in unvergeßlichen Zügen bewahrt. Endlich verband sich bei Rahel, seit ihrem, durch den damaligen schwedischen Geschäftsträger Gustav von Brinkmann vermittelten Bekanntwerden mit Frau von Staël in Paris im Humboldt'schen Kreis die lebhafteste Bewunderung und Sympathie für die Persönlichkeit mit den unüberwindlichsten Bedenken gegen die Schriftstellerin, deren Eindrücke und Urtheile so verschieden von den ihrigen waren.

Die Theilnahme und persönliche Anerkennung so vieler bedeutender Menschen für Necker's Tochter war nicht nur eine Huldigung für ihre außerordentlichen Geistesgaben und ein Ausdruck des Dankes für das warme, thätige Interesse, das sie selbst dem intellectuellen Leben Deutschlands entgegenbrachte. Diese Anerkennung wurzelte vielmehr im Gefühl, daß zwischen ihrem eigenen und dem deutschen Fühlen und Denken manche verwandte Seite bestand, und daß andrerseits tieferes Eindringen und längere Bewegung in dieser geistigen Atmosphäre ihr inneres Dasein vervollständigt und ihren außerordentlichen Genius erst zur vollen Entfaltung gebracht haben würde. Mit seltener Uebereinstimmung spricht sich dieser Gedanke bei den verschiedensten Anläßen und Persönlichkeiten aus. So schrieb Rahel an Brinkmann in Paris, lange vor der Begegnung mit ihr, nachdem sie das 1796 erschienene Buch der Frau von Staël „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf das Schicksal der Individuen und Nationen" gelesen hatte, das auch auf Goethe so großen Eindruck machte, daß er an eine Uebersetzung desselben dachte [1]): „Brinkmann, Sie schreiben mir meisterhaft über die Staël ... Ich habe Sie ganz verstanden, glauben Sie mir's! Lehren Sie sie deutsch. Sagen Sie ihr, sie soll mich nicht verachten, weil ich ein Frauenzimmer bin; auch bei mir hätte es schwer gehalten, sie gelten zu lassen. Sagen Sie ihr, ich kenne sie wahrscheinlich besser, als irgend jemand mit dem sie liirt war. Sie wissen, was bei mir Goethe ist. Alles, — mein ganzes inneres Leben und er — ist Eins bei mir. Aber ich glaube nicht, daß Goethe ihr geholfen hätte; freilich, wenn sie ihn verstanden hätte, so hätte sie das Andere auch gewußt, und ein Probirstein ist er, ausbilden thut man sich durch ihn, der Stern im Leben ist er, aber ohne ihn muß man Alles sein. Vielleicht wenn sie eine Deutsche wäre! Im Grunde muß man Alles von selbst sein." Und wieder auf das Buch und seine Verfasserin zurückkommend, wiederholt Rahel noch einmal und mit allem Nachdruck: „Voilà une femme qui saurait tout, si elle était Allemande; j'espère qu'elle le deviendra un jour, car le malheur est qu'en fait de philosophie il faut absolument savoir tout pour savoir quoi que ce soit" [2]). Als Brinkmann mehrere Jahre später der Frau von Staël in Berlin jene Aeußerung von Rahel mittheilte, rief diese aus: „Ah, mon Dieu, que cela est juste! J'étais loin alors de savoir tout, mais je vaux mieux à présent." Gentz, der unter ihren deutschen Bekannten insofern eine Ausnahme bildet, als er die verletzendsten Aeußerungen

---

[1]) S. „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", 4. Auflage, Bd. I, S. 203, Nr. 248, Goethe an Schiller. Weimar, 5. Decbr. 1796.

[2]) S. „Rahel: ein Buch des Andenkens", Bd. I, S. 182—183, und Varnhagen: „Denkwürdigkeiten", Bd. VIII, S. 662—663.

über sie niederschrieb, wenn die Macht ihrer Gegenwart ihn nicht, wie 1808 in Teplitz, zur Bewunderung zwang, erkennt dennoch in ihr eine für eine Nichtdeutsche staunenswerthe Vielseitigkeit und Toleranz [1]). Wilhelm von Humboldt endlich, um nur sein gewichtiges Urtheil noch anzuführen, faßte sich über Frau von Staël in den Worten zusammen: „Sie war meiner innersten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht bloß von Geist, sondern durch wahres, tiefes Gemüth und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen, französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte [2]).“ Im gleichen Sinne hatte er von Paris aus im Frühjahr 1800 an Goethe und auf dessen Zustimmung sich berufend, geschrieben: „Ihr Urtheil über das Buch der Staël [3]) hat mich sehr gefreut. Es trägt das Gepräge der Billigkeit, die man ihr selten widerfahren läßt. Wie Ihnen, ist es auch mir oftmals vorgekommen, als sei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzosen und durch französische Literatur sie gebannt hat, zu enge, als strebte sie, sich davon loszumachen, ohne daß dieß doch jemals gelingen kann. — Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität tragen, und ich möchte nicht entscheiden, ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Staël also deutschen Eigenthümlichkeit und der durch Bildung erworbenen sei [4]).“

Diese Worte Humboldt's erinnern daran, daß Necker's Vater ein nach Genf eingewanderter, dort als Professor des deutschen Staatsrechts heimisch gewordener Preuße war. Wie viel seines Sohnes deutscher Ursprung zum Erfolg seiner reformatorischen Thätigkeit, während des ersten von ihm bekleideten Ministeriums, 1777—1781, und zum Scheitern seiner Politik von 1789 beigetragen hat, und wie es kam, daß Necker's steife, selbstzufriedene, aber durchaus ehrliche Rechtschaffenheit nicht weniger zum Mißlingen seines Werkes beitrug, als später jene des in so mancher Beziehung an ihn erinnernden Guizot, darauf näher einzugehen, ist hier nicht die Stelle. Bei seiner Tochter war das französische Wesen, in seinen guten wie in den schlimmen Seiten, schon ungleich mehr betont. Wenn der Haß der Parteisucht auch hie und da zu insinuiren wagte, daß sie durch Abkunft wie durch Heirath keine Französin sei, so fühlte sie sich doch durchaus als solche, und legitimirte sich durch das Talent, dem in der französischen Literatur die seltene und hohe Aufgabe zufiel, den Geist der Nation aus dem einen in das andere Jahrhundert hinüber zu leiten und als Vermittlerin zwischen zwei von einander sehr verschiedenen Culturepochen zu stehen.

[1]) S. „Briefwechsel zwischen Fr. v. Gentz und Adam Müller“, S. 107: Gentz an A. Müller, 2. Juli 1807.

[2]) W. v. Humboldt: „Briefe an eine Freundin“, Bd. II, S. 175.

[3]) „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales“.

[4]) S. „Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt“, S. 168: W. v. Humboldt an Goethe. Paris, 10. Oct. 1800.

Was sie durch diese Verschmelzung mit dem französischen Wesen, so wie es sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts gestaltet hatte, an Tiefe der Empfindung und an innerer Concentration verlieren mußte, das wurde ihr jedoch in anderer Beziehung wieder durch unmittelbare Berührung mit den größten historischen Begebenheiten, durch Einsicht in die Geschäfte und das ganze Räderwerk des Staates, durch die Welt- und Menschenkenntniß und den Umfang der Erfahrung ersetzt, die unter Bedingungen der Entwickelung, wie die damaligen deutschen Verhältnisse sie voraussetzten, gar nicht denkbar gewesen wären. Je mehr man dort solche Güter entbehrte, um so williger erkannte man ihren Werth. Als das erwähnte Buch der Frau von Staël „Ueber den Einfluß der Leidenschaften" nach Weimar kam, schrieb Goethe darüber an Schiller: „Es ist im beständigen Anschauen einer sehr weiten und großen Welt geschrieben, in der sie gelebt hat, und voll geistreichen, zarten und kühnen Bemerkungen . . . Es ist äußerst interessant zu sehen, wie eine so passionirte Natur, durch das grimmige Läuterungsfeuer einer solchen Revolution, an der sie so viel Antheil nehmen mußte, durchgeht und ich möchte sagen nur das geistreich menschliche an ihr übrig bleibt" [1]). Schiller zeigte sich nicht weniger empfänglich: er beschäftigte sich gerade mit Diderot und schrieb aus Jena zurück, beide Werke seien ihm eben jetzt ein wahres Geistesbedürfniß, weil die eigene Arbeit, in der er ganz lebe und leben müsse, seinen Kreis so sehr beschränke. Gerade damals, wo der Dichter des Wallenstein den großen historischen Stoff seiner Trilogie zu bewältigen hatte, empfand er um so dringender den Mangel an Berührung mit der politischen Welt: „In der That," schrieb er dem Freunde, „verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen [2])."

So war man denn in Weimar seit lange und auf's Günstigste vorbereitet, Frau von Staël als eine von Denjenigen zu empfangen, die auf der großen Weltbühne mit ihre Rolle gespielt hatten. Eine andere Frage ist die, in wie weit sie selbst sich die nöthigen Vorbedingungen zum Verständniß des Lebens gesichert hatte, das unter einer so bescheidenen, unansehnlichen Außenseite so glänzende Schätze barg. Vergleicht man die darüber vorliegenden Aeußerungen, so zeigt sich, daß sie seit Ende der neunziger Jahre Deutsch lernte und las. Wilhelm von Humboldt nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, während seines Pariser Aufenthalts ihr dabei behilflich gewesen zu sein. Was man damals in Paris von deutscher Literatur kannte, gipfelte im „Werther", den Marie-Joseph Chénier zu einer fünfactigen Tragödie zurecht machte, und über den Frau von Staël in ihrem Buch von der Literatur ein Urtheil fällte, welches W. von Humboldt so geistvoll fand, daß er es dem Dichter übersandte: „Sie sagt," schrieb er ihm, „man table Sie, Werthern noch ein anderes Leiden, als die Liebe gegeben, Erniedrigung seines natürlichen Stolzes durch gesellschaftliche Verhältnisse

[1]) S. „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", 4. Auflage, 1881, Bd. II, Nr. 247 und 248, 30. November und 5. December 1796.

[2]) Ebendaselbst Bd. I, Nr. 242, 18. November 1796.

hinzugefügt zu haben", und fährt dann fort: „Goethe wollte einen Menschen schildern, gefoltert durch alle Empfindungen einer liebenden und stolzen Seele; er wollte jene Combination von Leiden zum Ausdruck bringen, die allein fähig ist, einen Menschen zum letzten Grad der Verzweiflung zu treiben. Die von der Natur verursachten Schmerzen lassen noch einige Trostgründe zu. Es muß die Gesellschaft ihr Gift in die Wunde träufeln, damit der Geist völlig getrübt und der Tod zum Bedürfniß werde [1])."

Nächst dem Werther, der bekanntlich in Bonaparte's Reisebibliothek auf dem Zug nach Aegypten Platz gefunden hatte, erschien eine Uebersetzung von Schiller's Theater, die ein gewisser W. Mantillière mit Hinweglassung der „Räuber" veranstaltete, „weil der Verfasser selbst", sagte er, „das Stück als detestabel bezeichnet habe". Im Salon der Frau von Staël wurde gleichzeitig das Manuscript einer Uebertragung des „Don Carlos" von Lesay vorgelesen, die lebhaften Beifall fand. Ueberhaupt gingen den Franzosen, wie W. von Humboldt es an Goethe schrieb, deutsche Namen mehr als sonst durch den Mund; die Uebersetzung von „Hermann und Dorothea", die 1800 erschien, fand ein ziemliches Publicum und wurde in einer Sitzung des Nationalinstituts erwähnt, wobei auch Goethe's, Schiller's und Klopstock's gedacht wurde. Wesentlich hierzu hatte der Aufenthalt vieler Franzosen in Deutschland während der zweiten, wohl von der ersten zu unterscheidenden Emigration beigetragen. So hatte Mounier in der Nähe von Weimar ein Erziehungsinstitut errichtet; der Philosoph de Gérando, später einer der tüchtigsten Beamten des Kaiserreichs, war mit seinem, als Vertheidiger einer weisen, freisinnigen Politik nicht minder bekannt gewordenen Freund Camille Jordan zuerst nach Tübingen, dann gleichfalls nach Weimar gegangen, wo C. Jordan sich in Klopstock's Dichtungen vertiefte und eine Uebersetzung seiner Oden gab, die Frau von Staël so sehr begeisterte, daß sie dem ihr befreundeten Verfasser schrieb, ihr sei es gewesen, als habe sie nach zehnjähriger Verbannung zum ersten Male wieder ihre Muttersprache vernommen. „Dies ist das wahre, aus der Seele kommende Talent", fügte sie hinzu. „Neben diesem erscheint die Einbildungskraft Chateaubriand's als bloße Decoration. Die Realität, das aufrichtige Gefühl pulsirt in diesen Oden und Klopstock's Stil birgt das Leben" [2]). Das schrieb sie 1803, unmittelbar nach dem Erscheinen des „Genius des Christenthums" und ohne sich vom außerordentlichen Erfolg, der das Erscheinen des Werkes begrüßt hatte, die Klarheit ihres Urtheils beeinträchtigen zu lassen. — Schwieriger als hier mit Deutschlands Poesie war für sie der Versuch, mit den Ideen Fühlung zu gewinnen, die in seiner Philosophie sich Bahn gebrochen hatten. Ihr natürlicher Vermittler darin war Benjamin Constant, der in Göttingen studirt hatte und als Schweizer von Geburt dieser ganzen Entwickelung näher stand. Er brachte Frau von Staël mit dem Lothringer Villers in Verbindung, der 1801 ein Exposé der Kant'schen

---

[1]) S. „Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt", Nr. 29: Humboldt an Goethe. Paris, 30. Mai 1800.

[2]) S. Sainte-Beuve: „Nouveaux Lundis", XII, S. 296: Frau v. Staël an Camille Jordan, Coppet, 3. Juli 1803.

Philosophie veröffentlichte, und ihre Briefe aus dieser Zeit, an Gérando insbesondere, beweisen, daß sie es mit dem Studium des großen Denkers ernst nahm und daß es ihr nicht leicht fiel. „Nun, wo ich es unternommen habe, an die große Frage des Kantismus heranzutreten," schrieb sie unter anderm, „muß ich gestehen, daß ich weder dessen Formeln noch dessen Kategorien, wohl aber die ihnen zu Grunde liegende Idee liebe, die ich genau meiner inneren Empfindung entsprechend finde. In unserm moralischen Selbst ist etwas mehr als die durch die Sinne in uns erweckten Begriffe . . . . Das System von Kant bietet mir einen neuen Schimmer der Hoffnung auf Unsterblichkeit, und dieser Schimmer ist mir lieber, als alles materielle Licht" [1]). Nun, wo nach Ablauf eines Jahrhunderts Kant noch immer unerschöpfter Gegenstand des Studiums ist, wird man es nicht mehr streng beurtheilen, daß eine umfassende Darstellung seiner Lehre der Frau von Staël nicht gelungen ist. Um so tiefer sind dagegen die Spuren, die sein ethischer Idealismus bei ihr zurückgelassen hat, und Kant ist es vor Allem, der sie schon so früh als 1800 zu dem eben so anerkennenden als treffenden Urtheil veranlaßte: „In Deutschland sind die Ideen immer noch dasjenige, was am meisten in der Welt interessirt. Die Deutschen haben kein politisches Vaterland, aber sie haben sich ein literarisches und philosophisches Vaterland geschaffen, für dessen Ruhm die edelste Begeisterung sie beseelt. Es ist das Eigenthümliche ihrer Philosophie, daß sie an die Stelle der Superstition eine strenge Moral treten läßt, während man sich in Frankreich damit begnügt hat, die Herrschaft der Dogmen zu stürzen. Die Deutschen eignen sich für die Freiheit, weil sie es bereits in ihrer philosophischen Renovation verstanden haben, die unumstößlichen Schranken der Vernunft an die Stelle vom Alter morsch gewordener Schutzmauern zu setzen und weil sie, mehr als wir, die Kunst verstehen, das Loos der Menschheit zu verbessern. Sie vervollkommnen die Erkenntniß, sie bahnen den Ueberzeugungen den Weg: wir aber haben Alles mit Gewalt versucht, durchgeführt und verloren" [2]).

Diesen Studien ging die Composition des Romans „Delphine" zur Seite, der 1802 erschien und der nächste Anlaß zur Reise nach Deutschland wurde, die das nunmehr zum offenen Conflikt gesteigerte Zerwürfniß mit dem Ersten Consul zur Nothwendigkeit machte.

Den ersten Grund zu demselben hat man gewöhnlich in der von Bonaparte verletzten Eitelkeit der berühmten Frau zu finden geglaubt und er selbst hat diese Auffassung zum größten Theil durch die bekannte Anekdote hervorgerufen, die er in St. Helena Las Casas erzählte und nach welcher er Frau von Staël auf ihre Frage, welche Frau er für die größte halte, entgegnet habe, es sei diejenige, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht. Steven entgegnet darauf, und vielleicht mit Recht, daß einmal, zur Zeit, in welche die Anekdote fallen würde, Frau von Staël gar keinen Anspruch darauf erheben k[illegible] eine b[illegible] Frau genannt zu werden, da noch keines ihrer größeren [illegible]

[1]) S. Baron de Gerando's: „Lettres inédites et souv[illegible] et de Mme. de Staël". S. 52: Frau v. Stael an Gera[illegible]

[2]) S. Frau v. Stael: „Vom Einfluß der Leidenschaf[illegible] der Nationen". 1796.

das Gedächtniß Napoleon's ihn aller Wahrscheinlichkeit nach getäuscht habe und eine Verwechselung vorliege. Denn ein ähnliches Gespräch fand allerdings statt, aber zwischen ihm und Madame Sophie Gay, der Schriftstellerin, einer ebenso energischen als zungenfertigen jungen Frau. Er sah sie in Aachen, wo ihr Mann kaiserlicher Präfect war, und fuhr sie mit den Worten an: „Madame, meine Schwester wird Ihnen gesagt haben, daß ich die intellectuellen Frauen nicht liebe." „Ja, Sire, aber ich habe das nicht geglaubt." Von der Antwort etwas betreten, fuhr er fort: „Sie schreiben ja; nun, was haben Sie denn zu Tage gefördert, seitdem Sie in diesem Lande sind?" „Drei Kinder, Sire," war die Antwort. Eines dieser Kinder wurde, nebenbei bemerkt, dem von der Mutter lautgepriesenen Roman zu Ehren, „Delphine" genannt und die nachher so berühmte und schöne Dichterin, Madame Emile de Girardin. Nicht besser erging es Napoleon in einem Wortgefecht mit Madame de Condorcet, der Wittwe des Philosophen und selbst eine einflußreiche und geistvolle Republikanerin: „Madame," sprach er eines Tags in barschem Ton zu ihr: „es gefällt mir nicht, wenn Frauen sich in Politik mischen." „Mir auch nicht, General," entgegnete sie ihm; „allein in einem Lande, wo ihnen der Kopf abgeschlagen wird, empfinden sie den natürlichen Wunsch, zu wissen, warum es geschieht" [1]).

Wie dem auch sei, der Gegensatz zwischen Napoleon und Frau von Staël lag tiefer als auf der Oberfläche des socialen Lebens, und wäre auch ohne Wortwechsel zwischen ihnen ein unversöhnlicher geworden. Ihr Ideal war und blieb die politische Freiheit; die absolute Macht war sein Ziel: „Ich fühlte, daß in meiner Person ein unabhängiger Gedanke sich darstellte, und daß die Zeit vorüber sei, wo ein solcher sich behaupten konnte", sagte ein berühmter französischer Kanzelredner der liberalen Aera seinen Zuhörern zum Abschied, nach dem Staatsstreich vom 2. December. Etwas Aehnliches mochte, von ihrem Standpunkte aus, auch Frau von Staël empfinden. Allein, so lange sie konnte, wehrte sie sich. Ihre Correspondenz während der letzten neunziger Jahre, insbesondere ein Brief an A. de Lameth vom 24. November 1797 [2]), bestätigt, daß sie mit dem Gedanken an eine republikanische Regierungsform sich ausgesöhnt hatte. Bis zu dem Augenblick, wo bei Napoleon der Herrschergedanke sich Bahn brach, war sie zur Anerkennung bereit. Noch 1800, kurz nach Marengo, schrieb sie an Gérando: „Ich habe mich von der Begeisterung erfassen lassen, ich, die Schmeicheleien doch stets von der Bewunderung zurückhielten. Die Regierungsleute werden diesen Winter mit mir zufrieden sein." Diese halb im Scherz gesprochenen Worte trafen nicht zu, und noch im selben Jahre erfolgte der Bruch. Nach dem 18. Brumaire hatte Frau von Staël das Wort der Situation ausgesprochen und Napoleon einen „Robespierre à cheval" genannt. Ihr Salon war der Mittelpunkt der unter dem Namen „le cercle constitutionnel" vereinigten parlamentarischen Opposition; im Tribunat von hundert

---

[1]) S. Frau v. Staël: „Considérations &c.", II, 198.

[2]) S. „Revue des Documents historiques", December 1877, und Sainte-Beuve: „Causeries de Lundi", XII, S. 255, Madame de Staël an Camille Jordan, 1. Ventôse 1801: „Vous savez que je suis républicaine et vous me savez très-vive dans tout ce que je suis".

Mitgliedern concentrirte sich diese Opposition und feierte die Redefreiheit durch den Mund von Benjamin Constant ihre letzten Triumphe, während Frau von Staël zugleich durch Camille Jordan's Flugschrift über das Consulat die Franzosen zur Wahrung ihrer Rechte zu begeistern suchte. Endlich veröffentlichte Necker am Schluß des Jahres 1801 seine letzte Schrift: „Dernières vues de politique et de finance“, worin er, im Augenblick der Hingabe aller Parteien an Bonaparte, die Fallstricke der consularischen Verfassung zur Unterjochung Frankreichs enthüllte und in bewegten Worten Bonaparte aufforderte, seinem Land ein Washington zu sein. Bereits seine scharfsinnige Kritik der Directorialverfassung hatte ihn zur Voraussicht der Revolution vom 18. Fructidor und des bevorstehenden Militärdespotismus geführt. Napoleon hatte bereits Frau von Staël für diesen letzten, unbequemen Cassandraruf ihres Vaters verantwortlich gemacht, als „Delphine“ gegen Ende 1802 erschien. Das psychologische Problem des Romans, „das Gemälde der Leiden des Gemüths durch die Welt, und der Fehler, die aus diesen Beiden entspringen“, dazu die Schilderung des Glückes in der Ehe, das der Verfasserin zeitlebens als das verschlossene Paradies vorschwebte, schien das Buch von jeder Beschuldigung politischer Tendenz freizusprechen. Demungeachtet ließ Napoleon gegen diese „sentimentalen Extravaganzen“, wie er sie nannte [1]), die Batterien der ganzen officiellen Presse spielen. Das „Journal des Débats“ brachte die Scandalchronik der Autorin und erklärte ihr Werk für religionsgefährlich; Laharpe insultirte Frau von Staël im „Mercur“; sie wurde in einer Weise angegriffen, wie es nach den Worten des damals in Paris lebenden Reichhardt, „selbst hier noch nie einer lebenden Person geschehen ist“ [2]). Als Grund führt er an, daß in der Einleitung von der „France silencieuse“ die Rede war; einen zweiten, gewichtigeren nannte das von Roederer redigirte „Journal de Paris“: „Ein brillanter Selbstmord“, hieß es dort in der Kritik von „Delphine“, „und ein schöner Brief zu Gunsten der Ehescheidung werden in der bizarren Structur des Buchs nicht befremden und sind ohne größere Tragweite. Bemerkt zu werden verdient es jedoch, daß die Ehescheidung einem Mann gerathen wird, der seine Frau liebt und keinen Grund zur Klage gegen sie hat, und zwar nur deßwegen, weil er mit einer andern glücklicher sein würde“. Die Bedeutung dieser paar Zeilen lag darin, daß ernste Gerüchte einer bevorstehenden Ehescheidung des Ersten Consuls aufgetaucht waren und die diesmal noch siegreiche Madame Bonaparte die bezüglichen Stellen in der „Delphine“ als einen persönlichen Angriff auf ihre Person deutete. Man erzählte sich in Paris, wie uns Reichhardt berichtet, der Erste Consul habe im Cercle seiner Gemahlin laut gesagt, er wünsche, die Freunde der Frau von Staël möchten ihr den Rath geben, die Hauptstadt zu vermeiden, da er sich sonst veranlaßt sehen würde, sie durch Gensdarmen wegbringen zu lassen. Unter solchen Umständen unterließ sie die Rückkehr nach Paris und verbrachte den Winter theils zu Coppet bei ihrem Vater, theils in Genf. Mittlerweile, im Frühjahr 1803, hatten die Vorbereitungen zum Krieg gegen England und zur viel besprochenen Landung an dessen Küsten begonnen.

[1]) S. Bibliophile Jacob: „Madame de Krüdener“, Pa[illegible] S. 32.
[2]) S. J. F. Reichhardt: „Vertraute Briefe aus Pa[illegible]

Frau von Staël glaubte den Ersten Consul durch die damit in Verbindung stehenden ungeheuren Arbeiten und Pläne genügend absorbirt, um den Aufenthalt bei Freunden, zehn Meilen etwa von Paris, wagen zu können. Sie hatte bereits einen Monat dort zugebracht, als sie erfuhr, daß ein Verbannungsdecret sich gegen sie vorbereite. Umsonst suchte der ihr befreundete Joseph Bonaparte seinen Bruder von diesem Schritt abzuhalten; an einem sonnigen Herbsttag überbrachte ein Polizeibeamter der Tochter Necker's den Befehl, binnen vierundzwanzig Stunden vierzig Meilen von Paris sich zu entfernen. Nachdem er mit ihr in den Reisewagen gestiegen war, sagte er ihr schmeichelhafte Dinge über ihre Schriften. „Sie sehen, mein Herr," entgegnete sie, „wohin es führt, eine gescheidte Frau zu sein; halten Sie, ich bitte Sie darum, die Ihnen befreundeten Damen davon ab, ein Gleiches zu thun, sollten Sie Gelegenheit dazu haben." So begann das Exil, von dem ein anderer Verbannter, Graf Joseph de Maistre, aus Petersburg, seinem Asyl, an seine verarmte, verlassene Familie schrieb: „Ich schaudere bei dem Gedanken, daß unsere Enkel vielleicht sagen werden: dieser Sturm hat zwanzig Jahre gedauert". Für Frau von Staël dauerte er zwölf Jahre, und als er mit dem Sturz ihres persönlichen Gegners sein Ende erreichte, war ihre Kraft gebrochen, die Lebensflamme aufgezehrt: das Land, von dem die Trennung ihr bitterer war als der Tod, sah sie nur wieder, um dort zu sterben.

In Begleitung von Benjamin Constant und in der niedergeschlagensten Stimmung, die nur sein wunderbares Conversationstalent, wie sie in den „Dix années d'exil" bemerkt, auf Stunden heben konnte, trat sie die auch von Necker sehr für sie gewünschte Reise nach Deutschland an. Die schwere Erkrankung ihrer sechsjährigen Tochter, der späteren Herzogin von Broglie, machte einen längeren Aufenthalt in Frankfurt nöthig; von dort aus meldeten zahlreiche Briefe von allen Seiten ihre längst erwartete Ankunft in Weimar, die am 13. December 1803 erfolgte. Schon am nächsten Tag speiste sie bei Hofe, und den ersten unmittelbaren Eindruck gibt Henriette von Knebel in einem Brief, vom Abend dieses Tags an den Bruder in Jena: „Sehr lebhaft," schreibt sie von Frau von Staël, „gut und viel sprechend, außerordentlich geschwind, doch deutlich und angenehm .... Sie ist eine Frau von der großen Welt und adressirt sich meistens nur an die Vornehmsten der Gesellschaft, doch ist sie sehr höflich, artig und freundlich gegen Jeden. Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig. Sie ist von mittlerer Größe und etwas dick, schwarze Augen und Haare." [1]) Am selben Abend fand die Begegnung mit Schiller statt: „Wir waren den ersten Abend zum Thee und Souper am Hofe, als die Staël da war," schrieb Lotte Schiller. „Da ist wohl zum ersten Mal ein Wort über Kant erschollen in den schönen Zimmern. Die Herzogin war sehr artig und zeigte sich als eine unterrichtete deutsche Fürstin, der ihre Landsleute nicht fremd sind und die ihre Nation schätzt" [2]).

Hierauf folgte der bekannte Bericht Schiller's im Briefe vom 21. December

---

[1]) S. H. Düntzer: „Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette", S. 188: Henriette Knebel an Karl, 15. Decbr. 1803.

[2]) S. „Aus dem literarischen Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen", II, S. 217. Lotte Schiller an W. v. Wolzogen, 28. Januar 1804.

1803 an Goethe in Jena: „Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie a priori schon construirt haben werden. Es ist Alles aus einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als alle Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist eine Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Rednerische, Allgemeine und Leidenschaftliche zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, und das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können [1])." Goethe war in Jena, leidend und mit Arbeit überhäuft, so daß er anfangs nicht kommen zu können glaubte: „Das ist das Verdrießlichste in diesen irdischen Dingen," schrieb er an Lotte Schiller, „daß unsere Freundin, der zu Liebe ich zu gelegener Zeit dreißig Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten, was ich auf der Welt habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird [2])."

Trotzdem machte er sich los, lud Frau von Staël auf Sonnabend den 24. December mit dem Ehepaar Schiller in sein Weimarisches Haus zu Tische und sprach die Erwartung aus, sie werde ihm verzeihen, daß er nicht der Form gemäß, ihr vorher aufwarte [3]).

Diesen Empfang unter seinem Dach verzögerte jedoch sein erneutes Unwohlsein bis zum 23. Januar 1804 [4]), und indessen steigerte sich der Eindruck, den Weimar von seinem Gast empfing; am enthusiastischsten war Wieland, der deutsche Voltaire, der ausrief: „daß ich in meinem hohen Alter noch eine solche Frau sehen sollte" und seinem Freund Knebel sagen ließ, „es werde ihn reuen, so

[1]) S. „Schiller und Goethe's Briefwechsel", Berlin 1870, Bd. II [2], Nr. 1125.

[2]) S. „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", 4. Auflage, 1881, Bd. II, Anhang Nr. 13.

[3]) S. ebendaselbst, Bd. II, S. 389, Nr. 24.

[4]) S. ebendaselbst, Bd. II, S. 362, Nr. 942, und Riemer: „Mittheilungen über Goethe" II, 496.

lange er lebe, wenn er nicht aus Jena herüberkäme, um sie zu sehen." Auch Herzogin Amalie schrieb in gleichem Sinn und nannte Frau von Staël „ein Phänomen, voll Liebenswürdigkeit, ohne Egoismus, ohne Prätensionen. Sie weiß zu schätzen, was zu schätzen ist, in jedem Menschen. Man muß sie selber kennen, um ganz andere Ideen von ihr zu bekommen." [1]) Nicht minder befriedigt und angeregt zeigte sich ihr Sohn Carl August, der im Gespräch mit ihr „einen seltenen Mann" zu hören glaubte [2]), und bei Hofe fragte man sich, was künftig werden solle, wenn sie nicht mehr alle Tage zur Tafel käme.

Interessante Einzelheiten über diesen Aufenthalt der Frau von Staël berichten auch Fremde, die gleichzeitig oder später in Weimar anwesend waren, insbesondere der Engländer G. Crabb Robinson, später Timescorrespondent in Spanien, der damals in Jena und Weimar Philosophie studierte und bei Herzogin Amalie und Goethe mehrmals und auf's Anerkennendste erwähnt ist. Böttiger vermittelte seine Bekanntschaft mit Frau von Staël, die, wie sie sich gegen ihn äußerte, im englischen Wesen das geeignete Vermittelungsorgan zwischen französischer und deutscher Sinnesart fand und Robinson's Kenntniß in der deutschen Literatur für sich auszunützen gedachte. Der junge Mann war wohl damit zufrieden, wußte aber seine Unabhängigkeit zu behaupten und gegebenen Falles ihr auch zu widersprechen. So sagte er ihr einst, sie habe Goethe nie verstanden, und werde ihn nie verstehen: „ihre Augen blitzten," fährt er fort, sie sagte mit ausgestrecktem Arm, und emphatischem Ton: „Mein Herr, ich verstehe Alles, was verstanden zu werden verdient; was ich nicht verstehe, ist nichts." Ich verneigte mich tief. Es war bei Tische. Nachdem wir gespeist hatten, kam sie auf mich zu und reichte mir freundlich die Hand: „Ich war einen Augenblick ärgerlich," sagte sie, „aber das ist vorüber." Ein andermal citirte er ihr die schöne Stelle aus Kant: „Es gibt zwei Dinge, die je länger ich sie betrachte, meinen Geist mit immer steigender Bewunderung erfüllen: Der Sternenhimmel über mir und das Sittengesetz in meinem Innern." Sie sprang auf und rief! „Ach, wie schön ist das;" als jedoch Robinson die Stelle nach Jahren in ihrem Buch übersetzt las, fand er zu seinem Schrecken, daß sie mit den Worten eingeleitet war: „Pour les cœurs sensibles etc." [3]). Robinson war es auch, der zuerst ihre Aufmerksamkeit auf A. W. Schlegel lenkte [4]), mit welchem dann einige Zeilen von Goethe die erste Begegnung in Berlin vermittelten. Ein anderer Berichterstatter ist der amerikanische Schriftsteller Ticknor, der Frau von Staël zwar erst 1817 persönlich kennen lernte, aber doch sehr interessante Züge und Anekdoten aus der Zeit ihres Aufenthalts in Deutschland bewahrt hat. Er ist es, der nach dem Bericht von Ancillon, einem Augenzeugen, ihre Begegnung mit Fichte erzählt. „Nachdem sie eine Weile mit ihm gesprochen, sagte sie: „Nun, Herr Fichte, könnten Sie mir in kürzester Zeit, etwa in einer Viertelstunde, einen Ueberblick, einen Begriff Ihres Systems geben, so daß mir

[1]) S. Knebel: „Literarischer Nachlaß", Bd. I, S. 208. Weimar 7. Januar 1804.

[2]) S. Düntzer: „Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester", S. 190 und 194, 23. December und 5. Januar 1804.

[3]) S. Henry Crabb Robinson: „Diary, Reminiscenses and Correspondence", Bd. I, Cap. VIII, S. 111.

[4]) Ebendaselbst I, S. 117.

klar würde, was Sie denn eigentlich unter Ihrem Ich — votre moi — verstehen; denn ich bin darüber vollständig im Dunkeln." Die Zumuthung, in einer Viertelstunde Jemanden, der nichts davon zu wissen gestand, das System auseinanderzusetzen, welches aus einem Grundprincip zu entwickeln die Aufgabe seines ganzen Lebens gewesen war, bis es endlich sozusagen wie ein aus seinem tiefsten Innern producirtes Spinnengewebe das Universum umfaßte, diese Zumuthung verletzte seine philosophische Würde, aber dennoch gab er der immer dringender werdenden Aufforderung nach und suchte ihr in schlechtem Französisch, so gut als möglich zu entsprechen. Er hatte jedoch noch keine zehn Minuten geredet, als Frau von Staël, die ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war, ihn plötzlich mit glücklicher Miene unterbrach: „Oh, es ist genug, Herr Fichte, ganz genug: ich verstehe Sie vollkommen. Ihr System ist durch eine der Reisegeschichten des Baron Münchhausen auf's Glücklichste illustrirt." Fichte's Gesicht nahm einen tragischen Ausdruck an und alle Uebrigen begannen auszusehen, als ob sie dem fünften Act eines Drama's beiwohnten. Frau von Staël allein schien nichts zu bemerken und fuhr fort: „Als einmal der Baron an's Ufer eines mächtigen Flusses kam, über den weder Brücke noch Fähre, weder Schiff noch Boot führte, und er schon beinahe verzweifelte, kam ihm plötzlich ein glücklicher Einfall zu Hilfe. Er packte mit festem Griff seinen eigenen Aermel und schwang sich an's andere Ufer. Das ist es gerade, wenn ich Sie recht verstehe, was Sie, Herr Fichte mit Ihrem Ich — votre moi — gethan haben." Der Eindruck dieser Worte wirkte unwiderstehlich auf Alle, nur auf Fichte nicht. Im Buch über Deutschland lobte sie ihn überschwänglich, aber er konnte jene Episode weder vergeben noch vergessen [1]).

Diese Anekdote gibt zugleich eine Andeutung, wie es kam, daß die geschilderte Stimmung in Weimar doch nicht ganz ungetrübt blieb. Zwar in gesellschaftlicher Beziehung änderte sich nichts: Hof und Stadt wetteiferten bis zuletzt, den ihnen so liebgewordenen Gast zu ehren und zu feiern; aber im Verkehr mit den beiden großen Dichtern, die kennen zu lernen ein Hauptzweck ihrer Reise war, trat einige Störung ein. In diesem Kreis war man gespannt und darauf vorbereitet, ihr zuzuhören, sich von ihr über die großen Begebenheiten berichten zu lassen, die sie mit erlebt hatte und nach dem Maßstab ihrer Welterfahrung auf die immer drohender, auch in's stille sächsische Land hereinragende Zukunft zu schließen; mit einem Worte, man wollte unterrichtet werden und wurde „interviewed". Es trat eine gewisse Ermüdung und Abspannung ein, zu welcher übrigens auch die äußeren Umstände beitrugen. Goethe war, wie gesagt, leidend, mußte sich bis ganz zuletzt der Gesellschaft entziehen und konnte sich mit Frau von Staël nur im Zwiegespräch, später im kleinsten Cirkel unterhalten. Schiller, der nie mehr einen gesunden Tag hatte, war ganz durch seine Arbeiten in Anspruch genommen: in seiner Seele erklangen die letzten Accorde der Freiheitslieder des Tell. Dazu war dieses Jahr ein Trauerjahr für Deutschland. Im vorhergehenden März war Klopstock geschieden; am 12. Februar 1804 starb Kant, am 18. December 1803 Herder, wenige Tage nach der Ankunft der Frau

---

1) S. G. Ticknor: „Life, Letters and Journals 1791—1871". Bd. I, S. 410.

von Staël. „Unsere Herzogin zeigt sich wie das ewige Schicksal," schrieb Henriette Knebel ihrem Bruder; „doch sagt Prinzeßchen, daß sie sehr angegriffen wäre. Madame de Staël darf nichts davon gewahr werden [1])." Der Tod versöhnte, die das Leben geschieden hatte: „Es ist recht schade," schrieb Schiller an Goethe, mit Bezug auf Frau von Staël, „daß diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringende Geschäfte, die böse Jahreszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht ganz erheben kann, so traurig auf uns drücken [2])." Frau von Staël aber war rastlos, unermüdlich und unerschöpflich. Nach französischer Sitte empfing sie bereits des Morgens im Bett, wo man sie schreibend oder mit Bekannten disputirend fand. Sie gab im Haus der Gräfin Werthern, das sie gemiethet hatte, Diners, Soupers, tanzte, spielte, sang, declamirte die „Phädra", probirte die Hofkleider für Berlin, bemerkte dazwischen, daß man sich in Weimar vortrefflich unterhalten würde, wenn es keine Vergnügungen dort gebe, und schrieb an Schiller, den sie zum Souper bat: „Vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie, venez: il n'y aura que Goethe, vous, B. Constant et moi — vous viendrez sans toilette, vous rendrez heureux tous mes moi, l'empyrique, l'absolu etc. [3])" Und der Dichter des Tell mußte philosophiren und Goethe mit ihr „von den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens" sprechen, „die eigentlich nur zwischen Gott und den Einzelnen zur Sprache kommen sollten" [4]). Dazu kam für ihn ein weiterer Grund der Zurückhaltung. Goethe hatte eben damals die Correspondenz von Rousseau mit einigen Damen erhalten, die ihn zu intimen Mittheilungen veranlaßt und hierauf dieselben veröffentlicht hatten. Während ihn ein solches Verfahren entrüstete, nahm Frau von Staël die Sache leicht, und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie denke ungefähr gleicherweise zu verfahren. Goethe, der das Gefühl hatte, von den Leuten, auch wenn er sich gehen ließ, doch nicht recht gefaßt zu werden, schließt die Erzählung dieses Vorgangs mit den Worten: „Weiter bedurft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen [5])." Es folgten die bekannten, unmuthigen Aeußerungen: „Da ich sehr krank und grämlich bin," schrieb Goethe u. a. nach einem Abend bei der Herzogin-Mutter, wo es zu einem Wortgefecht zwischen ihm und Frau von Staël gekommen war, „so kommt es mir fast unmöglich vor, jemals wieder solche Discurse zu führen. Man begeht doch eigentlich eine Sünde wider den hl. Geist, wenn man ihr auch nur im Mindesten nach dem Maul redet." [6]) Nicht minder ermüdet war Schiller von dieser, wie er sich ausdrückt, „auf dem Gipfel der französischen Cultur stehenden, aus einer ganz anderen Welt fortgeschleuderten Erscheinung, die ihm die Poesie beinah ganz ableitete," und er gab ihr mit den Worten das Geleit: „seit der

[1]) S. Düntzer: „Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette", S. 190.

[2]) S. „Schiller und Goethe's Briefwechsel", Bd. II [2], Nr. 1125: Schiller an Goethe, 23. December 1803.

[3]) S. Urlich's „Briefe an Schiller", Frau v. Staël an Schiller, 20. Februar 1804.

[4]) S. Goethe: „Tag- und Jahreshefte", 1804.

[5]) S. Goethe: „Tag- und Jahreshefte", 1804, und „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", Bd. II, S. 357, Nr. 937: Goethe an Schiller, 16. Januar 1804.

[6]) S. „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", Bd. II, S. 357, Nr. 936: Goethe an Schiller, 14. Januar 1804.

Abreise der Freundin sei ihm nicht anders zu Muth, als wenn er eine große Krankheit ausgestanden [1])." Diese und ähnliche Aeußerungen, von Riemer und vielen Anderen nach ihm mit Hinweglassung dessen reproducirt, was sie modificirte und ihren Sinn veränderte, würden jedoch von dem Eindruck, den Frau von Staël bei den beiden großen Freunden hinterließ, ein ganz falsches Bild geben. Dieser Eindruck war und blieb ein ebenso warmer als günstiger. Wenige Tage vor seinem Tode gedachte Schiller noch ihrer in einem Briefe an Körner [2]) mit anerkennenden freundschaftlichen Worten. Goethe folgte ihren Schicksalen und Schöpfungen mit der aufrichtigsten Theilnahme und schmeichelhaftester Zustimmung. Als „Corinne" erschien, äußerte er sich von dem Roman ergriffen und begeistert [3]). Das Buch „De l'Allemagne" hatte er im Manuscript gelesen. Als es endlich doch, in einem Exemplar aus den Händen der napoleonischen Verfolger errettet, 1814 in England erschien, erkannte er es für das was es war: eine große, befreiende That: „In dem gegenwärtigen Augenblick," schrieb er, „thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten, großen Ereignisse zuzuschreiben, nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben [4])." Viele Jahre später auf das Buch zurückkommend, nannte er es wieder ein mächtiges Rüstzeug, „das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, sodaß man über den Rhein, und in Gefolg dessen, über dem Canal endlich von uns nähere Kenntniß nahm ... Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationaler Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen ...." Und noch einmal der Verfasserin gedenkend, erinnerte er sich ihrer Gegenwart als einer solchen, die im geistigen wie im physischen Sinn etwas Reizendes hatte; als einer Weltfrau, die sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, und in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeinen Vorstellungsarten zu durchdringen und zu durchschauen suchte [5]). Nach diesem Endurtheil von Goethe sei nur noch jenes des Freiherrn von Stein hier genannt. Die beiden edlen Verbannten, er und Frau von Staël, begegneten sich in St. Petersburg im August 1812, und E. M. Arndt mußte dort für Frau von Stein ganze Capitel aus dem Manuscript „De l'Allemagne" copiren. Die Verfasserin lohnte die freundschaftliche Bewunderung des großen deutschen Patrioten durch das Geschenk ihres Bildes, das nach der Heimkehr das Schreibzimmer seines nassauischen Schlosses zierte [6]).

---

[1]) S. „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", Bd. II, S. 365, Nr. 956.

[2]) S. „Schiller's und Körner's Briefwechsel", Bd. II, S. 1183: Schiller an Körner, 25. April 1805.

[3]) S. „Madame Récamier, les amis de sa jeunesse &c.". S. 43: Camille Jordan an Frau v. Staël, Lyon, 10. Sept. 1807.

[4]) S. Varnhagen v. Ense: „Denkwürdigkeiten", Bd. IV, S. 237.

[5]) S. Goethe: „Tag- und Jahreshefte", 1804.

[6]) S. Pertz: „Leben des Ministers Frhrn. v. Stein", Bd. III, S. 162, und E. M. Arndt: „Meine Wanderungen", S. 168.

Für Frau von Staël selbst blieb jener Aufenthalt in Deutschland keine bloße Episode: er wurde zum Wendepunkt für ihr ganzes künftiges Leben. In Berlin, wohin sie sich im März 1804 begeben hatte, erwarteten sie die zwei Botschaften, welche diese Wendung veranlaßten. Prinz Louis Ferdinand hielt eines Morgens zu Pferd vor ihrer Wohnung, und als sie an's Fenster trat, ihn zu begrüßen, rief er ihr in höchster Erregung die Nachricht vom Mord des Herzogs von Enghien zu. Wenige Tage später verschied Necker nach kurzer Krankheit am 9. April 1804 in Coppet, Worte der Sorge und Liebe für seine abwesende Tochter auf den sterbenden Lippen. Erst auf der Durchreise in Weimar erfuhr sie den Schlag, der sie getroffen hatte, und in grenzenlosem Schmerz empfing sie die herbeigeeilten Freunde mit den Worten, in dem Vater habe sie Alles, den Gatten, den Bruder, den Freund verloren, ihr irdisches Glück sei dahin.

Im Mai 1802 war Baron Staël gestorben. Dem Wunsch von Benjamin Constant, eine zweite Ehe mit ihm einzugehen, hatte sie nicht willfahren und so die Lösung eines Verhältnisses angebahnt, welches ihrem Geist ebenso entsprach als es ihr Herz peinigte. Sie stand allein, Mutter von drei unmündigen Kindern, und seit der That von Vincennes von einer sittlichen Empörung gegen deren Urheber erfüllt, die keine Versöhnung mehr zuließ. Es folgte die Reise nach Italien mit „Corinna", dem Höhepunkt ihres künstlerischen Schaffens. Noch einige belebte Sommer in Coppet, wo u. a. Z. Werner zwei seiner Tragödien, Oehlenschläger den „Correggio" dichtete und, von Mitgliedern des Hohenzollernstammes, welchen Prinz August von Preußen geistreich und liebenswürdig dort vertrat, bis zum bescheidenen jungen Gelehrten, den wir jetzt als Karl Ritter kennen, so viele deutsche Landsleute den Tribut des Dankes für die Gastfreundschaft von Weimar empfingen. Indem jedoch Coppet immermehr zu einem socialen und literarischen Mittelpunkt wurde, bereitete es sein eigenes Verhängniß. Die französischen Freunde und Gäste der Frau von Staël wurden, einer nach dem andern, verbannt, ihr selbst der Aufenthalt unter dem eigenen Dach unerträglich gemacht. Sie sprach sich selbst keine muthige Entschlossenheit zu: „j'ai de la hardiesse dans l'imagination, mais de la timidité dans le caractère," pflegte sie zu sagen. Aber dennoch widerstand sie. Als ihr 1811 zugemuthet wurde, die Geburt des Königs von Rom poetisch zu feiern und so des Kaisers Gnade zu gewinnen, entgegnete sie, dem Kinde habe sie nichts zu wünschen, als eine gute Amme, und bereitete sich zur Flucht über Wien, Rußland, Finnland, Schweden, nach England. Ihre Gesundheit ging darüber zu Grunde, aber sie blieb sich selbst und ihren Worten treu, daß unser Gewissen der Schatz Gottes sei, den wir für Niemanden angreifen dürfen und „qu'il faut, tant qu'on vit, soutenir la couleur de sa vie." Diese Signatur ihres Lebens war die Liebe zur Freiheit, der unwandelbare Glaube an den Sieg einer gerechten Sache, die sich endlich mächtiger erwiesen, als alle Napoleonischen Triumphe. Diese sind blutige, glänzende Episoden: den Ideen der Frau von Staël gehört noch heute die Zukunft.

# Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens.

Von

Professor G. Hirschfeld in Königsberg i. Pr.

III.

Das alte Paphlagonien, dessen Erforschung mir zunächst am Herzen lag, kann als ein etwa viereckiger Ausschnitt aus der mittleren Nordküste Kleinasiens betrachtet werden, welcher gegen 200 km lang und 50—60 km breit ist, und den die Straße Ineboli-Kastamuni quer und inmitten durchschneidet. In dem Wirrsal unerforschter Landstriche klärt und orientirt nichts sicherer als die systematische Verfolgung von Wasseradern, welchen der Wanderer sich anvertrauen darf wie dem Faden Ariadne's. Wo aber, wie hier, die ganze Bodenplastik nur kurze Küstenflüsse zu ermöglichen schien, durfte die Aufgabe als besonders erschwert gelten. Um so freudiger war ich daher überrascht gewesen, wenigstens für den westlichen Theil des Landes von einer Ader zu hören, welche weit verzweigt fast die gesammte Entwässerung desselben übernimmt oder auch — um mich umgekehrt auszudrücken — die Gestaltung desselben durchaus beherrscht. Dies ist der Devrikian-irmak, der Strom von Devrikian, wie er nach dem Hauptort eines eigenthümlichen Gebietes nordwestlich von Kastamuni heißt, von welchem die Wasser nach drei oder vier verschiedenen Richtungen hin ablaufen. Diesen Fluß hatten wir auf dem Wege nach Kastamuni schon einmal überschritten, wo er uns — noch so nahe seinem Ursprung — durch seinen gesetzten Charakter aufgefallen war, der so sehr im Gegensatz zu den reißenden, kurzen, scharf fallenden Gebirgsbächen steht, die man sonst hier zu sehen gewohnt ist.

Auf einen Punkt dieses Flusses richteten wir sofort den Marsch des ersten Tages. In altgewohnter Weise begann ich ein Itinerar niederzulegen, dessen Führung jede Minute des Rittes, dessen Ueberschreibung und Zeichnung fast die ganze Muße der Marschtage in Anspruch nimmt, und dessen nothwendige Voraussetzung ein möglichst gleichmäßiges, langsames Reiten ist. Die anstrengende Beobachtung läßt dafür auch keine Zeit für abschweifende Gedanken, und indem dieselbe sicher und fast unvermerkt den ganzen Weg mit seiner weiteren Umgebung fixirt, befreit sie von vornherein von dem ungeduldigen und drückenden Gefühl,

welches der Anblick eines noch unbekannten complicirten Landstückes wohl hervorzubringen pflegt.

So klommen wir die Küstengebirge von ihrer inneren Seite aus wieder empor, wo sie zunächst mit unfruchtbaren, grausteinigen Höhen aufsetzen; aber schon ward auch die außerordentliche Engschluchtigkeit bemerkbar, welche hier den Landverkehr so mühsam macht, und die zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten Paphlagoniens zu gehören scheint.

Nach zehnstündigem Marsche erblickten wir ein zierlich geschnitztes Holzminaret, das einem eleganten Taubenschlage sehr ähnlich sah, und gleich darauf sahen wir die wenigen und elenden kleinen Blockhütten, die sich unmittelbar über dem Ufer des gesuchten Devrikianflusses aufbauten, der zwischen milden, anmuthig übergrünten Ufern vielgewunden dahinfloß. Der Ort hieß Djoerimaran, d. h. er theilte diesen Namen mit einer ganzen Anzahl kleinerer und größerer Hüttengruppen, welche über ein weiteres Gebiet vertheilt sind. Denn der Name haftet hier am Bezirk; indem aber jede Niederlassung doch noch einen zweiten, oft nur temporären und wechselnden Namen führt, wird es oft schwer, Mißverständnisse zu vermeiden, und die Wiedererkennung früher besuchter Orte wird dadurch nicht selten unmöglich gemacht.

Da es spät geworden war, so schlugen wir nicht mehr unser Zelt auf, sondern quartierten uns in einer der Gasthütten — Mussafir odasi — ein, von welchen in diesem elenden Nest auffallender Weise zwei vorhanden waren. Ihre Grundform ist die eines einstöckigen Baues, in dessen Untergeschoß die Thiere eingestellt werden, während eine mehr oder weniger schwankende Treppe oder auch nur ein Brett außen empor in das Obergeschoß führt, wo vor dem eigentlichen Zimmer ein offener Vorraum sich zu befinden pflegt, auf welchem unser Gepäck und unsere Leute ein Unterkommen finden. Diese „Odas“ beherbergen gewöhnlich eine ganz unglaubliche Menge von Ungeziefer und machen so die Nachtquartiere in jeder Beziehung zur Nachtseite einer solchen Reise. Jeder Fremde darf darin auf drei Tage einkehren, der Besitzer der Oda verpflegt ihn während dessen nach den einfachen localen Begriffen und „um Gottes willen“, wenn er auch schließlich dem zauberhaften Klange eines Bakschisch selten widersteht. Aber auch die Dörfler benützen diese Zimmer zu ihren geselligen Zusammenkünften, zumal im Fastenmonat Ramasan, in dem wir uns gerade befanden, und in welchem sie nur Nachts essen und trinken dürfen. Der Raum war gedrängt voll von rauchenden Kaffeetrinkern; ohne Weiteres räumten uns die älteren Männer — denn die Jugend tritt ohnehin ganz bescheiden zurück — die ehrenvollen, aber heißen Eckplätze an der offenen Feuerstelle ein, gaben uns ohne Aufhören guten Kaffee und Cigaretten und ließen sich ausfragen, soweit ihr Gesichtskreis das gestattete, d. h. auf zwei und drei, höchstens vier Stunden im Umkreis. Mittlerweile hatte Georgios Eier, Hühner und „Jaurti“ aufgetrieben, die vortreffliche dicke Milch, ohne welche kein Mahl bestehen kann, die mit Wasser verdünnt seit Jahrhunderten das erquickende Sommergetränk der Türken bildet und als obligate Begleitung zu allen nur denkbaren Gerichten, z. B. zu Fleisch, Reis, Gurken und Trauben genossen wird. Unser Hantieren mit Messern und Gabeln, auf das ich freilich bei Mahlzeiten mit Eingeborenen ohne

Weiteres verzichte, interessirte alle Anwesenden höchlichst; gern hielten sie daher abwechselnd bei unserm Essen das ihnen ebenfalls sehr befremdliche Stearinlicht. Fast noch mehr Theilnahme zeigten sie für die Anstalten, die wir zum Nachtlager trafen, das halbe Entkleiden und die Feldbetten; es fiel ihnen gar nicht ein, sich zurückzuziehen; einen großen Theil der Nacht kamen immer neue Gruppen, kochten, aßen, tranken und rauchten. Wir ließen uns so wenig stören wie sie selber. Fast schon im Schlaf bemerkte ich, wie ein Türke, der auch für jene Verhältnisse auffallend zerlumpt und zugleich ebenso gutmüthig wie einfältig aussah, meine Decke sorgsam um mich befestigte. Leider war das nicht ohne Speculation; denn schon hatte er von unserm Gefolge gehört, daß der armenische Pferdeknecht unbrauchbar sei. Ob der Dienst innerhalb seiner Carrière lag? Er war glücklicher Besitzer eines Esels und trieb in guten Zeiten einen wandernden Kleinhandel mit Obst. Warum sollte er es nicht einmal mit uns versuchen? Genug, am andern Morgen war unser Gefolge um Mehmed Ali und seinen Esel gewachsen. Diesen ließ er alsbald in einem Dorf am Wege bei irgend einem Vertrauensmann zurück und trat an des Armeniers Stelle definitiv in unsern Dienst.

Die Verfolgung des Flusses von Devrikian war im Anfang nicht schwer; an den sanft aufsteigenden Ufern lagen viele Ortschaften zerstreut, zwischen ihnen hie und da im Schatten hoher Bäume isolirte Moscheen, leicht von mehreren Dörfern erreichbar. Aehnlich mögen hier die Verehrungsstätten im Alterthum gelegen haben, und noch in Einem wird der antike Eindruck vom modernen nicht verschieden gewesen sein, in der ausschließlichen Verwendung des Holzes zu Bauten, wie Xenophon das für etwas östlichere Völker ausdrücklich hervorhebt. Die roh behauenen, ineinander verzahnten Balken sind hier ein wahres Universalmittel: Hütten und Moscheen, Hürden und Brunnenhäuser, Stützpfeiler und Umfassungen der ehrwürdigen alten Gräber, wie man sie hier so häufig auf weithin sichtbare Höhen bedeutsam gelegt hat, alle sind einfach in gleicher Weise hergestellt; es ist wie ein großes Kinderspiel mit einem Baukasten, in dem lauter gleichartige Hölzer liegen.

Je tiefer wir nun von der Rückseite her in das Randgebirge der Küste eindrangen, desto schwieriger wurde es, dem Flußlaufe unmittelbar zu folgen; auf großen und kleinen Flüssen Kleinasiens ruht wie ein Fluch der Bodenplastik, daß sie dort am bequemsten gebettet sind, wo sie dem Menschen noch am wenigsten nützen können, nämlich in ihrem Oberlauf, wo sie dagegen als Verbindungswege und Civilisationspforten dienen sollten, in der Nähe des Meeres, da müssen sie ihre ganze Kraft auf die Durchbrechung der natürlichen Schranken verwenden und bleiben dadurch nur Risse im Boden, die trennen und erschweren und das von ihnen so milde durchzogene Hinterland oft der Barbarei anheimgeben.

So stellt sich dem Fluß von Devrikian — etwa 30 km von der Küste — ein Felsenknoten entgegen, den er erst allein angreift und in vielfachen Windungen, gleichsam immer neue Kraft sammelnd, durchsetzt, dessen Kern er alsdann, mit einem kleinen Nebenfluß von außerordentlicher Gewalt verbündet, in tiefer, unnahbarer Engschlucht durchbohrt, an deren geheimnißvollem Eingang die kahlen, grauen, viel durchwaschenen Felsen zu erhabener Höhe emporsteigen. Wo man

vom Seitenthal des Nebenflusses auf die großartige Stätte dieses Naturkampfes einen ganz freien — und man darf sagen — überwältigenden Blick hat, da haben uralte Einwohner ihre Fürsten bestattet, deren Grabdenkmäler mit lydischen und anderen klein-asiatischen Werken eine höchst überraschende Analogie zeigen.

Jenseits wird dem Flusse in reizender parkähnlicher Umgebung noch eine kurze Erholung vergönnt, dann tritt er auf's Neue in Felsen und bleibt fast unberührbar bis zum Meere, wo wir später den letzten Abschied von ihm nehmen werden.

Wir bogen hier ab, um auf schwierigen Wegen den westlichen und südlichen Verzweigungen des Flußgebietes zu folgen und zogen dann mit dem westlichen Grenzfluß Paphlagoniens wieder hinauf der Küste zu, in deren Nähe die ansehnliche Stadt Bartin den Namen des Grenzflusses wie der uralten homerischen Stadt — Parthenium — bewahrt hat.

Ich muß es mir versagen, auf die Einzelheiten dieses Reisestückes einzugehen, so sehr ich überzeugt bin, daß gerade Einzelheiten das Interesse solcher Schilderungen ausmachen; aber ich muß mich hier auf diejenigen Züge beschränken, welche für die Kenntniß von Land und Leuten, sowie für die Art des Reisens diesmal besonders wesentlich erschienen sind.

Das Flußthal, welches auf Bartin zuführt, ist ein belebter Verbindungsweg, welcher jetzt zur Kunststraße umgestaltet wird: die Züge von Thieren und Büffelkarren, alle mit Brettern beladen, waren stellenweise unübersehbar. Viele rasteten in den heißen Tagesstunden am Flusse; die Führer schliefen am Ufer, während die Stiere mit den Karren unbeweglich im Wasser standen und selten einmal nach den Durchreitenden träge und langsam den schwerfälligen Kopf umdrehten. Unmittelbar vor der Stadt kam uns eine förmliche Karawane entgegen: Männer auf Lastthieren und Karren, hinter welchen dicht verhüllte Frauen in weißen Gewändern schweigend und würdevoll einher schritten, im Hintergrund stiegen aus vollem dunkeln Grün die Minarets der auf länglichem Hügel gelagerten Stadt empor: der Typus eines morgenländischen Bildes.

In Bartin ritten wir vor Allem zum Kaimakam, in welchem wir wiederum einen Kretenser fanden, der uns mit seiner gezwungenen Liebenswürdigkeit einen unbehaglichen Eindruck machte. Im Chan, in dessen Hof um ein dichtes Beet hoher Sonnenblumen Tarock spielende Türken, Griechen und Armenier kauerten, erhielten wir einen Raum, der entgegen sonstiger Sitte außer dem harten Divan noch ein Stück enthielt — eine marmorne Spiegelconsole. Die Auswahl an Zellen — denn so nur kann man sie nennen — war nicht groß, da mehrere der angesiedelten christlichen Kaufleute dauernd im Chan wohnten. Einem jungen Griechen, der als Waldaufseher seit kurzer Zeit in Bartin lebte, waren wir von unseren Freunden in Ineboli schon telegraphisch angekündigt worden. Er führte uns Abends in einen verhältnißmäßig anständigen großen Saal, der über einem griechischen Kramladen sich befand, und welchen die fünfzig griechischen Familien des Ortes zu ihrem „Casino" gemacht hatten. Unser neuer Freund, der aus Cäsarea stammte, gehörte schon der jungen Generation an, die nicht mehr mit dem Türkischen, sondern mit ihrer Muttersprache aufwächst. Er gehörte zu den zahlreichen glücklichen Beamten der Türkei, welche bei etwa 50 Mark Monats-

gage noch ein Pferd zu halten haben, die damit eigentlich nur eine Anzahlung auf ein unbegrenztes illegitimes Einkommen erhalten. Wenn schon die Türken die Sache oft so auffassen, um wie viel weniger Scrupel dürften sich Griechen und Armenier machen, die doch naturgemäß der Hohen Pforte niemals mit ganzem Herzen dienen können. Daß es Ehrliche unter allen drei Gruppen gibt, bezweifle ich übrigens nicht.

Tion, der Geburtsort des Philetairos von Pergamon, lag meinem Aufenthalt so nah, und das allgemeine Interesse, welches der fast unbekannte Ort als die Wiege der pergamenischen Dynastie gerade jetzt beanspruchen darf, schien mir so groß, daß ich beschloß, einen Ausflug dahin zu machen. Der Grieche und sein Gehilfe, ein vornehm aussehender Türke, erboten sich, uns zu begleiten und so ritten wir am nächsten Morgen am Fluß von Bartin hinunter bis zu der Stelle, wo die türkischen Dampfer anzulegen pflegen und wo im Augenblick etwa zwölf Segelschiffe, auf Holzladung wartend, vor Anker lagen. Eine armselige Gebäudegruppe vereinigte Zollamt, Kramladen und Gasthaus. Von hier bogen wir ab nach Westen, überstiegen die Küstenberge, die auch hier mit hochstämmigem Lorbeer und starken Myrthen ganz überkleidet sind und besuchten erst die mittelalterliche Ruine, welche einst eine weithin schauende Warte, hoch über dem Meere, an die Stelle einer antiken Burg getreten zu sein scheint. In langer Flucht lag die westliche Küstenlinie vor uns, ein Contour, bald sich einziehend, bald in felsigen grauen Zungen hinauseilend in die blauen Fluthen, von der Beseeltheit, welche die griechischen Gestade so unvergleichlich und unvergeßlich macht. In nicht weiter Ferne lag der Vorsprung von Tion; wir sollten ihn nicht erreichen.

Auf den Rath unserer Begleiter hatten wir von Anfang an ein beschleunigtes Tempo eingeschlagen, und ich hatte mich dadurch, entgegen meinem erprobten Grundsatz, vom Gepäck getrennt, von dem wir freilich dies Mal kaum die Hälfte, aber die werthvollere, auf zwei Pferden mitgenommen hatten. Es war ein übermäßig heißer Tag. Wir setzten uns in dem elenden Ort unter dem Schatten eines Baumes an die Erde, theilten erst redlich mit einander das Wenige, was wir hatten, Käse und Brod, bis ein zerlumpter kleiner Knabe uns Jaurti und Spiegeleier brachte, welche die Frauen einer benachbarten Hütte uns schickten. Dann warteten wir auf die Nachzügler. Stunden vergingen. Meine Begleiter riethen in der blinden Sorglosigkeit, welche eine der unausrottbarsten Eigenschaften der Orientalen ist, ruhig weiter nach Tion zu reiten. Ich zog zunächst vor zurückzukehren. Nirgends eine Spur unserer Leute und Gepäckpferde, kein Dorf hatten sie passirt, Niemand hatte sie gesehen; sie schienen von der Erde verschlungen. Wir erschöpften uns in Vermuthungen: da sie einen wegekundigen Führer bei sich hatten, so war es das Geringste, ein Mißverständniß vorauszusetzen; aber auch ein räuberischer Ueberfall schien wohl denkbar, zumal in einer Gegend, in welcher der Landestelle wegen ein größerer Verkehr stattfand und mancherlei Volk sich umhertrieb.

Die Sonne sank tiefer; wir ritten gerade an einer einsamen Moschee vorüber, an der wir Morgens eine ganze Versammlung von Türken getroffen hatten. Da endlich tauchen vor uns in der Entfernung Menschen und Pferde auf: es

sind die Vermißten. Ein kurzer Blick auf Leute und Thiere —, schon hat es den Anschein, als ob Alles in bester Ordnung wäre, als Georgios mit lautem Wehklagen vom Pferde sprang, sich und den Tag verwünschte, bei Allem, was ihm heilig, seine Unschuld betheuerte, er habe sein Leben auf's Spiel gesetzt und — Dank dem Himmel — wenigstens der photographische Apparat sei unbeschädigt. Meine Türken standen in bedrücktem Schweigen dabei. Erst allmälig ward das Vorgefallene klar: der Führer habe die Rosse zu nahe dem Flusse geführt, an schlüpfriger Stelle seien beide ausgeglitten, mit vollem Gepäck in's tiefe Wasser gefallen und angeblich erst nach einer Stunde wieder herausgebracht worden.

Im Hofe der Moschee, die feucht und niedrig am Rande eines kleinen Baches lag, machten wir sofort Halt und begannen auszupacken. Das Unglück war größer, als ich im ersten Augenblick gedacht hatte. In dem wasserdichten Stoffe, mit welchem die Hauptgepäckstücke umhüllt waren, hatte das Wasser, einmal eingedrungen, sich nur um so besser gehalten. In einem so verwahrten, gut verschlossenen Koffer lag ein Krimstecher im geschlossenen Futteral: seine Röhren standen voll Wasser! Und nun denke man sich bei diesem Gepäck Kleider, Nahrungsmittel, Papier, vor Allem Bücher, Instrumente, Manuscripte, Zeichnungen, Karten, photographische Trockenplatten; der Anblick war hoffnungslos! Aber was half es? die letzten warmen Strahlen der Sonne mußten noch benützt werden, Stück für Stück ward ausgebreitet, mit Stiftchen an der Moschee befestigt, mit Steinchen am Erdboden beschwert: denn zum Ueberfluß erhoben sich nun noch die abendlichen Windstöße. Für die kostbarsten Skizzen nahmen wir den leeren Sarg und seinen Deckel zu Hilfe, den wir vor der Moschee fanden, und in welchem die Todten nur bis zur Grube getragen werden. Später entzündeten wir ungeheure Feuer, trockneten werthvollere Papiere Blatt für Blatt — aber noch nach vier bis fünf Wochen war der dicke Band von Ritter's „Kleinasien" nicht völlig trocken. Die einzelnen Blätter der wichtigen und unersetzlichen Manuscriptkarten Kiepert's hatten sich von der Leinwand gelöst, viele Namen waren ganz verschwunden, die blauen Flußlinien waren auf die Berge gerathen und umgekehrt. Neben all diesem erschien es als ein sehr geringes Malheur, daß auf meinem besten Rock sich ein paar Pfund zerlassenen Zuckers befanden, daß selbst die Bleistifte in ihre Theile zerfallen, daß sechzig Trockenplatten vernichtet, daß Hunderte von gummirten Couverts schon verschlossen waren und blieben, ehe sie irgend einen Dienst geleistet. In allem Ungemach tröstete mich der Gedanke, daß Tagebuch, Itinerar und ein paar unersetzliche Karten sich wie immer in meinen Satteltaschen befunden hatten, und besonders, daß der photographische Apparat dem allgemeinen Bade entgangen sei. Es ist gut, daß ich nicht schon an jenem Abend erkannte, wie es wirklich stand.

Auch mein Feldbett benützte ich zum Trocknen von Karten und streckte mich endlich lange nach Mitternacht todtmüde an die Erde unter dem durchweichten Zelt, unbekümmert, wie und wo ich lag. Ich schlief auf türkischen Gräbern. Als ich am andern Morgen die zahllosen Gegenstände erblickte, ergriff mich ein seltsamer Kleinmuth; ich hatte das dumpfe Gefühl, diese Dinge nie wieder einpacken zu können, aber ich begann trotz heftiger Kopfschmerzen zu sammeln, was trocken war. Plötzlich verließen mich die Kräfte, ich bat nur noch, mich in den

Schatten zu tragen, suchte vergebens gewisse Gedanken festzuhalten und — hatte meinen Hitzschlag weg. Ich wurde sofort äußerlich mit Wasser, innerlich mit verdünntem Aether behandelt — ein Arzt erwies sich als ein nothwendiges Requisit in Paphlagonien —, dann wurde ich auf mein Feldlager am Rande des Weges in den Schatten gelegt. Mehmed Ali, der mich bekümmert ansah, vertrieb schweigend und rücksichtsvoll einige Rinder, die mich beschnuppern wollten. Es war ein Tag des Bairamfestes, viele türkische Männer und Knaben gingen in ihren Festkleidern den Weg entlang; ihr Benehmen war discret und liebenswürdig. Meine Lage gerade zwischen Weg und Friedhof ist mir später symbolisch vorgekommen; ich kam aber wieder auf den Weg. Nachmittags wurde ich von vier bis fünf Türken sanft zurückgetragen; überall sammelten sich Neugierige: ob sie es für eine gerechte Strafe hielten, weil der Ungläubige ihre heilige Stätte entweiht hatte? Wenn sie so dachten, so ließen sie es wenigstens nicht merken. Nach drei Stunden waren wir beim Gasthaus an der Landestelle, dessen ungesunde Lage nicht bloß die Fiebergesichter verriethen. Am nächsten Morgen ließen sich die Griechen in der Stadt nach meinem Befinden erkundigen; ich befand mich weit besser, benützte die Muße zum Schreiben und erforschte allerlei von einem merkwürdig kundigen Mann, der sich zum Schluß als ein vielgewanderter Bettler vorstellte. Gegen Abend ritten wir zur Stadt, nicht ohne auch dies Mal die Erfahrung zu machen, daß die Gastwirthe des Orients, welche als Christen getauft sind, — denn mehr vermag ich ihnen nicht zuzugestehen —, von den Reisenden möglichst vermieden werden sollten.

Am nächsten Tage stand mir noch eine sehr trübe Entdeckung bevor: der photographische Apparat hatte doch Wasser bekommen, die Rahmen, in welchen die Trockenplatten exponirt wurden, hatten so gerade das erhalten, was sie nicht erhalten durften, Risse und Licht. Ich will gestehen, daß diese Entdeckung in meinem noch schwachen Zustande mich zuerst sehr niederschmetterte, aber sie bezeichnete zugleich den Wendepunkt. Ein geschickter Tscherkesse in Ineboli reparirte später ein paar der Rahmen, aber fast an jedem Abend mußten wir sie von da an auf ihre Dichtigkeit prüfen, verschmierten sie mit Wachs und Stiefelwichse und wußten doch nicht, ob nicht alle auf Photographiren verwendete Mühe und Zeit schließlich verloren sein würde. Aber der Erfolg belohnte uns reichlich.

Wenn ich später alle Einzelheiten dieses Begebnisses, alle dabei betheiligten Personen erwog, so ist mir wohl bisweilen der böse Gedanke gekommen, daß da nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Aber wie dem auch sein mag, der Reisende hat unter allen Umständen die Pflicht, jedem Zwischenfall die beste Seite abzugewinnen: der vorliegende mahnte zu verdoppelter Vorsicht.

Nachdem der gleißnerische Kaimakam noch Schwierigkeiten wegen eines Zabtiehs gemacht und uns schließlich einen jedenfalls irregulären, überaus rüden Burschen gegeben, ritten wir gegen Abend ab. Tion gab ich für dies Mal, angesteckt vom Fatalismus der Gläubigen, auf und wendete mich nach Osten und an's Meer.

Unser nächstes Ziel war die Seestadt, welche Amastris, eine Nichte des Darius Codomannus an der Stelle einer noch älteren griechischen Colonie gegründet, und der sie ihren eigenen Namen gegeben hatte, das Amasra der

heutigen Bewohner; ein außerordentlich blühender Handelsplatz im späteren Alterthum, wie unter den Genuesen, welche erst Mohammed II. nach dem Jahre 1461 zum großen Theile in das eben eroberte Constantinopel überführte. Seitdem ist die Stadt, welche heute nur noch Türken bewohnen, öde und liegt abseits vom Weltverkehr still und unbeachtet; aber den doppelten Charakter einer antiken und mittelalterlichen Stadt hat sie in überraschender Deutlichkeit bewahrt: während der Abstieg vom Küstengebirge her eine Fülle von Denkmälern des Alterthums aufweist, gebahnte Felsenstraßen, großartige, wenn auch oft rohe Grabmonumente, Mauerstücke und Säulenreste, ist die Umfassung der Stadt so mittelalterlich und zugleich so vollkommen erhalten, daß man sich plötzlich um Jahrhunderte zurückversetzt glaubt. Die hohen bezinnten Quadermauern mit ihren viereckigen Thürmen klimmen auf und ab an den zwei felsigen Vorsprüngen, welche die Stadt tragen, die erst unter einander, dann mit dem Festlande isthmisch verbunden sind und so zugleich die Bildung von zwei kleinen sicheren Häfen bewirken, einem westlichen und einem östlichen, wie sie für die Segelschifffahrt von besonderem Werthe sind und wie sie das Alterthum mehrfach durch seine schönsten, idealsten Stadtlagen — z. B. in Lesbos und Knidos — bezeichnet hat.

Der Mudir — etwa Bürgermeister —, ein freundlicher alter Herr, benutzte die gute Gelegenheit unsrer Ankunft, um uns sogleich mit seinem Leiden bekannt zu machen und den Doctor zu consultiren. Dann führte uns ein junger Grieche aus Bartin in die wundervoll gelegene Hütte außen an der Stadtmauer, welche er hier vorübergehend seines kranken Kindes wegen gemiethet hatte. Eine junge Frau von feinem Aeußeren empfing uns freundlich und in stillschweigender Uebereinstimmung überließ uns die ganze Familie — auch Schwiegereltern und ein Bruder waren dabei — sogleich das beste Zimmer, in der That das einzige, welches diesen Namen verdiente. Es blickte auf die Gärten und Weingelände, die sich im Rücken der Stadt am Festlande mälig emporziehen, auf die fern verschwimmenden Bergketten der östlichen Küste, und unmittelbar zu unsern Füßen ruhte, jetzt still und durchsichtig, das Meer, von dem ein leiser Hauch zu den geöffneten Fenstern erfrischend herein wehte. Ein paar schöne Tage vergingen hier schnell unter dem Durchstöbern der alten Reste, unter Spaziergängen und ärztlichen Consultationen, für die zu danken hier zum ersten Male Jemand sich bewogen fand: ein armer Drechsler, der uns ein paar Holzbecher verehrte.

Daß eine verfallende Veste dieser Art eine militärische Besatzung hatte, gehört zu den Dingen, wie man sie hier zu Lande so oft erlebt; daß der Commandant schon seit längerer Zeit durch ein Fußleiden ganz unbeweglich war, vervollständigte noch den Eindruck.

Trotz der Warnung unserer Gastfreunde beschlossen wir nun, die Küstenorte der Reihe nach auf Landwegen zu besuchen. Unser erster Versuch war in der That nicht ermuthigend: mit großer Mühe erklommen wir die Bergfüße, welche gleich hinter Amasra wieder unmittelbar an's Meer treten; herrlich blieb es lange von hier aus anzusehen, wie die Stadt hoch aufgebaut auf den felsigen Caps gleichsam im Meere zu schwimmen schien, still und fremdartig wie ein verzaubertes Stück Vergangenheit. Auf schmalen schräg getretenen Pfaden, eine steile Wand rechts, einen tiefen Abgrund links, kamen wir nur langsam und

beschwerlich vorwärts; der Reiter thut dann gut zu bedenken, daß ja auch ein Pferd sein Leben lieb hat. Erst nach 4—5 Stunden stiegen wir hinab zum kleinen Küstenorte Tschakras, dem alten Erythini, das von Amasra in zweistündiger Bootsfahrt erreicht wird.

Gleichsam als glaubten wir dem Lande noch nicht seinen abweisenden Charakter, richteten wir von hier an unsern Marsch noch tiefer landeinwärts. In Wahrheit, eine eigentliche Wahl blieb uns nicht. Einen Weg unmittelbar am Meere zu verfolgen, wie ich mir das zu Hause so schön geträumt hatte, war unmöglich; beladene Pferde durften nicht einmal den Versuch wagen; ein Reiter konnte von Glück sagen, wenn er, bei ruhigem Wetter, sich und sein Thier unbeschädigt aus dem klippigen Saumpfade herausrettete. Aber steil aufgerichtet, mit ihren Wurzeln eng in einander verschlungen, ohne durchgehende Richtung gleichsam wild durch einander gerüttelt, weisen die Erhebungen auch jenseits des Küstensaumes wie ein tollkühnes Unternehmen jeden Versuch zurück, hier eine andere Verbindung herstellen zu wollen, als diejenige zur See, auf welche die Natur gebieterisch deutet.

Ein starker Regen hatte die Erde erweicht; immer mühsamer kletterten wir auf und ab an den Kämmen, die wie Querriegel zum Meere streichen. Aus einigen Ortschaften, die in eingesenkten kleinen Ebenen einsam ein elendes Dasein fristen, hatten wir längst eine Anzahl starker Bursche unter Führung des Dorfältesten aufgeboten, welche führend, schiebend, halb tragend die bepackten Pferde vorwärts brachten, während wir unsere Reitpferde an den Zäumen hinter uns herzogen und auch so noch fürchten mußten, bei jedem Schritte mit ihnen zu fallen. Endlich kamen wir, für diesen Tag, an den letzten Aufstieg: eine Wand, die man im gewöhnlichen Leben senkrecht nennen würde, stand vor uns, ein kaum sichtbarer Pfad schien daran empor zu führen. Bei den ersten Schritten auf dem schlüpfrigen Boden stürzten die beladenen Thiere wie auf ein Commando, die Saumsättel lösten sich, und in buntem Chaos rollten Zelt und Betten, Kisten und Koffer den Abhang zurück. Vorangestiegen fand ich zu meinem Schrecken, daß auch die Spur eines Pfades plötzlich abbrach vor einem starken Verhau von Baumstämmen und stachlichtem Strauchwerk. Erst allmälig gewahrte ich, daß das ärmliche Getreidefeld drinnen ruhig über den ursprünglichen Pfad geführt war. Mit einem wahren Feuereifer rissen nun unsere Begleiter den Verhau auseinander, dann trugen sie ein Gepäckstück nach dem andern auf dem Rücken empor und führten schließlich die Pferde hinterdrein. Unter fortwährendem Aufladen und Abladen, Treiben, Ziehen und Stürzen kamen wir unbeschreiblich langsam vorwärts und erreichten mit stark geschädigtem Gepäck erst in der kurzen Dämmerspanne, welche diesen Breiten eigen ist, ein kleines Gebirgsdorf Zardiris; der Naturpark, welcher dasselbe umschloß, war so herrlich, daß es uns kaum überrascht hätte, ein altersgraues ehrwürdiges Schloß plötzlich darin auftauchen zu sehen. So lösen hier die verschiedensten Eindrücke in schnellem Wechsel einander ab.

Noch in der Nacht schickten wir einen Sendboten zum Muktar des Bezirkes — man mag sich dabei etwa einen „Schulzen" vorstellen —, in ein anderthalb Stunden entferntes Dorf. Er kam am andern Morgen, ein schöner, liebens-

würdiger Greis in perlgrauem Tuchanzuge, und brachte nach alter Landessitte Geschenke: aus dem langen Ledersacke tauchten Aepfel und Birnen, Kaffee und Tabaksblätter auf. Für den Abstieg zum Meere, der für beladene und gerittene Pferde ganz unmöglich sein sollte, forderten wir von ihm Gepäckträger, und alsbald verließen wir hinter einem Zuge von vierzehn, theilweis sehr bedenklichen Gestalten, den Ort, und stiegen auf schwierigen Fußpfaden abwärts, aber mit den schönsten Einblicken in die engen, tiefgesenkten, dichtgedrängten Waldschluchten des Landes.

In den heißen fünf Stunden rasteten die schwer bepackten Burschen nur drei Mal wenige Minuten; unten angekommen, gruppirten sie sich sogleich mit vollem Gepäck gutwillig vor den byzantinischen Säulen einer Moschee, vor der ich sie photographirte, mitten unter ihnen den braven Muktar, den ich nicht von mir gelassen hatte, um nicht etwa die Disciplin zu gefährden.

Von nun an glaubte ich, was man mir von der unwirthlichen Natur der Küstenlandschaft erzählte; ich fing an zu begreifen, weshalb Paphlagonien in den bisherigen Forschungen beinahe ausgefallen war und ich entschloß mich, meine Küstentour zunächst in einem Boote fortzusetzen, in welchem auch das Gepäck unterkam, während die Pferde am Gestade entlang geführt wurden.

Unter den türkischen Bootsleuten fiel mir auf dieser Tour oft ein intelligenter Ausdruck auf, den ich mir nur dadurch erklären konnte, daß die Natur des Landes hier auch den Türken die tägliche Beschäftigung mit dem Meere, also einen dauernden Kampf um's Dasein aufgedrängt hat.

Mein letztes Küstenziel war die Stätte des alten Ortes Kytoros, halbwegs zwischen Bartin und Ineboli. Lange vor Sonnenaufgang hatten wir das letzte unbehagliche Quartier verlassen, wo man uns bis in die Nacht hinein mit Kranken überlaufen hatte. An der Küste hoben sich hinter schwach begrünten Vorhügeln die felsigen grauen Höhen, die auch hie und da den unmittelbaren Meeressaum bilden, wo denn ihre vielverstreuten Brocken auch für kleine Boote gefährlich werden können. Endlich bog unser Fahrzeug ein zwischen zwei Landzungen, die molengleich in's Meer verliefen; indem sie sich dann hinter uns scheinbar zusammenschoben, fanden wir uns in einem seeartigen runden kleinen Becken, wo im Hintergrunde eine steile Höhe jeden Blick versperrte, während an den Seiten die Hügel, welche hier einst die griechische Stadt Kytoros getragen haben, sanfter emporstiegen.

In dem stillen Wasser lagen vier oder fünf Segler mit Brettern und Latten befrachtet; an der linken Seite zeigten sich ein paar Häuser, dem Strande zunächst ein einfaches Kaffeehaus, oben mit offenem Vorraum, von dem aus ein paar gut gekleidete Türken uns freundlich willkommen hießen; unter ihnen war ein Mann von auffallend geistigem, etwas nervösem Ausdruck, der ein ungewöhnliches Interesse für meine Karten zeigte. Er brachte nach einiger Zeit aus seinem Hause eine große Rolle herbei, die mit Staub und Spinngewebe bedeckt war, sich dann aber als eine bejahrte Darstellung unserer ganzen Hemisphäre erwies. Ich mußte ihm vielerlei darauf zeigen und erklären, unsere Heimath, unsern bisherigen Weg und wo ich sonst noch herumgekommen. Er zeigte sich auch noch weiter als ein Sonderling und eine Ausnahme. Mit großer

Aufmerksamkeit betrachtete er meine Blätter, die in großem Maßstabe die Südküste des Schwarzen Meeres bis zum Bosporus darstellten. Endlich wendete er sich an seinen Nachbarn: „weshalb fahrt Ihr,“ fragte er, „bis Constantinopel immer nur an der Küste entlang? der Weg quer über's Meer wäre doch viel kürzer.“ Der brave dicke Capitän war betroffen, eine lange Zeit starrte er auf meine Karten, dann strich er sich bedächtig den ergrauenden Bart und sagte ruhig und bestimmt: „das geht nicht.“ — „Weshalb nicht?“ fragte der Andere. — „Siehst Du hier die Sterne?“ antwortete er, indem er auf die verschiedenen Linien wies, welche die Nordrichtung anzeigten und oben in einen Stern endeten, — „siehst Du diese Sterne? die zeigen's an, da kann man nicht vorüber, da sitzt der Böse! darum geht es nicht.“

Gegen diese Erklärung ließ sich nichts sagen; sie erinnerte indessen an einen viel höher gestellten Fachgenossen des Capitäns, der einst ein großes türkisches Schiff führte und ausgeschickt ward, um nach Malta zu gehen. Nach vielen Wochen kehrte er unverrichteter Sache zurück. „Nun?“ fragte man. — „Malta yok“ erwiderte er mit den im Orient so oft citirten Worten — Malta existirt nicht. —

Von Resten des Alterthums hatten auch hier nur wenige Stücke, gleichsam nur testimonia praesentiae sich erhalten.

Nachmittags bestiegen wir wieder die Rosse, und nicht ohne Bedauern einen so idyllischen, weltentrückten Platz so bald verlassen zu müssen, ritten wir unmittelbar am Meere hin, welchem die etwas zurücktretenden Berge eine flache und schmale Strandebene von hier an für wenige Meilen gestatten. Nach kaum zwei Stunden trafen wir einen guten alten Bekannten, den Strom von Devrikian. Erst hier, wenige Augenblicke vom Meere, verlieren die ihn umgebenden Steinberge die Wildheit, die ihnen so lange eigen gewesen: ihre Stirnseiten fallen oben noch schroff, dann milder zur Küstenebene ab und gewähren endlich hier an beiden Seiten menschlichen Ansiedelungen den Raum, den sie ihnen so lange verweigert haben. Aus der letzten engen Felsenpforte strömt langsam und müde wie ein Gealterter, der Fluß hervor, der in seiner Jugend ein so bewundernswerthes Bild thatkräftiger Energie geboten hatte. Es gleicht dem Ende eines Dramas: der Kampf ist aus, aber auch des Flusses Dasein; noch wenige Schritte, und er verschwindet im Meere, das zu erreichen ihm so schwer geworden ist. An der Mündung spaltete er sich in mehrere seichte Arme, Sumpfvögel flogen darüber hin, ein einsamer ganz kleiner Nachen lag am Ufer: ein Bild müder Melancholie, wie sie Sumpflandschaften und klanglos ausgehenden Flüssen eigen zu sein pflegt.

Noch eine kurze Zeit, und wir bogen vor den Bergen, die von da an den Meeressaum wieder unwirthlich besetzt halten, landeinwärts auf einen kleinen ungesund liegenden Ort zu, Djidde, der von früherer Blüthe her nur noch das Privileg eines Kaimakamsitzes gerettet hatte.

Unser Empfehlungsschreiben, mit dem der Zabtieh voran geritten war, hatte hier eine ganz besondere Wirkung gehabt: vor dem Eingang des Ortes standen die vier oder fünf Gensdarmen in Reih und Glied, aus allen Hütten ergossen sich die Bewohner auf die Straße, stießen und drängten sich in respectvoller Ent-

fernung, um einen recht lohnenden Blick auf uns zu haben, verschleierte Frauen und Kinder füllten die Fensteröffnungen: es war ein Empfang von außerordentlicher Komik.

Vor dem Haus des armenischen Krämers, bei dem wir absteigen sollten, stand ein alter überaus beweglicher Mann in braunem pelzverbrämten Kaftan; er ließ es sich nicht nehmen, mir den Steigbügel zu halten, hieß mich herzlich willkommen und leitete mich die Treppe hinauf, wo ich in einem freundlichen Eckzimmer auf dem Divan Platz nahm, während er sich bescheiden auf einen Stuhl vor mir setzte. Das war noch ein Kaimakam! Er scherzte sogar etwas mit der hübschen jugendlichen Hausfrau, die uns oben erwartet hatte. Tieferes Interesse zeigte er leider für unsere Feldflasche mit Cognac, die gerade zerbrochen war, worüber er sich viel weniger beruhigen konnte als wir selber. Heimlich versuchte er später von Georgios eine Ration Cognac zu erhalten, um sie als „Medicin“ zu verwenden. Die Trunksucht hat unter den Türken ganz hoffnungslose Dimensionen angenommen, so hatte ich das auf früheren Reisen nicht beobachtet. Und diese Seuche ist um so furchtbarer, als ihr auch der tüchtige, brauchbare Türke verfällt; der Türke, der am Tage in Rede und Handlungsweise wie eine Stütze seines Volkes erscheint und dann doch am Abend ganze Flaschen Branntwein leert, als hätte er die Pflicht, die Verzweiflung über den Ruin eines ganzen Volkes zu ertränken.

Dieser Kaimakam ehrte in uns, wie viele seiner Landsleute, die Deutschen „unsere besten, unsere einzigen wahren Freunde“; gern nahm er Photographien unseres Kaisers, des Kronprinzen und Bismarck's an, die ich als erprobtes und willkommenstes Geschenk mit mir führte.

Wenn wir je mit Kranken überlaufen wurden, so war es hier; Leiden aller Art, nicht wenige angeborene, viele, welche 10—15 Jahre alt waren, sollten auf einen Schlag gehoben werden. Unsere Wirthin hielt unser Eintreffen überhaupt für eine gute geschäftliche Chance: sie bat unsern Diener um Proben unsres Mittagsmahls, „um zu erfahren, wie er kochte und was wir äßen,“ berechnete das Nachtquartier wie ein Schweizer Hôtel und war schließlich ganz betreten, als ich ihr außer den patriotischen Photographien nicht auch noch diejenige meiner Frau verehren wollte.

Von Djidde aus schlugen wir eine Richtung ein, die uns an die Straße Kastamuni-Ineboli zurückbringen mußte und welche zur Klärung des Landes erheblich beitrug. Je näher wir dem verkehrsreicheren Gebiete kamen, um so ängstlicher wurde unser neuer dicker Zabtieh: stundenlang veranlaßte er uns einmal in übel berüchtigten Schluchten mit gespanntem Revolver zu reiten. Es passirte aber nichts. So zogen wir von Oda zu Oda, die Nachtlager waren fast überall gleich unerträglich, nährten uns selber in beständigem Wechsel von Hammeln und Hühnern, die genügsamen Leute meist mit Brot, Zwiebeln, Käse und Jaurti und fanden durchgehends guten Willen. Wie Georgios sich denselben bisweilen sicherte, ward mir dabei zufällig einmal klar. Es war mir schon öfter aufgefallen, daß die Bauern mir über schlechte Erträgnisse und hohe Abgaben sehr eingehend klagten; daß sie nicht über viel baares Geld verfügten, merkte man allerdings, wenn man nur mit größter Mühe ein Werthstück von vier bis fünf Mark wechseln konnte. In einem Dorfe waren die Klagen besonders

demonstrativ; ich examinirte Georgios: „diesen Leuten mußte ich ihre schlechten Gedanken austreiben,“ gestand er; „sie glaubten, Du notirtest Alles so sorgfältig, weil Dein Kaiser sich des ganzen Landes bemächtigen wollte. Ich sagte ihnen, daß Du im Auftrage des Sultans reistest und deshalb Alles so genau aufschriebest, damit die Dörfer, die Dich gut behandelten, später weniger Abgaben zahlten.“ Nun war das Räthsel gelöst; ich bin auch nicht sicher, ob er nicht trotz meines Verbotes das probate Mittel auch ferner benützte.

Drei Wochen nach unserer Abreise waren wir wieder in Ineboli, wo wir dies Mal im gastlichen Hause des Herrn Velasti einkehrten. Mehmed Ali hatte inzwischen mehr Thorheiten gemacht, als seine Gutmüthigkeit aufwiegen konnte; wir nahmen für ihn einen Bruder unsres Ali, den wir beim Chausseebau zufällig aufgriffen. Nach einer Rast von wenigen Tagen wollten wir uns an die östliche Hälfte Paphlagoniens machen. Es kam aber etwas anders, als wir geplant hatten.

Ich stelle die folgende Episode auch deshalb dar, weil sie in nicht ganz zutreffender Form ihren Weg in die Presse, auch die auswärtige gefunden hat.

Unser alter Freund, der Kaimakam von Ineboli, war unpäßlich. Wir suchten ihn daher am Tage nach unserer Rückkehr theilnehmend in seinem Hause auf, wo wir ihn auf einigen Pfühlen an der Erde liegend fanden, während sein ältester Sohn am Bettende kauerte. Nachdem der Kranke untersucht war, wir uns längere Zeit freundschaftlich unterhalten hatten, auch mit Kaffee und Cigaretten bewirthet waren, wollten wir aufbrechen. Er hielt uns zurück: eine Depesche des Vali, die uns angehe, sei eingetroffen, er überreichte sie einem unserer Begleiter. Ich war erfreut, also wollte Siri Pascha sein Unrecht gut machen; aber was war das? Das Gesicht unsres Begleiters wurde immer länger; ich forderte Vorlesung, er zögerte erst, der Inhalt sei so befremdlich. Dann las er, zwei Menschen — oder Subjecte — welche zur Erforschung von Alterthümern herumreisen, haben nach Bericht des Kaimakam von Bartin aus Amasra widerrechtlich einen Stein mit Inschrift genommen; sind anzuhalten und zu untersuchen. Ich war starr. Schon die Ausdrücke des Telegramms verriethen deutlich ein sehr starkes Uebelwollen. Der Kaimakam selbst war verlegen; er begehrte nur eine Erklärung meinerseits, nichts genommen zu haben; mündlich gab ich sie sofort, schriftlich verweigerte ich sie so lange, bis er mir eine Abschrift des Telegramms gegeben haben würde.

Es war offenbar, daß der Pascha Händel suchte; der saubere Kretenser in Bartin half ihm dabei.

Ich hatte in Amasra Papierabdrücke von Inschriften genommen und mich mit einer besonders merkwürdigen wiederholt beschäftigt; sie befand sich an einem Marmorblock, der etwa 50 Centner wiegen mußte. Glaubten der Vali und sein Helfershelfer etwa, wie ihre ungebildeten Landsleute, daß man solche Steine nur aufsucht oder auch einsteckt, weil sich Gold darin befinde, oder weil die Schriftzüge auf ihnen verborgene Schätze verrathen? Wie dem auch sei, die Angelegenheit mußte erst vollständig erledigt werden, ehe ich an die Fortsetzung meiner Reise denken konnte. Sonst war zu befürchten, daß der Vali an irgend einem andern Punkt seiner weiten Provinz mich anhalten ließ, der weniger

günstig für mich gelegen war als Ineboli, von wo ich sowohl mit ihm wie mit der Botschaft in Constantinopel telegraphisch verkehren konnte. Man wird vielleicht meinen, ich überschätzte den Zwischenfall; aber es war ersichtlich, daß der Vali auch seine Beamten angewiesen hatte, uns genau auf's Korn zu nehmen, und obendrein hatte er noch gegen einen unserer Gastfreunde in Ineboli geäußert, daß ihm unsere „Mission" nicht klar, d. h. unheimlich sei.

Ich wendete mich sofort an den Vali in Ausdrücken, welche den Wendungen seines Telegramms etwa entsprachen, und ersuchte um genügende Aufklärung, widrigenfalls ich ihn der Absicht zeihen müßte, officiell empfohlene Reisende aufzuhalten. Für die Folgen machte ich ihn verantwortlich. — Am nächsten Tage kam eine Antwort, aber nicht an mich; schwer fiel der Arm des erzürnten Statthalters auf den Kaimakam, dem er mit perfider Wendung vorwarf, mich übel behandelt zu haben. Wer hatte auch dem Kaimakam geheißen, uns so aufrichtig das Telegramm selber zu zeigen? Weinend kam der Sohn des kranken Mannes zu mir und bat um eine schriftliche Bescheinigung, daß sein Vater keine der schuldigen Rücksichten verabsäumt habe.

Ich beruhigte ihn zunächst mündlich und stellte das schriftliche Zeugniß nach dem Schluß der ganzen Affaire in Aussicht. Aber dem Vali telegraphirte ich noch einmal kurz und bestimmt, daß ich nur mit ihm zu thun hätte, von ihm Genugthuung für den unqualificirbaren Vorwurf verlangte, und falls ich diese nicht binnen vierundzwanzig Stunden erhielte, mit dem alsdann fälligen Dampfer nach Constantinopel reisen würde.

Innerhalb dieser gesteckten Frist riß der Verkehr zwischen den Behörden von Kastamuni und Ineboli nicht ab, wie uns der Telegraphenbeamte gestand, der sich mit uns gemüthlich über den Vorfall besprach und uns zwischendurch um deutsche Briefmarken anging.

Am Abend erhielt der Kaimakam eine Depesche für mich; sie war der alttürkischen evasiven Diplomatie würdig: der Vali wüßte gar nicht, was ich wollte; der Kaimakam habe mich doch so gut behandelt; ich schiene aber Anlaß zu irgend einer Klage zu haben; ich sollte mich ihm eröffnen, ausführlich berichten u. s. f. S. Excellenz war in vollem Rückzuge; auch der gute Kaimakam stellte jetzt ganz empört die despectirlichen Ausdrücke des ersten Telegramms einfach in Abrede. Es freute mich doch, daß ich ihm kein schriftliches Sittenzeugniß ausgestellt hatte.

Ich zog es vor, dem Vali gar nicht zu antworten — was mich nebenbei bemerkt, in den Augen der Ineboliten sehr hob —, sondern nur noch eine telegraphische Nachricht aus der Hauptstadt abzuwarten, die über Kastamuni gehen und dem Vali ohne Zweifel bekannt werden mußte. Sie war in Ausdrücken abgefaßt, welche auch diesem launenhaften Despoten klar gemacht haben werden, daß ein mächtiger Schutz hinter uns stand. Später hat er dann, wie ich höre, heimlich auf diejenigen fahnden lassen, welche meine Telegramme an ihn in's Türkische übertragen hätten; aber schon im December ist er nach Trapezunt versetzt worden, so daß es bei dem raschen Beamtenumlauf in der Türkei nicht einmal sicher ist, ob er im Augenblicke sich noch dort befindet.

Erst später habe ich ganz zufällig, aber durchaus zuverlässig erfahren, daß

Siri Pascha eine Idiosynkrasie gegen die Deutschen habe; vielleicht aber ermangelte auch damals schon sein Verfahren gegen uns des Rechtsbodens nicht, welchen ein paar bald darauf erschienene Erlasse schufen, zu welchen meine Reise vielleicht die theilweise Veranlassung gewesen ist. Des allgemeinen Interesses wegen theile ich dieselben unten mit [1]).

Um etwa eine Woche meiner kostbaren Zeit hatte mich dieser Zwischenfall gebracht, der unter Umständen die ganze Fortsetzung meiner Reise hätte auf's Spiel setzen können. Für den Augenblick war der Erfolg der, daß wir in der ganzen Provinz trefflich behandelt wurden, und erst im neuen Vilajet begannen neue Belästigungen.

Unser verlängerter Aufenthalt in Ineboli verdiente eine besondere Beschreibung; aber sie würde hier zu weit führen. Wir kamen auch in nähere Berührung zu den umliegenden griechischen Dörfern, um deren Gesundheitszustand sich Doctor Dengel besonders verdient machte. Wir wurden dafür von der Jugend in einem Liede angesungen, das der treffliche Schulmeister für den Zweck gedichtet hatte, ein Mann von ungewöhnlichem Gemeinsinn und einer Thatkraft, die ihn unter andern Verhältnissen zu einer bedeutenden Erscheinung hätte machen müssen; ein Typus, der mir unter griechischen Elementarlehrern mehr als einmal begegnet ist. —

Als meine nächste Aufgabe betrachtete ich die Klärung der östlichen Hälfte Paphlagoniens. Einer Verfolgung der Küste setzt die Natur hier etwas weniger Schwierigkeiten entgegen als im Westen, und auch diese nehmen noch in dem Maße ab, als man sich Sinope nähert. Unser Weg führte durch die kleinen

---

[1]) Zwei derartige Erlasse sind mir bekannt geworden. In der „Turquie" vom 17./18. September 1882 ist zu lesen:

„S. A. Mahmoud pacha, ministre de l'intérieur, vient d'attirer, par circulaire, l'attention des autorités impériales de la province sur certaines personnes, parcourant diverses régions de l'Empire sous prétexte d'études historiques et archéologiques. Les soi-disants explorations scientifiques dissimulent d'autres projets. Profitant de la tolérance des autorités locales ces personnes se livrent à des travaux d'un genre bien différent. Elles lèvent des plans topographiques, font des sondages, et dressent des cartes hydrographiques des côtes de l'Empire.

„La circulaire, considérant ces faits comme préjudiciables sous certains rapports, invite les autorités provinciales à exercer toute la surveillance voulue afin de pouvoir informer à temps le gouvernement central de la présence de semblables explorateurs. La Sublime Porte se reserve d'aviser et d'ordonner, dans ce cas, à leur égard, les mesures qu'elle croira nécessaires."

Die türkische Bekanntmachung vom 27. September 1882, deren Uebersetzung ich einem Freunde in Constantinopel verdanke, lautet:

„Man hat in Erfahrung gebracht, daß manche Personen, welche die Erlaubniß haben, Alterthümer aufzusuchen und an's Licht zu bringen, diese Erlaubniß überschreiten; unter diesen Umständen hat das Unterrichtsministerium an alle Provinzialregierungen Weisung ertheilt, daß, wer nicht im Besitze eines Kaiserl. Fermans und eines darauf bezüglichen Vizirialschreibens ist, nicht berechtigt sein soll, Alterthümer aufzusuchen und an's Licht zu schaffen. Dies wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht."

Mein Freund bemerkt dazu sehr richtig: „Die Ausdrücke dieses Erlasses sind so lax, daß jeder beliebige Kaimakam, wen er will, am Studiren des Alterthums hindern kann; ich werde doch nicht, z. B. um die alten Mauern Stambuls zu studiren, mir einen Ferman nehmen." Ohne Zweifel ist aber diese Unbestimmtheit des Ausdrucks eine absichtliche.

Seeplätze, deren Dasein sich gleich am ersten Morgen in Ineboli verrathen hatte. Ueberall fanden wir hier eine frische Thätigkeit, frischer selbst als an der westlichen Küste; da waren größere Segler halb an's Ufer gezogen, um so einen Theil der Ladung bequem am Lande einzunehmen; dann spannte sich die ganze Bevölkerung daran, zog sie in's Wasser und fuhr eilends unter betäubendem Geschrei in kleinen Booten nach, um in fieberhafter Eile die Ladung — oft 10,000 Bretter — zu vervollständigen, da schon bei einiger Bewegung des Wassers die Segler in größere Entfernung vom Ufer sich hinausretten müssen, wodurch dann die Befrachtung oft Tage lang aufgehalten, unsäglich erschwert, ja ganz unmöglich gemacht werden kann. Auch hier übte das Meer und das bequeme Handelsmittel seinen erweckenden Einfluß auf die Türken; unter ihnen hatten sich Griechen und Armenier angesiedelt, welche in kleineren Orten des Innern fast nie sporadisch vorkommen, und die mit so untrüglichem Instinct der noch so unscheinbaren Fährte des Verdienstes folgen. Da gab es freundliche Kaffeehäuser, wo man im Schatten hoher Bäume angenehm ausruhen konnte; auch die Quartiere waren bequemer und reinlicher.

Alles das ward freilich etwas compensirt durch eine angeblich geringere Sicherheit: schon begegneten uns hie und da einzelne der übelberufenen Tscherkessen, den Türken fremdartig im Aeußern und antipathisch in ihrer Natur. Ich habe nur ein einziges Mal, als es ganz unumgänglich war, meine türkischen Begleiter vermocht, in einem tscherkessischen Dorfe zu rasten; das zu vermeiden, scheuten sie sonst weder lange Umwege noch die anstrengendsten Märsche, da es denn Gegenden gibt, z. B. vor Sinope, um Amasia, vor Samsun, wo die eigenthümlichen Lehmdörfer dieses übergesiedelten Volksstammes mit ihren niedrigen geweißten Hütten große Strecken im Zusammenhange besetzt halten. Wo ihre Niederlassungen vereinzelt unter Dörfer der Türken verstreut sind, werden sie scheu gemieden. Aber ich kann versichern, daß die Tscherkessen dies antipathische Gefühl gründlich erwidern. Als ganz neue Ingredienzien sind dann in dies Völkergemisch neuerdings mohammedanische Flüchtlinge von der Balkanhalbinsel und weiter im Osten Lasen gekommen; beide sollen sich zunächst auf dem fremden Boden mit Raub schlecht und recht durchzuschlagen versuchen. Ich will sie natürlich nicht in Schutz nehmen; aber mit dem gutmüthigen und sorglosen Anweisen von kahlem Boden in Kleinasien, das so viel davon hat, ist es wirklich nicht gethan; der Boden muß auch nähren können.

Den Tscherkessen wird gleichfalls viel Uebles nachgesagt, und gewiß nicht ganz ohne Grund; schon deswegen, weil für ihre angeborene Energie in der Indolenz der Türken eine dauernde starke Herausforderung liegen muß. Mir haben die festen Männer gefallen; auch für ein gutes Wort waren sie empfänglich, und wenn das erste Mißtrauen einmal gebrochen war, ließ sich offen und verständig mit ihnen reden. Sollte ich wieder einmal in den Orient zurückkehren, so würde es mir lieb sein, einen oder ein paar von ihnen in meinen Dienst nehmen zu können. So viel über diesen allzu viel geschmähten Bevölkerungstheil Kleinasiens.

Um Sinope, die bedeutendste alte Stadt der Nordküste, brachte mich der Zeitverlust in Ineboli nun doch: Sinope liegt leicht erreichbar an der Meeresstraße;

ich hielt für meine Pflicht, alle noch verfügbare Zeit auf das schwerer zugängliche Innere zu verwenden. Als ich daher an einem Punkte etwa inmitten zwischen Ineboli und Sinope mich hinlänglich orientirt zu haben glaubte, schlug ich eine südliche Richtung landeinwärts ein, die ich mit Abschweifungen nach beiden Seiten von nun an bis tief in die Mitte des Landes festhielt.

Unser Weg ging zunächst das Thal eines Flüßchens hinauf unter Platanen und Buchen; auf dem Wasser kamen Knaben auf kleinen Flößen eilends und fröhlich herabgeschwommen. Höher hinauf zeigte sich bald, daß der Osten Paphlagoniens an Engschluchtigkeit mit der Westhälfte wetteifert; aber er übertrifft sie in der Erhebung seiner hochragenden grausteinigen und scharfen Grate, welche von der Meeresseite wie von der binnenländischen ein meilenweit sichtbares Wahrzeichen bilden. Die Länge der Tagereisen wird hier nicht selten durch die spärliche Bewohnung bestimmt, und gleich am ersten Tage mußten wir in einem kleinen Gebirgsdorf nach einem langsamen Ritt von kaum sechs Stunden Halt machen. Die hohe Romantik der Umgebung, wo der Küstenfluß, dem wir bis dahin gefolgt, aus unnahbarer Felsenenge hervorbrach; wo die steil aufgerichteten Seitenwände kleinerer hinzueilender Bäche sich in den wildesten Zacken aus der zahmeren Tannenregion emporrissen, konnte hier gewiß festhalten und bezaubern. Aber mich drängte es vorwärts, ich brauchte Führer und verlangte nach dem Dorfältesten. „Er hält sich verborgen,“ hieß es. — „Sein Stellvertreter?“ — Ein in Lumpen gehüllter Mann, ein wahrer Hunne nach seinem Aussehen, trat aus der wachsenden Schar der Dörfler vor; es sei jetzt, während der Ernte, Niemand verfügbar. Ich bot genügenden Ersatz für jeden Verlust. — Es sei unmöglich weiterzureiten; erst nach sieben Stunden werde wieder ein Dorf erreicht. So wünschte ich auf den Bergen zu übernachten; ein Zelt sei vorhanden und Pferdefutter könnten wir mitnehmen. Unmöglich! es gebe kein Wasser — und als ich beharrte — letzter Effect: es wimmele von Räubern. Das schlug ein; meine Leute stutzten, auch Georgios wagte schüchtern einige Vorstellungen.

Nun fing ich an zu drohen und zeigte den Geleitsbrief, wobei ich allerdings nur mit der Wirkung rechnen durfte, die etwa das imposante Format und die Schriftzüge in ihrer vollkommenen Räthselhaftigkeit auf diese Hinterwäldler hervorbringen würden.

Da erscheint während des heftigen Debattirens ein Alter mit verbundenem Kopf: es ist der Chodja, der Lehrer der ganzen Umgegend, der zum Gebete ruft und „unsere Knaben lehrt aus einem großen Buche,“ — heute unser Retter, denn — er kann lesen. Er trägt den Geleitsbrief vor, nachdem er ihn geküßt, und nun geräth die ganze Versammlung außer sich: sie widerrufen Alles, Wassermangel, schlechte Wege, Alles, was ich will, zuletzt auch die Räuber. Allein es war mittlerweile doch eine geraume Zeit vergangen; bedrohliche Wolken standen am Himmel, und so blieb ich schließlich freiwillig. Die Dörfler rissen sich nun förmlich darum, unsere Gepäckstücke in die Oda tragen zu dürfen, in deren oberes Stockwerk eine Art von unsicherer Fallbrücke emporführte. Man zögerte selbst nicht, mir den Gebetsraum anzuweisen, der sich hier in der Oda befand. Die offenen Fensterhöhlen, besser Luken, wurden mit ausgespannten Sonnenschirmen verstellt, und beruhigt legte ich mich auf mein wackliges Feldbett.

Unser Ansehen nahm später noch zu, als wir den Zahnschmerz des Chodja lindern konnten; der dankbare Mann blieb die ganze Nacht im Vorraum vor unserm Zimmer, damit nur am Morgen nicht wieder Schwierigkeiten entständen. Eine eigenthümliche Consultation hielten wir noch am Abend ab: bei einbrechender Dunkelheit stand unten vor dem Hause unter dem dichten Laubdach eines Baumes eine weiße Frau, vor ihr wie eine Schranke standen ihre zwei Kinder, dann der Gatte, der uns bis auf etwa drei Schritte heranzukommen bat. Er übermittelte uns ihre Klagen, und ihr unsern Rath, als ob sie selber gar nicht gegenwärtig wäre.

In der Frühe geleiteten uns ein paar der Bauern weiter. Dörfer trafen wir zunächst wirklich nicht. Wir überschritten die Höhe des Küstengebirges, wo die so lange gesehenen steinernen Bergriesen die erhabene Umwallung eines viel durchrissenen Beckens bildeten, das zugleich die Grenze zwischen den Wassern des Halys und der Küste bezeichnete. Eine Landschaft von einer Stimmung, die ich „ein Wasserscheidenidyll" nennen möchte; sie sind besonders eindrucksvoll in den Alpen —, wo man im Anblick stagnirender, gleichsam noch unentschiedener Wasserflächen in geweihter Stille das Walten der Natur unmittelbar zu belauschen meint oder auch in eine frühere Schöpfungsperiode plötzlich und zauberhaft sich entrückt fühlt.

Beim Abstieg in das Innere war eine völlige Veränderung der Physiognomie, vor Allem in der Vegetation unverkennbar; wir folgten auch hier kleinen Flußthälern, die uns nicht selten an mitteldeutsche Formationen erinnerten. Ihre Wasser sind schon dem Halys bestimmt, und am folgenden Tage zogen wir an einem Hauptzuflusse desselben, dem Gök-Irmak, entlang auf Taschköprü zu, einen ausgebreiteten Ort mit zahlreichen Minarets, welcher die Stelle des alten Pompeiopolis einnimmt. Eine in jeder Hinsicht unbezeichnende Stelle, welche schon dadurch die relativ späte Gründung der Stadt verräth. Die weitere Umgebung ist von einer niederdrückenden Trostlosigkeit; trübselige gelbe Terrainwellen, unter denen auch die sonst bestellten um diese Zeit schon den Eindruck der Wüstheit machten. Hierbei leuchtet Einem wirklich ein, wie der byzantinische Kaiser Constantin Porphyrogenetus die Bewohner von Pompeiopolis für die dümmsten seiner Unterthanen halten konnte.

Kaum waren wir über die stattliche, ursprünglich antike Brücke geritten, der die Stadt ihren modernen Namen „Steinbrück" verdankt, als uns verschiedene Chanwirthe mit Anpreisungen ihrer Localitäten anfielen. Man merkte, man war in einem verkehrsreichen Ort. In einem weitläufigen Chan am Markte machten wir Halt, Georgios ging in den Konak, um uns dem Kaimakam anzumelden, und wir befreundeten uns inzwischen im Chan mit einem Griechen aus Cäsarea, der mit etwa zwanzig seiner Landsleute sich in Taschköprü aufhielt, um Handel zu treiben. Nach Jahren erst kehren diese Männer zu ihren zurückgelassenen Familien zurück.

Zu meiner Freude ergab sich sofort, daß der directe Querzug nach Süden zum Halys, den ich vor hatte, und dessen Möglichkeit bis dahin ganz problematisch hatte bleiben müssen, nicht nur ausführbar war, sondern auch sehr häufig von den Eingeborenen und in etwa zwei Tagereisen gemacht wurde.

Inzwischen kam Georgios zurück, der Kaimakam sei abwesend; es kommt auch wohl vor, daß er das nur vorgeben läßt, um erforderlichen Falles sein Alibi erweisen zu können: vielleicht soll auch das Volk daraus erkennen, daß die Ungläubigen nicht allzu sehr geehrt werden. Aber der Richter und ein hervorragendes Mitglied des Raths erwarteten uns. Zwei Zabtiehs mit ihrem Sergeanten holten uns ab und führten uns in den Konak, wo man uns im langen Rathssaale auf rothen Polstersesseln Platz nehmen ließ, welche auf einer sehr erhöhten Estrade an einer kurzen Seite des Saales standen. Wir warteten eine Weile — die Gläubigen müssen den Eindruck empfangen, als ob die Franken doch nur wie Gäste zweiten Grades empfangen würden; dann erschien ein alter Mann mit kleinen listigen Augen und ein Jüngerer, den der weiße Turban als Richter bezeichnete. Sie besetzten die zwei noch leeren Polsterstühle neben uns und so thronten wir vier hoch oben auf der Estrade in dem sonst vollkommen leeren Saale, ein Urbild komischer Feierlichkeit. Der Kadi war noch nicht lange in Anatolien; er kam aus Epirus, wohin er sich zurücksehnte, und sprach fließend griechisch. Er sowie der alte Rathsherr, der noch ein Körbchen an den Arm nahm, um bei der Gelegenheit gleich ein paar Einkäufe zu besorgen, begleiteten uns in die Stadt; der Sergeant ging mit zwei Zabtiehs voran, zahlreiche Honoratioren, Kinder und Bummler schlossen sich an. Alles half uns Inschriften sowie andere Reste des Alterthums suchen, deren bedeutendste in einen umfangreichen Marmorbau aufgegangen sind, ein türkisches Seminar, das ganz aus antiken Quadern besteht; auf den vier Dachecken desselben sind Altäre angebracht und der Innenhof wird von antiken Säulen gebildet. Nahe dabei fängt ein großer antiker Marmorsarkophag lebendiges Quellwasser auf und spendet es dann wieder aus mehreren Oeffnungen: ein monumentales Epigramm.

Später benutzten wir den Telegraphen, um unsere Freunde an der Küste über unsere weitere Richtung zu orientiren und saßen schließlich lange im Garten des Kadi unmittelbar am stark strömenden Fluß in einer Laube, wo wir ganz ausgezeichnete Pflaumen aßen, eine Thätigkeit, die nur durch ärztliche Consultationen unterbrochen wurde.

Das lebhafteste Interesse galt auch hier den Angelegenheiten in Aegypten; in der That war es das Tagesinteresse in den entlegensten Winkeln dieses weltentlegenen Landes. Wie ein Lauffeuer war der Ruf der Ereignisse hier durchgezogen; nur wiegten die Leute sich im Anfang in Illusionen, sprachen von glänzenden Siegen Arabi's und von furchtbaren Verlusten der Engländer. Dann kam die Wahrheit an den Tag; Arabi blieb ihr Held, der Mann der großen Idee des Islam, aber ihre Flüche trafen den Khedive „den Vater des Unglücks, den Feigling, der mit Fremden pactirte."

Gerade damals war viel vom gemeinsamen Vorgehen Englands und der Hohen Pforte die Rede. Ueber die etwaigen Consequenzen gab sich freilich kaum irgend Jemand einer Täuschung hin: „wenn Alles in Ordnung ist, so wird es heißen, nun Türke, packe Dich!" Daß die Engländer Aegypten nicht verlassen würden, in der Annahme mußte ich freilich meine Türken bestärken, wie ich auch jetzt noch das Gegentheil für einen Irrwahn halten würde, dem furchtbare Opfer fallen könnten. Viele ernste und verständige Leute in Anatolien begriffen das

sehr wohl; die Masse aber war in tiefer Erregung. Ueber die Christen des Orients hätte namenloses Unglück hereinbrechen können, wenn die ägyptische Affaire weniger schnell und definitiv abgethan worden wäre. Hier lernte man den Engländern danken, und die wohlfeile moralische Entrüstung eines Theiles der europäischen Presse erschien kaum noch in einem harmlosen Lichte, kaum noch durch Unverstand und Ignoranz entschuldigt.

Am Abend gaben uns einige der Griechen aus Cäsarea im Chan ein sehr splendides Mahl; da sie nur türkisch sprachen und auch türkische Besucher ab und zu gingen, so wagten sie nicht, ihre Nationalitätsfrage mit der sonstigen Freiheit zu behandeln. Aber bei der vielfachen Berührung mit den verschiedenen Elementen der Bevölkerung merkte man erst, wie unvermittelte und wie unversöhnliche Interessensphären hier dicht bei einander liegen.

In den nächsten anderthalb Tagen befanden wir uns auf der hohen Anschwellung, die uns noch vom Halysbette trennte; auf und nieder ging der Weg, bald auf Höhen, wo nur spärliches Nadelholz sich erhielt, bald in tiefe Sammelthäler der Wasser, wo die Blockhütten der kleinen Dörfer, die gerade in der Ernte begriffen waren, verstreut lagen. Unaufhörlich zogen die Stiergespanne über die Halme das Brett hin, auf dem die lenkenden Knaben und Männer beschwerend standen, und das an seiner Unterfläche ganz besetzt ist mit Feuersteinsplittern, welche auf ein Haar denen der „Steinzeit" gleichen; sie zerschneiden die Halme, während die Stiere das Dreschen besorgen.

So oft wir eine Höhe von weiterem Ueberblick erklommen hatten, lagen hohe Bergketten in endloser Reihe vor uns. Zwischen ihnen mußte auch der Halys eingesenkt liegen, der in diesen Gegenden selten oder nie berührt war.

Gegen Mittag des zweiten Tages trieben wir die ermüdeten Rosse zum letzten Male — wie es hieß — eine Anhöhe empor, und mit staunendem Entzücken sahen wir ein Bild vor uns, das des besonderen Reizes nicht erst noch bedurft hätte, vorher nie einem Europäer sich enthüllt zu haben. In fast senkrechter Tiefe, etwa 4000 Fuß unter uns, wälzte der Halys — der Kizil Irmak — seine gelbbraunen Fluthen; wo er mit scharfer Biegung aus engem Felsenpaß heraustrat, empfing er erst noch eine andere starke Wasserader, deren hell schimmernde Linie fern im Westen verschwand; dann wandte er sich in breiterem Thal viel gewunden nach Osten. Die jenseitigen Felsenbegrenzungen erhoben sich grausteinig und mit grünem Gesträuch nur nothdürftig überkleidet zu ansehnlicher Höhe; an unserer Seite aber stiegen gewaltige, röthlich schimmernde Steinmassen auf, ungeheuerlich in Formen und Eindruck. Uebersichtlich lag hier das Gebiet vieler Tagereisen auf einen Schlag vor uns; im Süden deutete man auf die Berge von Iskelib, unser späteres Ziel; fern im Osten zeigte man schon in der Richtung nach Amasia, von dem wir in der Luftlinie etwa 100 Kilometer entfernt waren.

Wo vor uns der Halys abwärts fließend im Osten verschwand, schien er wiederum in Felsenengen zu treten, von da an war sein Lauf ganz unbekannt, und galt als unverfolgbar. Hier endlich ward uns sichere Kunde, daß er auf mehrere Tagereisen zugänglich sei. Das entschied meinen Entschluß: nicht nach Süden, wie ich bisher gewollt, sondern erst nach Osten richtete ich den Marsch;

mühsam stiegen wir hinab in's Thal des Halys, aus empfindlicher Kälte und reiner Luft in Gluthhitze und erstickende Winde. Aber ich gestehe, daß mir feierlich zu Muthe war, als ich einritt in das Thal mit seinem großartigen und, wenn ich so sagen darf, geschichtswürdigen Charakter.

Die Bauweise war geändert, viele Bretter zu den Häusern verwendet, besonders zum unteren Stockwerk, während das obere aus Lehm bestand; den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit zeigten die schlanken Minarets auch in kleinen Orten; sie waren von Feldern umgeben, auf denen auch Baumwolle gedieh, und von Gärten, aus denen uns die schönsten Trauben gereicht wurden.

Wir folgten dem Halys, der hier ein ziemlich breites Inundationsgebiet hat und gegen Abend zogen wir, an zahllosen rohen Grabsteinen vorüber, in das umfängliche Kargy ein, die Lehmstadt, ein Name den das Meer grauer Hütten aufdrängte, in denen übrigens merkwürdiger Weise ein paar kleine Fensterscheiben vorkamen.

Der Empfang war nicht besonders freundlich: der Ortsvorsteher war auch hier abwesend, angeblich wenigstens; ein alter Mann, ohne die übliche äußere Lebensart der Türken, vertrat seine Stelle. Es war nicht leicht, ihm klar zu machen, daß ich den Halys zu verfolgen wünschte. „Dein Papier," sagte er, „spricht von Antiken und nicht von Flüssen." Erst allmälig gelang es, ihn und seinen noch unverschämteren Sohn etwas zu zähmen; ihre bessere Gesinnung drückten sie dadurch aus, daß sie uns ein paar harte Aepfel und Pfirsiche, sowie eine Wassermelone überreichten, die sie mit aufessen halfen und doch als ein genügendes Nachtmahl für uns betrachteten. Wir hielten uns später schadlos.

Am Morgen ritten wir ungehindert aus der Lehmstadt auf die Oeffnung zu, in welcher der Halys verschwand und begannen unsere Wanderung an diesem größesten Strome Kleinasiens.

# Fürst Bismarck und die Liberalen.

### Vorbemerkung.

Die hier folgenden Betrachtungen wurden der „Deutschen Rundschau“ unter obigem Titel vor nunmehr fünf Jahren, im Hochsommer 1878, angeboten, und Alles war zu deren Aufnahme bereit, als der Verfasser aus mannigfachen Erwägungen, die heute übergangen werden können, im letzten Augenblick die Veröffentlichung zu unterlassen beschloß. Jetzt, nach einem vollen Lustrum, hat ein Zufall ihm das halbvergessene Manuscript vor Augen gebracht, und beim Wiederlesen will es ihm scheinen, als ob den vorwärts gerichteten Gedanken jener vergangenen Tage gerade dadurch, daß sie erst nachträglich an's Licht treten, einiger Reiz und auch einiger Werth für das Verständniß des in der Zwischenzeit Geschehenen verliehen würde. Das kleine Schriftstück geht genau so wie es im August 1878 druckfertig war, in die Presse. Kein Buchstabe ist neuerdings entfernt oder hinzugesetzt worden. Der sachkundige Leser wird das auf Schritt und Tritt aus dem Texte selbst erkennen, ohne der Betheuerung des Autors zu bedürfen, welcher übrigens, mit seiner Person ganz verschwindend, weder für Anerkennung noch gegen Mißbilligung etwas zu thun Ursache hat. Das Zukunftsbild, das ihm vor Augen stand, nachträglich zu retouchiren wäre zwar ein Leichtes gewesen, hätte aber der gegenwärtigen Veröffentlichung gerade ihren eigenthümlichen Charakter genommen. Auch das, was die Zwischenzeit an Erwartungen widerlegt hat — oder zum Mindesten widerlegt zu haben scheint, denn noch ist in manchem Punkte nicht das letzte Wort gesprochen — drückt dem Ganzen das Gepräge der Entstehungszeit auf.

Heute wie vor fünf Jahren bittet der Verfasser die „Rundschau“ um ihre Gastfreundschaft mit der Versicherung, daß er damit ihren politischen Standpunkt, sofern sie einen solchen zu wahren hat, nicht entfernt zu kennzeichnen meint. Die Gedankenbilder, welche ihm einst aufstiegen, sind von einem Standort aus aufgenommen, der abseits aller politischen Glaubensbekenntnisse liegt.

Zum Verständniß des Nachfolgenden wird es erforderlich sein, in ganz wenigen Strichen den historischen Augenblick und die besonderen Vorgänge, auf welchen die Betrachtung fußt, in's Gedächtniß zurückzurufen.

Der Congreß zur Ordnung der orientalischen Angelegenheiten war in Berlin versammelt gewesen. — Die Pariser Weltausstellung hatte lange der Antwort auf die Einladung Deutschlands gewartet, als der Reichskanzler auf das Auskunftsmittel verfiel, nur die schönen Künste an ihr Theil nehmen zu lassen. Der im Jahr 1877 gewählte Reichstag war aufgelöst. Gegen Ende der Session hatte das erste Attentat, das Hödel'sche, stattgefunden. In Folge desselben war das erste Socialistengesetz vorgelegt und mit großer Mehrheit abgelehnt worden. Bald darauf ward die Session geschlossen und kurz danach fiel der Schuß Nobiling's, der Reichstag wurde aufgelöst, die am 30. Juli vollzogenen Wahlen brachten den Liberalen empfindlichen Verlust. — Für den Geist der Reichsgesetzgebung hatte es schon zwei Jahre vorher einen großen Umschwung bedeutet, daß im Frühling 1876 der Rücktritt Delbrück's erfolgte. Noch war auch jetzt von einer grundsätzlichen Umkehr in der Wirthschaftspolitik nicht die Rede; der Decemberbrief des Reichskanzlers, welcher ein neues Zollsystem ankündigte, war noch nicht erschienen; aber die Tarifenqueten und der abgelehnte Antrag, „Ausgleichszölle" auf gewisse aus Frankreich eingehende Eisenwaaren zu legen, hatten auf die Wandlung vorbereitet. Minister Camphausen hatte geglaubt in diesem Punkt dem schutzzöllnerischen Andrängen nachgeben zu sollen. In derselben Session war das Gesetz zu höherer Besteuerung des Tabaks eingebracht worden. In die Verhandlung desselben fiel die Scene, in welcher Camphausen einräumte den Monopolabsichten des Fürsten, für welche das Steuergesetz Bresche legen sollte, nicht fremd gewesen zu sein; die Erregung dieser Stunde brachte die Unhaltbarkeit seiner Stellung zum Bewußtsein, und er nahm selbigen Tages seinen Abschied. — Wenige Monate vorher, zu Weihnachten 1877, hatte der vielbesprochene Besuch Bennigsen's in Varzin stattgefunden, und die Eventualität einer Ministercombination, die ihn allein oder mit andern Gesinnungsgenossen in's Cabinet führen würde, war in der Schwebe geblieben, bis sie kurz nach Camphausen's Entlassung zu Boden fiel. Es gilt für wahrscheinlich, daß die Absage in letzter Instanz von Herrn v. Bennigsen ausging, und daß auf ihn die entschiedene Erklärung des Kanzlers zu Gunsten des Tabakmonopols dabei bestimmend mitgewirkt hat. — Der Reichstag selbst hatte gleichzeitig principiell gegen das ihm damals noch nicht als förmlicher Gesetzentwurf vorgelegte Monopol Stellung genommen. Bald nach Camphausen hatte auch Achenbach seinen Abschied als Handelsminister gegeben, den nächsten Anlaß dazu hatte ebenfalls eine peinliche Scene im preußischen Abgeordnetenhause geliefert. Kurz nach den Neuwahlen, also vor dem zweiten, zur Annahme gelangten Socialistengesetz, vor der Tarifreform und lange vor den socialpolitischen Gesetzentwürfen wurde der nun hier folgende kleine Essay geschrieben:

## Fürst Bismarck und die Liberalen.

Niemals ist einem Staatsmann Ruhm, Anerkennung und Macht in solcher Fülle zu Theil geworden. Man rufe sie alle herauf die Namen, die im Buche der Geschichte mit Lorbeeren umrankt eingeschrieben stehen; wie weit die Vergleichung auch zurückwandere, sie wird keinen finden, der ihm [illegible]cht in Etwas weichen müßte. Nur die Wenigen, die, zuglei[illegible] Herrscher und [illegible], im An-

denken aller Zeiten verewigt sind, haben an Gewalt und Ehren ihn erreicht oder übertroffen; denn heute wie vor tausend Jahren wird durch das Schwert die ihrer Schwäche bewußte Menschheit selbst im Geist am sichersten überwunden. Auch hat Er etwas Martialisches an sich, etwas vom Heros der Schlacht. Nicht umsonst hält er auf seinen soldatischen Rang und sogar auf das Soldatenkleid.

Wenn er auch nicht in Person die Heere geführt hat, seine Thaten sind so eng mit weltumwälzenden Kriegen verwebt, daß seinen Arm auf's Schwert gestützt, seine Hand mit dem Feldherrnstab bewehrt zu sehen ganz natürlich erschiene.

Niemals stand er so hoch wie jetzt, wahrscheinlich im Zenith seines Ruhmes und seiner Größe. Europa sitzt zu seinen Füßen, lauscht seinen Worten. Für das hundertjährige Räthsel der Sphinx, den uralten Kampf zwischen Morgen- und Abendland, fällt von seinen Lippen das erste Wort der Entscheidung. In der Hand des märkischen Landedelmanns ruht die Wage, auf der die Schicksale zweier Welten gegen einander abgewogen werden. Asien und Europa empfangen die Losung aus dem Schatz der Gedanken, die in einem stillen Winkel Hinterpommerns gereift sind. Mit derselben Handbewegung, welche Rußland in seinem Drange nach Machtzuwachs zugleich zügelte und gewähren ließ, Oesterreich in ruhigem Vertrauen abzuwarten bedeutete, sind die Fäden einer europäischen Verschwörung, aus denen Frankreich einen Rachekrieg gegen das junge deutsche Reich zu weben gelüsten konnte, geräuschlos zerrissen worden und flattern verloren im Winde.

Als im Frühling des Jahres 1875 die Zeitungstrompeten auf Geheiß den „Krieg in Sicht" bliesen, waren die reisigen Literaten sofort im Sattel, um mit ihrer Rhetorik zu beweisen, daß zur Befestigung von Deutschlands Macht und Größe Frankreich mitten im Frieden ein zweites Mal niedergeworfen werden müsse. Er ließ sie gewähren, im Herzen dachte er nicht an solche Gewaltthat. Von da bis zum Sturz des Cabinets vom 16. Mai ein ununterbrochenes gelehrtes Manövriren gegen die Befestigung der clerical-orleanistischen Herrschaft in Frankreich. Die Republik ist für ihren schließlichen Sieg dem Kanzler der deutschen Monarchie nicht wenig verpflichtet, und sie weiß es und hütet sich, es zu vergessen. Mit der feinsten und discretesten Wendung wurde der lebendige Ausdruck für das neu angebahnte Einverständniß gefunden. Eben vor Thorschluß erschienen die schönen Künste bei der Pariser Ausstellung, um die Visitenkarte des Reichskanzlers abzugeben, auf der in unsichtbarer Tinte geschrieben stand: „Wir sind nicht zu stolz, um Euren Dank für unsern Liebesdienst anzunehmen, und zum Beweise dessen machen wir in vornehmer und sinniger Weise von der uns angebotenen Gastfreundschaft einen symbolischen Gebrauch."

Nur in dem fein erfinderischen Kopf des Fürsten konnte so im rechten Moment der rechte Gedanke aufschießen.

So Triumph rings umher, zahllose Hindernisse überwunden, Schwierigkeiten geebnet, Gegensätze ausgeglichen: die dankbare Welt empfängt den Frieden aus seiner Hand. Bei alledem kein lautes Wort, keine Geberde der Selbstüberhebung, nichts als die schalkhafte Demuth des „ehrlichen Maklers", der um Gottes

willen arbeitet und weiter keinen Lohn begehrt, als die Freiheit, sich von eitlen Freuden und Pflichten fürstlicher Repräsentation fern zu halten.

Die Bewunderung und Furcht ist noch größer außerhalb des Reichs als drinnen. Für Europa und Amerika decken sich die Namen Bismarck und Deutschland vollständig, und der Kanzler bedeutet vierzig Millionen in das Genie Eines Mannes concentrirt.

Wie dem Starken und Klugen Alles dient, so mußte ihm widerfahren, daß selbst teuflische Unthaten zu seiner Erhöhung mitwirkten. Das mörderische Geschoß trifft seinen geliebten kaiserlichen Herrn, ohne — zu seinem, zu unser Aller unsagbarem Glück! — den Faden des kostbaren Lebens zu zerreißen. Die Zügel der Regierung müssen in die Hände des Thronfolgers gelegt werden, doch machen es die Umstände nicht nothwendig, die Vertretung mit der ganzen Machtvollkommenheit zu bekleiden.

Das Staatsoberhaupt ist an der Ausübung der höchsten Gewalt thatsächlich verhindert, der Erbe des Reichs nicht zu derselben berufen, nicht Regent, sondern nur Stellvertreter des erhabenen kaiserlichen Vaters „nach dessen Intentionen". Der furchtbare Ernst des Augenblicks scheint gleichsam mit seinem schweren Druck die monarchische Spitze nach zwei Seiten hin auseinander zu biegen, und gerade an der Stelle, wo sonst die höchste Entscheidung waltet, macht sich etwas wie eine Lücke fühlbar. In dieser bangen Stunde — wer konnte mit seinem Willen und seiner Autorität hier ergänzend eingreifen, wenn nicht der Träger des „leitenden Gedankens", der allein „Verantwortliche?" Niemals, nach Innen wie nach Außen stand er gleich mächtig, gleich unentbehrlich da.

Und in derselben schicksalvollen Zeit, da sein Fuß fest wie nie zuvor im Boden wurzeln, sein Scheitel strahlend wie nie zuvor die Sterne berühren sollte, in dieser Zeit ließ eine Partei, deren Ideal er zur Wirklichkeit gemacht, es zum tödtlichen Streit kommen zwischen ihm und ihr! Welch' ein Fehler! und wie hätte er an ihrer Stelle anders operirt! Freilich, wo hundert Köpfe unter einen Hut zu bringen sind, hat alle Diplomatie ein Ende, und die hundert Köpfe müßten im Punkte der Taktik Dem, der nur seinem Kopfe folgt, unterliegen, selbst wenn er nicht der größte aller Taktiker wäre. Längst sah man es kommen. Was hat es geholfen? Sehend gingen sie in's Verderben, unbelehrt vom Beispiele derer, die vorangegangen waren in's Reich der Schatten. Wie viele der ehemaligen Getreuen, Verbündeten, Mitarbeiter hatten sich gefallen lassen müssen, Einer nach dem Anderen bei Seite gelegt zu werden, weil sie gewähnt hatten, etwas Anderes sein zu sollen als Werkzeuge in der Hand des Meisters! Unduldsam, unverträglich nennt ihn die altkluge Beschränktheit. Ist er nicht der liebenswürdigste und anmuthigste aller Menschen, da wo er unbestritten herrscht? wie aber sollte er mit anderen die Herrschaft theilen, die Herrschaft, deren geheimnißvolle Zauberkraft stets in der Einheit eines ureignen, untheilbaren Geistes ruht? Am längsten dauerte die Mitherrschaft gerade des liberalen Parlamentarismus. Dies war natürlich, aber ebenso natürlich war die Nothwendigkeit seines Verschwindens. Die Abstoßung einzelner Personen ließ den aufmerksamen Beobachter längst einen leitenden Gedanken ahnen. Die Entlassung des ersten Präsidenten des Reichskanzleramtes war das sichere Zeichen, daß dieser Gedanke

mit der furchtlosen Ueberzeugung durchgeführt werden sollte, welche aus dem Bewußtsein des höhern Rechtes entspringt. Man darf den Rücktritt jenes so verdienstvollen Staatsmannes heute ohne Verletzung des öffentlichen Anstandes als das charakterisiren, was er war. Die Gesundheitsrücksichten haben in der Sprache der officiellen Schicklichkeit nie eine andere Bedeutung in Anspruch genommen, als die einer stehenden Formel zur Andeutung von Beweggründen, deren zarte Natur im gegebenen Augenblick nicht die Berührung mit der rauhen Luft der Oeffentlichkeit verträgt.

Nachdem mit Delbrück die höchste Personification eines dem Kanzler nicht ganz eignen Systems entfernt war, konnte die Beseitigung des preußischen Finanzministers nur eine Frage der Zeit sein. Die Vollziehung selbst ließ auf sich warten, weil der Minister — ohne Zweifel im besten Glauben an die Ersprießlichkeit seiner Dienste — mehr Accomodationsfähigkeit entwickelte, als man ihm zugetraut hatte. Doch gerade diese unerwartete Nachgiebigkeit sollte ihn zu Falle bringen. So unaufhaltsam wirkt eine höhere Nothwendigkeit, daß, wo das Verhängniß im Schicksalsbuch geschrieben steht, die Rettungsmittel selbst es herbeiführen. Da der Finanzminister nicht im Widerstand gegen den Kanzler scheitern wollte, so litt er Schiffbruch, indem er auswich. Seine Zugeständnisse bei der Vorlegung der Ausgleichszölle erschütterten das Verhältniß zu seinen nächsten Meinungsgenossen. Und was sich damals vorbereitet hatte, kam bei dem Tabaksgesetz zur Erfüllung. Der unvergeßliche Moment — man könnte sagen der tragische, wenn er nicht vor Allem peinlich gewirkt hätte — da Herr Camphausen enthüllte, daß er sich in der Stille längst zum Monopol bereit erklärt hätte, entschied sein Schicksal und nicht nur seines, sondern auch das des ganzen liberalen Parlamentarismus, dessen einziger Repräsentant in der Regierung er war. Und — o der grausamen Ironie! — er sollte den tödtlichen Streich empfangen von der Hand der Liberalen selbst, und der Kanzler war's, der an seiner Seite stehend, ihn vertheidigte mit einer Großmuth, die den Getroffenen zu Thränen rührte, während ihm die Erbitterung gegen die Ungerechtigkeit der alten Verbündeten die schmerzliche Anklage entlockte: „ôte toi que je m'y mette."

Dies Alles hatte sich nicht bloß aus der Vorlegung des Tabaksgesetzes entwickelt, sondern war gleichzeitig von einer anderen Seite her durch die Varziner Verhandlungen mit Herrn von Bennigsen herbeigeführt worden. Den Finanzminister mußte verstimmen, daß die ihm nahestehende Partei über ihn hinaus mit dem Kanzler anknüpfte; für die Partei verlor der Minister, schon durch seine Nachgiebigkeit entwerthet, seine Bedeutung als Verbündeter, wenn sie selbst an's Ruder kam, und so fand sie der Augenblick der Gefahr einander entfremdet.

Es war, wie wenn bei Bohrung eines großen Tunnels durch einen harten Fels die Pioniere, von entgegengesetzten Seiten kommend, mit dem letzten Schlag einander die Hand reichen, nachdem die schärfsten mathematischen Berechnungen der vollendetsten Technik ihnen den Weg vorgezeichnet haben. In derselben Stunde, in welcher der Finanzminister sich unmöglich machte, gab hinter der Scene, in dem Cabinet des Kanzlers, das nationalliberale Ministerium seine

Demission, noch ehe es angetreten hatte. Bennigsen erklärte dem Fürsten, daß er die Unterhandlungen nicht fortführen wolle. Demission hier und dort, freiwilliger Rücktritt. Der ganze Apparat des Liberalismus, ohne welchen das neue deutsche Staatsschiff nicht hätte in See gehen können, ward nach zwölfjähriger Fahrt auf hohem Meer über Bord geworfen. Es bedurfte nur eines leisen Druckes, um auch den Handelsminister zum Gehen zu bewegen. Auch er schied freiwillig. Von Keinem kann behauptet werden, daß ihm das Amt genommen worden sei. Alle weichen dem Drang einer Weiterentwickelung, welche, um neuen Schößlingen Platz zu gewinnen, die alten Triebe abstoßen muß. Raum für neue Männer war geschaffen; das Stellvertretungsgesetz hatte dafür gesorgt, daß die Organe, die der schöpferische Wille braucht, dem Bedürfniß entsprachen, zugleich stark, geschmeidig und beweglich zu sein im Dienste des denkenden Centralorgans. Alle höheren Aemter des Reichs nur Muskel- und Nervenausläufer des obersten Reichsgedankens, der sie ausstrecken und einziehen, hin- und herschieben kann, je nachdem es die Eingebung des Augenblicks verlangt und sie sich brauchbar bewähren. Dabei wird der doppelte Vortheil erzielt, daß alle die vielbeklagten Frictionen zwischen Kanzler und Ministern wegfallen und das Nothgeschrei nach Capacitäten zum Schweigen gebracht wird, weil gerade ein gewisses Durchschnittsmaß an Intelligenz und Charakter dem von oben zu empfangenden Impuls am sichersten dient.

Indessen mit Männern allein ist es nicht gethan; Maßregeln sind der letzte Zweck. So lange aber im Reichstag der eiserne Bestand der liberalen Partei noch an den alten Ueberlieferungen festhielt, war für neue Maßregeln noch immer die Bahn nicht frei. Die jüngsten Abstimmungen, insbesondere die über das Tabaksmonopol, hatten dies sattsam bekundet. Es war auch vorher nicht daran zu zweifeln gewesen. Aber jetzt, nach Ablehnung des Monopols, drängte sich unabweislich der Gedanke auf, daß zu den großen Dingen, welche der Kanzler noch zu vollführen habe, nur noch Eines erforderlich sei: eine parlamentarische Neubildung, „neues Blut" in der Volksvertretung, wie das Organ der freisinnigen schlesischen Aristokratie längst begehrt hatte. Die allgemeine politische Lage war günstig, nur der Anlaß nicht. Wie man auch über das Tabaksmonopol denke, ein populäres Stichwort, unter dessen Anrufung man Candidaten aufstellen kann, ist es nicht; den Seestädten z. B. und dem Lande Baden, den beiden Regionen, welche für die Person und Politik des Fürsten gerade die wärmste Hingebung empfinden, würde es hart ankommen, dieser schönen Empfindung Folge zu geben bis zu ihrer wirthschaftlichen Selbstvernichtung.

Und dennoch drängte die allgemeine Lage; denn, mit oder ohne Grund, hatte die Reihe der schlechten Jahre auch politische Unzufriedenheit erzeugt. Fern liegt uns der Gedanke, die Gesetzgebung des Reichs für die schlechten Zeiten verantwortlich zu machen. Aber es ist einmal menschliche Art, für das Uebel einen Schuldigen zu suchen. Längst hatten die verschiedenen Gegner des liberalen Parlamentarismus eben den liberalen Männern die Schuld für die schlechten Zeiten aufgebürdet. Als nun die Minister, welche an dieser Gesetzgebung mitgebaut, einer nach dem anderen verschwanden, unverkennbar wegen mangelnden Einverständnisses mit dem Kanzler; als Reibung auf Reibung zwischen ihm und

der liberalen Partei erfolgte, mußte im Volke der Gedanke entstehen, der Fürst sei mit der Gesetzgebungspolitik der letzten zwölf Jahre nicht einverstanden gewesen und er habe, mit der Entfernung der Männer dieser Periode, auch seine Mitverantwortlichkeit für die bisherige Gesetzgebung abgeschüttelt. So schien denn endlich für ihn die Zeit gekommen, seine eigene gesetzgeberische Politik auch im Innern, auch in Wirthschaft, Rechtspflege und Steuersystem zur Anwendung zu bringen, unbehindert von den Grundsätzen der preußischen Tradition, der nationalökonomischen Schule und der liberalen Doctrin.

Noch sind die Pläne nur in ihren Umrissen bekannt, aber wie könnten sie anders sein, als großartig? Jedenfalls, der westlichen Industrie, wie dem östlichen Grundbesitz, müssen auch die noch dunkeln Entwürfe, welche der Fürst im Kopfe trägt, als sichere Verheißung erlösender Thaten erscheinen. Uebrigens darf er nicht säumen, zu solchen Thaten zu schreiten, da die Möglichkeit nahe liegt, daß der hergestellte europäische Friede vielleicht schon binnen Jahresfrist den Geschäften wieder aufhelfen und damit auch die Verstimmung gegen die Gesetzgeber ihre Kraft verlieren könnte.

Da kam — ein Donnerschlag aus heiterem Himmel — das Hödel'sche Attentat! Die Nation war erfüllt von Schmerz und Entrüstung, weiter dachte sie nicht; auch die Liberalen, in und außer dem Reichstag, hatten keine andere Empfindung.

Dem großen Politiker aber kam sofort der politische Gedanke. Entfernt vom Schauplatz, noch von körperlichen Leiden gequält, in tiefster Zurückgezogenheit, wie immer nur von sich Rath holend, ergriff er den Moment, kühn und stark. Die Socialdemokratie mit eiserner Faust niederzuschmettern, hatte er schon gelegentlich der Strafnovelle vorgeschlagen mittelst jenes Preßparagraphen, den der Reichstag einstimmig ablehnte; selbst die äußerste Rechte konnte sich damals den herrschenden Ansichten nicht entziehen. Aber der Mann, der das Bewußtsein des Genies von Gottes Gnaden in sich trägt, ließ sich nicht beirren, läßt sich nicht beirren, auch nicht durch die einstimmige Entscheidung einer gesammten Volksvertretung.

„Ich werde wieder kommen," sagte er sich — und er kam wieder! Jetzt oder nie! In Zeit von weniger als acht Tagen war der Gesetzentwurf gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie fertig. Das preußische Ministerium, bereits mit dem „neuen Blut" versehen, der Bundesrath, seinem guten Brauche getreu, machten sich zur Pflicht, dem großen Gedanken des leitenden Staatsmannes keine kleinlichen Bedenken entgegenzustellen. Im Reichstag freilich war die Stimmung eine durchaus andere. Die Verhandlungen sind bekannt, die Beweggründe der Liberalen wurden in glänzenden und gründlichen Reden auseinandergesetzt. Alle Ehre, alle Achtung den Männern, welche sie vorbrachten, und denen, die sich dadurch bestimmen ließen. An ihrem guten Glauben, an ihrem besten Willen zu zweifeln, kann keinem Unbefangenen beikommen. Aber höchst wunderbar ist es, daß keinem der Führer der Gedanke aufstieg, daß man die Vorlage annehmen müsse, um dem Kampf mit dem Reichskanzler auszuweichen in dem Moment und auf dem Terrain, die er gewählt hatte. Man hat behauptet, ja man behauptet noch heute, der Kanzler habe das Gesetz vor-

gelegt in der Gewißheit, daß die Liberalen es nicht annehmen würden. Die Liberalen selbst haben sich diese Auffassung angeeignet, und einer ihrer Redner hat ihr beinahe förmlichen Ausdruck gegeben in den Worten, daß es der Regierung weniger darum zu thun gewesen sei, ihren Willen durchzusetzen, als „Quittung“ über ihren guten Willen zu erhalten. Wenn dem so gewesen wäre — wir sind fern davon, das zu behaupten — so mußten sich die Liberalen um so mehr die Frage vorlegen, warum ihnen gerade jetzt, gerade hier die Schlacht angeboten werde. Sie mußten ausweichen, und ausweichen hieß annehmen. War das mit ihrem Gewissen vereinbar? Konnten sie um die Existenz ihrer Partei zu retten, ihre Ansicht preisgeben? Als Politiker mußten sie es! Als Politiker waren sie berechtigt, ja, man darf sagen, sie waren verpflichtet, lieber ein selbst verwerfliches Gesetz nicht zu verwerfen, als daß sie sich den Todesstoß geben ließen. Sie mußten lieber einen ihrer Grundsätze opfern als sich selbst. Freilich hört man sie hie und da sagen: das Ausweichen würde doch nichts geholfen, die Preisgebung der Principien den Untergang nur schmählicher gemacht haben, da es an der entscheidenden Stelle ja doch feststehe, daß die liberale Partei in den Hintergrund der parlamentarischen Bühne gedrängt werden müsse. Und allerdings, das Beispiel der vorangegangenen Minister spricht in diesem Sinn. Delbrück ging beim ersten Zusammenprall (man behauptet anläßlich des Reichs-Eisenbahn-Projectes), weil er nicht gegen seine Ueberzeugung handeln wollte und wohl auch weil er wußte, daß Concessionen das ihm drohende Schicksal nur aufhalten, nicht beschwören konnten. Camphausen, dem schon damals das gleiche Schicksal prophezeit wurde, hielt es, obgleich beinahe in allen Stücken der Meinungsgenosse Delbrück's, für seine Pflicht zu bleiben und also Zugeständnisse zu machen. Er ließ das Reichseisenbahngesetz, das Zollausgleichsgesetz, das Tabaksmonopol über sich ergehen — was half es? Es geschah doch, was geschehen mußte! Und so, könnte man behaupten, wäre es der liberalen Partei auch ergangen, und vielleicht, setzt man hinzu: wie viel schöner und würdiger war der Abgang Delbrück's, als der des Finanzministers! Mag sein; aber für den Politiker ist nicht die Würde, sondern der Erfolg die höchste aller Würden. In der Politik heißt es wie in allen praktischen Aufgaben: wenn gar nichts mehr zu gewinnen ist, muß man Zeit gewinnen. Wer hat gerade diese Methode der „dilatorischen Behandlung“ auf die Höhe eines Princips erhoben, wenn nicht der Lenker der deutschen Geschicke?

Auch hat es im Lager der Liberalen nicht an einigen Männern gefehlt, welche diesen Weg einzuschlagen riethen. Mehrere ausgezeichnete Professoren schlugen vor, mit einer sanften Wahrung der Form sich zu fügen. Hätte man ihnen Gehör gegeben, wer weiß, ob nicht der Erfolg noch größer gewesen wäre, als nur Zeit zu gewinnen? Mit einer Partei, die sich der Führung eines Gneist, eines Treitschke anvertraut hätte, würde vielleicht der Reichskanzler seinen Frieden geschlossen haben, jedenfalls auf einige Zeit, möglicher Weise auf immer. Denn wie freisinnig auch die Principien dieser Männer seie[illegible] ist [illegible]. der sich an Principien stößt, wenn sie leben und [illegible]

Doch es sollte nicht sein! Quos Deus [illegible] de abgelehnt — keine Auflösung erfolgte. Ein [illegible]

denn — das ist wahr — damals noch schien die Nation in weitesten Kreisen mit der Ablehnung des Ausnahmegesetzes einverstanden. Zur Steuer der Gerechtigkeit und zur Wahrung des unparteiischen Standpunktes muß es gesagt werden: Die Nation im Großen und Ganzen hatte, so wenig wie die große Mehrheit des Reichstages, eine Ahnung von dem, was aus dem abgelehnten „Hödelgesetz“ sich entwickeln sollte.

Konnte dem Kanzler eine solche Ahnung kommen? Konnte er nur entfernt voraussehen, daß auf das erste Attentat ein unsäglich grausameres und schrecklicheres folgen würde? Gewiß nicht! Und dennoch! Hier überkommt uns Etwas wie der Schauer vor dem Eingreifen übernatürlicher Mächte. Gemahnen nicht an die geheimnißvolle Prophetengabe „vorgezogener“ Geister auch die Worte, welche bei jener Debatte Graf Moltke gesprochen? „Möchten Sie, meine Herren, nicht in Bälde bereuen, dieses Gesetz abgelehnt zu haben!“ Wenn man sich dieser Worte jetzt erinnert, denkt man unwillkürlich an Hamlet: „es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erden, Horatio.“ — —

Genug, das Entsetzliche geschah, und die unheilschwangeren Wolken, welche sich bei dem ersten Attentate über das Haupt der liberalen Partei zusammengezogen hatten, brachte der Schuß des zweiten Meuchelmörders zur verheerenden Entladung.

Welcher politischen Meinung man auch huldige, Keiner, auch nicht der freisinnigste Mann, wird umhin können, hier bewundernd still zu stehen vor der unergründlichen Tiefe der Staatskunst, die, plötzlich aus den das ganze Land verfinsternden Unglückswolken hervortretend, am Ziele steht! Am Ziele? Zwar auch die deutsche Macht täuschte sich, als sie glaubte, bei Sedan Frankreich entwaffnet zu ihren Füßen zu sehen, und ohne Zweifel werden die Trümmer der liberalen Armee, in den neuen Reichstag zurückgekehrt, wie Gambetta's Scharen, noch für die Ehre den Kampf der Verzweiflung fechten. Doch ihr Schicksal bleibt besiegelt, wie das der Republik nach Sedan besiegelt war, und nur die Opfer werden um so größer sein. Freilich, wer den Ehrenpunkt in die Politik verlegt, wird sich von jenem Beispiel nicht warnen lassen. Gibt es doch noch heute Menschen genug, die da glauben, daß Gambetta's Widerstand nicht bloß ehrenvoller, sondern schließlich auch fruchtbarer für die Selbsterhaltung seines Landes gewesen sei, als eine von zahmer Klugheit dictirte Unterwerfung! Wer weiß! vielleicht hoffen die Liberalen auch jetzt noch, ihr Schicksal wenden zu können? Auch Gambetta hat gehofft. Aber in diesem Falle dürfte die Hoffnung sich noch trügerischer erweisen; denn das Mißverhältniß der Kräfte ist noch gewaltiger. Vielleicht sind deutsche Naturen, bei aller Bewunderung, die sie Bismarck zollen, — und wer hätte ihn leidenschaftlicher bewundert als die Liberalen! — vielleicht sind deutsche Naturen doch am wenigsten geeignet, die ganze Höhe seiner Ueberlegenheit zu ermessen. Die Einfachheit und Naivetät des germanischen Naturells folgt nur schwer den subtilen Combinationen feinerer Staatskunst. Daher kommt es ja eben, daß der Name Bismarck dem Ausland noch mehr imponirt als dem eigenen Volke. In Frankreich ist mehr Verständniß für die feinsten Leistungen seiner Politik als in Deutschland; in Italien noch mehr

als in Frankreich; das Italien des sechzehnten Jahrhunderts hätte ihn ohne Zweifel noch verständnißvoller gewürdigt als das Italien des neunzehnten.

Darum finden wir draußen vielmehr als bei uns zu Hause den Glauben verbreitet, daß auch im Kampf der inneren Politik die Ueberlegenheit des Fürsten sich bewähren werde, wie sie sich Europa gegenüber bewährt hat.

So weit ist auch das Vorgefühl ihres Schicksals bereits den Liberalen aufgedämmert, daß man von ihnen sagen hört, sie seien darauf gefaßt, daß dieser ersten Reichstagsauflösung eine zweite folgen werde. Man braucht nur die Entmuthigung zu betrachten, von welcher bereits bei der abgelaufenen Wahlbewegung Candidaten und Wähler ergriffen waren, um das Resultat einer zweiten Auflösung vorausberechnen zu können. Der Entmuthigung auf der einen Seite würde die kühne Entschlossenheit des Vorgehens auf der andern entsprechen.

Ob es zu spät ist für die Liberalen, ihrem Schicksale zu entgehen? Ob sie den Muth finden werden, ohne Furcht vor den Anschuldigungen, die sie aus der großen Masse des freisinnigen Bürgerthums zu gewärtigen haben, ihren Frieden, sagen wir es offen: ihre Unterwerfung anzubieten? Allerdings auf das Verständniß bei jener großen Masse müßten sie verzichten, aber gerade in solchen kritischen Momenten muß der Politiker seinem Verstande und seinem höheren Pflichtbewußtsein das Opfer seiner Popularität zu bringen wissen.

Wenn aber diese Versöhnung unglücklicher Weise nicht gelingt, was dann, was wird die „neue Aera“ bringen?

Hier wie in so vielen anderen Dingen ist wahrscheinlich die öffentliche Meinung auf falscher Fährte. Sie vergißt, daß Fürst Bismarck der Mann der Ueberraschungen ist. Wem ahnte zur Zeit des ersten Conflictes, daß er nur die Geburtswehen einer großen patriotischen That bedeutete? Wie, wenn wir einem zweiten Conflict entgegen gingen, an dessen Ende eine zweite versöhnende Ueberraschung wartete?

Das Unausgesprochene errathen zu wollen, wäre hier Vermessenheit, denn es hieße nichts Anderes als sich auf gleicher Höhe mit dem Genie zu wähnen. Aber es ist erlaubt, auf Grund der Erfahrung, mittelst der Analogie eine Conjectur aufzubauen.

Erinnern wir uns, daß der erste Conflict mit seiner Spitze ausschließlich gegen das liberale Programm gerichtet schien und mit der Befriedigung liberaler Volkswünsche endigte. Heute beginnt der Kampf mit der Frontstellung gegen die Socialdemokratie. Der Gedanke, daß er mit deren Befriedigung ausgehen könnte, klingt im ersten Augenblick nicht nur wie eine Beschuldigung, sondern wie eine Verrücktheit. Plump genommen allerdings! Aber wenn der Gedanke nur ein wenig erläutert wird, möchte sich wohl zeigen, daß er weder bösartig noch unsinnig ist.

Man kann die Socialdemokratie verabscheuen — und Niemand gewiß im ganzen deutschen Reich verabscheut sie mehr als der Fürst —, aber man braucht darum weder die Demokratie noch den Socialismus als volks- und staatsbewegende Elemente von sich abzuweisen. Diese beiden starken modernen Elemente sind gefährlich nur in der Hand demagogischer Führer. Sie können wohlthätig

verwendet werden in der Hand einer festen, kühnen Staatsleitung. Das ist das Berechtigte in dem Staatssocialismus. Diese Wahrheit des Näheren zu erläutern, würde hier zu weit führen. Dem Nachdenkenden wird die ältere und neuere Geschichte Belege genug liefern für die Richtigkeit unseres Satzes. Wie viel fruchtbarer aber als in allen früheren Versuchen kann eine solche Verwerthung ausfallen, wenn, bei der heutigen Erstarkung des demokratischen und socialistischen Gedankens, ein Mann wie der Reichskanzler sich seiner bemächtigt! Wer es vermag, diesen Ideengang zu verfolgen, wird auch von vornherein ermessen, wie thöricht es ist, dem Fürsten vorzuhalten, daß er vormals selbst die Socialdemokratie, wenn nicht ermuntert, so doch geduldet habe, und daß in seiner nächsten Umgebung noch mancherlei Spuren dieser Toleranz zu finden seien. Man muß vielmehr die Naivetät bewundern, welche aus solchen Bewandtnissen eine Anklage herleiten zu können glaubt.

Zunächst, und ganz abgesehen von der Person des Kanzlers, wenn es wahr ist, wie jetzt behauptet wird, daß die Ausschreitungen der Socialdemokratie einen passenden und willkommenen Anlaß zur Ueberwindung des liberalen Parlamentarismus bieten: wie kann man aus der Begünstigung der Socialdemokratie Denen einen Vorwurf machen, welche in dem liberalen Parlamentarismus eine Gefahr für das Staatswohl erblicken? Muß man nicht vielmehr erkennen, warum sie eine Zeit lang die Socialdemokratie gewähren ließen. Gibt es nicht heilsame Gifte? Werden nicht Krankheitsstoffe eingeimpft, um Krankheiten vorzubeugen? Wie, wenn eine weise Arzneikunst der Ansicht gewesen wäre, man müßte den gefährlichen Freiheitsstoff in der concentrirten Form der Socialdemokratie dem Volkskörper einimpfen, um den Krankheitsstoff des bürgerlichen Liberalismus aus ihm zu entfernen?

Doch dies nur beiläufig, um Beschuldigungen entgegen zu treten, die von merkwürdiger Gedankenlosigkeit zeugen. Richten wir unsern Blick auf die Zukunft, so halten wir es für durchaus unwahrscheinlich, daß der Fürst an der großen demokratischen Basis, auf der er das Reich errichtet hat, rütteln werde. Alles, was wir von Einschränkung oder gar Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts hören, klingt uns ganz hohl. Einen solchen Eckstein aus dem von ihm errichteten Gebäude kann und wird der Kanzler nicht herausschlagen. Das ist er schon der Erhaltung seines unentbehrlichen Prästigiums schuldig; und es ist auch ganz falsch, daß er einer solchen Aenderung benöthigt sei. Die Verbindung fester Autorität von oben, Heranziehung der Massen von unten enthält durchaus keinen innern Widerspruch und ist, wie bekannte Beispiele lehren, schon mit Erfolg angewendet worden. Fürchterlich ist das allgemeine Stimmrecht nur, wenn ihm nichts gegenüber steht als die bürgerliche Freisinnigkeit mit ihrer schwerfälligen gesetzlichen Maschinerie. Der Gedanke ist schon oft ausgesprochen worden, daß, wie einst in Frankreich das Königthum sich mit dem dritten Stand gegen die feudalen Herren verbunden, so jetzt die Monarchie in Deutschland sich mit dem vierten Stand verbinden müsse gegen das Uebergreifen der Bourgeoisie. Das eben nennt man Staatssocialismus. Wäre Lassalle am Leben geblieben, so hätte er seine Kräfte gern in den Dienst einer solchen Politik gestellt. Auch der an Weite des Blicks Lassalle am nächsten kommende J. B. von Schweizer

wäre derartigen Gedanken nicht unzugänglich gewesen. Aber freilich, die flache internationale Richtung der Bebel und Liebknecht, welche kritiklos die revolutionäre französische Losung nachbeten, verschließt ihrem Blick — zum Glück für die liberalen Mittelclassen! — jede Perspective nach einem Zusammengehen mit Macht und Autorität. Daher auch Macht und Autorität mit Recht zu durchgreifender Schonungslosigkeit gegen sie aufgelegt sind. Wohl gibt es kleinere Kreise, welche für das natürliche Band zwischen dem Proletariat und einer starken Staatsgewalt Sinn haben: Agrarier, Christlich-Sociale, Kathedersocialisten, und last not least der katholische Klerus. Aber wenn die drei erstgenannten Gruppen zu leicht wiegen, um große Anziehungskraft nach oben auszuüben, so ist die vierte, die katholische Kirche, zunächst und wohl immer in der Lage, ihre Mittel für sich zu verwenden und wird nie so unvorsichtig sein, diese gewaltigen Mittel dem Staat zur Verfügung zu stellen; daher, so richtig gedacht das Programm auch in der Theorie sein möge, in seiner Durchführung müßte es jedenfalls bedeutende Einschränkungen erfahren. Nichtsdestoweniger bleibt denen, welche einer neuen Aera in Deutschland mit großen Erwartungen entgegensehen, nicht alle Hoffnung verschlossen; und ist einmal durch die Eindämmung der liberalen Mittelclassen die Bahn für die Staatsaction frei gelegt, so können stark betonte Vorschläge von oben zuletzt doch unten das Verständniß für die Vorschläge einer Loslösung vom französisch-revolutionären Programm erwecken. Wenn dann die Gruppen der Agrarier, der Christlich-Socialen, der Kathedersocialisten zusammenrücken und ein Mann ersteht, welcher den Arbeiterstand aus den Händen der jetzigen Führer befreit und zu den autoritären Socialisten herüberführt, so wird — wer weiß — auf deutschem Boden das große Problem des zwanzigsten Jahrhunderts zuerst seine Lösung finden: die Emancipation des vierten Standes durch eine starke Monarchie. Sobald erst die liberalen Mittelclassen begreifen, daß sie dieser Eventualität entgegengehen, so werden sie sich ihr anzubequemen suchen und dadurch, soweit es noch möglich, für ihre Erhaltung sorgen. Ganz ihre bisherige Stellung zu behaupten, vermögen sie nicht, das liegt eben in der Natur der großen Evolution, die sich vorbereitet. Aber besser einen Theil seiner selbst retten als ganz untergehen. Es wird sich hier im Großen wiederholen, was oben von dem verhältnißmäßig kleinen Vorgang, dem Kampf der Liberalen gegen den Reichskanzler, gesagt worden ist. Ganz sich zu erhalten, durften sie nicht verlangen, aber bei einsichtsvollem Nachgeben konnten sie einen Theil ihres Programmes in die Zukunft hinüberretten. Ob sie es heute noch können? Nicht darf man ihnen, noch weniger soll man ihnen alle Hoffnung abschneiden. Am wenigsten entspräche das den Absichten des Fürsten. Nur Narren wollen noch immer in ihm einen „Junker" sehen. Als wenn irgend Etwas, das auf Beschränktheit beruht, in diesem Kopf Platz fände! Der Fürst unterschätzt wahrlich weder die Bedeutung noch die Macht des heutigen gebildeten Bürgerthums. Mag es auch seiner Auflösung entgegengehen und mögen die neusten Vorgänge den Anfang seiner Zersetzung bezeichnen, der weltkundige Staatsmann weiß, daß die Dinge dieser Welt sich nicht so einfach nach historischen Programmen abwickeln und daß Er Zeit seines Lebens noch mit den freisinnigen Mittelclassen zu rechnen haben wird. Daraus erklärt sich die Doppelnatur des

wirthschaftlichen Programms, welches zwar den untern Classen Entlastung, aber zugleich den obersten Schichten des Bürgerthums gemäßigte Schutzzölle verheißt. Der Fürst ist kein Schutzzöllner, er hat es öfters ausgesprochen; aber als praktischer Staatsmann verschmäht er nicht, den einflußreichsten Theil der Bourgeoisie mittelst der Interessenbande an die neue Staatsordnung zu ketten. Die Großindustrie und selbst die Börse werden auf diese Weise mit dem Programm der Zukunft versöhnt, ohne daß es entstellt zu werden brauchte. An diesen Combinationen werden sich alle Vergleichungen stoßen, welche man zur Herabsetzung des ureigenthümlichen Charakters dieser Politik, zwischen ihr und dem zweiten Empire könnte anstellen wollen. Napoleon III. hatte zwar den Gedanken, eine starke monarchische Autorität auf die breiteste demokratische Grundlage zu stützen; aber er beging den Fehler, freihändlerische Ansichten in die Gesetzgebung einzuführen und entfremdete sich damit die mächtigsten Industrieherren, namentlich in der Eisen- und Textil-Production. Uebrigens lassen sich selbstverständlich die militärischen Hilfsmittel einer französischen Monarchie nicht vergleichen mit der Fülle zuverlässiger Kraft, worüber der deutsche Kriegsherr verfügt.

Eine concentrirte Staatsmacht, getragen von volksthümlichen Einrichtungen zu Gunsten der unteren Classen, mit ergiebigen indirecten Abgaben, die zwar von den unteren Classen nicht fern gehalten werden können, aber ihrem Gefühl sich entziehen — was doch die Hauptsache bei einer Steuer ist — dazu ein wohl vertheilter Schutzzoll, und Alles gesichert durch eine in ihrem Bestand und Zusammenhang festgefügte Heereskraft, das dürfte, wenn es doch einmal erlaubt ist, Conjecturen zu machen, der Staatsgedanke sein, den unsere Zukunft zu verwirklichen hat.

So wenig wie an die Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts, ist dabei an den Gang nach Canossa zu denken. Den letzteren auch nur für möglich zu halten, heißt die Größe und den Charakter des Fürsten verkennen. Auch hier kann er nicht umkehren, will es nicht und braucht es nicht. Die Hauptschwierigkeit der Verständigung dürfte in dem Umstand liegen, daß die ultramontanen und die welfischen Fäden in Einer Hand zusammenlaufen. Diese Hand wird kaum mitthun wollen zum Friedenswerke, so lange nicht alle Hoffnung auf Wiederherstellung der welfischen Dynastie verloren ist. So lange diese Hoffnungen noch bestehen, wird die Kirche in Deutschland ihnen dienen müssen. Und es läßt sich ja nicht leugnen, daß diese Hoffnungen heute mehr angefacht sind, als je seit der Entthronung König Georg's. Denn, mag sich auch der tiefer blickende Politiker noch so klar darüber sein, daß die heutige Wendung der deutschen Staatskunst nur die Vorbereitung neuer großer Dinge im Deutschen Reich bedeutet, so will doch nun einmal die Welt im Großen und Ganzen nichts anderes darin sehen, als Reaction. Reaction aber würde freilich besagen: Rückkehr zu den Ueberlieferungen des alten Bundestages, Rückgabe der alten, vollen Souveränetätsrechte an die deutschen Fürsten.

In Deutschland und in ganz Europa glaubt man jetzt — wenn auch irrthümlicher Weise — daß eine große reactionäre Bewegung bei uns im Anzuge ist. Dieser Glaube muß bei dem Erben des hannoverschen Throns, seinen Rathgebern und Anhängern, die Hoffnungen auf eine Wiederherstellung des König-

reichs lebhaft erregen, und darum werden die Vertreter dieser Interessen weniger als je die Hand bieten wollen zu einer Vermittelung zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem deutschen Kaiserthum, wenn nicht auch der Welfenthron wieder aufgerichtet wird. Das aber wird und kann nicht geschehen; und schon darum bleibt jeder Gedanke an Canossa fern.

Wenn wir uns die Zukunft nach den hier entworfenen Umrissen zugeschnitten vorstellen, — und natürlich ist alles nur Hypothese — so wird an den Grundvesten des Reichs nicht gerüttelt. Es bleibt die breite demokratische Basis, es bleibt die staatsrechtliche Gestaltung, gestärkt wird die Autorität der Reichsregierung, geschwächt vielleicht allein der Parlamentarismus. Denn daß die liberale Mittelpartei dessen Seele ist, daß er ohne sie ein sehr mattes Dasein führen muß, ist nicht zu verkennen. Sollen wir darüber trauern, daß die Nation dem darauf abzielenden staatsmännischen Gedanken auf halbem Wege entgegengekommen ist? Wer genauer zusieht, ist längst vertraut mit der Idee, daß der Parlamentarismus in Deutschland nie ein anderes als ein Scheindasein geführt hat.

Epimetheus.

# Anfänge der Metall-Cultur.

Studie von **E. Reyer.**

## I. Einleitung. Die Steinzeit.

Aus den bekannten cosmischen Verhältnissen schließen wir, daß die Erde gleich anderen Weltkörpern ursprünglich ein Dunstball war, welcher allmälig sich abkühlte, verdichtete, erstarrte. Die schweren Theile haben sich im Kerne gesammelt. Dieser Kern, welcher den bekannten Meteoreisen-Massen gleichen mag, war in der Urzeit ummantelt von glühendflüssigen Silicatmassen. Dicke Dämpfe umlagerten den glühenden Ball. Im selben Maße, als die Erstarrung vorschritt, verdichteten sich auch die Dünste: der Ocean senkte sich aus dem Dunstkreise nieder auf die Erde, über ihm aber ruhte die zarte Lebensluft. Beide „Elemente" sind noch heute beweglich, sie vermitteln das organische Leben.

Seitdem ein Ocean existirt, haben sich auch Schichtgesteine gebildet: die Gewässer haben Stoffe aus der Silicatkruste der Erde gelöst und wieder abgesetzt; Zerreibsel der Erdmasse wurden in Schichten abgelagert. So bildeten sich und bilden sich noch heute Schiefer, Sandsteine, Kalksteine. Diese Ablagerungen sind aber nicht ununterbrochen vor sich gegangen. Die unterlagernden Silicatmassen waren und sind ausbruchsfähig. Zu allen Zeiten und bis in unsere Tage ist der glühende Gesteinsbrei auf zahlreichen Spalten durch die sedimentäre Kruste gebrochen. Daher treffen wir an so vielen Orten in verschiedenen Formationen eine Wechsellagerung von Sedimenten und Eruptivmassen. Beide Gattungen von Gesteinen hat der Mensch seit den ältesten Zeiten zu Werkzeugen und als Baumaterial verwendet. Höhlen und Hütten wurden gebaut, aus Steinen wurden Mauern aufgeschichtet gegen reißende Thiere und gegen Feinde. Die Leichenstätten und Opferplätze wurden durch Steinhaufen, Platten und Blöcke ausgezeichnet.

Zum Schlagen und Schleudern dienten in jener Zeit Steinbrocken, Steinscherben aber wurden einerseits zum Schneiden und Scharren, anderseits als Waffen verwendet. Als Schlagsteine (Hämmer) bewährten sich zähe Gesteine, als Schneid- und Stechsteine eigneten sich am besten der harte und spröde Flint und der glasige Obsidian. Durch Herstellung dieser Werkzeuge war der Mensch in die Lage versetzt, zahlreiche Arbeiten (u. A. auch Steinmetzwerke) auszuführen. Die alten Aegypter, die mittelamerikanischen Stämme und andere Culturvölker haben gewiß einen großen Theil ihrer Steinarbeiten mittelst Steinwerkzeugen

ausgeführt. Auch das Schleifen und Poliren, das Bohren und Sägen der Steine setzt nicht nothwendig Metallwerkzeuge voraus. Man hat all' diese Arbeiten vordem mittelst Stein- und Holzwerkzeugen bewerkstelligt.

In früheren Zeiten hat man angenommen, diese „Steinzeit" sei durch die „Bronzezeit" abgelöst worden. Eine nähere Betrachtung hat aber klargelegt, daß wir es hier nicht mit scharf geschiedenen Zeiträumen, sondern mit verschiedenen Culturstufen zu thun haben, mit Culturzuständen, welche zur selben Zeit bei verschiedenen Völkern, ja bei verschiedenen Classen desselben Volkes coexistirten. In Nordeuropa wurden Werkzeuge und Waffen von Stein gebraucht, während im Süden längst die Hartmetalle üblich waren. Aber auch im Süden benützten die armen Leute Steinwerkzeuge bis in späthistorische Zeit. Es begreift sich dies: die Metallgegenstände waren gewiß zu Beginn großentheils schlecht und lange blieben die guten Producte nachweislich so kostspielig, daß der gemeine Mann nothgedrungen die alten Steinwaffen und Werkzeuge beibehielt.

Heute treffen wir nur noch bei wenigen Völkern Relicte der Steincultur; alle sind in Masse übergegangen zur metallurgischen Culturstufe, welche so bedeutungsvoll geworden ist durch Formung der Hartmetalle. Wir wollen im Folgenden das Vorkommen, die Gewinnung und Verwendung dieser wichtigen Stoffe überblicken.

## II. Die Hartmetalle.

Ich habe Eingangs erwähnt, daß der Erdkern wahrscheinlich vorwiegend aus Eisen, die Kruste aber aus eruptionsfähigen Silicatmassen besteht. Dieser Gesteinsbrei ist ein Gemische verschiedener Verbindungen. Die Grundstoffe sind: Sauerstoff, Silicium, leichte Erd- und Alkalimetalle und das Schwermetall Eisen. Der Sauerstoff prädominirt, er hat sich mit den übrigen Stoffen verbunden zu steinigen Oxyden. Der Ueberschuß des Sauerstoffes umweht den oxydirten, todtgebrannten Erdball als Lebensluft.

Ich habe von den schweren, für die Cultur so wichtigen Metallen nur das Eisen erwähnt, weil nur dieses massenhaft am Aufbau der Gesteine Theil nimmt. In geringen Mengen treffen wir aber auch andere schwere Metalle in dem Urbrei der Erde. Die meisten erscheinen in Verbindung mit Schwefel (wenige als Oxyde) in den Eruptivmassen fein eingestreut. Außerdem finden wir die Erze aber auch in Folge der auslaugenden Thätigkeit der Gewässer concentrirt auf Klüften und in Lagern innerhalb verschiedenartiger Gesteinsmassen. Diese örtliche Anhäufung der Erze ermöglicht es erst dem Menschen, die seltenen Metalle in Masse zu gewinnen und zu verwerthen.

In Folge der Einwirkung der in der Luft enthaltenen Stoffe (Atmosphärilien) werden die besagten Schwefelmetalle nahe der Tagfläche zum Theil in gediegene Metalle, zum Theil in Oxyde verwandelt. Das ist für die Anfänge der Metallurgie von größter Wichtigkeit; denn die Oxyde sind ungleich leichter in den metallischen Zustand überzuführen, als die Schwefelverbindungen. Die gediegenen Metalle (Edelmetalle und Kupfer) sind aber natürlich geraden Weges zu verwerthen. Sie können unmittelbar durch Hämmern oder Gießen in beliebige Formen gebracht werden.

Freilich ist hiermit wenig gewonnen; der entscheidende Schritt wurde erst

mit der Darstellung der Hartmetalle (Bronze, bez. Eisen) gethan. Diese Stoffe konnten aber nicht unmittelbar gewonnen werden, weil weder das zur Bronzebereitung nöthige Zinn, noch das Eisen im metallischen Zustande vorkommen. Viel ist darüber gestritten worden, wie denn die Menschen zuerst auf den Gedanken gekommen sein könnten, aus steinartigen Stoffen die metallischen Elemente abzuscheiden. Die Sagen der Völker bezeichnen nicht selten einen Gott oder Heros als den Erfinder der Metallurgie; heute ist es aber wohl kaum mehr zweifelhaft, daß dieser Gott in den meisten Fällen der durch den Zufall geleitete Menschengeist war.

Wir haben gesagt, daß Zinn, Eisen und andere Metalle nicht gediegen, sondern als steinartige Oxyde vorkommen. Sie haben eben eine starke Verwandtschaft zum Sauerstoffe und werden nur durch besonders kräftige Agentien von diesem ihrem Genossen getrennt und als Metalle geboren. Ein Stoff ist es vor Allem, welcher den Sauerstoff noch mächtiger anzieht, als jene Metalle. Es ist dies die glühende Kohle, welche im Kampfe mit den Metalloxyden denselben den Sauerstoff entreißt. An unzähligen Stellen, welche der Urmensch als Jäger und Fischer, später als Nomade berührte, wurde der Brand entfacht. Da konnte es nicht fehlen, daß auch erzreiche Gebiete der Erdoberfläche der Gluth anheimfielen. Dies genügte, um die metallischen Schätze zu offenbaren. Durch derartige Wirkungen des Zufalles lernte der Mensch das Metall kennen; zugleich erkannte er aber auch den Weg, diese Schätze der Erde abzuringen.

Unter den zwei oben genannten Hartmetallen ist bekanntlich die Bronze in früherer Zeit verwerthet worden, während die Eisenmetallurgie einer späteren Culturstufe der Menschheit angehört. Man hat es seltsam gefunden, daß das aus zwei Bestandtheilen gemischte Bronzemetall früher gewonnen und verwerthet worden sein sollte, als das einfache Metall Eisen. Man hat hervorgehoben, daß das erstere Product im Allgemeinen so weich sei, daß es für Waffen und Werkzeuge kaum tauge. Man hat betont, daß die Gewinnung des reinen Kupfers schwierig sei und daß man Zinnerz nur in wenigen Gebieten der Erde antreffe. All' diese Einwendungen müssen aber vor den historischen Thatsachen weichen; auch können sie den geologischen Gegengründen nicht widerstehen. Zunächst ist es unrichtig, daß eine Legirung schwerer darzustellen sein muß, als ein einfaches Metall. Man hat gewiß Anfangs die verschiedensten Erze, so wie sie in der Natur miteinander verbunden gefunden werden, gemeinsam verschmolzen und also mannigfaltige Metall-Legirungen erzielt. Unter anderen kommen auch Zinn- und Kupfererze in mehreren Districten nebeneinander vor. An solchen Orten wurde die Bronze zuerst zufällig, dann absichtlich hergestellt. In Gebieten hingegen, welche diese natürliche Gesellung der Erze nicht aufweisen, mußte man einen oder den anderen Bestandtheil, oder wohl auch die fertige Legirung importiren. Die zweite Einwendung ist nicht minder hinfällig: Wurden phosphorhaltige Stoffe (zufällig oder absichtlich) mit den Erzen verschmolzen, so erhielt das Product eine bedeutende Härte, welche noch gesteigert werden konnte durch wiederholtes Abschrecken und Hämmern.

Die dritte Einwendung stützt sich auf Beobachtungen in den berühmtesten Kupfergebieten Europa's. Wir müssen aber bedenken, daß hier die Arbeiten seit

geraumer Zeit in großer Tiefe umgehen. Da trifft man allerdings schwefelreiche Kupfererze, welche nur schwierig zu verwerthen sind. Vor Zeiten aber lagen die Erzmassen noch zu Tag und sie waren diesem ihrem Auftreten entsprechend durch die Atmosphärilien geläutert und angereichert. Oxyde, Carbonate und gediegenes Kupfer lagen da angehäuft. Sie waren leicht zu verschmelzen und gaben ein reines Product.

Betreffs der Zinngebiete endlich läßt sich behaupten, daß sie Anfangs nicht so eingeschränkt waren; vor Allem traf man noch an vielen Stellen, welche heute einen Bergbau nicht lohnen, reiche Zinnwäschen, d. i. Sand- und Geröllmassen, innerhalb deren die schweren, ausgewitterten und geschlämmten Erzkörner angereichert und verwahrt liegen.

Wir sehen also: das Metall war tauglich und man hatte auch reiche, leicht verschmelzbare Erze in genügender Menge. Unter solchen Verhältnissen konnte die Bronzecultur lange blühen.

## III. Bronze-Metallurgie.

Die ältesten historischen Nachrichten liegen uns in den ägyptischen Inschriften vor. Aus ihnen können wir erschließen, daß dieses große Culturvolk mit Metallen versehen war seit Beginn seiner Geschichte. Während der indische Indra noch mit dem steinernen (meteorischen) Donnerkeile „Akman“ bewaffnet erscheint, während der germanische Gott Thor den steinernen Mjölnir (Malmer) führt, werden den ägyptischen Göttern Metallwaffen beigelegt: ein Beweis, daß das Volk bereits das Waffenmetall kannte zu einer Zeit, als es die Göttersagen schuf. Ueberdies treffen wir bereits in den ältesten Inschriften den Speer mit einem Metallnamen bezeichnet. Wie wir von der Waffe sagen: „das tödtliche Erz“, „der scharfe Stahl“, wie die Griechen und Römer ihre Waffen schlechtweg „Chalkos“ und „Aes“ (Erz, später auch „Ferrum“, Eisen) nannten, so bezeichneten die Aegypter ihre Lanze mit dem Bronzenamen „Chomt“; wo sie von Bronze sprechen, zeichnen sie das metallurgische Zeichen und setzen erklärend das Zeichen der Lanze hinzu.

Als herrschendes Metall diente die Bronze. Roth (und nicht blau) erscheinen die metallenen Geräthe, Werkzeuge und Waffen des alten Reiches. Und so blieb es im Wesentlichen auch im neuen Reich, obwohl dieses durch Eroberung, Beutezüge und Handel viele Eisenproducte kennen lernte und erlangte. Wir fügen uns in diese Thatsache und finden sie begreiflich, wenn wir bedenken, wie leicht damals reiche Bronzeerze erlangbar, wie tüchtig die alten Culturvölker in der vererbten Kunst waren und wie schwer ein guter Stahl zu erzeugen ist. Ueberrascht werden wir aber, wenn wir erfahren, daß die Aegypter auch in Bezug auf Bronze-Metallurgie vom Auslande abhängig waren. Im Inlande hatten sie nur Kupfer, aber keine Zinnbergwerke. Die nächsten bekannten Fundorte des Zinnes liegen im Lande der Midianiter. Offenbar mußten die Aegypter also durch Handel oder durch Eroberung das nöthige Zinn oder wohl auch die fertige Bronze beziehen. Hierfür spricht die Thatsache, daß sie in ihren Inschriften das helle harte Metall „Chomt“ (Bronze) als ein ausländisches Product bezeichnen, im Gegensatze zu dem dunklen, weichen inländischen „Chomt“. Das erstere Metall

war offenbar eine Waffenbronze (aus Kleinasien und Arabien), das inländische Product aber dürfte unreines Kupfer oder ungeläuterte Bronze gewesen sein. Aus den vorgeführten Thatsachen entnehmen wir, daß die Aegypter in Bezug auf Metallurgie durchaus nicht selbständig, sondern vom Auslande abhängig waren.

Die wesentlichen Grundzüge dieses Culturbildes treffen wir wieder, wenn wir die Geschichte der Mesopotamier und Syrer überblicken: Babylon beherrschte eine alluviale Ebene, mußte also alles Metall vom Auslande erhandeln oder erbeuten; Assyrien besaß im eigenen Bezirke allerdings Kupfer und Eisen, das Zinn aber dürfte es aus dem Auslande bezogen haben. Midian, der Hindukusch, Hinterindien, später Spanien und Britannien sind die Zinnländer des Alterthumes. Die Phönicier aber haben den Handel mit dem unentbehrlichen Mischmetall vermittelt und beherrscht.

Fand sich das nöthige Metall, wie aus den vorliegenden Daten hervorgeht, nicht im Gebiete der alten Culturstaaten, so müssen wir wohl anstehen, den besagten Völkern die Erfindung der Bronzemetallurgie zuzuschreiben. Gewiß haben wir die metallurgischen Meister der Urzeit im „Auslande" zu suchen. Und in der That fehlt es nicht an Ueberlieferungen, welche eine solche Annahme stützen. Die Chetiter werden als Eisenmetallurgen der alten Zeit von den Aegyptern erwähnt. Die Bücher Mosis nennen den Tubal (ein personificirtes Volk) als Erfinder und Meister der Metallurgie; die Griechen bezeichnen nicht die Phönicier, nicht die Babylonier und Aegypter, sondern die Phryger als Altmeister der Bronze- und Eisenkunde, auch rühmen sie die Chalyber am Pontus als ausgezeichnete Stahlschmiede u. s. f.

Ueberblicken wir die vorgeführten Thatsachen, so können wir feststellen: erstens, daß die alten Culturvölker vorwiegend der Bronzecultur zugethan, zweitens, daß sie in Bezug auf die Bronzeerzeugung vom Auslande abhängig, drittens, daß fremde Völkerschaften in der Eisenmetallurgie tüchtig waren zu einer Zeit, da die alten Culturvölker noch der Bronzecultur angehörten. Die gesammte Metallurgie der Hartmetalle wurde also ursprünglich nicht von den uns wohlbekannten Culturvölkern ausgebildet, sondern von Stämmen, welche in der Geschichte keine so große Rolle spielen. Nicht durch Staatenbildung, nicht durch unvergängliche Monumente, nicht durch schriftliche Aufzeichnungen sind diese Völker berühmt geworden; ihr Verdienst um die Cultur besteht darin, daß sie, in metallreichen Landen wohnhaft, die Metallurgie erfanden und ausbildeten.

## IV. Europäische Metallkunde.

Ich habe die Metallcultur des Morgenlandes geschildert, wie sie sich uns darstellt zu einer Zeit, da in Europa noch fast ausschließlich die „prähistorische" Steincultur und eine tiefe Barbarei herrschte. Nun blicken wir auf die indoeuropäischen Völker, unter welchen wir die Griechen eingehender, die übrigen Stämme aber nur in einem übersichtlichen Gesammtbilde betrachten wollen.

Die genannten Völker erscheinen erst spät auf dem Schauplatze der Geschichte; ihre Sagen spielen in einer Zeit, da die semito-hamitischen Staaten schon eine lange Culturarbeit hinter sich hatten. Immerhin aber mögen manche Stämme seit drei bis vier Jahrtausenden mit der Metallurgie vertraut sein.

Man kann dies aus der Thatsache schließen, daß viele der besagten Völker dieselben Metallnamen besitzen. Sie müssen offenbar die Metalle schon in den gemeinsamen asiatischen Wohnsitzen gekannt und gebraucht haben. Hiermit stimmt überein die griechische Sage, welche die in Kleinasien und auf den benachbarten Inseln seßhaften Phryger als älteste Metallurgen und als Lehrer der Hellenen bezeichnet. Sie sollen nicht bloß Bronze, sondern auch Eisen verarbeitet haben. Auch die Indier erscheinen — allerdings erst nach der buddhistischen Reformation — als tüchtige Eisenmetallurgen. Blicken wir nach Europa, so sehen wir hier analoge Erscheinungen. Auch hier sind einzelne Völker schon in relativ früher Zeit, nämlich vor der Einwanderung, mit Metallen versehen und wiederholt tritt uns die merkwürdige Thatsache entgegen, daß einzelne Stämme (im Gegensatze zu der Masse der alten Culturvölker) Eisen gewinnen und verarbeiten.

Wir betrachten zunächst die Griechen, welche dem Culturhistoriker nicht bloß durch ihre große Eigenart, sondern auch durch die reichen Beziehungen zur morgenländischen Cultur so hoch interessant sind.

Als Urbewohner des Landes, in welches dieses bedeutsame Volk einzog, erscheinen die Pelasger, welche als ein frühe eingewanderter Stamm der Indoeuropäer betrachtet werden. Von ihnen dürften die Griechen die sog. kyklopische Bauweise erlernt haben; nichts spricht aber dafür, daß sie auch in Bezug auf Metallurgie von diesen Ureinwohnern beeinflußt wurden. Dafür empfingen die Griechen reiche Impulse durch die Inselvölker und durch die Semiten der asiatischen Küste auf dem Wege des Handels und der Colonisation.

Als ältester Einwanderer erscheint Kekrops, welcher etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. vom Nillande gekommen sein soll. Er gründet Athen und gibt dem Volke Gesetze. Vom selben Lande kommt Danaus, welcher Argos besiedelt. Pelops zieht aus dem metallreichen Phrygien zu. Seine Söhne erobern Mykene. Auch in Orchomenos herrscht schon einige Generationen vor dem trojanischen Kriege semitisches Wesen. Die Stadt ist reich, die weite Ebene wird durch einen langen Entwässerungstunnel der Cultur gewonnen. Als Nebenbuhlerin dieser Colonie tritt Theben auf, welches gleichfalls von morgenländischen Auswanderern gegründet wird. Der sagenhafte Held Kadmos erbaut die Burg Kadmeia und umgibt die Stadt mit den berühmten Mauern; er lehrt das nomadische Volk den Ackerbau und die (phönicische) Schrift. Er soll auch Bergwerke eröffnet und Wasserleitungen angelegt haben. Die Colonie blühte rasch auf und brachte das vordem reiche Orchomenos zu Fall. Endlich nennen die Sagen den listigen Sysiphus, welcher Korinth gegründet und daselbst semitischen Cultus und morgenländische Cultur (Metallurgie, Färberei) begründet haben soll.

Von diesen und anderen orientalischen Colonisatoren und Colonien ging reiche Anregung aus. Selbst die semitische Religion wurde von den Hellenen theilweise aufgenommen. Der düstere und grausame Dienst des Melkart mag den lebensfrohen Griechen allerdings immer fremdartig und schaurig erschienen sein; der Cultus des befruchtenden Dionysos mit seinen rauschenden Festen fand aber um so wärmere Aufnahme. Er ging den Hellenen in's Wesen über und wurde nicht bloß auf den stark semitischen Inseln, sondern allerwärts am

griechischen Continent geradezu national. Auch der wildsinnliche, mystische Cultus der semitischen Liebesgöttin wurde (allerdings vermenschlicht und verschönt) geistiges Eigenthum der griechischen Welt.

Trotz dieses vielseitigen und bedeutenden semitischen Einflusses, welcher durch viele Jahrhunderte anhielt, regte sich aber doch schon in der frühen Sagenzeit das Streben nach innerer nationaler Selbständigkeit: Theseus befreit (etwa ein Jahrhundert vor dem trojanischen Kriege) Athen von dem semitischen Inselfürsten Minos, dem vielkundigen, reichen und mächtigen Manne, welchem Athen in jener frühen Zeit tributpflichtig war. Die Argonauten ziehen aus vom myischen Orchomenos und suchen das ferne metallreiche Land Aja auf. Die Söhne der Argonauten ziehen vor Troja, wo sie Schätze erbeuten, deren Menge und Herrlichkeit sie in Staunen versetzt. Das sind die ersten Versuche der Griechen, sich mit den hochcultivirten Asiaten zu messen.

In der folgenden Zeit vollzieht sich die große Strömung der griechischen Stämme. Das erstarkende Volk dehnt sich nach allen Seiten aus und entwickelt eine unerhörte colonisatorische Thätigkeit. Im zehnten und neunten Jahrhundert werden mehrere Inseln besiedelt, es wird eine beständige Verbindung mit dem asiatischen Festlande hergestellt. Die Milesier besiedeln im achten Jahrhundert im Pontus die altorientalische Stadt Synope, wo sie mit Eisen und Sklaven Handel trieben, auch Trapezus im erzreichen Lande der Chalyber gedeiht. Syrakus, die Metropole des italischen Griechenlandes, wird gegründet. Von Rhodus aus erfolgt die Colonisation von Agrigent. Im siebenten Jahrhundert erstehen die Städte Selinus, Sybaris, Kroton. Während die Korinther im Mittelmeere sich ausbreiten, wächst die Machtsphäre der Milesier im schwarzen Meere. Im sechsten Jahrhundert haben sie schon über 70 Colonien in diesem Gebiete. Die Producte von Colchis, vom Kaukasus und von Armenien, vom Ural und den Donauländern fließen ihnen zu.

Aber neben diesen mächtigen Handelsstädten der Griechen bewahren doch die alten orientalischen Culturvölker noch lange eine hervorragende Stellung. Ihr Einfluß ist tiefgreifend und bedeutungsvoll für die Entwickelung Griechenlands und sämmtlicher europäischer Völker. Wie die römische Cultur, selbst nachdem die Germanen die Macht des südländischen Volkes gebrochen, noch lange schaffend und gestaltend nachwirkte, so auch blieb die semitische Cultur lange nach der Emancipation der Griechen bedeutungsvoll für das hellenische Volk.

Fassen wir speciell die metallurgische Entwickelung der Griechen in's Auge, so offenbart sich dieselbe Abhängigkeit vom Orient. Die Darstellung und Verwendung der Metalle haben die Griechen nach der Ueberlieferung von den Phrygern, die höhere Metalltechnik aber von den Phöniciern gelernt. Der Verkehr mit den letzteren brachte auch den orientalischen Formenschatz nach dem Abendlande. Alle Producte der altgriechischen Kunst tragen orientalisches Gepräge: Mynias, welcher ein Menschenalter vor dem trojanischen Kriege in Orchomenos herrschte, ist unter den Griechen berühmt wegen seiner Metallschätze. Er hat ein gewölbtes Schatzhaus, dessen Wände nach assyrisch-phönicischer Weise mit Metallplatten bedeckt sind. Er steht mit den Phöniciern, von welchen er Canalbau und Entwässerung erlernt, in Verkehr. Atreus' Schatzhaus zu Mykene

war gleich dem von Orchomenos verkleidet mit Metallplatten. Dieselbe Methode des Zimmerschmuckes sah Odysseus im Palaste des Alkinous. Hier waren die Wände mit Kupferplatten bedeckt, während das Gesims aus Eisen bestand. In all' diesen und andern Fällen werden wir durch Beschreibung und neuerliche Ausgrabung belehrt über das Maß des orientalischen Einflusses im alten Griechenland.

Als Nutzmetall treffen wir in jener Zeit fast nur das braune Metall „Chalkos". Aus diesem Material bestanden sowohl die feineren Waaren, welche die Phönicier einführten, als auch die gemeinen Fabrikate, welche von den nahen Inseln importirt oder wohl auch schon daheim dargestellt wurden. Bezeichnend für jene frühe Zeit ist es, daß der Schmied schlechtweg „Chalkeus", d. i. Kupferer (Bronze-Schmied) genannt wurde.

Das Material, insbesondere das heimische, mag nicht immer das beste gewesen sein. Die Lanzen bogen sich, die Schwerter brachen mitunter am Griff ab u. s. w. Was vorzüglich war, erscheint, wenigstens zu Homer's Zeit, als ausländisch oder es wird als ein Göttergeschenk bezeichnet. Aber bald nach erfolgter Ausbreitung der griechischen Stämme finden wir auch eine einheimische Metallindustrie besserer Art. Die Bergwerke auf Euböa werden ausgebeutet, die Kupferschmiede von Delos liefern metallene Sessel und Lager, von Aegina kommen allerhand Bronzegeräthe, von dort stammt auch das erste geprägte Geld.

Vor allem aber wurde bedeutungsvoll die Ausbildung des Statuengusses, welcher in der 50. Olympiade auf Samos eingeführt und durch die Späteren rasch ausgebildet wurde. Die Spartaner sollen schon in alter Zeit ihren Pallastempel mit figurenreichen Bronzereliefs ausgestattet haben. Später hatte wohl jede Stadt ihre Metallstatuen; manche soll während der Blüthezeit davon Tausende besessen haben.

Während die Bronze dermaßen zuerst ganz allgemein, später vorwaltend für künstlerische Zwecke diente, trat im Laufe der Zeit das Eisen als Nutzmetall in den Vordergrund. Oben wurde hervorgehoben, daß die Waffen der alten Zeit fast ausschließlich aus Bronze gefertigt wurden. Nun füge ich ergänzend hinzu, daß die Griechen doch auch schon in der Sagenzeit das Eisen kannten. Ob ein oder der andere griechische Stamm die Eisenmetallurgie selbst getrieben habe, bleibt allerdings dunkel. Die Eisenschmiede auf Kreta und Lemnos werden als Phryger bezeichnet; von der Abstammung der Böotier, welche auch schon in ältester Zeit Eisen verarbeiteten, erfahren wir nichts Näheres. Wir wissen zwar, daß sie mit den Phöniciern in Verkehr standen; auf diese Beziehung können wir aber die Eisenkunde der Böotier keinesfalls zurückführen, da ja die Phönicier in alter Zeit nur in der Bronzeindustrie excellirten. Möglich wäre es also immerhin, daß dieses Volk gewisse metallurgische Kenntnisse schon in der asiatischen Heimath erworben hätte. Mag das nun zutreffen oder mögen die Böotier die Eisenmetallurgie erst durch die Inselvölker kennen gelernt haben, gewiß ist erstens, daß diese uralte Eisenindustrie nichts Hervorragendes leistete, zweitens daß, obwohl ausländische Stahlwaffen bekannt und gerühmt wurden, doch die Bronze als Nutzmetall lange herrschte. Homer erwähnt zwar einen Eisenballen, welcher dem Landmanne zur Belegung der Pflugschar diente;

er kennt auch das blaue Eisen, aus welchem Pfeilspitzen geschmiedet werden, er kennt die Härtung des Stahles durch Abschrecken, endlich werden auch in der Ilias treffliche Eisenwaffen geschildert; nirgends aber wird meines Wissens erwähnt, daß man in Griechenland gute Stahlwaffen zu machen verstand. Die Krieger waren fast ausschließlich mit Bronze bewaffnet, das Eisen war selten; größere Eisenfabrikate galten als sehr kostbar. Das schließt allerdings nicht aus, daß kleine, einfache Geräthe, welche weder eine schöne Form, noch eine bestimmte Härte zu besitzen brauchten, aus heimathlichem Eisen geschmiedet wurden. In homerischer Zeit schon wurde, wie erwähnt, die hölzerne Pflugschar mit einem Eisenstreifen, welchen der Schmied formte, belegt. Später kommt auch die eiserne Sichel auf. Zu Hesiod's Zeit gewinnt das Eisen bei vielen Stämmen als Nutzmetall die Oberhand über die Bronze.

Ich begnüge mich, die metallurgische Geschichte dieses einen Stammes zu geben. Bezüglich der übrigen europäischen Völkerschaften läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß mehrere Stämme schon in den Ursitzen mit der Metallurgie vertraut waren. Sie brachten die Metallkunde nach Europa, welches bis dahin nur die Steincultur gekannt. Natürlich gelangte die Metallcultur nur sehr langsam zur Herrschaft. Die Mehrzahl der Einwanderer gehörte einer tiefen Culturstufe an, die Massen waren noch mit Stein bewaffnet. Unter ihnen aber lebten doch einzelne Individuen oder Stämme, welche metallurgische Fertigkeiten aus der asiatischen Heimath mitgebracht hatten. Traf es sich, daß solche Leute in erzreichen Gebieten sich niederließen, so konnte sich die alte Kunst wohl erhalten und weiter bilden. Im Laufe der Zeit wurden die Völker, welche derartigen metallurgischen Districten nahe lebten, mit Metallen versehen; Handel und Krieg besorgten die weitere Diffusion der Metalle.

Am günstigsten lagen die Verhältnisse für die Anwohner der südlichen Meere. Sie wurden unmittelbar durch den phönicischen Handel mit Metallwaaren versorgt. Im Pontus und im adriatischen Meere, in den spanischen und gallisch-britannischen Gewässern herrschten phönicische Kauffahrer. Durch Binnenhandel wurden die Waaren gegen Norden vertrieben. In weiten Gebieten concurriren einheimische und fremde Waaren und Formen, das Eisen mißt sich mit der Bronze, beide verdrängen die harten Steinwaffen der alten Zeit. Zu Römerzeiten hat der Stahl bereits in ganz Südeuropa über die Bronze gesiegt, im frühen Mittelalter erlöschten die letzten Reste der Steincultur in unserem Welttheil. So sehen wir hier, wie im Orient den gleichen Cyclus technischer Wandlungen sich vollziehen. Doch bestehen wesentliche Unterschiede zwischen dem Verlaufe in ein und dem anderen Fall. Im Occident beginnt das metallurgische Zeitalter viel später, als im Orient; die semitische Cultur hat ihre höchste Entwickelung unter der Herrschaft der Bronze erlebt, während das höhere Geistesleben der Europäer begleitet ist von jener Eisentechnik, welche derzeit die ganze Erde beherrscht. Das römische Eisen hat den Orient bewältigt. Ungleich größere friedliche Siege erringt aber unser kleiner Welttheil seit einem Jahrhundert durch seine eisernen Wege und Wagen, durch seine raschen Dampfer, durch seine verständigen und gewaltigen Maschinen.

# Die Montenegrinerin.

Skizze von **Thomas Jez**, deutsch von **Julius Meixner** [1]).

Jeder meiner Leser hat von Montenegro sprechen hören, und kann sich gewiß dieses ferne Land auch vorstellen, das Land der „Schwarzen Berge", welches ein slawisches, kriegerisches, auf seine Unabhängigkeit stolzes Volk bewohnt. Viele von ihnen haben wohl auch einzelne Montenegriner gesehen; doch hat ein Einziger mit seinen eigenen Augen eine Frau dieses Stammes erblickt, dessen Tapferkeit der Stolz der ganzen slawischen Race ist?

Eine Montenegrinerin! Ich bekenne, eine dieser Heldenfrauen zu sehen war der Traum meiner Jugend — jener Zeit, in der man von allerlei außergewöhnlichen Dingen und merkwürdigen Thaten träumt. Die Montenegrinerinnen erschienen mir damals in meiner Einbildungskraft als Gestalten voll phantastischer Poesie. Mein Verlangen war, sie zu sehen, sie kennen zu lernen, und mein Wunsch ging in Erfüllung; aber leider! lange nachdem meine Jugend entschwunden war. Natürlich kam die Wirklichkeit nicht dem Traume gleich. Indessen hatte sie doch ihre Poesie. Um sich ein wahrheitsgetreues Bild einer Montenegrinerin machen zu können, muß man das Bild des berühmten Malers Jaroslaw Tschermack „die gefangenen Montenegrinerinnen" gesehen haben. Es ist dies eine naturgetreue Wiedergabe; es ist das wahrhafte Porträt der Montenegrinerin. Die erste, welche ich kennen lernte, glich ihr vollständig; sie sah so traurig, sehnsuchtsvoll, träumerisch drein, wie jene. Und doch war dieselbe keine Sklavin; aber selbst die Freiheit benahm ihren Zügen jenes nebelhaft Verschleierte nicht, welches der Maler in dem Antlitz der Gefangenen zum Ausdruck brachte. Ein solcher Ausdruck ist jeder Montenegrinerin eigen; zuweilen sind ihre

---

[1]) Thomas Jez (pseud. für Sigmund Milkowski), geb. 1820 in Podolien, ist eine der eigenartigsten Erscheinungen der gegenwärtigen polnischen Literatur; besonders berühmt sind seine der südslavischen Geschichte entnommenen Erzählungen, in welchen er die Völker der Balkanhalbinsel und der Stefanskrone schildert. Demselben Gebiet gehört auch obige Skizze an, welche zuerst hier erscheint. Eine Charakteristik des Dichters an eben dieser Stelle gab Otto Hausner in seinem Aufsatz über „Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren", „Deutsche Rundschau" 1882, Band XXXII. S. 225 und 226.

Züge von Begeisterung und einem kriegerischen Feuer durchglüht; aber nie strahlt aus ihnen volle Fröhlichkeit. Mit feinem Scharfsinn hat der Maler dieses typische Merkmal erfaßt, und um es zu rechtfertigen, das montenegrinische Weib als Gefangene dargestellt; aber sie ist dieselbe, auch wenn sie nicht mit Ketten belastet ist. Sie lächelt mit Zurückhaltung; die Melodie ihres hochzeitlichen Gesanges erklingt dem Ohr wie in Thränen aufgelöst. Sie versteht es nicht, heiter zu sein; sie kann es nicht sein. Und warum? Vielleicht aus dem Grunde, weil auf ihr seit Jahrhunderten häusliche und sociale Knechtschaft lasten.... Ich wüßte sonst keine Erklärung für diesen charakteristischen Zug, welcher mindestens seinen künstlerischen Werth hat. Die verkörperte Melancholie: das ist die Montenegrinerin.

Unter all' diesen Frauen ist mir Eine ganz besonders aufgefallen, trotzdem ich deren viele gekannt habe, selbst solche, welche mit Waffen umzugehen verstanden. Diejenige, von welcher ich spreche, hieß Anka. Als ich sie kennen lernte, war sie schon mit einem jungen Kaufmann aus Walewo in Serbien verheirathet. Guitza Tzapitsch war ein reicher Mann, mit allen Eigenschaften ausgestattet, welche das eheliche Glück zu sichern im Stande sind. Theils seiner Geschäfte halber, theils aus Neugierde, hatte er eine seiner Reisen bis in's Innerste von Montenegro ausgedehnt; dort sah er Anka. Sie gefiel ihm bei der ersten Begegnung und dies war sehr natürlich, denn sie war von großer Schönheit: schlank, graziös, brünett, mit ein paar schwarzen funkelnden Augen. Ihre Züge, obwohl der classischen Regelmäßigkeit entbehrend, waren ausdrucksvoll und harmonirten vollständig mit ihrem olivenfarbigen Teint, dem Zeichen einer gemischten Race. Ihre großen, von langen Wimpern beschatteten Augen, über welche sich auf einer atlasglatten Stirne zwei dunkle, bogenartige, prachtvolle Brauen wölbten, schleuderten bald Blitze, bald erglänzten sie in einem tiefen, sanften Feuer. Ihr Haupt beugte sich fast unter der Schwere ihrer langen Flechten.

Guitza machte ihre Bekanntschaft auf eine Art, die an die Erzählungen der Bibel erinnert. Er begegnete ihr in der Nähe einer Quelle, wo er, verirrt, ermüdet, auf irgend ein Zeichen wartete, um seinen Weg wiederzufinden und zu einer Herberge zu gelangen. — Anka erschien ihm ganz unverhofft. Sie trug auf dem Kopfe einen Krug aus Sandstein, welcher mit einem weißen Leinwandtuch bedeckt war, dessen lange Franzen über ihre Schultern herab fielen. Sie entfernte sich vom Brunnen in demselben Augenblick, als Guitza mit seinem Pferde hinter einer Biegung des Weges hervorkam; er rief ihr zu: „Dévoyka, bre — (Mädchen, bleib' stehen)."

Sie wandte sich um; an der Aussprache und der Kleidung erkannte sie einen Fremden — doch war sie darüber weder erschrocken noch erstaunt.

„Ich habe mich im Gebirge verirrt, und bin ermüdet.... Zeige mir den Weg, welcher nach einem Orte führt, wo ich ausruhen kann."

Sie maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Dich ausruhen.... Die Nacht verbringen?..." fragte sie.

„Du sagst es, dévoyka," erwiderte er lebhaft; „ich brauche ein Nachtlager."

Sie sah nach der Sonne, welche nur noch die halbe Scheibe über den Gipfeln des Lootschen sehen ließ, und sagte: „Folge mir."

Und ohne die Antwort abzuwarten, ging sie auf einem steilen Fußsteig voran, welcher sich am Abhange des Berges zwischen Gesträuch hindurchschlängelte. Guitza, welcher sein mit Reisesäcken beladenes Pferd am Zügel führte, beobachtete, während er langsam vorwärts ging, das Spiel der Muskeln auf dem Rücken des jungen Mädchens, die durch die schwere Last, welche sie auf dem Kopfe trug, in Bewegung gesetzt wurden. Wäre er Bildhauer gewesen, er hätte diese, vor seinen Augen dahinschreitende Statue als Kunstwerk studieren können. Bei jedem Schritt, den sie emporsteigend machte, wandte sie sich leicht zurück, und ließ den Reisenden bald links, bald rechts ihr Profil sehen. Guitza war zwar kein Bildhauer, aber für die Wirkung des Schönen in so anziehender Form konnte er nicht unempfindlich bleiben. Er führte sein Pferd und stieg bergan, die Augen auf den Wuchs des jungen Mädchens geheftet, welche unter einem hoch aufgeschossenen Fichtenbaum, ihre linke Hand in die Hüfte gestützt, stehen blieb und ihn lächelnd ansah. Ihre Wangen glühten — einige Augenblicke verrieth ihr Athem die Müdigkeit; nach einer Weile sagte sie: „Hier ist es eben."

Damit meinte sie, daß der Pfad nun nicht mehr bergauf gehe. In der That, so wie sie diese Stelle verließen, nahm die Führerin einen viel rascheren Gang an, den Reisenden längs eines Abhanges geleitend, welcher sich zur Linken in eine Schlucht senkte. Eine Seite derselben war dicht mit Gehölz bewachsen, während die andere von schroffen Felsen starrte; zur Rechten des Pfades stieg steil ein Berggipfel empor, dessen höchste Spitze abgestumpft war. Der Anblick, welcher sich hier darbot, war ein überaus malerischer. Hie und da erblickte man Rauchsäulen, welche die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigten. Lärm und verschiedenartige Klänge schlugen an das Ohr. — Die beiden jungen Leute schritten wohl eine geraume Viertelstunde, Eins dem Andern folgend, schweigend einher, als sie plötzlich, auf einer von der Natur selbst auf felsigem Terrain gebildeten Terrasse von nicht allzugroßer Ausdehnung, ein Häuschen erblickten, dessen Rückwand an dem Felsen lehnte, und welches halb aus Stein, halb aus Holz erbaut war. Das Aeußere dieser Hütte erzählte von vergangnen Zeiten. Der Rost des Alters lag auf ihren Mauern, Moos bedeckte die Steine, das Holzwerk war geschwärzt, Unkraut wucherte auf dem Dache; ihr tscherdak (Veranda) neigte sich zur Erde herab.

Ein Mann in der Vollkraft der Jahre, einen Tschibuk in der Hand, saß bequem in einer Ecke des Tscherdak.

Das junge Mädchen betrat das Haus; Guitza blieb vor dem Manne stehen.

„Marynka!" rief dieser mit tönender Stimme. Ein Weib in mittleren Jahren kam auf den Ruf herbeigelaufen.

„Siehst Du nicht, daß Gott uns einen Gast sendet," sagte der Mann. ... „Einen Gast mit seinem Pferde ... führe das Pferd in den Stall ... bereite eine Erfrischung für den Reisenden."

Die Frau, welche auf den Namen Marynka hörte, vollzog sofort den Befehl, das Pferd betreffend. Guitza nahm nun vorher die Reisesäcke ab; dann

stieg er auf den Tscherdak und begrüßte den Mann, welcher unstreitig der Herr des Hauses sein mußte.

„Dobro doschli (sei mir willkommen)," sagte dieser dem Reisenden zum Gegengruß, in ernsthaftem Tone und ohne sich von der Stelle zu rühren. „Kako si? (wie geht es Dir?), nimm Platz, ruhe Dich aus, Du wirst ermüdet sein."

„Ich bin ermüdet," antwortete Guitza, sich niedersetzend.

„Du bist ein Serbe?"

„Ich bin ein Serbe ... aus Walewo."

„Aus Walewo ..." wiederholte der Mann, einen Zug aus seinem Tschibuk machend ... „aus Walewo ... hm ... gut ... was geht dort vor? Läßt Euch der Türke in Ruhe?"

Ich muß bemerken, daß sich dies einige Jahre vor 1875 zutrug, eine für die Südslawen denkwürdige Zeit.

„Er läßt uns in Ruhe," erwiderte der Gefragte.

„Hm ..." murmelte der Montenegriner „... so, so! Warum geht Ihr denn nicht zuerst über den Türken?"

„Nun ... ich weiß es nicht ..." begann Guitza, „unser Fürst ..."

„Wie, Euer Fürst ..." fiel ihm der Herr des Hauses in's Wort; „es ist nicht Sache des Fürsten, sondern der Nation, den Anfang zu machen ... Ihr Andern dort in Walewo, Ihr könntet mit ein Bischen gutem Willen den Türken den kawuga (Krieg) machen, Streich auf Streich ... so wie wir es hier machen ... schau nur her ..."

Damit wollte er sagen: Schau mich an, wie ich bin. Und in der That, es war der Mühe werth, ihn anzusehen.

Das Aeußere dieses Mannes deutete auf einen Wohlstand, welcher in grellem Gegensatze zu der ihn umgebenden Dürftigkeit stand. Er trug ein reichgesticktes Gewand aus feinem Tuch; das Unterkleid war weiß, das obere dunkelblau; ein seidener Gürtel umgab seine Hüften, mit Gold inkrustirte, mit kostbaren Steinen reich besetzte Pistolen und ein Jatagan mit Elfenbeingriff staken in der Binde. Man sah, daß dies sein Alltagsgewand war, ein wenig abgenützt, doch wohlerhalten und rein. Er trug es mit natürlichem Anstand, mit der Miene eines großen Herrn, voll Selbstbewußtsein und Vertrauen auf seine eigene imposante Stärke. Ein bereits grauer Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe; borstige Augenbrauen überschatteten seine Augen. Er zog langsam den Rauch seines Tschibuks auf und ließ sich mit seinem Gaste in ein Gespräch ein, welches unmerklich einen politischen Charakter annahm. Er kritisirte die Haltung der serbischen Regierung, welche er gar zu zaghaft fand. Vergebens vertheidigte Guitza seinen Fürsten; der Montenegriner tadelte sie Alle zusammen, die Serben sowohl wie ihren Fürsten.

„Wie könnt Ihr nur den Türken in Ruhe lassen?" so redete er, indem er dichte Rauchwolken von sich blies. „Du greifst ihn nicht an, er läßt Dich in Ruhe. Kann der Krieg unter solchen Bedingungen losbrechen?"

„Ist denn der Krieg unumgänglich nothwendig?" wagte der junge Mann schüchtern einzuwerfen.

„Wie?" trumpfte ihn der Montenegriner ganz überrascht ab. „Taugt ein

Mann etwas ohne Krieg? Ho, ho! ... Ich möchte gerne wissen, wie man sich Eines ohne das Andere denken sollte. Ich besäße nichts, um mir den Rücken zu bedecken, ohne den Krieg ..."

„Und der Handel?" bemerkte Guitza bescheiden.

„Ja, das ist es ... der Handel. Der Krieg und der Handel ... Diese Seite (er deutete nach Norden) versorgt uns mit der marfa (Waare), und nach dieser Seite (er bezeichnete den Westen) gehen wir sie verkaufen ... Welche Art Handel betreibt Ihr in Walewo?"

Guitza zählte die verschiedenen Landesproducte auf, ebenso die aus der Fremde herbeigeschafften Waaren, die, in den duguinas (Boutiquen) verkauft, dem Kaufmanne hundert Procent reinen Gewinn abwerfen.

Der Montenegriner zog die Achseln in die Höhe und neigte verächtlich den Kopf. —

„Das ist eine Spielerei für die Frauen — solcher Handel ... der taugt nichts ... auf diese Art werdet Ihr früher oder später in die Krallen des Türken fallen, welcher sich Eures Landes bemächtigen wird."

„Wir haben eine Armee, eine Miliz," bemerkte Guitza.

„Pah, pah, pah!" erwiderte der Andere, indem er mit seinem Finger durch die Luft fuhr. „Eine Armee! ... Eine Miliz! ... hui!" (er blies über die flache Hand). Dann fuhr er fort: „Ich kenne die Armee der Schwaben (Deutschen). Ich kenne die Armee der Nizam (Türken) ... Das taugt nichts. So lange man diese Leute an der Koppel hält, da geht es noch; aber ist die einmal gerissen, dann schmilzt die Armee wie Schnee zusammen ... Zählt nicht auf Eure Armee ... Nein ... Serbien liegt in den letzten Zügen."

„Warum nicht gar!" widersprach Guitza.

„Geh' doch! Ich sage Dir, dort wo es eine Armee gibt, verläßt sich das Volk auf die Soldaten und wird feige."

„Nicht immer."

„Ein Serbe würde es nicht mehr wagen, seinem duchman (Feinde) in's Angesicht zu sehen," seufzte der Montenegriner aus tiefster Brust.

„Aber er wird es wagen, er wird es!" erwiderte Guitza im Tone beleidigter Eigenliebe.

„Wir werden es ja sehen," sagte der Montenegriner; indem er mit den Augen zwinkerte und den Kopf leicht neigte.

Guitza hatte keine Ahnung, worauf sich dieses „wir werden es ja sehen", beziehen sollte.

Das Gespräch wurde durch das Nachtmahl unterbrochen, welches die Frauen auf einem kleinen, sehr niederen Tischchen brachten. Es war von bescheidenster Art; es bestand aus einer Mehlsuppe, aus Ziegenkäse, belegt mit grünem Pfeffer, und Maisbrot, welches so hart war, daß man es kaum zerbeißen konnte, und ward vervollständigt durch einen kleinen Krug mit Wein, der so sauer war, daß er Thränen in die Augen trieb. Man hatte Wasser, um den Wein zu verbessern, und die Gegenwart Anka's erhöhte die Schmackhaftigkeit des einfachen Mahles, welches sie auftrug. Bald erschien, bald verschwand sie, begleitet von einem andern jungen Mädchen, das offenbar ihre jüngere Schwester war. Guitza konnte

leicht errathen, daß die Familie aus Vater, Mutter und den beiden Töchtern bestehe; auch war noch eine ganz alte Frau da, welche aus der Hütte trat, einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb und dem Manne, den sie Peter nannte, die Worte zurief: „Also morgen, vor Tagesanbruch?"

„Morgen vor Tagesanbruch," lautete die Antwort Peters; „sonst hätten wir nicht mehr Zeit genug, den Berg zu erklimmen ... Vorausgesetzt, daß es schönes Wetter gibt."

„Mach' Dir darum keine Sorgen," erwiderte die Alte.

Guitza verstand den Sinn dieser Unterredung nicht, und versuchte auch gar nicht, ihn zu verstehen, Dank der Anziehung, welche Anka auf ihn ausübte.

Als sie den Tisch abräumte, stellte der Vater folgende Frage an sie: „Ist Alles in Bereitschaft? Die Körbe, die Säcke, die Ringe?"

„Alles ist bereit," erwiderte sie.

„Nun denn," sagte er hierauf zu seinem Gast, „da Du gestärkt bist, so lege Dich jetzt zur Ruhe."

Es blieb Guitza auch nichts Anderes übrig. Er band einen kleinen Reiseteppich vom Sattel herunter, breitete ihn unter einem im Hintergrunde des Hofes stehenden Baume auf die Erde hin, nahm seinen Sattel nach Art eines Polsters unter seinen Kopf, legte sich nieder, schlief ein und erwachte am nächsten Morgen vor Anbruch des Tages. Der Lärm vieler Stimmen und das geschäftige Treiben, welches um die ganze Hütte herrschte, machten ihn vollständig munter; er sprang rasch auf die Füße, und die erste Person, welcher er begegnete, war Peter.

„Ah!" sagte dieser, „soeben wollte ich Dich wecken ... und wollte Dich auch fragen ..."

„Fragen ... was denn?"

„Willst Du auf dem Wege nach Cettinje zurückgeführt werden, oder willst Du lieber uns're Rückkehr hier abwarten, oder aber ziehst Du es vor, mit uns gegen den Türken zu ziehen?"

„Ihr zieht gegen den Türken?"

„Wir ziehen in den Krieg. Du gehst gewiß nicht mit uns, Du ... ein Serbe ... Sattle nur Dein Pferd, wir begleiten Dich hinab, um Dir den Weg zu zeigen. Wo nicht, leg' Dich nieder und schlafe, bis wir heimkehren."

„Ich werde mit Euch gehen," sagte Guitza.

„Du willst gegen den Türken ziehen?"

„Ich werde es."

„Ah! ... in diesem Falle brauchst Du nur Deine puszka (Flinte) zu nehmen und dann brechen wir auf."

Die Vorbereitungen zur Reise dauerten nicht länger als eine Viertelstunde. Guitza warf seine Flinte über die Achsel und folgte Peter. Als sie den Fußpfad dahinschritten, kam es ihm einmal vor, als hörte er leichte Tritte; etwa zehn Schritte hinter sich bemerkte er drei weibliche Schatten, mit Körben auf den Köpfen. Guitza glaubte die Mutter mit ihren beiden Töchtern zu erkennen; ohne Zweifel zogen auch sie gegen den Türken. Der aufgehende Tag bestätigte seine Muthmaßung; voran ging Anka; ihr folgte die jüngere Schwester, und zuletzt schritt Marynka. Die Morgenröthe übergoß diese drei Gestalten mit

einem rosenrothen Schimmer, welcher Anka anbetungswürdig machte. Mit festen, sicheren Schritten, ohne sich zu beeilen oder zurückzubleiben, stieg sie bergab.

Zwei Männer und ein Weib schlossen sich zuerst dem Zuge an; dann noch ein Mann und zwei Weiber, später noch einige Männer. Je weiter man marschirte, desto größer wurde die Zahl der sich hinzu gesellenden Männer und Weiber. Die Männer waren mit Pistolen, Flinten und Yatagans bewaffnet; die Frauen hatten Körbe mit, welche die Einen auf dem Kopfe, die Andern auf dem Rücken trugen; einige unter ihnen hatten Flinten in der Hand.

Obwohl es Guitza nicht unbekannt war, daß die montenegrinischen Frauen mit ihren Vätern, Brüdern und Männern die Gefahren kriegerischer Unternehmungen theilen, so war dies doch ein höchst merkwürdiges Schauspiel für ihn. Er beglückwünschte sich in seinem Innern, daß er die Expedition mitmache und marschirte vergnügt gegen den Türken mit.

In der Tiefe der Schlucht erwartete sie ein aus zwanzig Männern und Frauen bestehender Trupp.

„Oho!“ rief ein Greis mit weißen Haaren, als er unsern Zug von Weitem erblickte; „kommt Ihr endlich? Ich wollte schon unsere tschetas (Abtheilungen) abmarschiren lassen, ohne Euch abzuwarten.“

„Haben wir uns verspätet, Capetan Zivko?“ frug Einer.

„Ich habe Euch früher erwartet,“ erwiderte Derjenige, welchen man Capetan nannte. „Bah! Desto schlimmer. Die Falken voran!“

Bei diesem Aufruf begann ein ganzes Detachement von etwa vierzig Kriegern einen gewundenen Pfad empor zu klettern. Der Capetan Zivko schritt, sich auf einen knotigen Prügel stützend, voran. Der langsame und schweigsame Marsch wurde gegen zehn Uhr dadurch unterbrochen, daß man an einer aus einem Felsen hervorsprudelnden Quelle Halt machte. Die Krieger lagerten sich im Kreise um ein Feuer, welches von den Frauen angemacht war, wie sie auch Lebensmittel austheilten und Jeden bedienten.

Der Hauptmann schien erst jetzt die Gegenwart des jungen Serben zu bemerken.

„Ein Serbe begleitet uns ... woher kommt er?“ lautete seine Frage.

„Er ist mein Gast,“ antwortete Peter.

„Hm, hm! ... Dein Gast ... ein Serbe ... dessen ungeachtet unser Bruder ... Gut ... er wird Nachrichten von uns nach Serbien bringen ... Man hat dort die Montenegriner schon vergessen ... Vorausgesetzt, daß er mit heiler Haut davon kommt.“

„Warum sollte er nicht mit heiler Haut davon kommen?“ bemerkte Peter.

„Und warum haben Deine beiden Söhne bei einer ähnlichen Gelegenheit ihre Köpfe eingebüßt?“ erwiderte der Hauptmann.

Bei diesen Worten hörte man lautes Wehklagen in der Gruppe der Frauen.

„Ihr Tod ist nicht ungerächt geblieben,“ antwortete Peter.

„Oh, das gewiß nicht! Wie viele Türkenköpfe sind für diese zwei schon gefallen?“

„Nur elf,“ erwiderte Peter, seine Pfeife stopfend; „aber das ist nicht genug ...“

„So macht man's bei uns,“ bemerkte der Hauptmann, sich an Guitza wen-

bend. „Statt Thränen und Jammer haben wir die Rache ... Bei Euch ist diese kriegerische Gewohnheit verschwunden ... nicht wahr?"

Guitza zuckte mit den Achseln.

Die Rast dauerte nicht lange. Die Abtheilung setzte sich in Bewegung, um gegen Mittag abermals zu halten; hierauf marschirten sie noch einige Stunden ohne Unterbrechung fort, bis man von einem Gipfel aus den gegenüberliegenden Berg erblickte. Am Abhang desselben lag ein weites, mit Dörfern besätes Thal, aus dessen Mitte die prachtvollen Spitzen der Minarets hervorschossen.

Der Hauptmann, auf seinen Prügel gestützt, ließ einen Augenblick sein Auge über die Gegend schweifen; dann sagte er, sich an Peter wendend: „Du wirst mit zehn junaks (Kriegern) Dich nach der Wasserseite verfügen, Du wirst nicht eher zum Angriff schreiten, bis Du unser Signal vernommen; und wir werden Dir das Signal geben, sobald jener Stern erbleicht." Dabei deutete er nach Osten.

„Wer kommt mit mir?" frug Peter mit lauter Stimme.

Zehn Krieger trennten sich lautlos von der tscheta, die auf diese Weise in zwei ungleiche Theile getheilt war; der größere folgte dem Capitän und Peter stellte sich an die Spitze des kleineren. Ebenso theilte sich die Gruppe der Frauen. Man begann den Abstieg, welcher bis in die Nacht hinein währte. In der Dunkelheit fühlte Guitza flaches Erdreich unter den Füßen; er hörte das Bellen der Hunde, und das Brüllen der Rinder. Man machte sodann zwischen dichtem Gesträuch Halt. Die Einen setzten sich in Gruppen zusammen, die Andern streckten sich auf die Erde hin; tiefes Schweigen herrschte ringsumher.

Guitza schlief einen tiefen Schlaf, aus dem ihn ein unsanftes Rütteln erweckte.

„Auf Bruder ... tsss" ... flüsterte ihm ganz leise einer seiner Genossen zu. Der Tag dämmerte.

Man begann wieder zu marschiren, und als sich Guitza umwandte, folgten die Frauen nicht mehr der Abtheilung. Nach kurzem schweigsamen Marsche wurde abermals am Rande eines Gebirgsbaches Halt gemacht; in einer gewissen Entfernung wurden menschliche Wohnungen sichtbar.

Plötzlich leuchtete am fernen Horizont ein von einer Detonation begleiteter Blitz auf. Im selben Augenblicke erschütterte ein lautes, furchtbares Geschrei die Luft, welches im Echo von den Bergen widerhallte.

„Na jurisz (zum Angriff)," schrie Peter, ein Messer aus seinem Gürtel ziehend, und es über seinem Kopfe schwingend.

Die Krieger warfen sich auf den nächsten Wohnsitz, dessen Hauptthor ihren Anstrengungen bald nachgab und ihnen den Weg in den Hof frei machte. Man stieß die Thüre des Hauses ein, und Einige stürzten in das Innere. Die Luft erfüllte sich mit Angstgeschrei und Wehklagen, welches noch forttönte, nachdem bereits der Rest der Truppe seine Schritte nach den benachbarten Häusern gelenkt hatte. Dieselbe Scene wiederholte sich zum zweiten Male. Der Ueberfall wurde fortgesetzt.

In dem dritten Hause versuchte man sich zur Wehre zu setzen, einige Flintenschüsse wurden abgefeuert, die jedoch Niemanden verletzten. Die Angreifenden wankten nicht. Die Thür dieses Hauses widerstand nur etwas länger als die andern.

und im Innern gab es einen erbitterten Kampf, welcher jedoch mit dem Sieg der Montenegriner endete.

In demselben Augenblick ließ sich ein starkes Gewehrfeuer im Dorfe vernehmen. Peter horchte auf und rief: „Nach der tscharschiya!"

Buchstäblich heißt tscharschiya die Straße; metaphorisch zeigt dieses Wort einen Sammelort an, einen Platz, welcher sich in jeder türkischen Stadt, in jedem türkischen Dorfe findet. Für eine siegreiche Bevölkerung, welche sofort ihr Lager in dem eroberten Lande aufzuschlagen pflegt, ist überall, wo die Entfernung größerer militärischer Kräfte einen plötzlichen Aufstand der Unterworfenen möglich macht, ein militärischer Mittel- und Sammelplatz eine unbedingte Nothwendigkeit. Peter begriff sofort die Situation, und lief nach der tscharschiya. Dasselbe that der Capetan. Ein kleines Häuflein von Türken hatte sich auf dem Platze versammelt. Aus dem Schlafe geschreckt, halb angekleidet, von Schreck erfaßt, wechselten diese Soldaten mit ihren Angreifern nur wenige Schüsse, wichen dann, da sie sich so nahe bedrängt sahen, zurück und suchten ihr Heil in der Flucht.

Die Montenegriner machten sich an ihre Verfolgung, und sandten ihnen von Weitem einige Kugeln nach.

Während dieser Zeit suchten die Einwohner beiderlei Geschlechts, Alt und Jung, Frauen und Kinder, aus dem Dorfe zu entwischen, nach allen Richtungen flüchtend, und all' ihr Hab und Gut dem Schicksal preisgebend. Die Häuser blieben leer, und in kaum einer halben Stunde war das Dorf von allen Einwohnern verlassen.

In diesem Moment kamen die „junak's" zurück, und beschäftigten sich lebhaft mit dem Zusammenraffen der Beute. Die Frauen erschienen auf dem Schauplatze und machten sich daran, ihre Säcke und Körbe mit allem anzufüllen, was irgend welchen Werth hatte. Gewänder, gewirktes Zeug, Strähne von Wolle und Seide zum Spinnen, allerlei Geräth und Tischgeschirr aus Kupfer und Zinn, selbst Eßwaaren wurden von den Plünderern mitgenommen. Sie durchwühlten alle Winkel, durchstöberten das Verborgenste und waren darauf bedacht, sich jedes nützlichen Gegenstandes zu bemächtigen. Man mußte sich beeilen, denn in einer Entfernung von kaum einer Stunde erhob sich ein kleines kuluk (Fort), dessen Besatzung, nach dem ersten Allarmzeichen, der fliehenden Bevölkerung sofort zu Hilfe gekommen wäre. Das Werk ging schnell und so gut als möglich von Statten. Bevor noch die auf der Straße nach dem kuluk aufgestellten Schildwachen das Blinken der Bajonette der türkischen Soldaten erblickt hatten, kletterte schon eine lange Reihe mit Körben beladener Frauen langsam den unwegsamen Pfad hinauf und die „tscheta" der Krieger, aufgelöst in eine Kette, deren einzelne Glieder je dreißig Schritte von einander entfernt waren, diente dem Zuge der Frauen als Nachhut. Der Erfolg des Unternehmens hing jetzt nur noch von der mehr oder weniger glücklichen Ersteigung des Berges ab.

Auch dieser Aufstieg glückte.

Auf dem Gipfel des Berges war Guitza Zeuge eines aufregenden Anblickes. Die Körbe waren auf die Erde gestellt, und die Frauen, athemlos, abgemattet, halb todt, ruhten neben ihren Lasten aus.

Der junge Serbe ließ seinen Blick in der Runde umherschweifen und ihn dann auf Anka verweilen. Auf dem Boden hingestreckt, hatte dieselbe das Gesicht zum Himmel gewendet; ihre Lippen waren halb geöffnet, ihre Wangen glühten, ihre keuchende Brust hob sich unter schweren Athemzügen.

„Auf! . . . Bre," . . . rief der Capetan; „Vorwärts! Die Kugel des „Nizam" (Türken) kann uns hier noch erreichen."

Bei diesen Worten richteten sich die Frauen wieder auf, die Männer beeilten sich, ihnen beim Aufnehmen der Körbe auf den Kopf behilflich zu sein.

Guitza sprang Anka bei, und sagte, indem er ihren Korb ergriff — er konnte ihn kaum aufheben, so groß war sein Gewicht —: „Gib ihn mir, ich werde ihn Dir tragen."

„Ach nein!" sagte Anka, ihm einen dankerfüllten, melancholischen Blick zuwerfend.

„Laß mich ihn tragen," drang er in sie, sich des Korbes bemächtigend.

„Nein, nein," erwiderte das junge Mädchen im bestimmten Tone; „ich würde eine solche Schande niemals zugeben."

Der Ausdruck, der in diesen Worten lag, veranlaßte den jungen Serben zum Nachgeben; er half Anka nur ihre Bürde aufnehmen, und kehrte sodann zu den Kriegern zurück.

Die Rückkehr ging ohne Hinderniß von Statten, und am Abende desselben Tages rauchten Peter und Guitza, auf dem Tscherdak sitzend, ruhig ihre langen Tschibuk, indessen die Frauen, kaum zu Hause angelangt, sich mit der Zubereitung des Nachtmahles beschäftigten. Guitza war zerstreut, Peter nachdenklich; sie wechselten kaum einige Worte miteinander und spielten auch nicht mit einem auf die Heldenthaten des Tages an.

Der Aufenthalt des jungen Serben in der Hütte des alten Junak verlängerte sich von einem Tage zum andern. Guitza beeilte sich nicht mit seiner Abreise, und den Montenegriner schien dies gar nicht Wunder zu nehmen. Er führte lange Zwiegespräche, deren Hauptthema die Politik bildete, die hohe Politik. Er sprach nur von England, Rußland, Oesterreich und Frankreich, vom deutschen Reich, von dem bevorstehenden und unvermeidlichen Krieg mit der Türkei; und von dem glänzenden Loose, welches Montenegro vorbehalten sei, diesem Montenegro, welches, so behauptete er, dazu bestimmt war, ein mächtiges Reich zu werden.

Die politischen Combinationen nahmen ihn in so hohem Grade in Anspruch, daß er ganz unfähig war, sich mit irgend etwas Anderem im Hause zu beschäftigen. Die Frauen besorgten alle Arbeiten der Wirthschaft, indessen ihr Herr seine Pfeife rauchte und sich bemühte, die Aufgaben der Diplomatie sämmtlicher europäischer Großstaaten zu ergründen.

„Ich werde mit der marfa (Waare) nach Cattaro zu den Schwaben (Deutschen) gehen," sagte er eines Tages zu Guitza.

„Ich gehe mit Dir."

„Gut . . . mir recht . . . morgen also."

Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch erschien Peter in Sonntagskleidern, mit einem neuen, prachtvollen, von Gold strotzenden Gewande.

„Nun denn, gehen wir?“ sagte er zu seinem Gaste.

„Jawohl, gehen wir,“ erwiderte dieser; „aber wo ist die marfa?“

„Ho, ho! sie sind schon in der Nacht fort damit, die „marfa“ hat einen großen Vorsprung vor uns. Doch wir werden sie einholen. . .“

Sie brachen auf und während Peter mit seinem Tschibuk in der Hand vorausging, ununterbrochen seine Pfeife stopfend, anzündend und rauchend, folgte Guitza schweigsam, und frug sich, auf welche Art man die „marfa“ befördert habe. Er errieth es und dies verursachte ihm unsagbaren Kummer.

Nachdem sie mehrere Stunden dahingeschritten, erblickte Guitza die mit Lasten beladenen Frauen am Wege ausruhen. Die Aermsten, von einer großen Müdigkeit überwältigt, rangen nach Athem. Peter ging an den Frauen vorüber, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, Guitza durfte ihnen nur in aller Eile einen guten Morgen zurufen.

Bald erblickte man die Gebäude des österreichischen Zollamtes. Nachdem man dort den Zoll entrichtet, deponirten die Männer ihre Waffen und erhielten die Erlaubniß, ihren Weg nach der Stadt fortzusetzen. Dort angelangt, ging man daran, die Beute zu verkaufen. Das gewirkte Zeug, die Stoffe, die Teppiche, die Geräthe aus Kupfer, die Kleinigkeiten jeder Art, Alles wurde zu Geld gemacht. Peter feilschte in den Kaufläden, die Frauen folgten ihm wie Schatten nach. Das Gewicht der Körbe wurde immer leichter, bis dieselben endlich ganz leer waren. Aber dies geschah nur, um sie wieder von Neuem zu füllen. Die Frauen folgten Peter immer dicht auf den Fersen, welcher überall etwas kaufte, hier palanka (Branntwein), dort Fußbekleidungen, anderswo Kleidungsstücke 2c. Abends kehrte man in ein Wirthshaus ein, woselbst Guitza die Frauen nicht mehr sah. Nach einem verschwenderischen Nachtmahl, bei welchem man viel und guten Wein trank, und nach einem gesunden Schlaf auf „Pritschas“, die mit Strohmatten bedeckt waren, machten sich der Montenegriner und sein Gast wieder auf die Reise.

Außerhalb der Stadt, am Fuße der Bergkette, welche, amphitheatralisch ansteigend, die durch ihre malerische Schönheit so berühmte Boche di Cattaro einschließt, trafen sie wieder mit den Frauen zusammen.

„Ich muß nach Walewo zurück,“ sagte Guitza, während sie miteinander gingen.

„Hm, hm! Glückliche Reise, Gott sei mit Dir,“ erwiderte Peter.

„Aber ich werde nicht allein gehen.“

„Mit wem willst Du denn gehen?“

„Ich will die „devoyka“ mit mir nehmen.“

„Hm, hm!“ brummte Peter; „wenn ich nur Jemanden hätte, der mir die Waaren trüge, die mayka (Mutter) ist schon zu alt dazu.“

„Du kannst doch die devoyka nicht ewig bei Dir behalten; gibst Du sie dem Einen nicht, wirst Du sie dem Andern geben müssen.“

„Das ist eigentlich wahr,“ erwiderte der alte Krieger. „Hm, ja . . . aber, es fällt einem Vater doch schwer, sein Kind so fortziehen zu lassen . . .“

„Es gibt Mittel, die Trauer zu lindern.“

„Welche Mittel hättest Du, um sie zu lindern?“

„Kaiserliche Dukaten.“

„Oh!“ seufzte Anka's Vater; „mag es denn sein, wie Du vorhast. Und wann willst Du sie mit Dir nehmen?“

„Ich würde sie gleich heute mit mir nehmen, wenn ich noch heute den hochzeitlichen Segen erhalten könnte . . .“

„Heute noch? . . . nein! Doch sei ruhig, es wird sich nicht lange hinausziehen . . Ich gebe sie Dir . . . nimm sie . . . Wenn ich Dir sie gebe, so geschieht es deshalb,“ hier erhob er den Finger mit einer vermahnenden Bewegung, „weil Du gelernt hast, wie man gegen den Türken zieht. Erzähle es in Serbien; es möge seine Zeit nicht verlieren, sich nicht verweichlichen . . Bei Gott, es ist eine Schande . . . Warum hast Du mir nicht vor der Reise von Deinen Vorsätzen gesagt? Ich hätte in Cattaro so Manches zur Hochzeit gekauft.“

„Nun, man wird sich ohne dies Alles behelfen,“ warf der junge Mann vorsichtig ein.

„Du bist ein braver Bursch, ein echter Serbe,“ erwiderte Peter. „Ich hoffe, daß Du, mein Schwiegersohn geworden, geradewegs zum Fürsten gehn und ihm meine Worte wiederholen wirst.“

Dabei entwarf er wieder einen sehr langen und eingehenden Plan zur Verwirklichung seiner politischen Combinationen.

Da es uns nicht erlaubt ist, den Rahmen dieser kleinen Skizze zu erweitern, werden wir die Feierlichkeiten der Hochzeit, deren Beschreibung viel zu weitläufig wäre, übergehen.

Ganz außerordentlich war die Ueberraschung Anka's, als sie, nachdem die Ceremonien und Hochzeitsfeste vorüber waren, ihrem Manne nicht nur ohne Korb auf dem Kopfe, sondern auch nicht zu Fuß folgen sollte. Sie verabschiedete sich von ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrer ganzen Familie mit wahrhaft herzzerreißender Rührung; ihre Thränen wollten nicht versiegen. In Walewo wurde sie im Schoße der Familie Guitza's aufgenommen, welche ihr die größten Aufmerksamkeiten und Sympathien entgegenbrachte. Sie ihrerseits bemühte sich gegen Jedermann liebenswürdig zu sein, doch blieb sie stets ängstlich und zurückhaltend. Gehorsam gegen ihren Mann, friedliebend und sanft gegen die Andern, konnte Anka sich mit Niemandem befreunden; stets traurig, schien sie in ihrer Seele ein großes Geheimniß zu bewahren, welches sie verzehrte; selbst ihre Gesundheit litt darunter.

„Das hat nichts zu sagen, das wird vorübergehen,“ sagten die Frauen.

Sie wurde Mutter. Sie brachte einen Sohn zur Welt; der Sitte des Landes gemäß überhäufte man sie und den Neugeborenen mit Glückwünschen und Geschenken.

„Du wirst sehen,“ sagte man ganz heimlich zu Guitza, „die Schwermuth Deiner Frau wird nun verschwinden.“

Diese Weissagung ging wirklich in Erfüllung, aber auf eine ganz unerwartete Weise. Gerade einen Monat nach der Geburt ihres Sohnes verschwand Anka aus Walewo. Weder Guitza noch irgend Jemand konnte begreifen was geschehen. Es vergingen ein, zwei, drei Tage. Eine Woche verging, und noch eine zweite.

Anka war aus Walewo verschwunden wie ein Stein, welcher in's Wasser gefallen, nie mehr an die Oberfläche kommt. Vergebens erkundigte sich Gnitza überall, vergebens ließ er den Vorfall in allen Zeitungen bekannt machen, hielt er Nachforschungen in der Umgebung von Walewo; er fand nicht die geringste Spur seiner verschwundenen Frau. Er hielt sie für verloren, sie und seinen Sohn.

Nach all' diesen vergeblichen Schritten entschloß sich Gnitza endlich, seinen Schwiegervater von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Einige Wochen, nachdem er diese traurige Botschaft nach Montenegro gesendet, erhielt er die Anzeige, daß seine Frau und sein Sohn sich daselbst wohl befänden. Mit ihrem Kinde, kaum des Weges kundig, hatte die junge Frau zu Fuß die weite Reise gemacht; sie war zu ihrem Vater zurückgekehrt, ihm ein Enkelchen mitbringend.

Der verlassene Mann machte sich nun sogleich auf die Reise nach dem Lande der „Schwarzen Berge". Nach einer zweimonatlichen Abwesenheit kehrte er ohne seine Frau und seinen Sohn nach Walewo zurück; traurig, tiefsinnig, wie verloren, irrte er einige Zeit in der Stadt umher. Schließlich verkaufte er sein Haus, übergab sein Geschäft, seine Waaren und seine Einrichtung, und zog fort, um sich in der Heimath seiner Frau niederzulassen.

Es wäre ihm schwer gefallen, anders zu handeln. Diese friedliebende, geduldige, ergebene Frau, einmal zu ihren Penaten zurückgekehrt, hatte eine unbeugsame Willenskraft gezeigt; nicht um alle Schätze der Welt wäre sie wieder nach Serbien gegangen. Sie gab dafür zwei Gründe an: erstens habe sie schon genug darunter gelitten, daß sie in Walewo aufgehört habe, eine Montenegrinerin zu sein; aber ein Kind zu haben, Mutter eines Sohnes zu sein, und ihn etwas anderes werden zu sehen, als einen Montenegriner, darein könnte sie sich niemals ergeben.

„Nein, nein," pflegte sie zu sagen, wenn ihr der Vater ihr Unrecht vorhielt, „mein Sohn muß das werden, was all' die Meinen sind, ein Krieger, ähnlich meinen Brüdern, welche von den Kugeln der Türken zu Tode getroffen wurden."

Vergeblich bemühte man sich, sie zu überzeugen, daß Montenegro und Serbien zwei benachbarte Länder seien, zwei schwesterliche Nationen, welche dieselbe Sprache, dieselbe Religion, dieselben Berge besäßen.

„Nein!" erwiderte sie; „ich kehre nicht nach Walewo zurück; und wenn man es versucht, mich mit Gewalt hinzubringen, so werde ich meinen Sohn tödten, und dann mich selbst."

Es lag so viel Entschiedenheit; so viel Ruhe, eine so mächtige Entschlossenheit in ihrer Stimme, als sie diese Drohungen aussprach, daß jeder Zweifel verstummte.

Was blieb dem armen Gnitza übrig? Die Montenegrinerin weigerte sich, eine Serbin zu werden; so mußte der Serbe ein Montenegriner werden.

So sind unsere Schwestern, die Montenegrinerinnen.

# Ein Amerikaner über das neue Deutschland.

Papers relating to the Foreign Relations of the United States. 3 vols. Washington 1879—1881. (Germany.)

The New Germany by Andrew D. White, LL. D., President of Cornell University. New York 1882.

Es ist immer interessant und nicht selten lehrreich, sich selbst, mit allen Fehlern und Vorzügen, die man besitzen mag, von einem fremden Beobachter dargestellt zu sehen; besonders wenn dieser ein Mann von so weitem Blick und umfassender Bildung, freimüthiger und wohlwollender Gesinnung, zugleich ein Staatsmann und ein Gelehrter ist, wie Dr. Andrew D. White, von 1879—1881 Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin und gegenwärtig wieder Präsident der Cornell-Universität, Ithaka, N. Y.

Als wir ihn vor vier Jahren beim Antritt seines Gesandtschaftspostens in dieser Zeitschrift [1]) mit den Worten begrüßten: er sei der rechte Mann an der rechten Stelle, da thaten wir es in dem Bewußtsein, daß er das Wesen des stammverwandten und befreundeten Volkes mit Liebe erfassen und zu geeigneter Zeit und an geeignetem Orte fest gegen die Vorurtheile auftreten würde, die sich in seinem Vaterlande gegen Deutschland geltend machen. Dr. White war, als er mit der Repräsentation des großen nordamerikanischen Freistaates betraut nach Berlin kam, kein ganz Fremder mehr unter uns: er hatte Jahre zuvor in Berlin studirt, er war zu verschiedenen Malen außerdem in Deutschland gewesen und hatte in verschiedenen Theilen desselben längere Zeit gelebt. Nunmehr in seiner hervorragenden amtlichen Stellung war ihm Gelegenheit geboten, nicht nur seine Kenntniß der deutschen Verhältnisse zu vervollständigen und zu erweitern, sondern auch den besten und heilsamsten Gebrauch davon zu machen. Mit welchem Ernste er dieser Aufgabe sich unterzog und wie erfolgreich er sie löste, das erhellt aus seinen Gesandtschaftsberichten, welche in den amtlichen Veröffentlichungen des auswärtigen Staats-Departements der Vereinigten Staaten eine bedeutende Stelle einnehmen. Er verfolgte das pulsirende Leben der deutschen Nation in allen seinen Aeußerungen und schilderte es seiner vorgesetzten Dienstbehörde in der Absicht, die Beziehungen beider Völker zu ebnen und die Mittel und Wege anzugeben, um die Erfahrungen, welche er sammelte, der Gesammtheit nutzbar zu machen. Obwohl streng objectiv gehalten, leuchtet aus diesen Berichten die schärfste Beurtheilung, die tüchtigste Sachkenntniß und das Bestreben, mit historischem Bewußtsein den Schwerpunkt der Ansichten zu erfassen. White verfolgt die Verhandlungen des Reichstages und der Landtage, er berichtet über die schwebenden Fragen, sei es, daß sie den internationalen Verkehr betreffen, sei es, daß sie die Parteistellungen im Innern berühren, die Frage der Doppelwährung, der Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Erweiterung der Armee, den Berliner Congreß, die Umgestaltung der Steuerverhältnisse und der socialen Frage, die anti-semitische Bewegung; daneben beschäftigen ihn Punkte aus der Rechtsprechung

[1]) Andrew D. White. Ein amerikanisches Studienleben. Deutsche Rundschau, 1879, Band XXI, S. 123 ff.

und der Verwaltung; in den Vereinigten Staaten kommen häufig Anfragen an die Regierung wegen Erbschaften, welche Eingewanderte von verstorbenen Verwandten ihres Vaterlandes erheben wollen; er theilt die gesetzlichen Bestimmungen mit, sowie die geringen Aussichten, welche sich an solche Erwartungen knüpfen; oder er reicht eine Denkschrift über die municipale Verwaltung von Berlin ein. Wo er selbst nicht die Zeit findet, derartige Einzelfragen zu behandeln, zieht er geeignete Kräfte heran, so den zweiten Secretär seiner Gesandtschaft, Herrn Chapman Coleman, welcher jene Erbschaftsbestimmungen und die Verhältnisse der Communalverwaltung von Berlin in gediegenen, in's Einzelne gehenden Ausarbeitungen mittheilt, so einen Dr. R. P. Ely, welcher eine vorzügliche Uebersicht über die Entwickelung des Eisenbahnwesens in Preußen gibt.

Wenn Dr. White in den Gesandtschaftsberichten immer nur den einzelnen, jeweilig vorliegenden Fall behandeln konnte, so hat er das Gesammtergebniß seiner Beobachtungen und die Summe seiner öffentlichen und privaten Thätigkeit während seines jüngsten Aufenthaltes in Deutschland niedergelegt in einer Rede, welche er nicht lange nach seinem Rücktritte im December 1882 vor der geographischen Gesellschaft zu New-York hielt und welche gegenwärtig unter dem Titel „Das neue Deutschland" gedruckt vorliegt. Dr. White will diese Rede nicht als eine gelehrte Discussion angesehen wissen, sondern als einen Versuch, weiteren gebildeten Kreisen in Amerika seine Erfahrungen mitzutheilen als Lehren und Beispiele, um die freundlichen Beziehungen, welche zwischen Amerika und Deutschland bestehen, zu vertiefen und zu erweitern. Als Historiker, der niemals, auch während seiner Amtsführung nicht aufgehört hat, die ihm lieb gewordenen Studien zu verfolgen, geht White bei seiner Betrachtung von der geschichtlichen Darstellung der früheren Verhältnisse aus, welche einen ungünstigen Einfluß auf die Entwickelung der geographischen, politischen, intellectuellen und sittlichen Zustände Deutschlands ausgeübt haben. Er findet den Grund des Zurückbleibens des materiellen, wie des geistigen Wohlstandes aller deutschen Landschaften in dem unglücklichen Nachahmungstriebe, welcher die Fürsten abhängig von fremdem Einflusse machte und dadurch ihre Unterthanen den fremden Interessen preisgab. Was die Nation an eigener Kraft bis zu dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geleistet hatte, ging in den beiden folgenden Jahrhunderten zu Grunde: die Blüthen des geistigen Lebens, welche in Literatur und Kunst durch die Reformation gezeitigt waren, fielen den Stürmen des großen Krieges und seinen Nachwehen zum Opfer.

Zuerst, meint er, waren es die materiellen Interessen, welche das Leben im Volke wieder erweckten. Die freiere Gestaltung der Verkehrsmittel, die Eröffnung von Kanälen und Eisenbahnen, das Erschließen der Häfen, aus denen sich die Verbindung mit den überseeischen Ländern entwickelte, die Errichtung von Fabriken, aus denen Anlagen wie die Krupp'schen Werke titanenhaft hervorstechen, leiteten eine neue Zeit ein. „Es liegt zwar," sagt er, „in dem gewöhnlichen deutschen Geschäftsgange, eine große Engherzigkeit und Kleinlichkeit, eine Furcht, an den großen Strömungen des Handels Antheil zu nehmen, welche für Diejenigen überraschend ist, die mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut sind. Mehr noch wird es Manchen befremden, wie es mir selbst nach langer Erfahrung immer befremdlich blieb, daß die Geschäftsführung in deutschen Städten viel weniger ehrenwerth und selbst ehrlich ist, als unter gleichen Verhältnissen in Amerika; ich habe dies öfter von Deutsch-Amerikanern bestätigen hören. Amerikaner werden vielleicht einen höheren Nutzen verlangen; aber es ist viel weniger von dem kleinlichen Gaunerthum bei ihnen zu finden, als in den entsprechenden Kreisen in Deutschland; nicht etwa aus einem nationalen Fehler: die Deutschen sind zu allen Zeiten sprichwörtlich ehrlich gewesen; vielmehr wohl aus dem Umstande, daß die geschichtliche Entwickelung des Kaufmannsstandes in Deutschland diesen noch nicht zu der Selbstachtung geführt hat, wie bei uns — doch ist auch hier ein stetiger Fortschritt wahrzunehmen." Oeffentlich kennzeichnet sich dieser Fortschritt auch durch Errichtung großer polytechnischer Schulen mit reichster Ausstattung nach innen und

außen, in der Erbauung prächtiger kunstgewerblicher Museen als Pflanzstätten der Bildung und des Geschmacks für Handwerker, durch die Einführung von Provinzial-Ausstellungen, welche durch Erweckung des Eifers und des Wettstreites einen überaus wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung der Industrie ausüben. „So kehren jene alten Glanzzeiten deutschen Kunsthandwerks zurück; die Teppiche Sachsens, die kunstvollen Schmiedearbeiten Wernigerode's, Bronzen, Messing- und Stahlarbeiten von Berlin, Gläser aus Schlesien, Spiegel aus Köln, Schnitzarbeiten aus München, Koburg, Mainz und Dresden machen bereits den französischen Arbeiten gewaltige Concurrenz." Es liege in diesen Einrichtungen ein Beispiel für Amerika vor, durch Errichtung von Kunstschulen und Kunstmuseen auf die Hebung des Geschmacks in den Industrien des Landes einzuwirken, und das um so mehr, als in den Grundlagen der Industrie die Vereinigten Staaten Deutschland bei Weitem übertreffen. „Man wird es in Deutschland nicht glauben," sagt er, „und doch ist es die volle Wahrheit, daß in Amerika von allen Handwerkern die Materialien besser ausgewählt und die Arbeiten gewissenhafter, geschickter und wohlfeiler durchgeführt werden, als in Deutschland. So würde beispielsweise in dem kleinsten Ort kein Amerikaner von nur einigermaßen begründetem Rufe für die einfachsten Möbel so schlechtes, wenig abgelagertes Holz nehmen, als es in Deutschland oft für die reichsten und künstlerisch ausgeführtesten Arbeiten genommen wird." Was für Amerika Noth thäte, sei allein die Schulung des künstlerischen Geschmacks.

Er wendet sich alsdann zu den militärischen Verhältnissen. Auch hier wäre der Niedergang durch Friedrich den Großen nur aufgehalten worden; in der Schlacht von Jena brach der Militärstaat zusammen. Scharnhorst war es, der einen neuen Geist einhauchte, der jetzige Kaiser, welcher dieses System ausbildete: „in ihm vereint sich Kraft, Verständniß, ein klarer Blick, Festigkeit im Aushalten und innigste Vaterlandsliebe." So habe er die Kräfte zu finden gewußt, deren er zur Ausführung seiner Pläne bedurfte „des leitenden Genies eines Moltke, des verwaltenden Genies eines Roon, des kriegerischen Genies eines Friedrich Karl." Wie die Armee Deutschlands die vollkommenste sei, so koste sie auch die geringsten materiellen Opfer; nur sei es nicht zu leugnen, daß sie den besten Theil des Volkes in seinen kräftigsten Lebensjahren der Arbeit entziehe — ein Punkt, welchen die freisinnigen Vaterlandsfreunde tief beklagten. Freilich sei der Militärdienst eine Schule; er bringe einen Geist von Ordnung, von schneller Auffassung, von straffer Durchführung, von Selbsterkenntniß und Tapferkeit, von der Fähigkeit zu gehorchen und zu befehlen mit sich. „Oft habe ich mich gewundert", sagt er, „wenn ich Abends bei Hofe oder in einer glänzenden Gesellschaft diese Jünglinge in den goldgeschmückten Uniformen sich bis lange nach Mitternacht im Tanze schwingen sah, und glauben mochte, daß sie unfähig jeder ernsteren Beschäftigung seien, wie sie am folgenden Morgen staubbedeckt ihre Truppen schon vom Morgendienste heimführten: lange vor Anbruch des Tages waren dieselben Jünglinge schon in ihrem Dienste, treu ihrer Verantwortlichkeit, erfüllt von einem Pflichtgefühl, das sie anhält, für ihre Untergebenen zu sorgen und das Vertrauen des Vorgesetzten durch Pflichterfüllung zu gewinnen." Die doppelseitige Militärlast sei für Deutschland ein Erforderniß; Bismarck habe um seine Durchführung die schwersten parlamentarischen Schlachten gekämpft, und Moltke zeige in jeder Parlamentssession, wie ein Professor der Philosophie, daß es für das Land noch fünfzig Jahre nothwendig sei, die Opfer zu bringen und die Armee auf dem gleichen Fuße zu halten. White gibt sich der Hoffnung hin, daß sich innerhalb fünfzig Jahre vielleicht die Methode einer schiedsrichterlichen Entscheidung statt der Kriege Geltung schaffen würde; er gründet diese Hoffnung gerade auf Deutschland, welches frei von jeder kriegerischen Ruhmsucht den Frieden wolle und die Entwickelung der Civilisation anstrebe.

Die praktische Durchführung dieser Idee bilde eine hervorstechende Seite der politischen Thätigkeit der deutschen Regierung. Die Zeit rein philosophischer Auffassung des Staatslebens, welche früher in den leitenden Regierungskreisen, wie im Parlamente den bezeichnenden Charakterzug bildete, sei für das öffentliche Leben in Deutschland

zum Glück vorüber; die Arbeit der Parlamente sei ein Muster strenger Gewissenhaftigkeit; nur wäre vielleicht das Parteileben noch zu gespalten und mache der Regierung den Weg der Compromisse zur Nothwendigkeit; in dieser Lage sei die Stellung des Mannes bemerkenswerth, dessen politische Tugenden, wie politische Mängel gleichviel zur Entwickelung des öffentlichen Lebens beigetragen haben — des Fürsten Bismarck. Seine Thätigkeit in den Parlamentsverhandlungen sei durchaus keine anhaltende; ebensowenig mache er zunächst den Eindruck eines guten geschulten Redners. „Sein riesiger Körper," sagt White, „scheint oft mit der Mühe zu kämpfen, die Gedanken hervorzubringen; während seine Reden Bände füllen, scheint er zunächst einen verhängnißvollen Mangel an Redegewandtheit zu haben. Er drängt hastig ein Wort hervor, macht gleichgültige Angaben, bringt Redensarten; dann plötzlich kommt eine Bemerkung, welche die ganze politische Sachlage aufklärt, ein Beiwort, welche den Gegner oder dessen ganze Partei niederwirft, ein Satz, der wie ein Weckruf durch die ganze Nation dringt; jetzt vielleicht wieder einige lose verschlungene Erinnerungen und dann plötzlich wieder mitten hinein die treffende historische Feststellung einer Thatsache; jetzt eine Menge kleinlich-egoistischer Bemerkungen und dann wieder eine Reihe zwingender Begründungen, welche wie ein Blitz in die Versammlung einschlagen; endlich nach einem halb müden, halb entmuthigten Selbstgespräch ein Ausbruch von Mißtrauen gegen seine Feinde, eine Mahnung an das deutsche Volk und an die Nachwelt, welche die ganze Versammlung erregt, welche das ganze Volk in Aufregung versetzt; es sind in unserer Zeit viele Männer gewesen, welche besser gesprochen haben, doch keiner, der mit solcher Macht gesprochen hat." Das Charakteristische in Bismarck sei die Erkenntniß, daß die englische Regierungsform, welche die meisten continentalen Regierungen angenommen haben, für Deutschland nicht passe; die Abhängigkeit der executiven Gewalt von der legislativen habe in England der Jahrhunderte dauernden Entwickelung bedurft, um nicht zum Schaden zu gereichen; für Europa sei die Regierung durch Majoritäten nicht denkbar. Der lang andauernde Kampf in Deutschland würde mit der Einführung des amerikanischen Systems enden, so daß die ausführende Regierung in der Besetzung von Aemtern und in der Ausübung der Verwaltung unabhängig von der legislativen Gewalt wird. Bemerkenswerth sei die äußere politische Stellung Bismarck's: hier strebe er die volle Unabhängigkeit an; gerade die jüngste Vergangenheit Preußens, der Tag von Olmütz, habe ihm als Richtschnur gedient: er schüttele jedes Gefühl persönlicher Beeinflussung ab. Während ihn seine Vergangenheit als einen Gegner Oesterreichs und einen Freund Rußlands hinzustellen schien, habe er sich dem nordischen Kaiserreiche als ein mächtiger Gegner gezeigt, der den Rücktritt Gortschakoff's und den Besuch von dessen Nachfolger Giers in Varzin veranlaßte; ebenso habe er in den Jahren 1879—1880 jenes Bündniß mit Oesterreich geschlossen, welches im politischen Schachspiel ein Meisterzug war. Die innere Politik Bismarck's sei noch nicht abgeschlossen; man könne nur auf einzelne Züge hinweisen, deren Resultat noch fehlt, und bei denen erst die Zukunft ein Endurtheil fällen kann: hier gelte es vor Allem, auf seine socialistischen Ideen hinzuweisen. Diese hätten ihren Ursprung in der Verbindung mit Lassalle; vor diesem glänzenden Denker habe er sich gebeugt, und es wäre natürlich, denn die Lassalle'sche Idee war mit seiner Auffassung des Staates die gleiche: der Staat mache das Volk aus, nicht das Volk den Staat; der Staat habe alle Verhältnisse zu regeln, mit einem Worte, der Staat sei der beste, welcher am meisten regiert. Diese allgemeine Idee wäre von Bismarck ausgearbeitet worden dahin, daß der Staat seinen Einfluß auf die Industrie geltend zu machen hat; er solle die Eisenbahnen verwalten, das Tabaksmonopol erwerben, die Versicherung der arbeitenden Classen gegen Tod und Unfälle übernehmen — es sei der Schritt zur Allgewalt des Staatslebens, zum Aufgehen des Individuums im Staatskörper.

Der Grundzug der Verwaltung im deutschen Reiche von dem obersten bis zum untersten Amte sei das Gefühl der Ausfüllung des Berufes. Unabhängigkeit von politischen Anschauungen, habe der Angestellte lediglich seines Amtes zu warten, und in diesem Sinne sei der Civildienst in Deutschland im höchsten Sinne des Wortes

republikanisch. Er stehe hierin im Gegensatze zu den amerikanischen, wo der Verwaltungsdienst trotz mancherlei Reformen noch heute als Versorgungsstätte für Parteidienste angesehen wird. Freilich sei auch nicht zu übersehen, daß der oberste Verwaltungsgrundsatz beider Länder diametral entgegengesetzt ist: während man in Deutschland die Oberleitung des Staates als das Ideal ansähe, wäre in Amerika die Ausbildung des Individualismus als der Ausgangspunkt des Staatslebens aufgestellt. Beide Seiten hätten ihre ganz bestimmten Vorzüge und Nachtheile — ein Aufgeben dieser Idee sei von keiner Seite zu erwarten oder selbst anzutreten; die natürliche Entwickelung müsse den Mittelweg finden lassen. Vortrefflich sei in dieser Beziehung der Justizdienst; die Unabhängigkeit des Richters sei gewährleistet, und die Gerichtsordnung mache die Mißstände des amerikanischen Processes, des endlosen Appellirens, der Chicanen und der Verdunkelung der Thatsachen fast zur Unmöglichkeit. Nicht weniger sei die Municipalverwaltung empfehlenswerth; die Grundlage der städtischen Verwaltung bilde die Steuertaxe; deshalb seien im Magistrate und bei den Stadtverordneten die Spitzen der Bevölkerung in ihren geistigen und materiellen Vorzügen repräsentirt, daher die Verwaltung eine gute und verhältnißmäßig billige.

Wie die Verwaltungslaufbahn als ein Beruf angesehen wird, nicht wie in Amerika als eine Versorgung, so wäre dies in noch höherem Grade mit dem Unterrichtswesen der Fall: das Lehrfach würde nicht als eine Aushilfe bei eintretender Noth, sondern als ein wissenschaftlicher und technisch zu erlernender Beruf genommen, und die Ausbildung der Jugend sei eine der Hauptaufgaben des Staats. Ein Grundzug des deutschen Schulwesens sei die Unabhängigkeit von einem Sectenwesen, welches den amerikanischen Schulen anhaftet: es gäbe keine lutherische Mathematiker oder calvinistische Philologen oder episcopale Naturphilosophen; die Berufung geschieht allein nach den wissenschaftlichen Leistungen. Als Grundzug des Unterrichtssystems gelte die Concentration in dem höheren Unterrichte, die möglichst große Ausbreitung in dem niederen Schulwesen; auch hierin stehe Amerika im Gegensatze: die Ueberfülle von Universitäten, welche namentlich in den letzten Jahrzehnten die einzelnen Landschaften fast überschwemmen, brächte den Uebelstand hervor, daß eine Ausbildung angestrebt würde, deren Durchführung unmöglich sei. In Deutschland sei die Regelung dieser Verhältnisse trefflich; die Vertheilung der Universitäten auf die einzelnen Provinzen und Landschaften, die Concentrirung der Gymnasien und Realschulen in den größeren Städten und die Verbreitung des Elementarunterrichts bis fast in jedes Haus gestalten den ganzen Unterrichtsgang harmonisch: in manchen Anstalten mag die Methodik zu scholastisch sein, die Jünglinge mögen zuviel zum Auswendiglernen angehalten werden, statt zur lebendigen Geistesübung — auch fehle es sehr an körperlicher Ausbildung, wie sie den amerikanischen und englischen Schulen eigenthümlich ist: alles das seien Punkte, in welchen Deutschland von Amerika lernen könne.

White kommt alsdann zu den Fortschritten auf dem Gebiete der geistigen Cultur; die gewährleistete Freiheit der Wissenschaft und die Unterstützung, welche die Regierung durch Bibliotheken, Laboratorien und Observatorien leistet, sind ihm gleich bewunderungswerth, hauptsächlich aber legt er Nachdruck auf die Entwickelung der modernen Kunst durch die ausschließlich ihr gewidmeten Museen; das Nationalmuseum in Berlin, die neue Pinakothek in München, das Städel'sche Museum in Frankfurt a./M. und die Sammlungen in Köln, Dresden und Königsberg seien als Musteranstalten anzusehen; nicht weniger aber die Sammlungen von Copien älterer Gemälde durch tüchtige junge Künstler, wie die von Sanssouci und in der Gallerie des Grafen Schack in München; ebenso verdienten die Sammlungen von Abgüssen plastischer Werke, wie sie Berlin, Bonn, München, Stuttgart und viele andere Städte, namentlich die Universitätsstädte aufweisen, die vollste Berücksichtigung. Amerika stehe hierin vornehmlich zurück, es gibt dort nur einige Privatsammlungen von großem Werthe; die öffentlichen Anstalten sollten zur Erkenntniß gelangen, daß große und vollständige Sammlungen der Originalwerke aller Meister fast unmöglich werden und daher an dem Beispiele der Museen Deutschlands theils durch Unterstützung der heimischen Künstler, und namentlich durch

Aussendung jüngerer Kräfte zum Copiren der alten Meister, theils durch Anlegung von Abgußsammlungen das Gefühl für Schönheit im Lande wecken und ausbilden.

Mit der geistigen Fortbildung stehe das sociale Leben im innigsten Zusammenhange. Die politische Entwickelung habe auch hier wohlthätig eingewirkt und das Wachsen der nationalen Selbstachtung, die Unabhängigkeit von der Meinung anderer Nationen und ein gewisses Selbstbewußtsein hervorgerufen. Der Vorwurf, welcher so oft den Deutschen gemacht würde, daß sie in der Wahrung der äußeren Formen zu lässig wären, sei vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt; aber eines zeichne den Deutschen aus: er schafft sich Ideale, er hat die Ueberzeugung, daß man nicht von Brot allein leben könne, daß es Bedürfnisse gibt, welche mit Geld nicht zu befriedigen sind. Darum suche er nicht den Reichthum um seiner selbst willen, sondern um ihn anzuwenden. „Ich kenne nirgends ein Land," sagt White, „wo Geld allein so wenig den Werth bestimmt; wo der Mangel an Reichthum so geringen Einfluß auf die gesellschaftliche Stellung ausübt; wo der Arme, der bedeutende geistige Eigenschaften besitzt, so geehrt wird, wo der Reiche, welcher seine Schätze in unehrenhafter Weise erworben hat, so verachtet ist." Man treffe deshalb auch nirgends weniger prahlenden Luxus und leere Schaustellung, nirgends auch hätte bloße Prahlerei weniger Erfolg; denn in Deutschland verlaufe alles in einer gewissen würdevollen Ruhe. Eitles Geschwätz auf der Tribüne und die Sucht nach Aufsehen in der Presse fänden einen geringen Boden. Eigenthümlich sei deshalb die Stellung der Presse. Die großen Mittel der amerikanischen Zeitungen, welche an jedem Brennpunkte des öffentlichen Lebens Correspondenten halten und mit jeder wissenschaftlichen, politischen und militärischen Expedition ihre Berichterstatter aussenden, welche jeden Tag spaltenlange telegraphische Berichte aus jeder Hauptstadt der alten Welt, ja selbst aus dem Innern von Asien und Afrika bringen, seien in Deutschland noch unbekannt. Eine Präsidentenwahl in Amerika, eine Reformbill in England würde in einem kurzen Telegramm abgethan; ja selbst die inneren Verhältnisse würden mit einer gewissen Kühle behandelt, welche der angelsächsischen Race fremd ist. „Als Heffter und Lotze starben, erfuhr das große Publicum in Berlin kaum etwas davon; in England hätte jedes großstädtische Blatt, in Amerika jede Zeitung von New-York bis San Francisco fast im Augenblicke eine durchgearbeitete Biographie und einen Abriß ihrer Wirksamkeit gegeben." Einen großen Mangel der deutschen Presse bemerkt Dr. White auch darin, daß sie mit den amerikanischen Angelegenheiten nicht hinlänglich vertraut sei. „Man findet," sagt er, „im Allgemeinen unter den deutschen Journalisten viele, welche die neueste Ansicht über das Jota subscriptum wissen, aber kaum einen, welcher hinreichend über unsere Republik unterrichtet wäre und es weiß, in welchem Maße in unserm Lande an der Fortentwickelung der Civilisation gearbeitet wird. Viele Angelegenheiten werden in der deutschen Presse mit Gründlichkeit behandelt, aber die Berichte über Amerika sind meist dürftig und fehlerhaft. Dennoch wird die Zeit auch hierin Abhilfe schaffen, und ich habe die volle Ueberzeugung, daß einmal das abschließende Werk über Amerika von einem Deutschen geschrieben werden wird." Die Vorzüge der deutschen Presse werden von Dr. White gebührend anerkannt: man respectire die privaten Angelegenheiten und vermeide die in Amerika so gewöhnliche Klatschsucht; Mordthaten und Hinrichtungen, welche in der amerikanischen Presse mit Vorliebe behandelt und als packende Neuigkeiten mit großem Nachdruck ausgerufen würden, nähmen in deutschen Zeitungen einen verschwindend kleinen Platz in der verlorenen Ecke des Blattes ein. Mehr als die Presse sei für den Deutschen das Theater ein hervorragendes Bildungselement; er liebe seine Classiker und folge der Darstellung ihrer Werke mit Verständniß; das Drama, die Musik und die Kunst bilden den Angelpunkt des Lebens für jeden Deutschen.

Ueber nichts sind nach White's Ansicht die Meinungen so schwankend, wie über die religiösen Anschauungen in Deutschland. Ob der Rationalismus in allen Gesellschaftsclassen so tiefe Wurzeln geschlagen habe, wie Viele annehmen, oder ob die Rückkehr zu dem positiven Glauben sich entwickle, wie Andere behaupten, darüber ließe

sich ein abschließendes Urtheil um so weniger bilden, als die allgemeinen Verhältnisse zu wenig Beweismittel an die Hand geben. White glaube, daß die Sittlichkeit als Ausfluß des Glaubens in keinem Lande höher stehe, als in Deutschland, und er will einen Schluß daraus ziehen, daß Deutschland allein von allen Nationen in dem Kampfe um Sittlichkeit und Menschlichkeit in Amerika auf dessen Seite gestanden hat. Vornehmlich aber sieht er den Einfluß der Moralität unabhängig vom Glaubensdogma darin, daß alle Confessionen, Protestanten, Katholiken und Juden, unablässig und gemeinsam an der Förderung der Wohlfahrt des Landes arbeiten. Einen Beweis dafür sieht er in der Strömung der deutschen Literatur, und namentlich darin, daß allen Deutschen Schiller, dessen treffliches Gefühl der hervorstechendste Theil seines Geistes sei, als der höchste Dichter gilt und überall am meisten verehrt wird. Er glaube aber auch, daß die Sittlichkeit in ihrer Wirkung nach Außen sehr zum Vortheile der Deutschen spricht, da, trotzdem keine Temperenzgesetze die Rückhaltung wahren, in Deutschland Trunkenheit zu den Ausnahmen gehört, und daß er während der ganzen langen Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland dort nicht soviel Betrunkene gesehen hat, wie an einem einzigen Jahrmarktstage in einem amerikanischen Landstädtchen.

Fassen wir die Resultate des White'schen Vortrages mit Rücksicht auf Amerika zusammen, so erscheinen alle an dem Materiellen hängenden Erscheinungen des Lebens dort höher entwickelt zu sein, als bei uns: die Industrie hat nicht nur in ihren Producten die erste Stellung eingenommen, sondern auch in ihrem ethischen Werthe die Menschen geadelt, so daß sie zur Erziehung der Nation am Wesentlichsten beigetragen hat. Nur ist dieser Einfluß nicht so bedeutend gewesen, um auch einen ästhetischen Einfluß zu gewinnen. So viel auch in Amerika Handel und Gewerbe an materiellen Erfolgen aufzuweisen haben, so ist die Verwendung dieser Mittel, selbst bei dem besten Streben, dort immer nur wieder dem äußeren Leben zu Gute gekommen; die inneren Lebensgüter, namentlich die Kunst in allen ihren Erscheinungen, aber auch die in dem Bewußtsein ruhenden philosophischen Erfordernisse nach den verschiedensten Richtungen, liegen noch als schlummernde Kräfte; für sie — so schließt White — kann Deutschland als eine Bildungsschule gelten, und er stimmt in das Wort Franz Lieber's ein, welches dieser freieste Sohn seines Vaterlandes am Ende seiner Laufbahn am amerikanischen Gestade aussprach: „Gott segne Deutschland; die künftige Geschichte der Menschheit und der Civilisation bedarf seiner". H. S.

---

# Politische Rundschau.

Berlin, im August 1883.

Der deutsche Hochsommer ist in seine letzte Phase getreten, ohne daß an seiner Physiognomie irgend eines der herkömmlichen Zeichen gefehlt hätte. Retrospektive Betrachtungen über die Ergebnisse der endlich geschlossenen parlamentarischen Session und Bemerkungen über die hie und da vorgenommenen Ersatzwahlen zum deutschen Reichstage füllen die Zeitungsspalten aus, denen man ansehen zu können meint, daß sie nur widerwillig geschrieben, nur flüchtig durchmustert und ohne eigentliche Theilnahme gelesen werden. Dem Maße der während des Winters und Frühjahrs aufgewendeten Anstrengungen entspricht dasjenige des allgemeinen Ruhebedürfnisses. So nachdrücklich macht dieses Bedürfniß sich geltend, daß die von der „Nordd. Allg. Zeit." angedeutete Möglichkeit einer Reichstagseinberufung und Durchberathung des endlich zu Stande gekommenen deutsch-spanischen Handelsvertrages auch da nicht ernsthaft genommen ward, wo man mit einer solchen Maßregel im Voraus einverstanden zu sein behauptete. Seit dem Jahre 1866 sind parlamentarische Augustarbeiten nicht mehr erhört gewesen. Die leitenden Staatsmänner haben der verödeten Hauptstadt für längere Zeit den Rücken gewendet, der Reichskanzler weilt im Bade und die Staatsmaschine arbeitet in dem langsamen Tempo, das in den längst vergangenen Zeiten, da die Welt noch gewöhnlich war, für das normale galt. Wie alljährlich, wenn die Sonne aus dem Zeichen des Löwen heraustritt, weilte unser Kaiser auf dem Gebiete des benachbarten und befreundeten österreichisch-ungarischen Kaiserstaates und bildete ein Zusammentreffen mit dem Herrscher desselben den Schlußpunkt der kaiserlichen Sommerreise. In diesem Jahre hat Ischl den Schauplatz dieser Begegnung gebildet, der von den betheiligten Ländern und Völkern mit hoher und einmüthiger Befriedigung, von den mißgünstigen Zuschauern in Ost und West mit nur schlecht verhehlter Verstimmung über die Unerschütterlichkeit des im October 1879 abgeschlossenen Bündnisses zugesehen ward. Auch an den Gerüchten, zu denen die Kaiserbegegnungen trotz ihrer regelmäßigen Wiederkehr regelmäßig Veranlassung geben, hat es nicht gefehlt. Bei dem Mangel anderweitiger Anhaltepunkte haben dieselben sich in diesem Jahre an die letzten Vorgänge österreichischer innerer Politik geschlossen. Und doch wissen Alle, die überhaupt Etwas wissen, daß die deutsch-österreichische Alliance mit den inneröſterreichischen Partei- und Nationalitätsfragen nichts zu schaffen hat, daß sie vielmehr jede Beeinflussung durch und jeden Einfluß auf dieselben ausschließt. — Besondere Vorkommnisse auf dem Gebiete des inneren Staatslebens liegen überdies nicht vor. Die von den Provinziallandtagen Böhmens und Dalmatiens gemachte Erfahrung, daß slawische Bäume auch in dem Taaffe'schen Oesterreich nicht in den Himmel zu wachsen vermögen, und daß den Bestrebungen für Emancipation von der Herrschaft der west-österreichischen Staatssprache sehr bestimmte Grenzen gezogen sind, hat an der allgemeinen Lage der habsburgischen Monarchie Nichts zu ändern vermocht. Mit unverminderter Schärfe stehen die nationalen Gegensätze einander gegenüber, ohne daß eine Ausgleichung zwischen centralistischen und föderalistischen

Einseitigkeiten sich absehen ließe. Auch die Vorhersagungen von einer allmäligen Beeinflussung der auswärtigen Politik des Kaiserstaates durch die slawische Vorherrschaft haben sich nicht bewahrheitet. Der Empfang, der dem Grafen Kalnoky in Gastein geworden und die kaum verfehlte feindselige Verstimmung Rußlands über Oesterreich-Ungarns orientalische Erfolge lassen im Gegentheil erkennen, daß die deutsche Alliance für das Wiener Cabinet das naturgemäße Ergebniß der Verhältnisse ist und daß die innere Gestaltung der österreichischen Dinge den Gegensatz zu der russisch-slawischen Politik nicht aufzuheben vermag. Die von den russischen Kirchenbehörden ausgesprochene Weigerung, die Einsetzung des in Carlowitz geweihten Metropoliten von Belgrad für kanonisch rechtsgültig anzusehen, — die Absetzung des serbischen Klostervorstehers in Moskau, der den Namen des neuen Kirchenfürsten im Kirchengebete genannt hatte und den Vorschub, den der russische Hof der Heirath des Prätendenten Peter Karageorgewitsch mit der montenegrinischen Fürstentochter leistet, reden in dieser Rücksicht eine außerordentlich deutliche Sprache. — In Bulgarien dauert die seit Monaten herrschende Verwirrung unverändert fort. Stündlich verliert der durch die Generale Sobolew und Kaulbars repräsentirte russische Einfluß an Boden, einstweilen aber wissen die dem Fürsten Alexander aufgedrängten Petersburger Rathgeber ihre Stellungen noch zu behaupten. Die Lage des Landesherrn ist dadurch eine so schwierige geworden, daß Gerüchte einer freiwilligen Abdankung desselben bereits seit einiger Zeit periodisch wiederkehren. Nach der Darstellung Moskauischer Blätter bildet die Rivalität russischer und deutsch-österreichischer Bewerber um den Ausbau des bulgarischen Eisenbahnnetzes den Hauptgegenstand des inneren bulgarischen Streites und das Hauptmotiv dafür, daß das Petersburger Cabinet auf der Erhaltung der beiden Minister besteht, über deren Mißliebigkeit bei allen Schichten des bulgarischen Volkes sonst keine Verschiedenheit der Meinungen herrscht. — Aus der nämlichen Quelle stammen die Nachrichten über den Rückgang des russischen und „rechtgläubigen" Einflusses in den türkisch gebliebenen Slawenländern. Unter der bulgarischen Bevölkerung Macedoniens soll die (angeblich von Frankreich und Oesterreich beschützte) katholische Propaganda im Lauf der letzten Monate einen Umfang genommen haben, der die „Orthodoxen" mit ernsten Besorgnissen erfüllt. — Die Gründe dafür sind bekannt. Da die bulgarische Kirche von dem ökumenischen Patriarchat als Ketzergemeinschaft behandelt wird und da die Pforte in der Gräcisirung ihrer slawischen Unterthanen einen Damm gegen das Großbulgarenthum sieht, dürfen die fanariotischen Bischöfe und Geistlichen Macedoniens einen offenen Krieg gegen Kirche, Sprache und Volksthum ihrer bulgarischen Diöcesanen führen und allenthalben mit der Einrichtung griechischer Schulen und Gottesdienste vorgehen. Katholischerseits weiß man sich das zu Nutze zu machen, indem man den von leidenschaftlichem Griechenhaß erfüllten macedonischen Bulgaren vorstellt, der Uebertritt zu dem weitherzigen, über nationale Gegensätze erhabenen Bekenntniß Roms sei das einzige und das sicherste Mittel zur Erhaltung ihres Volksthums. — Aehnlicher Erfolge soll das römische Kirchenthum sich in Bosnien und der Herzegowina rühmen können, — „allenthalben" (so klagen die Berichterstatter der Moskau-Petersburger Presse) „ist der österreichische Einfluß im Vorschreiten, der unsrige im Abmarsch begriffen." Ein Kenner der orientalischen Verhältnisse und publicistischer Parteigänger Ignatjew's, Herr Teplow in Petersburg, hat bereits ein Buch erscheinen lassen, das Rußland auffordert, die Vermittelung zwischen der griechischen und der bulgarischen Kirche zu übernehmen und dadurch die letztere vom Untergang zu retten.

Daß bei diesen Darstellungen ein starkes Stück Uebertreibung mitunterläuft, kann nicht wohl bezweifelt werden. In der Summe dürfte allerdings richtig sein, daß der russische Credit in der west- und südslawischen Welt mindestens nicht in der Zunahme begriffen ist. Es hängt das mit der allgemeinen Lage der russischen Dinge, mit dem Eigensinn und der Beschränktheit der maßgebenden Moskauer Führer und mit der traditionellen Gegensätzlichkeit der an der Centralstelle einander kreuzenden Richtungen zusammen. Dem von dem Grafen Tolstoy angestellten Versuche, durch das mit der Curie abgeschlossene Abkommen auf eine Versöhnung mit dem katholischen Polenthum hinzuwirken,

ist von den Fanatikern des orthodoxen Altrussenthums, den Katkow und Pobedonoszew, so erfolgreich entgegen gearbeitet worden, daß die eben erst geweckte Hoffnung auf eine halbwegs befriedigende Gestaltung der Verhältnisse des Königreichs und auf tolerante Behandlung der Katholiken und Unirten Litthauens und Westrußlands in eine bittere Enttäuschung umzuschlagen drohen. Der neu ernannte Warschauer Statthalter General Gurko verfolgt eine dem humanen Verhalten seines Vorgängers Albedinsky diametral entgegengesetzte Politik und gibt durch Begünstigung des verhaßten Curators Apuchtin deutlich zu verstehen, daß das System der Russification seinem vollen Umfange nach wieder hergestellt werden soll. Die Folge davon kann keine andere als die Discreditirung der polnischen Aussöhnungspartei und eine Kräftigung der radicalen Einflüsse sein, welche ein Zusammengehen polnischer und russischer Revolutionselemente anstreben und aus der Unthätigkeit der administrativen Centralstelle ohnehin reichlichst Nahrung zu ziehen wissen. Mit Projecten und Commissionsarbeiten, die nie zum Abschluß gelangen, wird die Zeit verloren, der der Regierung gebliebene Rest von Autorität aufgebraucht und die Richtigkeit der über immer weitere Kreise verbreiteten Meinung bescheinigt, daß der bureaukratische Absolutismus zu politischen und wirthschaftlichen Reformen gleich unfähig sei. Während man für die reinrussischen Theile des Staatsgebiets an der Politik rücksichtsloser Repression festhält, gestattet man den nationalen Wühlern, ihre Minirerarbeit in den nicht russischen Gebietstheilen, namentlich den baltischen Provinzen ungestört fortzusetzen. So erfolgreich hat der revidirende Senator Manassein seine auf Discreditirung der deutschen Behörden des Ostseegebiets gerichteten Pläne betrieben, daß der Gouverneur von Kurland Gegenstand unverhüllter Angriffe und Herausforderungen des revolutionären Junglettenthums geworden ist und daß aus dieser reichsten und gebildetsten Provinz des russischen Reichs abermals ein Agrarmord, die meuchlerische Hinwegräumung eines Freiherrn von Nolde, berichtet wird. Gleichzeitig ist der Nationalpartei die Beseitigung des erst vor wenigen Jahren (Januar 1881) ernannten Curators des Dorpater Lehrbezirks, Barons Stackelberg, gelungen, an dessen Stelle ein allem deutschen Wissenschaftsleben fremder Lyceumsprofessor aus Jaroslaw, Herr Kapußtin, treten soll. Auf demjenigen Verwaltungsgebiete aber, auf dem eine durchgreifende Neugestaltung dringender denn je noth thut, dem finanziell-wirthschaftlichen, herrscht vollständige Bewegungslosigkeit. Dem Rückgang der Valuta weiß man Nichts als ein kindisches Geschrei über angebliche Machinationen der Berliner Börsenmänner entgegenzusetzen, — dem mit Lasten aller Art überbürdeten Handelsstande soll eine neue Steuer aufgelegt und der Regelung der Verhältnisse des Judenthums durch Studien der Boden bereitet werden, welchen der ehemalige Justizminister Graf Pahlen in den beiden judenärmsten Ländern des Welttheils, in Frankreich und England, nachgeht! Inzwischen aber ist es in der südrussischen Stadt Jekaterinoslaw zu Judenkrawallen gekommen, die nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt werden konnten und auf den Schauplätzen der Ausschreitungen vom Frühjahr 1881 eine abermalige Bewegung der Gemüther zur Folge gehabt haben.

Bei solcher Lage der inneren Verhältnisse des führenden slawischen Staates bedarf es für den Rückgang des russischen Ansehens im Orient, welchen die Moskau-Petersburger Presse zu beklagen und aus westeuropäischen „Intriguen“ abzuleiten nicht müde wird, schlechterdings keiner Erklärung. Wenn der österreichisch-deutsche Einfluß in der europäischen Türkei, der britische in Aegypten maßgebend wird, so erscheint das einfach als natürliches Ergebniß des Zurücktretens der in diesen Ländern sonst maßgebend gewesenen Factoren. Frankreich hat auch während des letzten Monats an seinen inneren Angelegenheiten und an dem durch den Tod des Kaisers Tu-Duc immer verwickelter gewordenen anamitischen Handel so vollauf zu thun gehabt, daß ihm zu europäischer Orientpolitik keine Zeit übrig geblieben ist. — Die Gunst des Glückes, dessen das Ministerium Ferry — Rousseau-Waldeck sich bisher zu erfreuen gehabt hat, scheint demselben treu bleiben zu sollen. Die Erkrankung des Grafen von Chambord hat zu der gefürchteten Katastrophe nicht geführt, als Ableitung von der ostasiatischen Schwierigkeit dagegen ersprießliche Dienste geleistet und an ihrem Theil dazu beigetragen, der Regierung die Annahme der mit den großen Eisenbahn-Compagnien ab-

geschlossenen Verträge und das Zustandekommen des Magistraturgesetzes zu ermöglichen. — Daß die dem Ministerium und der augenblicklichen Lage durch diese „Siege" erwiesenen Dienste, vom Standpunkte des französischen Staatsinteresses, höchst zweifelhaft genannt werden müssen, lehrt freilich jede Betrachtung ihres Inhaltes. In Sachen der Eisenbahnangelegenheit ist die französische Regierung allerdings eine schwere finanzielle Sorge losgeworden, aber nur um den hohen Preis eines Verzichts auf die Durchführung des Staatsbahnsystems, den der Minister Raynal selbst als einen definitiven bezeichnet hat. Die abgeschlossenen Verträge sind ziemlich complicirter Natur. Gegen einen Staatszuschuß, der für alle, die Summe von 50,000 bezw. 55,000 Francs per Kilometer etwa übersteigenden Aufwendungen Ersatz leisten soll, übernehmen die drei großen Compagnien der Ost-, Mittelmeer- und Südbahn den Oberbau und die Ausrüstung des 4740 Kilometer umfassenden Bahnnetzes, zu dessen Herstellung die Republik sich zu übler Stunde verpflichtet hatte und mit dessen Ausführung im Laufe der letzten anderthalb Jahre der Anfang gemacht worden ist. Die Verwaltung der neuen, fast allenthalben den Charakter von Secundärbahnen tragenden Linien geht auf die zu ihrer Erbauung verpflichteten Gesellschaften über, welche diese beiden Theile ihres Besitzes mit einander verschmelzen. Da die finanzielle Ergiebigkeit der neuen Bahnstrecken eine zweifelhafte ist (Männer wie Leroy-Beaulieu haben derselben ein höchst ungünstiges Prognostikon gestellt), so garantirt der Staat den Compagnien einen gewissen, nach erfahrungsmäßigen Durchschnitten berechneten Mindesterlös aus den vereinigten alten und neuen Linien; etwaige Ueberschüsse sollen zu einem Drittheil den Gesellschaften, zu zwei Drittheilen der Staatscasse zufallen, die sich für die Dauer von fünfzehn Jahren das Recht zum Rückkauf der Gesammtnetze vorbehält. — Hier liegt nach Raynal's eignem Geständniß der wunde Punkt: nachdem durch die Verschmelzung der neuen mit den alten Linien der Gesammtbesitz der Privatgesellschaften sehr erheblich vergrößert worden ist, erscheint die Möglichkeit einer künftigen staatlichen Erwerbung derselben nahezu ausgeschlossen. In denselben Tagen, die Zeugen der siegreichen Durchführung des Staatsbahnsystems in Preußen und Deutschland waren, hat der französische Minister der öffentlichen Bauten einräumen müssen, daß der richtige Zeitpunkt für die Anbahnung einer solchen Maßregel in seinem Vaterlande versäumt, — aller Wahrscheinlichkeit nach für immer versäumt worden und daß nichts übrig geblieben ist, als dem einmal zur Thatsache gewordenen Uebergewicht der großen Privat-Eisenbahngesellschaften Rechnung zu tragen. Bei der schwierigen Lage, in welche die französischen Finanzen gerathen waren, erschien die Uebernahme der einmal beschlossenen Neubauten auf den Staat so bedenklich und halsbrechend, daß man froh gewesen ist, bei den Privat-Compagnien zu halbwege erträglichen Bedingungen Unterkunft zu finden.

Was es mit dem Gesetze [1]) auf sich hat, das die gegenwärtige französische Regierung

---

[1]) Der Art. 11 (in der Fassung der Senats-Commission Art. 15) lautet wie folgt: „Innerhalb dreier Monate nach Erlaß dieses Gesetzes soll in Gemäßheit der Vorschriften desselben zu einer Verminderung des Personals der Appellhöfe und Tribunale geschritten werden. Die Entlassungen geschehen unterschiedslos aus der Gesammtzahl des Personals.

Die Gesammtzahl der Richter, welche entlassen werden oder aber ausscheiden, weil sie die ihnen angebotenen neuen Stellungen ausschlagen, darf nicht größer sein als diejenigen der eingezogenen Stellen. (Diese Zahl beträgt bekanntlich 350.) Diejenigen richterlichen Personen, welche nach dem 2. December 1851 gemischten Commissionen angehörten, sollen unter keinen Umständen in Function bleiben." — Die entlassenen oder ausgeschiedenen Gerichtspersonen erhalten als Ruhegehalt:

nach einer Dienstzeit zwischen 20 und 30 Jahren 1/2 ihres letzten Gehalts,
„ „ „ zwischen 10 und 20 Jahren 2/3 ihres letzten Gehalts,
„ „ „ zwischen 6 und 10 Jahren 1/4 ihres Durchschnittsgehalts,
„ „ „ von weniger als 6 Jahren 1/6 ihres Durchschnittsgehalts.

Für richterliche Beamte, auf welche die Gesetze vom 1. März 1852 und 9. Juni 1853 anwendbar sind, treten die in diesen enthaltenen besonderen Bestimmungen in Kraft.

in den Stand setzt, während dreier Monate die Richter als absetzbare Beamte zu behandeln, aus der Zahl derselben die Mißliebigen auszuschließen und die übrig geblieben beliebig zu versetzen — das ist in diesen Blättern zu häufig und zu eingehend besprochen worden, als daß es nochmaliger Erörterung dieser Materie bedürfen könnte. Mit der Erwähnung der Thatsache, daß ein ähnliches Vorgehen seit Erlaß der die richterliche Unabsetzbarkeit feststellenden Verfassung vom Jahre VIII der ersten Republik (1800) nur von einer der seit den letzten siebenzig Jahren an das französische Staatsruder gelangten Regierungen, derjenigen Napoleon's I. (Senatusconsult vom 12. Oct. 1807), gewagt worden, ist Alles gesagt. Nichts ist der chambre introuvable von 1814 so häufig zum moralischen Vorwurf gemacht worden, wie der Umstand, daß sie das berüchtigte „Epurationsgesetz" des Kaiserthums erst aufhob, nachdem auf Grund desselben ein Theil der früheren Richter entlassen worden war; und jetzt erlebt die Welt, daß eine demokratische Regierung zu einem neuen „Epurationsgesetze" schreitet und damit ein Beispiel gibt, das (nach der treffenden Bemerkung des „Journ. des Débats") für alle von künftigen Regierungen vorzunehmenden Angriffe gegen die richterliche Unabsetzbarkeit ein willkommenes Präcedens schafft, ja solche Angriffe förmlich provocirt. Nicht einmal das gewöhnlichste und wohlfeilste aller in solchen Fällen üblichen Feigenblätter, die Zusicherung der bisherigen Gehaltsbezüge an die Geschädigten, hat der Partei-Terrorismus diesem Gewaltacte vorzustecken für nöthig gehalten. Bei der relativen Niedrigkeit der französischen Richtergehalte, die erst bei dieser Gelegenheit eine Aufbesserung erfahren haben[1]), erscheinen die bewilligten Entschädigungssätze ausdrücklich dazu bestimmt, die auf die Proscriptionsliste gesetzten Glieder der Magistratur den vollen Haß der siegreichen Partei fühlen zu lassen und den gesammten Richterstand von künftiger Bethätigung politischer Unabhängigkeit abzuschrecken. Um in dieser Rücksicht alle Zweifel auszuschließen, hat man sich nicht entblödet, Kundgebungen unrepublikanischer Gesinnung ausdrücklich als Vergehungen gegen die richterliche Disciplin zu bezeichnen, die Appellhöfe und die Tribunale erster Instanz aller disciplinarischen Befugnisse zu entkleiden und diese letzteren ausschließlich auf den Cassationshof zu übertragen — Dinge, die selbst in den schlimmsten Tagen königlicher und kaiserlicher Gewaltherrschaft moralisch unmöglich gewesen wären und die der französischen Magistratur eine unheilbare Wunde zu schlagen drohen.

Für die gegenwärtige Lage der Dinge in Paris ist es höchst bezeichnend, daß dieser beispiellose Eingriff in die sonst wie Heiligthümer behandelten Traditionen der großen Revolution von der ungeheuren Mehrheit der Presse und des Publicums fast ausschließlich nach seinen nächsten politischen Wirkungen beurtheilt, d. h. unter Gesichtspunkte gebracht werden, die mit der Sache selbst Nichts zu thun haben. Für die Freunde wie für die Gegner scheint die Hauptsache zu sein, daß die Regierung gesiegt und dadurch ihre Positionen befestigt und daß der Senat Aussicht darauf gewonnen hat, bei der in bereits absehbare Nähe gerückten Verfassungsrevision glimpflicher behandelt zu werden, als bei seiner anfänglichen Ungefügigkeit erwartet worden war. Die wichtigste

[1]) Mit Ausnahme des Appellhofes von Paris (dessen erster Präsident 25,000 Francs erhält, während die Abtheilungspräsidenten je 13,750, die Räthe je 11,000 Francs erhalten) sind alle Gerichte dieser Instanz in Bezug auf Rang und Gehalt einander gleichgestellt. Die Gehälter betragen für die ersten Präsidenten 18,000 Fr., für die Abtheilungs-Präsidenten je 10,000, für die Räthe je 7000 Frcs. — Für die Tribunale erster Instanz betragen die Gehalte für Präsidenten, Vicepräsidenten und Richter in Paris bezw. 20,000, 10,000 und 8000 Frcs., der Instructionsrichter erhält 10,000 Frcs. Für die übrigen Städte sind die Gehalte je nach der Einwohnerzahl derselben niedriger gestellt; das Minimum (für Städte unter 5000 Einwohner) beträgt bezw. 5000, 4000, 3000 und 3500 (Instructionsrichter) Francs. Für die Städte Algeriens sind die Gehaltssätze höher normirt. — Die auf die Gehalte bezüglichen Bestimmungen treten am 1. Januar 1884 in Kraft; sofern dieselben Einbußen nach sich ziehen, sollen sie auf weiter fungirende Richter und richterliche Personen nicht angewendet werden.

aller seit Jahr und Tag getroffenen Entscheidungen wird als bloße Tagesfrage behandelt, und über anderen Tagesfragen, z. B. dem Scheitern des zwischen Mr. Gladstone und Herrn von Lesseps verabredeten neuen Suezcanalbau-Vertrages, rasch vergessen. Die Verhandlungen darüber, ob dem Erbauer des im Jahre 1869 eröffneten Canals ein ausschließliches Recht auf die Herstellung von Wasserverbindungen zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere zusteht, berührt freilich einen der wundesten Punkte des nationalen Selbstgefühls. — In London hat man das genau genug gewußt, um sich danach einzurichten. Was irgend geschehen konnte, um die französische Empfindlichkeit über das britische Sträuben gegen dieses Abkommen zu begütigen, ist von dem Führer der englischen Liberalen gethan worden, der auch bei dieser Gelegenheit seinen Mangel an diplomatischem Geschick und seine Zärtlichkeit für das Verhältniß zu dem ehemaligen Alliirten nach Kräften offenbart hat. Soweit wie Mr. Gladstone ist die Mehrheit des englischen Parlaments allerdings nicht gegangen, zu einer directen Herausforderung des reizbaren Nachbarn hat die Mehrheit sich indessen nicht bemüßigt gesehen. Veranlassung zu Reibungen und Zusammenstößen ist ohnehin in reichlichem Maße übrig geblieben. Herrscht doch trotz der Ablehnung der von der toryistischen Opposition vorgeschlagenen Adresse in weiten Kreisen der englischen Gesellschaft der Eindruck vor, daß diese Angelegenheit dem sinkenden Einfluß der im April 1880 an das Staatsruder gelangten Regierung eine neue Wunde geschlagen und die whigistische auswärtige Politik um den Rest ihrer populären Sympathien gebracht hat. Frankreichs coloniale Pläne und Englands in Aegypten verfolgtes System haben einen Zwiespalt der beiderseitigen Interessen geschaffen, der auf beiden Seiten des Canals gleich lebhaft empfunden wird, und der längst zu vollem Ausdruck gelangt wäre, wenn man sich nicht hüben und drüben in außerordentlich peinlichen inneren Verhältnissen befände. Mit gutem Grunde ist der Eindruck, den die Ermordung des Kronzeugen Carey in allen Theilen des britischen Inselreichs geübt hat, ein ungewöhnlich starker und tiefgehender gewesen. Man hat Gelegenheit gehabt, sich von der unverminderten Thatkraft der irischen revolutionären Liga ebenso zu überzeugen, wie von dem Anhalt, den die nationale Umsturzpartei in der Stimmung der grünen Insel und namentlich der Hauptstadt Dublin besitzt, die auch bei dieser Gelegenheit aus ihrer üblen Gesinnung kein Hehl gemacht und die Kunde von der für den Phönixpark-Proceß genommenen Rache mit lautem Jubel begrüßt hat. Die britische Rathlosigkeit ist eine vollständige, weil die von der Opposition ausgestoßenen Rufe nach Herauskehrung der rauhen Seite und nach Rückkehr zu dem altväterischen System rücksichtsloser Repression durch die Erwägung zum Schweigen gebracht werden, daß dieses System immer nur Vermehrung der vorhandenen Schwierigkeiten zur Folge hatte und daß man auf der Bahn agrarischer Reformen zu weit gegangen ist, um noch zurück zu können. Beginnen Tragweite und Bedeutung dieser Reform doch für Großbritanien selbst von Tage zu Tage fühlbarer zu werden! Die gegenwärtig geführten Verhandlungen über ein englisch-schottisches Gesetz zum Schutze der Pächter und zur Einschränkung des Verfügungsrechts der Großgrundbesitzer stehen mit den in Irland vorgenommenen legislativen Veränderungen des Pachtsystemes im engsten Zusammenhang und haben einen zahlreichen und wichtigen Bruchtheil der britischen Landbevölkerung an dem weiteren Fortgang der irischen Agrarreform auf das directeste interessirt. Auf den moralischen Einfluß dessen, was jenseits des St. Georgs-Canals den Landbauern zugestanden werden mußte, ist es zurückzuführen, daß das Verlangen der englischen und schottischen Pächter nach gesetzlicher Anerkennung ihrer Ansprüche auf Meliorations-Entschädigung und nach Regelung der Pachtperioden nicht mehr überhört werden konnte. Bereits gegenwärtig läßt der Zeitpunkt sich absehen in welchem das vorgeschrittenste Culturland des europäischen Westens vor die Agrarfrage gestellt sein wird, die im Osten längst ihre vorläufige Lösung gefunden hat. Das eröffnet Perspectiven, die mehr als begreiflich erscheinen lassen, wenn die Regierung Mr. Gladstone's sich unter Berufung auf ihre ägyptischen Erfolge von Allem zurückzieht, was zu auswärtigen Verwickelungen ernsterer Art führen und internationale Verbindlichkeiten nach sich ziehen könnte.

Im Süden des Welttheils haben Vorgänge von politischer Bedeutung während der letzten Wochen nicht vorgelegen. Das revolutionäre Pronunciamento in Badajoz trägt den traditionellen Charakter spanischer Militärrevolten, die rasch ausbrechen und rasch unterdrückt werden, trotz ihrer Beschränkung auf einzelne Garnisonorte indessen regelmäßig die Wirkung haben, In- und Ausland an die Unsicherheit der auf der pyrenäischen Halbinsel aufgerichteten Ordnung zu erinnern, die nur gefristet, nicht consolidirt werden zu können scheint. — Der Verlauf der in Aegypten ausgebrochenen Cholera-Epidemie hat die vor einer Weiterverbreitung der Krankheit gehegten Befürchtungen bis jetzt nicht bestätigt und ihre Heftigkeit nach kurzer Herrschaft wieder verloren; das Nämliche wird hoffentlich von den aus Beirut gemeldeten Fällen gelten. — Inzwischen ist das südliche Europa durch ein Naturereigniß erschreckt worden, wie es in unserem Welttheil seit den Tagen des Erdbebens von Lissabon und der Zerstörung von Lissabon nicht mehr erlebt worden. Die furchtbaren Verwüstungen auf Ischia haben die Theilnahme der gesammten civilisirten Welt in Anspruch genommen und das längst entwöhnte Bild eifrigen und werkthätigen Zusammenwirkens von Menschen des verschiedensten religiösen, politischen und nationalen Bekenntnisses dargeboten. Daß unter Denen, die den schwer heimgesuchten Bewohnern des italienischen Eilandes aus der Ferne zu Hilfe geeilt sind, die Fürsten und die Bürger des deutschen Reichs die erste Stelle einnahmen, wird, wie vorausgesetzt werden darf, zur Befestigung der Bande beitragen, durch welche die beiden jüngsten europäischen Großmächte, trotz einer Reihe peinlicher Zwischenfälle, seit den Zeiten ihrer staatlichen und nationalen Erneuerung verbunden geblieben sind. Auch davon wird Act zu nehmen sein, daß die Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie mit dem Beispiel humaner Theilnahme an dem Elend der Heimgesuchten vorangegangen ist und dadurch auf's Neue bewiesen hat, daß die alten Rechnungen zwischen dem Kaiserstaat und denjenigen Reichen, welche an die Spitze der die Welt umgestaltenden nationalen Bewegung treten mußten, für immer ausgeglichen und abgeschlossen sind.

---

## Kunst und Kunstgeschichte.

### Die Sammlung Sabouroff.

Die Sammlung Sabouroff, Kunstdenkmäler aus Griechenland, herausgegeben von Ad. Furtwängler. Berlin. A. Asher u. Co. 1883.

Privatsammlungen von Antiken werden heutzutage nicht mehr häufig zusammengebracht; das liegt zum Theil in der Natur der Sache: eine ganze Reihe von günstigen Umständen muß zusammentreffen, um sie zu ermöglichen. Die weitaus meisten derartigen Privatsammlungen stammen aus früheren Jahrhunderten; viele einst berühmte sind längst in großen Museen aufgegangen. Die Mehrzahl der noch bestehenden fristete ein ziemlich verstecktes Dasein in England. Erst ganz vor Kurzem hat Ad. Michaelis dieselben in einem Bande von der Stärke einer splendid gedruckten Bibel beschrieben und der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht. So Werthvolles dieselben im Einzelnen enthalten, — ihr Charakter ist, wie derjenige von Privatsammlungen überhaupt, bestimmt durch den Zufall der Gelegenheit. Die Sammlung des Herrn von Sabouroff, der bekanntlich jetzt Russischer Botschafter in Berlin ist, nimmt eine Ausnahmestellung ein.

„Kunstdenkmäler aus Griechenland" lautet der Zusatz zum Titel; damit ist das besondere Interesse dieser Sammlung schon angedeutet: sie hat zunächst in Bezug auf die Herkunft ihres Inhalts nicht den Charakter des Zufalls, des allerorten Zusammengerafften oder Aufgekauften. Aber sie hat diesen Charakter auch nicht in Bezug auf ihren Inhalt, welcher vorwiegend aus Marmorskulpturen, bemalten Thongefäßen und Terracotten zusammengesetzt ist; auch in dieser Mannigfaltigkeit einzig. „Schönheit und Bedeutung" sind die ausgesprochenen Gesichtspunkte, unter welchen die Auswahl getroffen ist, bei welcher ein feiner Sinn und die nothwendigen Hilfsmittel mit einer äußeren Gunst der Umstände [1]) in einer Weise verbunden waren, die eine Wiederholung solcher Sammlung unwahrscheinlich macht.

Auf etwa 150 Tafeln sollen „die wichtigsten Stücke dieser einzigen Sammlung dem gelehrten wie dem kunstliebenden Publicum zugänglich" gemacht werden; letzteres auf das Werk hinzuweisen ist der Zweck dieser Zeilen.

Alle Marmorobjecte sowie ein kleinerer Theil der Terracotten werden durch das treffliche Verfahren — Heliogravure — Dujardin's in Paris reproducirt, die meisten Thonfiguren und Vasen durch Chromolithographie nach Zeichnungen des Herrn Eichler, der schon früher ausgezeichnete Proben von einem seltenen Talent für die Wiedergabe der Antike gegeben hat. Zwei Lieferungen des Werkes mit zwanzig Tafeln liegen vor. Schon wenn Herr von Sabouroff nichts weiter als die Abbildungen gegeben hätte, so würde er der Dankbarkeit Aller gewiß sein, welche Sinn und Interesse für die antike Kunst haben; eine Zahl, die trotz einer gewissen, zum Theil versteckten

[1]) Herr von Sabouroff war Jahre lang russischer Gesandter in Athen.

Reaction nach den großartigen Funden der letzten Jahrzehnte glücklicherweise noch im Zunehmen begriffen ist. Es ist freilich auf der andern Seite eine bemerkenswerthe Thatsache, wie fest die Gesammtanschauung des weiteren Publicums der antiken Kunst und ihrer Entwickelung gegenüber noch auf einem durchaus veralteten Standpunkte steht; um so mehr darf es als eine glückliche Fügung bezeichnet werden, daß Herr von Sabouroff seiner Sammlung in Herrn Dr. A. Furtwängler einen Erklärer hat geben können, wie er dafür geeigneter kaum gefunden werden dürfte. Die Kunstbetrachtung strebt auf antikem Gebiete heutzutage nach einer immer größeren Einfachheit der Auffassung und zugleich immer tieferer Erkenntniß des Zusammenhangs und der Ausgangspunkte in Inhalt und Form. Das große Publicum ist von diesem Streben deshalb noch kaum berührt worden, weil letzteres fast ausschließlich in einer rein wissenschaftlichen Form aufgetreten ist. Bei schönerem Anlaß, bei anziehenderen Objecten als in vorliegendem Falle, konnte die neue Richtung einem weiteren Kreise nicht leicht geboten werden; und Herr Furtwängler hat sich seiner Aufgabe in dieser Beziehung ausgezeichnet entledigt. Was ein feines Auge in Verbindung mit einer ausgebreiteten Kenntniß des Denkmälervorraths und einem vollkommenen Ueberblick über den Stand der Forschung leisten konnte, ist hier geschehen. Die Erklärungen sind meist knapp und durchaus sachlich, die Charakteristiken oft geradezu frappant; auch dem Fachmanne können sie Neues bieten; dem Laien müssen sie, wenn er zu lesen versteht — und nicht, wie leider so häufig, nur Selbstverständliches und Bekanntes zu finden meint, weil er bekannte Worte sieht — eine ganz neue Welt des Genusses eröffnen. Denn diese Erörterungen führen nicht bloß um die Werke herum, behandeln sie auch nicht als etwas absolut Gegebenes, sondern sie führen unmittelbar hinein und zeigen unausgesetzt auf das Werden der Kunst, innerhalb deren sie jedem Werke seinen Platz anweisen. Specielle Einleitungen, auf die man begierig sein darf, sollen das näher begründen. Schon jetzt macht diese Methode den Text zu einem überaus anregenden; ich verweise statt alles Weiteren z. B. auf die Bemerkungen über die Thongruppe Eros und Psyche —, und man kann auch in Hinblick darauf nur bedauern, daß die Verbreitung des Werkes zunächst durch seine Kostspieligkeit verhältnißmäßig eng begrenzt sein wird.

Die ganz vereinzelt auftauchenden epideiktischen Ansätze in der Beschreibung fallen nicht schwer in's Gewicht, wo eine so schöne Wärme für den Gegenstand den Grundton angibt, und wo die treue Durcharbeitung für den Einsichtigeren gerade an der scheinbaren Mühelosigkeit der Darstellung erkennbar ist.

Die vorliegenden zwei Hefte enthalten fast nur Bedeutendes an Marmorwerken, Terracotten und Thongefäßen: Köpfe einer alterthümlichen und entwickelten Kunst, Grabreliefs der besten Zeit, wie sie selten oder nie ihren Weg aus Griechenland zu den Hyperboräern finden, Thonfiguren von jener beispiellosen Anmuth, wie erst die Funde von Tanagra sie uns kennen gelehrt haben, deren Hauptinhalt ihre Schönheit zu sein pflegt, Vasenbilder — bakchischen und genrehaften Inhalts — von einer Vollendung, die auch dem ungeübten Auge verständlich ist.

Es soll keine Unfreundlichkeit gegen die Verlagshandlung sein, welche die Ehre der Veröffentlichung auf sich genommen hat, wenn ich mit dem Wunsche schließe, daß das Werk noch ungleich mehr Betrachter und Leser als Käufer finden möge.

Gustav Hirschfeld.

## Literarische Rundschau.

### Kruse's „Alexei".

Alexei, Trauerspiel in 5 Acten von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1882.

Zu den Stoffen, welche auf die Dramatiker stets von Neuem bestrickenden Reiz ausüben, gehört auch das Schicksal des unglücklichen Sohnes Peter's d. Gr., des Czarewitsch Alexei. — Viermal schon ist der Proceß ausführlich behandelt worden, zuerst auf Befehl Peter's, welcher den Verdacht, die Ermordung Alexei's selbst befohlen zu haben, von sich abwälzen wollte, dann in unserem Jahrhundert von drei russischen Historikern. Dennoch sind einige Punkte, besonders das Ende des Prinzen, durchaus nicht so unzweifelhaft, daß die gestaltende Phantasie durch die Ergebnisse der Forschung gefesselt wäre. Gerade solche Stoffe, welche Lücken enthalten, werden dem echten Dramatiker stets Gelegenheit bieten, aus losen Theilen ein poetisch wahres Gebilde zu schaffen. Das ist dem Dichter der „Gräfin" in viel besserer Weise geglückt, als seinen Vorgängern Gehe und Immermann.

In der Exposition hat er sich ziemlich treu an die Geschichte gehalten. Ein fein ausgeführtes Gespräch zwischen der Gattin Alexei's, Charlotte — einer braunschweigischen Prinzessin — und ihrer Jugendfreundin, der kürzlich in Petersburg angekommenen Gräfin Sophie Platen, spiegelt lebendig alle Verhältnisse, welche für das Verständniß nöthig sind. Als besonders wichtig zeigt sich uns das Wohlwollen, welches der sonst so harte und eigenwillige Czar für seine Schwiegertochter hegt, dann die tiefwurzelnde Gegnerschaft zwischen Vater und Sohn. Trotzdem diese Einführung einen mehr schildernden Charakter an sich trägt, wird doch die Theilnahme wachgerufen und gesteigert, als Affrosinja, eine junge Finnin, dem Czarewitsch in treuer Dankbarkeit ergeben, eintritt und durch sie offenbar wird, daß Alexei, um der Grausamkeit des Vaters zu entgehen, entflohen sei. Vom vierten Auftritt des ersten Actes an belebt sich die Handlung immer mehr — eine Verschwörung ist entdeckt, deren Zweck Peter's Sturz, Alexei's Erhöhung bildet, deren Mittelpunkt das Kloster Susdal ist, wo Eudokia, des Czaren erste Gattin, die Mutter Alexei's, als Verbannte und als Nonne lebte.

Der zweite Act führt uns in das Kloster. Er wird durch ein Gespräch zwischen der früheren Czarin und Stephan Globow, einem der Häupter der Verschwörer, welcher Eudokia liebt und von ihr geliebt wird, eröffnet. Wir erfahren, daß sich an dem Tage die Bischöfe und Bojaren hier versammeln, um den Aufruf festzustellen, welcher die Entsetzung Peter's und Alexei's Thronbesteigung dem Volke verkündigen soll; Eudokia theilt Globow mit, ihr Sohn habe ihr seine Ankunft melden lassen: er müsse flüchten, wolle aber vorher den Segen der Mutter holen. Alexei kommt, aber täuscht Eudokia's Hoffnung, denn er lehnt es ab, die Hand gegen den Vater zu erheben — eine der Stellen, wo Kruse von der Geschichte abgewichen ist. Umsonst ist der Mutter Flehen, der Sohn bleibt fest und setzt die Flucht fort. Der dritte Auftritt führt den Czaren mit seinen Truppen mitten in die Versammlung, welche seine Absetzung beschlossen hat. Die Gegensätze sind vortrefflich entwickelt, Peter außerordentlich lebendig gezeichnet — der ganze Auftritt müßte auf der Bühne von großer Wirksamkeit sein. Zwischen dem zweiten und dritten Act fällt das Strafgericht, welches der Czar an den Aufwieglern in Moskau vollziehen läßt; als ihn dort die Nachricht trifft, daß es auch in Petersburg gähre, eilt er in die Hauptstadt und begibt sich persönlich in die Schenke,

wo die Verschworenen zusammentreffen; er läßt dieselben verhaften und gibt, als er erfährt, daß der Kaiser von Oesterreich Alexei (seinem Schwager) Schutz in seinen Staaten zugesagt habe, den Befehl, ein Geschwader nach Neapel zu senden, wohin sich der Czarewitsch gewendet haben soll, und zugleich den Geheimrath Tolstoi und den Kammerherrn Romanzow abzuordnen, den Spuren des Entflohenen nachzugehen, um ihn zur Heimkehr zu bewegen. Der nächste Auftritt führt die ergreifend geschilderte Scene des Todes Charlottens vor. Die Prinzessin sucht den Czaren für Alexei günstiger zu stimmen, stellt ihm vor, daß auch er an dem Sohne gesündigt habe und nimmt ihm das Versprechen ab, sich ihres Kindes Peters Alexejewitsch anzunehmen. Kaum hat sie die Augen geschlossen, kommt die Czarin Katharina und verpflichtet sich der Gräfin Platen gegenüber, den Gatten an sein Wort zu erinnern, wenn er dessen vergessen sollte. Nachdem man die Leiche entfernt hat, gibt der wieder auftretende Czar Befehle, die Todte wie eine Königin zu begraben und unterzeichnet dann ein Schreiben an den Kaiser in Wien, in welchem er Alexei's Auslieferung fordert.

„Ich dulde nicht des Knaben Trotz und Hohn!<br>
Wer siegt im Zweikampf, Vater oder Sohn?"

Mit diesen Worten schließt der Act.

Der vierte Aufzug zeigt uns Alexei in Neapel. Er sehnt sich nach Affrosinja. Eine Unterredung mit dem kaiserlichen Statthalter Grafen Daun enthüllt die Furcht, welche der Drohbrief Peters in Wien erregt hat und unterrichtet uns von der Ankunft der beiden Abgesandten. Darauf erscheint in männlicher Tracht Affrosinja, welche dem Czarewitsch bis hierher gefolgt ist. Der Castellan meldet die Ankunft der zwei Russen. Alexei zieht sich zurück, um die durch sein Geständniß hocherregte Affrosinja zu beruhigen. Tolstoi und Romanzow besprechen sich über die nöthigen Lügen und geben dann, ohne Vollmacht, dem Czarewitsch die kaiserliche Zustimmung zu seinen Wünschen; er solle Affrosinja heirathen und sich ganz dem Landbau widmen dürfen. — Der letzte Act bringt die Lösung. Im Thronsaal sind die Großen um Peter versammelt. Alexei erscheint und schon die ersten Worte des Vaters klären ihn auf, daß er betrogen sei. Peter spricht ihm das Recht der Erbfolge ab, klagt ihn an, das Haupt der Verschwörer gewesen zu sein und läßt ihn dann verhaften. Der folgende Auftritt spielt in einem Kerker der Peter-Paulsfestung. Das Gespräch zweier treffend gezeichneter Frohnknechte unterrichtet uns, daß Alexei gefoltert werden soll, um seine Mithelfer zu nennen. Die folgende Scene, in welcher Fürst Menschikow, der Günstling des Czaren, auftritt, macht es klar, daß es diesem am liebsten wäre, wenn der Gefangene den Folterqualen erläge und enthüllt in dem Gespräch zwischen dem Fürsten und Alexei die völlige Grundlosigkeit der Beschuldigungen. Menschikow sieht, daß für ihn jede Hoffnung, seine Stellung zu behalten, schwinde, falls der Czarewitsch zur Regierung gelangt, und beschließt, die Sache zu beenden. Er sendet Tolstoi, Romanzow und drei Begleiter mit der Weisung, den Prinzen zu tödten. So feinsinnig der Dichter hier Manches gemildert hat, ist der Eindruck doch peinlich. Ohne Befehl, aber doch mit Zustimmung des Czaren ist die That vollzogen — der die Strafe folgt: der kleine Czarewitsch, für den Peter das Verbrechen an Alexei hat geschehen lassen, erkrankt und stirbt — der Kaiser ist tief erregt, seine Gemahlin mahnt ihn an das Charlotte gegebene Wort, und führt ihm den von Peter verstoßenen und enterbten Enkel vor.

„Ja, ja, ein ächter Sproß vom Stamm Romanow<br>
Ist dieser Peter Alexejewitsch,<br>
Ein holder Knabe, Rußlands künft'ger Czar!"

Mit diesen Worten Peter's endet die Tragödie. — Daß der Dichter auch hier seine bekannten Vorzüge der Sprache und Charakterzeichnung entfaltet hat, ist auszuführen überflüssig. Man kann es nur bedauern, daß Intendanten und Directoren Kruse's Dramen nicht nach Verdienst beachten. Unter solchen Verhältnissen gehört viel Liebe zur Poesie und starker dichterischer Schaffensdrang dazu, um der Muse treu zu bleiben und sich mit dem Dank zu begnügen, welcher jeder redlich Denkende solchem muthigen Ausharren zollen muß.

# Fünfzig Jahre belgischer Literaturgeschichte.

Cinquante ans de liberté. Histoire des lettres en Belgique par Charles Potvin. Bruxelles, Weissenbruch. 1882.

Die literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen Belgiens sind in Deutschland wenig beachtet. Während man die geistige Thätigkeit Norwegens, Dänemarks, Hollands eifrig verfolgt, kennt man von Belgiern kaum den einen Conscience als Schriftsteller, zwei oder drei Namen von Gelehrten. Und doch ist das literarische Schaffen Belgiens ein überaus reges, die Zahl der Schriftsteller eine relativ größere, als selbst in Deutschland. Es ist wahr, daß unter dieser Menge nur wenige hervorragende Talente sich finden. Allein ist es nicht immerhin erfreulich, in dem als materiell verschrienen Belgien Hunderte sich mit geistigen Dingen selbstthätig beschäftigen zu sehen?

Vor Allem darf man nicht vergessen, in wie ausnehmend schwieriger Lage sich die belgischen Autoren befinden, wie ihnen die Entwickelung einer tüchtigen nationalen Eigenthümlichkeit fast unmöglich gemacht ist. Die Bevölkerung scheidet sich zu annähernd gleichen Theilen in eine französische und eine germanische Hälfte. Wer zu der einen spricht, bleibt der andern unverständlich. Jene, zu der fast die Gesammtheit der gebildeten Classen gehört, steht gänzlich unter dem Banne des glänzenden Mittelpunktes alles französischen Wesens — Paris. Nur was in Paris gefallen hat, nur was in Paris von der öffentlichen Meinung angenommen worden ist, kann auf die Anerkennung der französisch redenden Belgier rechnen. Diese furchtbar überlegene Concurrenz drückt die belgischen Schriftsteller französischer Zunge nieder. Die vlamisch Schreibenden sind in dieser Beziehung besser daran: sie haben ihr besonderes, eigenes Publicum, das ihnen Niemand streitig macht; sie können selbständiger, nationaler sein. Aber freilich besteht dieses Publicum fast ausschließlich aus Bauern und dem niederen Bürgerstande.

Bei diesen besonderen Schwierigkeiten, die in keinem andern Lande Europa's sich wiederfinden, ist es um so rühmlicher und wie eine Verheißung besserer Tage, daß die Zahl belgischer Autoren dennoch von Jahr zu Jahr wächst und Tüchtigeres und Eigenartigeres leistet. Der Ruf nach gemeinsamer nationaler Literatur wird immer lebhafter und mit zunehmendem Erfolge erhoben. Wer diese in Deutschland noch nicht genügend bekannte und gewürdigte Bewegung verfolgen will, der findet einen trefflichen und zuverlässigen Führer in Charles Potvin's oben genanntem Buch. Der Verfasser, den Lesern der „Deutschen Rundschau“ längst kein Unbekannter mehr, ist vorzüglich geeignet, ein Bild der literarischen Entwickelung seines Landes in den fünfzig Jahren der Unabhängigkeit zu entrollen. Selbst ein Schriftsteller und Dichter von Geist, tiefem Gefühl und fesselnder Darstellungsgabe, seit vier Decennien literarisch thätig, hat er alle Phasen derselben mit erlebt, mit durchdacht und mit empfunden. Als belgischer Autor hegt er auf das Lebendigste den Wunsch, ein wahrhaft volksthümliches belgisches Schriftthum entstehen zu sehen, zugleich den literarischen Ruf seines Vaterlandes zu heben, im In- und Auslande fest zu begründen. Er erkennt auch sehr wohl die Schwierigkeiten, die sich einer jeden zeitgenössischen Literaturgeschichte entgegen stellen. Im Großen und Ganzen muß man zugeben, daß Potvin das Richtige getroffen hat. Er zeigt ein rühmenswerthes Streben nach Unparteilichkeit, den Wunsch, einen Jeden, Freund oder Feind, mit gleichem Maße zu bedenken. Er, der entschieden Liberale, der enthusiastische Demokrat, beurtheilt mit Billigkeit auch die politischen Widersacher, die Vorkämpfer des Ultramontanismus, wie de Gerlache und Kervyn de Lettenhove. Noch schwieriger war es, die persönlichen Abneigungen zu überwinden, wie sie bei langer schriftstellerischer Laufbahn unvermeidlich sind; nur selten, wie bei der Besprechung L. Hymans', treten dieselben hervor. Die Freunde des Verfassers können sich nirgends einer Bevorzugung rühmen. Er hat sich selbst

ein neues Hinderniß geschaffen, indem er außer der eigentlichen schönen Literatur auch die Werke historischen, philosophischen, juristischen, nationalökonomischen Inhalts in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Nun soll keineswegs geleugnet werden, daß er die ersteren sachverständiger, gründlicher und mit größerer Vorliebe behandelt, als die letzteren. Aber auch bei diesen zeigt er, trotz einzelner Irrthümer im Detail, eine lobenswerthe Unparteilichkeit und den richtigen Blick des wahrhaften Schriftstellers. Es haben sich gegen seine Schätzung wohl einige Reclamationen gekränkter Eitelkeit erhoben, aber im Ganzen hat er von den verschiedensten Seiten Zustimmung und Beifall gefunden — für den Darsteller zeitgenössischer Vorgänge gewiß kein kleiner Erfolg! Was wir an ihm, dem Wallonen aus Mons, noch besonders rühmend hervorheben möchten, ist die Sympathie, die er der vlamischen Bewegung entgegenbringt unter der einzigen, und, wie uns scheint, gewiß gerechtfertigten Bedingung, daß dieselbe nicht bis zur Zerreißung und Auflösung des belgischen Staats- und Volksthums gehe.

Nur einen Vorwurf möchten wir dem Verfasser machen: er hat zu sehr nach Vollständigkeit gestrebt. Eine große Anzahl Schriftsteller vierten und fünften Ranges, deren Leben und Arbeiten er mit großer Gewissenhaftigkeit darstellt, hätte ohne Schaden übergangen werden können. Zumal für den Ausländer hätte dadurch das Werk, das zu sehr ein Nachschlagebuch geworden ist, entschieden an Interesse gewonnen. Zum Glück wird dieser Fehler zum großen Theil durch den lebhaften Stil, den anziehenden und fesselnden Ton der Darstellung wieder gut gemacht.

Noch einen andern Einwand hätten wir zu erheben. Herr Potvin sucht zu beweisen, daß die Belgier ihre Rolle als neutrales Volk auch in geistiger Beziehung ernst genommen und als Vermittler zwischen Franzosen, Deutschen, Engländern gedient hätten. Das ist bis zu einer gewissen Grenze wahr in Betreff der wissenschaftlichen Literatur. Zumal die Leistungen Deutschlands auf diesem Gebiete erfreuen sich wachsender Anerkennung in Belgien, und zahlreiche Uebersetzungen legen davon Zeugniß ab. Indeß, was die socialen und politischen Zustände Deutschlands angeht, so sind sie in Belgien nicht viel bekannter, als diejenigen Lapplands, während man in und mit Frankreich lebt, als wäre Belgien eine Provinz der Republik. Der Verfasser spricht mehrfach von den Gefahren der Teutomanie für sein Land! Wenn letztere vorhanden ist, so lebt sie doch sicherlich nur in einem sehr kleinen Kreise, dessen Mitglieder man an den Fingern abzählen könnte. Wie viel größer sind, in der ungeheuren Mehrheit des belgischen Publicums, die Gefahren der Gallomanie, welche die unabhängige Existenz des Landes selbst bedroht. Zeigt doch die officielle Statistik, daß sogar auf der vlamischen Bühne der Hauptstadt 1860/61 nur sechs Uebersetzungen deutscher, dagegen 114 französischer Stücke gespielt worden sind!

Der Idealismus Potvin's verleitet ihn zu einer allzu rosigen Anschauung der literarischen Zustände Belgiens: „Für alle unsere Schriftsteller“ — sagt er S. 444 f. — „die sich als ihrem Lande zugehörig fühlen, verschmelzen sich unsere beiden Literaturen in dem Geiste der modernen Familie und der Demokratie, in dem Gefühl der gemeinsamen politischen und moralischen Geschichte unserer Provinzen, im gleichen Widerstande gegen fremde Beeinflussung, in der Annäherung an Holland, in einem aufgeklärten Kosmopolitismus, der uns an dem Genius sowohl der nördlichen, wie der südlichen Völker Antheil gibt, uns mit ihnen in Verbindung setzt und anfängt, uns bei ihnen Bürgerrecht zu erwerben.“ — Wir fürchten, daß von diesem Ideal die belgische Literatur noch weit entfernt ist. Allein das Werk Potvin's, in versöhnlichem Sinne, mit Gerechtigkeit und Theilnahme für alles Gute und Schöne, in welchem Gewande es auch erscheine, aufgefaßt und gearbeitet, ist jedenfalls ein bedeutender und rühmlicher Schritt auf diesem Wege. M. Philippson.

εν. **Die Politik Friedrich Wilhelm IV.** von Hermann Wagener, Wirklichem Geheimen Ober-Regierungsrathe. Berlin, R. Pohl. 1883.

Wir gehören keineswegs zu Denjenigen, die das herrschende ungünstige Urtheil über König Friedrich Wilhelm IV., sein Regiment im Innern und seine Politik nach Außen als endgiltig und unantastbar ansehen, und wir heißen gern ein jedes Buch willkommen, welches uns zuverlässige Mittheilungen über die eigenartige Persönlichkeit des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren" darbietet. Allein wir glauben nicht, daß die obige Schrift des Herrn Geheimrath Wagener von irgend Jemand als eine ernsthafte Geschichtsquelle betrachtet werde oder vollends irgend einen Gegner des Königs belehren wird. Ebenso anspruchsvoll als inhaltsleer gibt die Schrift nichts als eine maßlose Verherrlichung Friedrich Wilhelm IV., dessen Regierung nach der Ansicht des Verfassers seinem ruhmvollen Nachfolger den Weg in derselben Weise geebnet haben soll, wie einst Friedrich Wilhelm I. seinem großen Sohne. In ziemlich oberflächlicher Weise bespricht Wagener die innere und die auswärtige Politik des Königs, wobei nur die Geschichte des Herrenhauses mit einiger Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt wird, druckt bogenlange Auszüge aus Leichenpredigten ab, und gelangt so schließlich zu dem Ergebniß, daß wir die gegenwärtige Machtstellung Deutschlands nur der Politik Friedrich Wilhelm IV. verdanken und daß allein die Rückkehr zu „seinen Grundgedanken und Principien" eine „gesunde innere Politik" verbürgen könne. „Ohne Olmütz kein einiges mächtiges Deutschland," ruft er aus, — gewiß, wie wir ja ohne Jena auch keine Freiheitskriege hätten. Indessen, man würde sich diese Anschauungen, so paradox sie sind, gleichwohl gefallen lassen, wenn der Verfasser wenigstens einmal einen Versuch zur Begründung derselben machte. Es ist wahr, er bezieht sich zuweilen auf einen Briefwechsel des Königs mit dem Freiherrn Senfft von Pilsach auf Gremenz, dem er seine Ansichten entnommen habe und den er nur nicht zu veröffentlichen berechtigt sei. Sonst aber diente ihm statt des Beweises die Behauptung, statt der Geschichtserzählung die Anekdote. Er hat dabei freilich wohl das Gefühl gehabt, daß Geschichtsforscher und Kritiker, mißtrauisch wie sie einmal sind, damit nicht zufrieden sein und Thatsachen, Beweise, Actenstücke verlangen würden. Alles vergeblich! Der Herr Verfasser gibt nichts auf Actenstücke; er weiß, was „hinter den Coulissen" vorgegangen ist, und das genügt ihm. „Die gangbare Darstellung der Stellung Preußens zum Krimkriege," sagt er, „ist ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, wie wenig zuverlässig die lediglich auf officiellen Urkunden fußende Geschichtsschreibung ist, da hier wie überall die Hauptsache hinter den Coulissen spielte. Die Leute, welche die Geschichte machen, schreiben sie nicht und die, welche sie schreiben, kennen sie nicht." Herr W. hat dabei erstens vergessen anzugeben, welche Darstellungen er meint; denn unseres Wissens gibt es bisher in Preußen überhaupt noch keine „auf officiellen Urkunden fußende Darstellung" des Krimkrieges. Er hat ferner vergessen, daß „die, welche Geschichte machen", auch nicht selten Geschichte schreiben, mit welcher „Zuverlässigkeit", darüber kann sich Herr W. bei einem Blick etwa in die Memoiren Napoleon I. unterrichten.

Wie aber der Inhalt unseres Buches dürftig ist und in keiner Weise die Erwartungen befriedigt, die der Name des Verfassers erweckt, so ist auch die Form vernachlässigt, der Ausdruck ungeschickt, der Stil holperig und selbst nicht frei von Fehlern, die an die Schule erinnern. Ich begnüge mich zum Beweise hier die stilistischen Merkwürdigkeiten zu wiederholen, die ich mir auf der einen Seite 53 angestrichen habe. Da liest man von der „Zustandekunft" einer Verfassung, von einer „Aufforderung des Ministeriums" (statt an das Ministerium) und stolpert endlich über folgenden Satz: „Demokratische Zusammenkünfte hinderten nicht die Zustandekunft der Neuwahlen, für welche sich die Demokratie der Theilnahme enthielt."

Möge Herr Wagener doch noch die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Briefwechsels Friedrich Wilhelm IV. mit dem Freiherrn Senfft von Pilsach erlangen; dann soll ihm sein schlechtes Buch gern verziehen werden.

ν. **Dorothea v. Schlegel** geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Zwei Bände. Mainz, Franz Kirchheim. 1881.

Höchst merkwürdige Documente großentheils aus dem Leben einer Frau, welche durch ihre eigene Persönlichkeit, durch ihren zweiten Mann Friedrich Schlegel und durch ihre Söhne aus erster Ehe mit der Sitten-, Literatur- und Kunstgeschichte Deutschlands in hervorragender Weise zusammenhängt. Das Buch führt uns in Briefen und Tagebuchblättern vom Jahre 1788 bis in's Jahr 1817. Den reichen Inhalt desselben hier auch nur annähernd zu charakterisiren ist unmöglich. Man wird des Erfreulichen wie des Unerfreulichen viel finden: Alles aber ist lehrreich und Beitrag zur Erkenntniß einer Epoche, in welcher der Grund zu unserem heutigen Wesen gelegt wurde. Ein Curiosum greifen wir heraus (Bd. 2, S. 140)! Dorothea hat eben den zweiten Band von Goethe's Dichtung und Wahrheit gelesen und schreibt darüber an ihren Schwager Wilhelm Schlegel: sie findet in diesem zweiten Theil mehr Reichthümer als in dem ersten; es will ihr aber doch nicht klar werden, „woher denn nur der ausgezeichnete Mann, der Dichter seines Volkes daraus hat entstehen können." „Am Ende glaube ich doch," fährt sie fort „daß er diese ganze Form bloß braucht, um manches zu sagen, was ihm zu sagen bequem ist: das Beste aber verschweigt er dennoch. Aus dieser meistens läppischen Geschichte kann ich mir seine Entstehung nicht zusammensetzen." Auch in einem Heft von Goethe's „Kunst und Alterthum" findet sie „plattes affektirtes Gewäsch." Der Herausgeber citirt bei dieser Gelegenheit mit besonderem Behagen ein mißgünstiges Urtheil von Gervinus über Goethe's Zeitschrift „Kunst und Alterthum", das übrigens, wenn man es im Zusammenhange liest, keineswegs so mißgünstig klingt, wie es sich ohne diesen Zusammenhang darstellt. Und

welchen Sinn hat es überhaupt, wenn an einer Stelle die allbekannte Zeitschrift erwähnt wird, diese Gelegenheit für ein solches Citat zu benutzen! Der Herr Herausgeber muß es ja sehr dringend haben, Goethe etwas am Zeuge zu flicken! Nun Goethe kann es gleichgültig sein. Der Herausgeber rächt ihn übrigens gleich in der nächsten Anmerkung an sich selbst durch die naive Notiz, der von Dorothea besprochene Artikel sei „von W. K. F." unterzeichnet: dieses ominöse „von" verräth, daß derjenige, der es schrieb, nicht wußte, was „W. K. F." zu bedeuten habe und wer darunter zu verstehen sei. — Dorothea und Caroline waren im Leben Rivalinnen. Es wäre wohl hübsch, sie auch nach dem Tode dazu machen zu können. Aber angesichts der nun vorliegenden Lebensäußerungen hört wohl jede Rivalität auf. Dorothea zieht bei weitem den Kürzeren, aber sie verdient im höchsten Grade unser Mitleid, wäre es auch nur um des Martyriums willen, das schon darin liegt, die Frau eines Mannes wie Friedrich Schlegel gewesen zu sein.

ϱ. **Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert.** Von W. E. H. Lecky. Mit Genehmigung des Verf. nach dem engl. Original übersetzt von Ferdinand Löwe. Dritter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1882.

Der vorliegende Band des bedeutenden Werkes, dessen beide vorhergehende Bände wir s. Z. angezeigt haben, setzt mit der Thronbesteigung Georg's III. ein, umfaßt die Ministerien Grenville, Rockingham, Chatham und erzählt die Geschichte des Krieges gegen die amerikanischen Colonien bis zu deren Unabhängigkeitserklärung. Innerhalb dieser sechzehn ersten Regierungsjahre Georg's III. fallen die Wilkes'schen Streitigkeiten, erscheinen die Juniusbriefe, erhebt sich zuerst die gewaltige Gestalt Burke's — es ist die Zeit der heftigsten inneren Kämpfe gegen die persönliche Einmischung des Königs in die Politik, um Parlamentsreform und Freiheit der Presse. Der Verfasser glänzt nicht durch seinen Vortrag, welcher vielmehr etwas Geschäftsmäßiges hat, dafür aber auch den Eindruck der unbedingten Zuverlässigkeit macht. Es ist durchaus eine matter-of-fact-Darstellung, aber ausgezeichnet durch die vornehmste Tugend des Historikers: das Streben nach Unparteilichkeit, von welchem namentlich die Relation über den amerikanischen Secessionskrieg ein gutes Beispiel gibt. Lecky's Reichthum an, zum Theil neuem, Material erwies sich als so groß, daß wir statt der verheißenen vier Bände deren fünf erhalten werden; das Erscheinen des vierten Bandes in der deutschen Uebersetzung steht bevor.

ϱ. **Die Entstehung des modernen Frankreich.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882.

Dieser Band behandelt die Vorgänge der Jahre 1790—1793, das was Taine „die Eroberung Frankreichs durch die Jakobiner" nennt. Seine Auffassung der großen französischen Revolution hat sowohl in Frankreich als auch in Deutschland harten Tadel erfahren, und mit Recht. Denn die Corruption und Unhaltbarkeit der Zustände vor der Revolution in vernichtender Weise darstellen, wie Taine dies in seinem ersten Bande gethan, und alsdann im zweiten gegen die Revolution das Anathema schleudern: das ist eine Inconsequenz, deren man sich bei dem berühmten Positivisten nicht versah und die er in dem Vorworte des vorliegenden Bandes auch nur sehr ungenügend zu motiviren vermag. „Ich bedauere vorauszusehen," heißt es daselbst, „daß dieses Werk vielen meiner Landsleute mißfallen wird. Zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, daß ich nicht, gleich ihnen, so glücklich bin, politische Principien zu besitzen. Sie erfreuen sich solcher und bedienen sich ihrer bei Beurtheilung der Vergangenheit. Ich hatte keine und unternahm es, dieses Buch zu schreiben, um welche zu finden." Politische Principien nicht zu besitzen ist für einen Historiker eine zweifelhafte Tugend; aber wir begreifen vollkommen, daß Herr Katscher (in der Vorrede zu des zweiten Bandes erster Abtheilung) sie unbezweifelt als solche angesehen wissen will. Denn das Geschäft des Uebersetzers ist, zu übersetzen und nicht zu kritisiren. Weniger verständlich erscheint uns, daß er (in der Vorrede zur zweiten Abtheilung) seinem Autor den Vorwurf nicht ersparen kann, wieder in seinen alten, „von uns zu verschiedenen Malen betonten Fehler" des allzuumständlichen Details verfallen zu sein. Denn wenn es Etwas in dem so vielfach angefochtenen Werke Taine's gibt, was Freunde wie Gegner desselben mit ungetheilter Bewunderung anerkennen, so ist es eben die Fülle des neuen mit unsäglicher Mühe zusammengebrachten Materials, für welches man, auch wo es Herrn Katscher „klein und geringfügig" erscheinen mag, dem berühmten Forscher nicht dankbar genug sein kann. Auch können wir es nicht billigen, daß der Uebersetzer die Quellennachweise zum größten Theil fortgelassen hat; das Quellen-Verzeichniß vermag sie nicht zu ersetzen. Wir sehen den beiden noch ausstehenden Bänden mit der lebhaftesten Spannung entgegen; aber man gebe sie uns, wie Taine sie geschrieben, und nicht wie Herr Katscher sie „bearbeitet".

oβ. **Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts** in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Fünfter Band. Leipzig, Veit & Co. 1883.

Unmittelbar auf den ersten Band seines großen Werkes hat Brandes den fünften folgen lassen, welcher mit jenem im Engsten zusammenhängt. Die französische Emigrantenliteratur, die „Romantik in der Romantik" gelangte dort zur Darstellung, hier haben wir es mit der französischen Romantik selbst zu thun, die alles das erfüllte, was von jenen Vorläufern angelegt war; und in glänzenden Bildern entrollt Brandes das Leben und das Dichten jener genialen Generation von 1830, welche für die moderne und modernste Literatur in allen Ländern zu so entscheidender Bedeutung geworden ist. Victor Hugo und Musset, George Sand und Balzac, Beyle und Mérimée, Gautier und Sainte-Beuve ziehen in scharf getroffenen Profilzeichnungen an uns vorüber, und alle die Vorzüge, welche dem Verfasser zugehören und welche unsere Leser an

ihm schätzen (sind doch einige dieser Essays, wie jene über Balzac und Merimée, in dieser Zeitschrift zuerst erschienen), — sie bewährt er auch hier in reichlichem Maße. Mit wie feinem und eindringendem Spürsinn Brandes den großen geistigen Strömungen nachgeht, wie er in lebendigster Entwickelung und mit der Beredsamkeit und den schlagenden Bildern eines Dichters das Erforschte in Darstellung umzusetzen weiß, haben wir bei Erscheinen des ersten Bandes ausgesprochen (Deutsche Rundschau, Bd. XXX, S. 145—147, 1882) und können es hier nur wiederholen; und auch, daß für unsern individuellen Standpunkt über dem culturhistorischen Moment das ästhetische gar zu oft vernachlässigt wird — auch diese kleine reservatio mentalis wiederholen wir hier.

β.ϱ. **Der menschliche Wille** vom Standpunkte der neueren Entwickelungstheorien (des Darwinismus) von G. H. Schneider, Verfasser des Werkes „Der thierische Wille." Berlin, Ferd. Dümmler. 1882.

Im Verlauf des etwas breit angelegten Buches steigert sich das Interesse. Verf., der auch hier sich mit modernen Fragen abgibt und moderne Antworten sucht, behandelt das physiologisch-psychologische Capitel vom menschlichen Willen, so daß er versucht, die einfachsten und ursprünglichsten Willensäußerungen darzustellen und abzuleiten und von ihnen zu verwickelteren überzugehen. Dabei streift er schließlich den Gedanken einer Darwinistischen Ethik. Bei seinen Ausführungen spielen naturgemäß Principien wie Vererbung und Anpassung eine bedeutende Rolle. Wir glauben die Arbeit dem Leser empfehlen zu können, zumal der Verfasser sich mit der einschlägigen Literatur wohl vertraut zeigt und seine oft ansprechenden Betrachtungen an die Arbeiten von Wilhelm Wundt anknüpft.

ϱ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Jahres-Supplement 1882—1883. Bibliographisches Institut. Leipzig. 1883.

Immer mehr gestalten sich diese Supplemente, von welchen wir bereits drei Bände besitzen, zu werthvollen Jahrbüchern, in welchen alle Zweige des öffentlichen Lebens, der Literatur, Kunst und Wissenschaft, gleichmäßig berücksichtigt und in competenter Weise behandelt sind. Der vorliegende vierte Band schließt sich seinen Vorgängern würdig an. Wer sich über irgend ein wichtiges Ereigniß der letzten zwölf Monate, über irgend eine bedeutende Frage, oder irgend eine neue Persönlichkeit, welche während dieses Zeitraums Aufmerksamkeit erregt hat, sich rasch und zuverlässig orientiren will, der greife zu diesem Bande. Reich illustrirt, mit Karten und Plänen versehen, darf er über den nächsten Zweck, dem Hauptwerk als Supplement zu dienen, auch den Anspruch auf selbständige Bedeutung erheben.

ϱ. **Manuel Venegas.** Von Pedro A. de Alarcon. Uebersetzt und eingeleitet von F. Eyßenhardt. Stuttgart, W. Spemann. 1883.

Eine recht lesbare Uebersetzung aus dem Spanischen des Alarcon — das Original hat den Titel „El niño de la bola" (der Knabe mit der Weltkugel) und wir sehen eigentlich keinen Grund, warum er nicht beibehalten worden; ein Buch, in dem viel edle Ritterlichkeit und schönes Pathos, noch aus Spaniens bester Zeit ist. Die Handlung, innerlich reich modulirt, bewegt sich dennoch mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit — die trefflich charakterisirten Figuren ergehen sich in umständlichen Reden, die der nationalen Grandezza wohl angemessen sind, aber auch den raschen Fortschritt der Geschichte, wo man ihn wünschen möchte, manchmal hemmen; ebenso wie der Stil oft für unseren Geschmack zu stark colorirt ist. Der Schauplatz ist die Sierra und die kleine Stadt, die Hauptstadt einer „der am Weitesten zurückgebliebenen Provinzen", wo spanisch noch den Gegensatz zum allgemein Europäischen bedeutet, mit einer Beimischung des maurisch-afrikanischen, das in der Gereiztheit sich zum furchtbar Wilden steigert, wie bei Othello. Doch ist Eifersucht nicht das Motiv dieses Romans; geschildert wird vielmehr jener in der spanischen Natur so tief begründete Kampf des Stolzes und ungestümen Willens gegen die von der Kirche gepredigte Demuth; das Lieblingsthema der alten spanischen Romanzen, wie Herder, der Verdeutscher des Cid, es anklingen läßt, „tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang". Das Merkwürdige dieses Romanes ist nun, daß er den Einfluß des modernen Gedankens auf die spanische Dichtung zeigt: schon meint man, bis zu den letzten Seiten, der Katholicismus habe gesiegt — denn unter dieser Form allein kannte der Spanier bisher das Sittengesetz; da tritt der Umschwung ein, der gebrochene Held, der Freidenker, richtet sich noch einmal auf mit der Majestät des zum Tod getroffenen Löwen, und zerreißt wie Spinnengewebe die künstlich um ihn gelegten Bande. Die Schlußscene des Romans ist das Ueberraschendste, was man sich denken kann. Die Liebenden, welche durch ein grausames Verhängniß und dann durch die Satzungen der Kirche getrennt, zuvor „niemals ein Wort mit einander gewechselt hatten", umarmen einander vor den Augen alles Volks und sterben in der Umarmung. Es ist ein meisterhaftes kleines Werk und man kann der gut geleiteten „Collection Spemann" dankbar dafür sein, daß sie uns mit demselben bekannt gemacht hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Albert.** — Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in fünf Acten von M. Albert. Leipzig, Otto Wigand. 1883.

**Baumbach.** — Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Drittes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

**Becker.** — Der deutsche Stil von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Aufl. Lfg. 3/7. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

**Belart.** — Lebenstragödie eines müden Mannes. Von Hans Belart. Zürich, Verlags-Magazin. 1883.

**Benham.** Katharine und Craufurd Tait, Gattin und Sohn von Archibald Campbell Erzbischof von Canterbury. Zwei Lebensbilder, im Auftrage des Erzbischofs herausgegeben von Rev. W. Benham. Frei nach dem Englischen von M. Heusler. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1883.

**Berkow.** — Wintersonne. Historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Karl Berkow. 2 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

**Beyer.** — Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von Dr. C. Beyer. Dritter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandl. 1883.

**Bismarck nach dem Kriege.** Ein Charakter- und Zeitbild. Von ***. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 1883.

**Boldt.** — Die agrarischen Fragen der Gegenwart nebst Vorschlägen für die Preußische Agrarpolitik. Von Otto Boldt, Landrath a. D. Berlin, Walther & Apolant. 1883.

**Braun.** — Ohne Stern. Roman von J. S. Braun. 2 Bde. Brieg, Commiss.-Verlag von Adolf Bänder. 1883.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Text. Heft 72—76. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

**Broglie.** — Friedrich II. und Maria Theresia nach neuen archivalischen Quellen 1740—1742. Vom Herzoge von Broglie, Mitglied der französischen Akademie. Autorisirte deutsche Uebersetzung, mit Anmerkungen, Berichtigungen und einem Nachwort von Oscar Schwebel. Minden i/W., J. C. C. Brun's Verlag. 1883.

**Das Russland in Gegenwart und Zukunft.** Politische und nationalökonomische Skizzen, gesammelt während meines langjährigen Aufenthaltes und auf vielen Reisen in dem grossen Reich von H. N . . . . . . er. Leipzig, Franz Duncker. 1883.

**Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts,** in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 8. Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. Zweite Hälfte, nebst Einleitung und Personalregister. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

**Die Unzulänglichkeit des Thierschutzes im Reichs-Strafgesetzbuche.** Ein dringlicher Mahnruf an die deutschen Thierschutzvereine. Leipzig, Rößling'sche Buchhandlung (Gustav Wolf). 1883.

**Die Bayrische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung, Nürnberg 1882.** Bericht. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Mit Abbildungen und einem Plan. Nürnberg, 1883.

**Eichhorn.** Alles oder Nichts. Lustspiel in fünf Acten von Mathilde Eichhorn. Baden-Baden. Emil Sommermeyer.

**Ein schöner Schmuck für Haus und Heim.** Bericht der Anstalt für Glas-Malerei von Paul Gerhard Heinersdorff. Berlin.

**Elektro-technische Bibliothek.** Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Standpunkte der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. Lfg. 1/18. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.

**Encyklopädie der Naturwissenschaften.** Herausgegeben von Prof. Dr. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein und Prof. Dr. v. Zech. II. Abthlg. 14 Lfg. III. Abthlg. 33 Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1883.

**Grove.** — A Dictionary of music and musicians (A. D. 1450—1883). By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by Sir George Grove, D. C. L. In four volumes. Vol. III. London, Macmillan and Co. 1883.

**Hauer.** — Lutherhymnus. Für gemischten Chor von Carl Hauer. Berlin, Verlag des Componisten.

**Heimgarten.** — Eine Monatsschrift gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VII. Jhrg. 11. Hft. Graz, Verlag „Leykam". 1883.

**Hellwald.** — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearbeitete Aufl. 3. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

**Hofmann.** — Chemische Erinnerungen aus der Berliner Vergangenheit. Zwei akademische Vorträge von Aug. Wilh. Hofmann. Berlin, Aug. Hirschwald. 1883.

**Human.** — Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten von R. A. Human, Dr. jur. et phil. I. Theil. Mit Abbildung des Porträts des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1883.

**Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.** Unter besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte in zweiter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Otto Kaemmel, Dr. E. Lammert, Prof. J. G. Vogt, Gymn.-Director Dr. B. Volz etc. Mit etwa 2000 Text-Abbildungen, 40—50 Tontafeln, Karten etc. Lfg. 101—128. Leipzig u. Berlin, Verlag von Otto Spamer. 1883.

**Johann Heinrich von Thünen.** Ein Forscherleben. 2. Auflage. Mit dem Portrait von Thünen's nach einem Gemälde von Ternite. Festausgabe zum 100jährigen Geburtstage von Thünens. Rostock und Ludwigslust. Karl Hinstorff.

**Kosakante.** — Lieder des Leides. Neue Folge von K. L. W. Kosakante. Berlin, Kamley'sche Buchhandlung. 1883.

**König.** — Das goldene Kreuz. Roman von Ewald August König. 2 Bde. Berlin, Otto Janke. 1884.

**Köstlin.** Martin Luther, der deutsche Reformator. Von Julius Köstlin. Festschrift zur Feier des 400jährig. Geburtstages Martin Luther's, 10. November 1883. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen mit dem Bilde Luther's. Halle a/S., Otto Hendel. 1883.

**Lerchenfeld.** — Die bayrische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse. Von Max Freiherrn von Lerchenfeld. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1883.

**Leroy-Beaulieu.** — L'empire des tsars et les Russes. Par Anastole Leroy-Beaulieu. Tome II. Les institutions. Paris, Hachette & Comp. 1882.

**Mallot.** — Cara. Roman von Hector Mallot. Aus dem Französischen. Basel, M. Bernheim. 1883.

**Marquardt.** — Das deutsche Volk in seiner geschichtlichen und culturgeschichtlichen Entwickelung. Für Haus und Schule von Ludwig Marquardt. 1. Lfg. Berlin, Oscar Parisius. 1883.

**Märzroth.** — Weltlust. Historische Schwänke und Lieder eines heiteren Vaganten. Von Dr. Märzroth. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

**Molkenboer.** — Geschichtsunterricht in Volksschulen und Soldatenwesen. Aphorismen. Erziehern (zur gütigen Erwägung einer kräftigeren Zusammenwirkung) vorgelegt v. Herm. Molkenboer. Leipzig. Oswald Mutze. 1883.

**Nohl.** — Richard Wagner's Bedeutung für die nationale Kunst von Ludwig Nohl. Wien & Teschen, Karl Prochaska. 1883.

**Officieller Führer durch die allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens Berlin 1882/83.** Herausgegeben im Auftrage des Ausschusses. Zweite umgearb. Ausgabe. Berlin, Max Pasch. 1883.

**Otto.** — Zwei geistliche Kurfürsten aus dem 16. Jahrhundert. Historische Erzählungen von Louise Otto. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Otto.** — Nürnberg. Culturhistorischer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Louise Otto. Dritte Ausgabe. 3 Bde. Norden & Leipzig, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Otto.** — Die Aebtissin von Lindau und andere Novellen. Historische Erzählungen von Louise Otto. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1883.

**Riffert.** — Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Dr. Julius Riffert. Vierter Band: Ludwig Börne. Altenburg, Oscar Bonde.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.